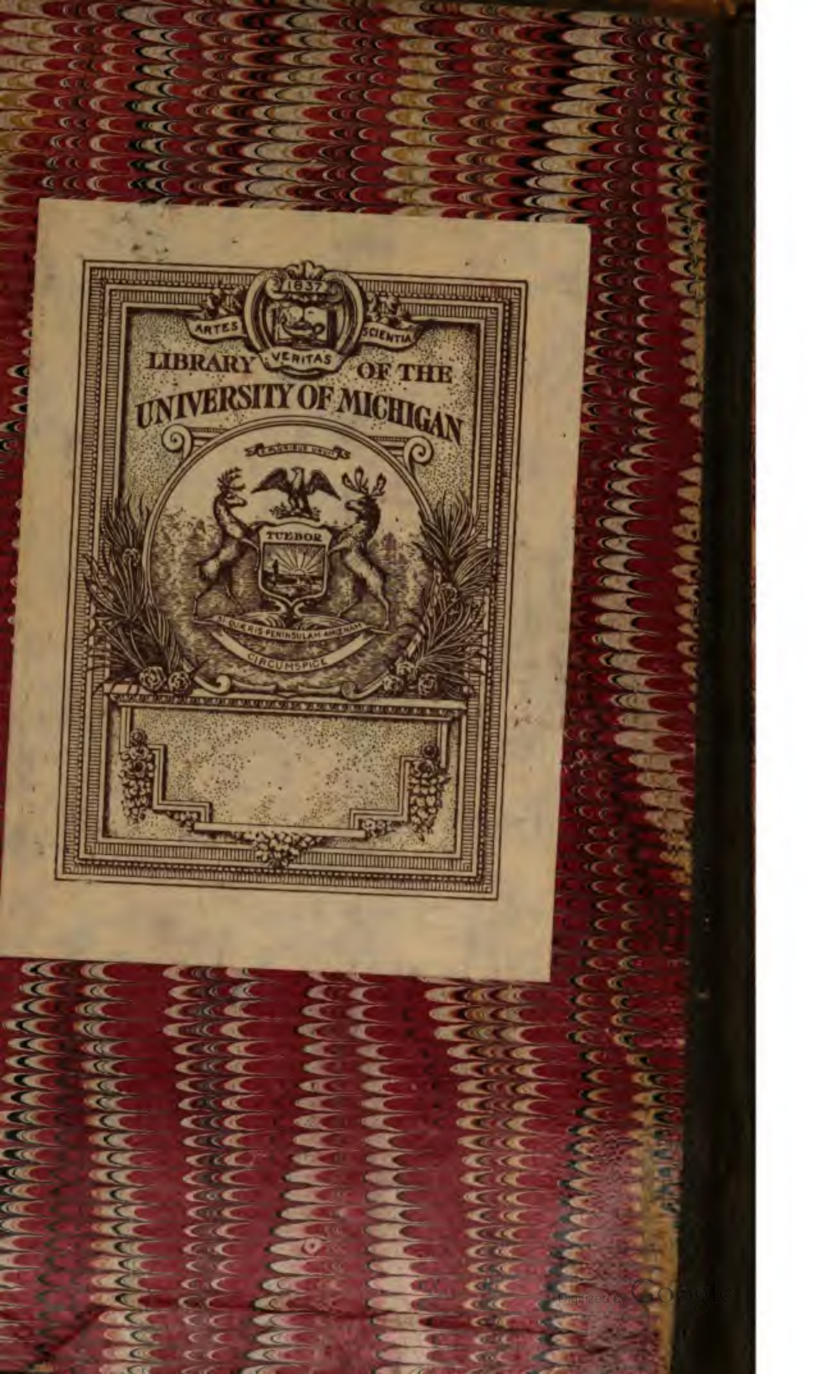
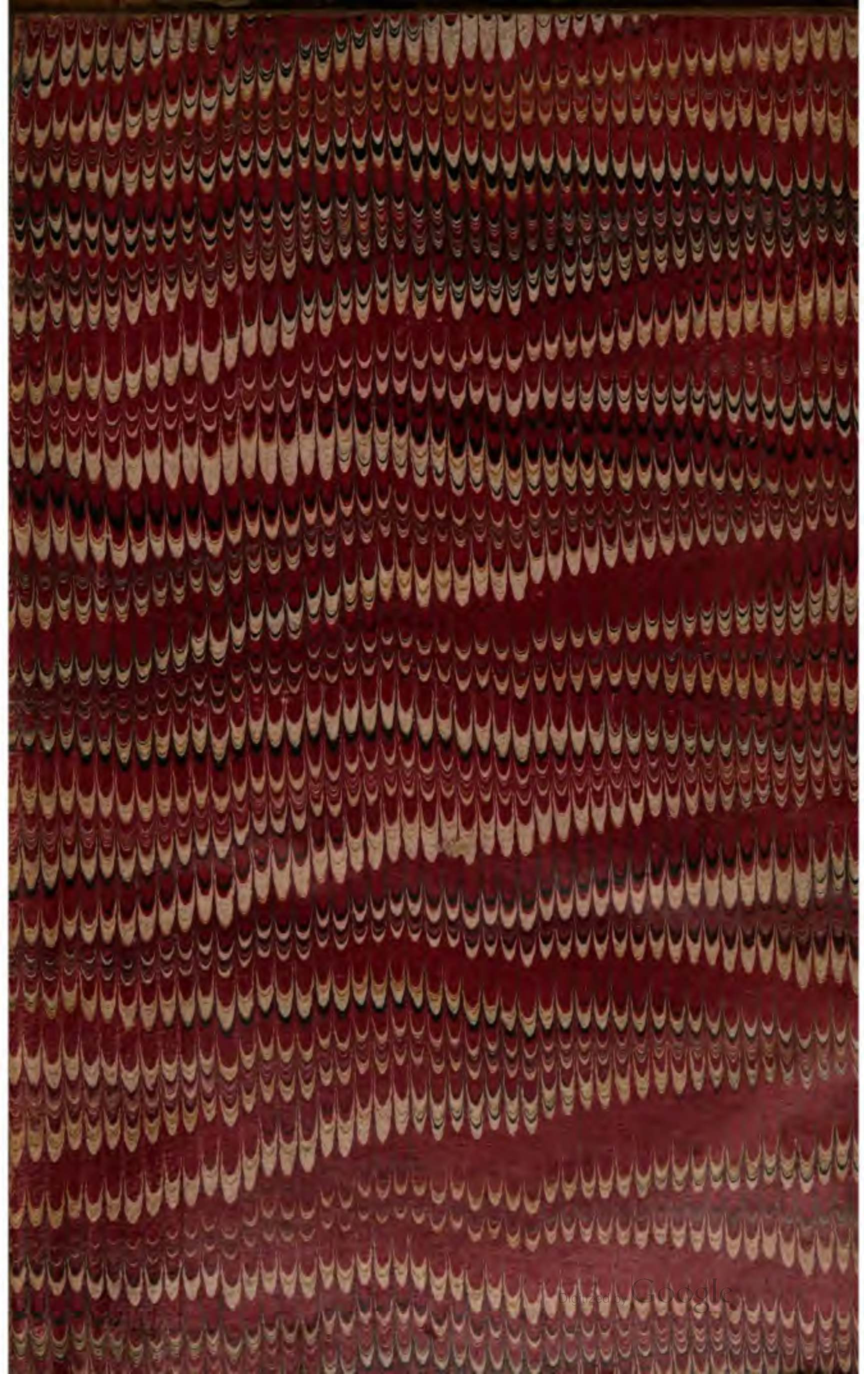

1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE



468

Elisha Jones 838

Leipsic, July 5, 1874 F9v

Die verlorene Handschrift.

Roman in fünf Büchern

von

Gustav Freytag.

Fünfte Auflage.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1869.

Drittes Buch.

1.

Die Buttermaschine.

Im großen Saale der Universität war ein gewähltes Publikum versammelt, Würdenträger der Regierung und Stadt, Männer der Wissenschaft, hinter ihnen die Studenten, welche ab- und zuströmend die Thür des großen Portals in Bewegung erhielten. Oben aber auf der Gallerie saßen die Frauen der Professoren, in der Mitte der ersten Reihe Ilse mit Laura auf dem Ehrenplatz. Heut war für Ilse ein großer Tag, denn der Glanz der höchsten academischen Würde sank auf das Haupt ihres Gatten. Felix Werner war zum Rector Magnificus gewählt und sollte hier sein Amt antreten.

In langem Zuge schritten die Lehrer der Universität in den Saal, vor ihnen die Pedelle in alterthümlicher Amtstracht, große Scepter in der Hand; die Herren selbst nach den Facultäten geordnet. Die Theologie begann den Zug und die Philosophie schloß den Reigen, diese an Zahl der Männer und Bedeutung die stärkste Abtheilung, alle zusammen aber bildeten eine stattliche Genossenschaft, neben einzelnen Nullen gingen hochberühmte Herren, auf welche das Land stolz sein durfte, und es war eine Freude für Jedermann, so viel gelehrtes Wissen körperlich versammelt zu sehen. Nur die würdige Darstellung im Zuge gelang den großen Geistern nicht, sie hielten schlecht Reihe, mancher sah aus, als ob er mehr an seine Bücher denke, als an den Eindruck, welchen seine Gestalt dem Publikum machen sollte, einer hatte sich gar verspätet — er hieß Raschke — und kam sorglos und vertraulich grüßend

hinter den jüngsten Privatdocenten hergelaufen. Den Zug empfing ein lateinischer Gesang des academischen Sängerchors, nicht verständlich, aber festlich. Die Professoren ordneten sich auf ihren Sitzen, der bisherige Rector betrat ein hohes, mit Blumen verziertes Katheder, hielt zuerst eine gelehrte Rede über den Nutzen, welchen vor längerer Zeit das unruhige Volk der Araber der medicinischen Wissenschaft gebracht hat, und berichtete dann über die academischen Ereignisse des letzten Jahres. Der Vortrag war schön und Alles war sehr feierlich, die Ehrengäste der Stadt und Regierung saßen unbeweglich, die Professoren hörten ergeben zu, die Studenten knarrten nur wenig an der Thür, und wenn von dem gemalten Plafond der Aula zuweilen die Langeweile ihre großen Fledermausflügel gegen die Augen der Zuhörer herabbewegte, wie bei academischen Schaustellungen unvermeidlich ist: — Ilse merkte heut nichts davon. Als Magnificus den Vortrag beendet hatte, bat er mit einer zierlichen Handbewegung und den verbindlichsten Worten seinen Nachfolger, zu ihm auf die Erhöhung zu steigen. Ilse erröthete, als ihr Felix das Katheder betrat. Der Rector nahm sein Baret ab, die goldene Kette und den Mantel, der wie ein alter Fürstenmantel aussah, und Alles setzte und hing er um seinen Nachfolger mit warmen Wünschen und Aeußerungen der Hochachtung. Laura flüsterte ihrer Nachbarin zu: „Wenn unser Herr Professor ein Schwert an der Seite trüge, wäre er ganz wie ein Kurfürst auf den Bildern draußen;" und Ilse nickte freudig, es war genau ihre Ansicht. Jetzt aber trat Werner in Purpurmantel und Kette vor. Die Pedelle kreuzten ihre Scepter zu beiden Seiten des Katheders und der neue Rector hielt majestätisch eine Ansprache an Professoren und Studenten, worin er Günstiges erbat und gutes Regiment verhieß. Wieder begann der academische Chor ein lateinisches Triumphlied und der Zug der Universitätslehrer bewegte sich in das Nebenzimmer zurück, wo die Professoren ihren Rector händeschüttelnd umstanden und die Pedelle Purpurmantel

und Kette in Kästen packten, zur Schonung für spätere Zeiten. Auch Ilse empfing die Glückwünsche der Frauen und des Theetisches, welcher sich an der Gallerietreppe aufstellte und sie lustig mit „Magnificenz“ begrüßte.

Zu Haus fiel Ilse dem Gatten um den Hals und sagte ihm, wie stattlich er in seinem Ornate ausgesehen habe. „Was die Zigeunerin sprach,“ rief sie, „heut ist es erfüllt, heut trug der Mann, den ich liebe, den Fürstenhut, sei gegrüßt du mein Fürst und Herr.“

Für den Nachmittag dieses großen Tages war der Besuch des Erbprinzen angemeldet, Ilse sah noch einmal in die Winkel der blanken Wohnung, damit sie als Hausfrau keine Unehre erlebe, und ließ sich von dem Gatten über die Form unterrichten, in der man mit vornehmen Herren spricht. „Damit ich Bescheid weiß, wenn er sich auch um mich kümmert. Ich bin unruhig, Felix, denn es ist doch etwas Großes, den künftigen Herrn der Heimath kennen zu lernen.“

Mit dem Stundenschlag fuhr der Wagen vor, Gabriel in seinem besten Frack führte die Herren an das Zimmer des Rectors. Unterdeß ging Ilse erwartungsvoll in ihrer Stube auf und ab. Nicht lange und ihre Thür wurde geöffnet, zwei Herren traten, von dem Gatten geleitet, ihr entgegen. Da war der Prinz, eine zarte Gestalt unter Mittelgröße, schwarzes Haar, ein kleines Gesicht mit weichen Zügen, über den feinen Lippen ein dunkler Streif, welcher den beginnenden Bart andeutete, die Haltung etwas schlottrig und verlegen, so machte er den Eindruck eines zarten und schwächlichen Menschenkindes. Befangen trat er auf Ilse zu und sagte ihr so leise, daß sie kaum die Worte verstand, wie sehr er sich freue, in ihr eine Landsmännin zu begrüßen.

Ilse erhielt durch sein schüchternes Wesen ihren Muth zurück, und da sie in dem Anblick ihres jungen Prinzen ein wenig bewegt war, so begegnete ihr, daß sie ihm eine kleine Rede hielt: „Wir aus unserm Lande hängen an der Heimath,

und da ich jetzt Ew. Hoheit so nahe vor mir sehe, wage ich auch zu sagen, daß ich Ew. Hoheit sehr gut wieder erkenne. Sie waren noch ein ganz junger Herr, und ich war ein halbwüchsiges Mädchen, da sah ich Sie zuerst neben Ihrem Herrn Vater in der Residenz. Ew. Hoheit saßen auf einem sehr kleinen Pferde, während mein Vater und ich grüßten, stand das Pferd still und wollte nicht weiter gehen, Sie sahen mich freundlich an, ganz mit denselben Augen, wie jetzt. Ich hielt ein Paar Rosen in der Hand, und weil Sie unser junger Prinz waren, bot ich Ihnen die Rosen an. Aber Sie schüttelten den Kopf, und Sie konnten auch nichts nehmen, weil Sie den Zügel halten mußten, und ich glaube, Sie waren etwas ängstlich auf dem Pferde. Nur das Pferd fuhr mit seinem Kopfe nach den Blumen. Da kam ein Großer in Uniform herangeritten, faßte das Pferd, und wir traten zurück. Sie sehen, ich weiß noch Alles, denn für ein Mädchen vom Lande ist so etwas eine wichtige Erinnerung. — Aber erweisen Hoheit mir doch die Ehre Platz zu nehmen."

Der Begleiter des Prinzen, Kammerherr von Weidegg, begrüßte Ilse verbindlich; er war ein Mann in mittlen Jahren, groß, von guter Haltung und keinem üblen Gesicht. Er übernahm die Leitung der Wechselreden und ein kleines Gespräch lustwandelte über die Berge und Wälder des Heimathlandes. Es blieb ein anständiger Austausch von Worten, welcher sich ungewöhnlicher Gedanken gänzlich enthielt. Der Prinz war schweigsam, spielte mit einem Augenglase, und sah befremdet und vorsichtig auf die stattliche Professorsfrau, welche ihm gegenüber saß. Zuletzt frug der Kammerherr nach den Stunden, wo dies Zimmer sich Fremden öffne, und drückte den Wunsch aus, dem Prinzen und ihm möge gestattet sein, zuweilen einzutreten. „Von den wenigen Beziehungen, welche die fremde Stadt bietet, ist uns dies Haus besonders werthvoll, in welchem mein durchlauchtigster Prinz das Recht beanspruchen darf, nicht ganz als Fremder behandelt zu werden." Das

Alles war recht sauber und verbindlich, und als der Professor die Fremden bis an die Entreethür geleitet hatte, sagte er zu seiner Frau: „Nun, sie sehen ja menschlich genug aus."

„Ich habe mir Prinzen ganz anders gedacht, Felix, keck und übermüthig, dieser hatte nicht einmal einen Stern auf der Brust."

„Der war nur in die Tasche gesteckt," tröstete der Professor.

„Aber er sieht aus wie ein guter Junge," schloß Ilse, „und da er mein Landsmann ist, soll er auch gut behandelt werden."

„So ist es recht," versetzte der Professor lachend.

Es machte sich in den nächsten Wochen allmälig, daß der Erbprinz und sein Kammerherr die gute Behandlung behaglich fanden. Der Kammerherr bewährte sich als angenehmer Mann, er hatte größere Reisen gemacht, hatte einiges erlebt, vieles gesehen und allerlei gelesen, was auch nicht grade am Wege liegt; er sammelte Autographen und war dem menschlichen Geschlecht durch kein Laster und keine üble Gewohnheit lästig. Während einem längeren Aufenthalte in Rom hatte er mit alten Bekannten des Professors in Verbindung gestanden, er war durch die Ruinen Pompeji's gewandelt und zeigte ein wohlthuendes Interesse an der Einrichtung altrömischer Häuser. Außerdem verstand er gut zu hören und zu fragen und erzählte zuweilen mit anständiger Medisance Anekdoten von vielgenannten Personen. So geschah es, daß der Professor gern mit ihm verkehrte, und daß er am Theetisch Ilse's den Wirthen willkommen, den Gästen nicht unbequem war. Auch ihm selbst schien der Verkehr mit den gelehrten Herren Freude zu machen, er besuchte den Doctor und betrachtete bei diesem alte Holzschnitte, er behandelte den Professor Raschke mit rücksichtsvoller Artigkeit und begleitete nebst seinem Prinzen den Philosophen an einem klaren Winterabend bis zu der entlegenen Wohnung, während Raschke sehr interessante Beobachtungen über den Schlaf der Pflanzen mittheilte.

Daß der Erbprinz sich ebenso gut unter den Professoren zurecht fand, konnte man nicht behaupten; er hörte dem Gespräch der Männer leidend zu, wie einem academischen Hörer ziemte, und sprach durchaus und zu rechter Zeit das Schickliche. Nur zuweilen deutete er durch leises Knipsen seiner Lorgnette an, sein Gemüth werde wohl eine andere Art von Unterhaltung nicht ungern ertragen.

Ilse war unzufrieden, wenn er mit der Lorgnette knackte, und wenn sie zu ihm hinüber sah, hörte das Knipsen auf. Denn Ilse wollte, daß er sich unter den andern Männern recht stattlich hervorthun sollte, und ihr war, als könnten die Herren ihr selbst einen Vorwurf daraus machen, daß ihr Prinz für Männergeschäfte kein rechtes Herz erwies. Sie war deßhalb als Hausfrau mit zarter Aufmerksamkeit um ihn bemüht; sie wagte den Rath, daß er den Thee nicht zu stark trinken möchte, und bereitete ihm selbst die Mischung. Der Prinz ließ sich das gern gefallen, er saß am liebsten auf dem Stuhl neben ihr und sah ihr freundlich zu, wie sie um den Tisch wirthschaftete. Nur ihr gegenüber ging er ein wenig aus seiner vorsichtigen Zurückhaltung heraus, er erzählte ihr was er von Merkwürdigkeiten der Stadt gesehen, und wenn er grade nichts zu sprechen hatte, machte er wenigstens ihr Amt leicht, er stellte den Sahntopf vor sie hin und hatte ein scharfes Auge auf die Zuckerbüchse, wenn er meinte, daß Ilse für sich davon Gebrauch machen könne.

Einst, als er wieder schweigsam neben ihr saß und die Herren grade zornig über der Bibliothekverwaltung des Vaticans zu Gericht saßen, machte Ilse den Vorschlag, ein Werk anzusehen, das ihr der Gatte gekauft hatte, gutgestochene Bildnisse berühmter Gelehrten und Künstler. Sie gingen zu der Lampe des Nebenzimmers, der Prinz betrachtete mit matter Theilnahme die Köpfe. „Von manchen weiß ich nichts," begann Ilse, „als einige Worte, die mir mein Mann über sie erzählt hat. Ihre Bücher habe ich nicht gelesen, und von den schönen

Werken, die sie gemalt und componirt haben, kenne ich auch gar wenig."

„Mir geht es grade so," versetzte der Prinz ehrlich, „nur die Musiker kenne ich etwas."

„Und doch ist eine Freude, die Gesichter anzusehen," fuhr Ilse fort, „man denkt bei Jedem, wie der Charakter und die Vorzüge dieses Mannes sein möchten, und wenn man Jemand fragt, der mehr weiß, ergiebt sich manchmal eine Bestätigung und manchmal ein Irrthum. Das hilft Einem, die Männer lieb und vertraulich zu machen, und man sucht Gelegenheit, auch mit ihrer Kunst und Weisheit bekannt zu werden. Ich mühe mich jetzt, von einem nach dem andern mehr zu erfahren. Wenn man aber etwas von einem großen Manne gelesen hat und sein Bild nach einiger Zeit wieder ansieht, dann ist es, als schaute man in das Gesicht eines guten Freundes."

„Lesen Sie gern?" frug der Prinz aufblickend.

„Langsam," erwiederte Ilse, „denn von ernsten Dingen geht nicht viel auf einmal in den ungelehrten Kopf, besonders wenn es schwere Gedanken erregt."

„Ich lese nicht gern," versetzte der Prinz, „am wenigsten, was Einem so vorgelegt wird. Und mir ist es langweilig, denn ich habe nichts Ordentliches gelernt und ich weiß nirgend recht Bescheid."

Das sagte er mit Bitterkeit. Ilse erschrak über das Geständniß. „Dem werden Ew. Hoheit jetzt abhelfen, es ist ja hier so schöne Gelegenheit."

„Ja," versetzte der Prinz, „vom Morgen bis zum Abend, und Alles durcheinander, ich bin jedesmal froh, wenn die Stunden zu Ende sind."

Ilse betrachtete den jungen Herrn mit großer Betrübniß. „Das ist ja für Ew. Hoheit ein rechtes Unglück. Haben Sie denn nichts, was Ihnen zu wissen oder zu besitzen recht lieb ist? Eine Sammlung von Steinen oder Schmetterlingen, oder von seltenen Büchern oder Kupferstichen, wie der Doctor drü-

ben? Dabei hat man das ganze Jahr sein Vergnügen, und man lernt auch allerlei, wenn man sich diese werthen Sachen zusammenträgt."

„Wenn ich dergleichen haben will, kann ich Alles in Haufen gesammelt haben," versetzte der Prinz. „Aber wozu? es steht schon so viel Zeug um mich herum. Wenn ich heut Steine suchen wollte, geriethen alle Leute um mich in Aufregung, und es würde mir entweder verwehrt, oder eine ganze Sammlung in's Haus getragen."

„Das hilft freilich nichts," bedauerte Ilse, „man muß selbst um das Einzelne sorgen, dann kommt die Freude. Ein Mensch kann nicht Alles wissen, aber etwas muß jeder haben, was er ordentlich versteht. Wenn ich mein kleines Leben vergleichen dürfte mit dem großen, das Ew. Hoheit erwartet, so könnte ich Ihnen wohl etwas erzählen. Als meine gute Mutter sich zu ihrer letzten Krankheit einlegte, war ich ein ganz junges Ding, aber ich wollte durchaus an ihrer Stelle die Wirthschaft führen. Da fand sich, daß ich mir nicht Rath wußte. Ich verstand nicht einmal, ob die Leute fleißig oder träge waren, ich kannte auch nicht die Handgriffe, und wenn Jemand etwas schlecht machte, konnte ich's nicht lehren. Deßhalb saß ich an einem Abend muthlos und ärgerlich über mich selbst, und ich glaube, ich weinte. Da sagte mein guter Vater: du durftest nicht so viel auf einmal übernehmen, du sollst erst etwas genau lernen. Und er wies mich in die Molkerei. Wissen Ew. Hoheit was das ist?"

„Nicht so recht," versetzte der Prinz.

„Das ist ja die Milchwirthschaft des Gutes, ich will Ew. Hoheit sagen, was dabei zu thun ist."

Sie erzählte ihm die ganze Tagesarbeit des Milchkellers. „Und jetzt machte sich's so. Ich griff selbst mit an, wurde fest in der Arbeit und bekam ein Urtheil über die Mägde. Ich lernte jede Kuh genau kennen, und lernte auch, welche Art für uns am besten war, und warum. Denn nicht jede Race

paßt überall hin. Bald bekam ich den Ehrgeiz, Butter und Käse recht fein zu machen. Ich erkundigte mich bei den Klugen und las auch zuweilen in einem Buch darüber. Dann besprach ich mit dem Vater Verbesserungen. Und grade als ich wegkam, war die Rede davon, statt unseres großen Butterfasses von Holz eine neue Maschine anzuschaffen. Sie ist jetzt aufgestellt, soll sehr gut sein und schöne Butter machen, ich habe sie aber noch nicht gesehen. Denn Ew. Hoheit kennen doch das Buttern?"

„Nein," versetzte der Prinz.

Ilse beschrieb es ihm ein wenig. „Wenn aber der Vater um Johanni die große Rechnung machte, da war mein Stolz, daß die Kühwirthschaft in jedem Jahr höhern Ertrag gab. Mich ärgerte nur, daß der Vater über meinen kleinen Gewinn lachte, denn der eigentliche Werth der Kühe lag für ihn in ganz andern Dingen." Auch darüber machte Ilse eine leise Andeutung. „Und sehen Hoheit," fuhr sie fort, „erst von dieser Zeit ab fühlte ich mich in der Welt recht zu Hause. Noch jetzt, wenn ich einmal in eine Fabrik gehe, ertappe ich mich darüber, daß ich sie wie eine andere Art Molkerei ansehe, und wenn von Staatseinnahmen und Regierung die Rede ist, vergleiche ich sie noch heut mit unserer Wirthschaft. Aber es ist wohl thöricht, daß ich Ew. Hoheit von Butter und Käse unterhalte."

Der Prinz sah ihr treuherzig in die Augen. „Ach, gnädige Frau," sagte er, „Sie sind glücklich daran gewesen, mir aber ist es nie so gut geworden, daß ich bei dem, was mir lieb war, recht ruhig beharren konnte. Vom Morgen bis zum Abend bin ich erzogen worden und von Einem zum Andern geschleppt. Wenn ich als Kind in den Garten ging, war immer die Gouvernante dabei oder der Erzieher, und wenn ich im Grase sprang, wurde darauf gehalten, daß meine kleinen Sprünge auch für andere Leute gut aussahen, niederkauern durfte ich nicht; und als ich mich einmal auf den Kopf stellen wollte,

wie ich bei andern Knaben gesehen hatte, gab es Entsetzen wegen der Unschicklichkeit und Arrest. Jeden Augenblick hieß es, das paßt nicht für einen Prinzen, oder das ist jetzt nicht an der Zeit. So oft ich aus der Stube kam, starrten mich die fremden Leute an, und auch ich mußte immer auf sie sehen und grüßen; mir wurde gesagt, wem ich die Hand geben durfte und wem nicht, wen ich anreden durfte und wen nicht. So ging es alle Tage. Immer waren es leere Redensarten, in drei Sprachen, und jeden Tag war der Gedanke obenan, daß man sich nur gut präsentire. Einmal wollte ich mir mit der Schwester einen kleinen Garten anlegen, sogleich wurde der Hofgärtner gerufen, der uns graben und pflanzen mußte. Da war's uns vom ersten Tage verleidet. Dann wollten wir Theater spielen und hatten uns schon selbst ein Stück ausgedacht, wieder wurde uns gesagt, das sei dummes Zeug, und wir mußten ein Spiel auswendig lernen mit französischen Redensarten, wo die Kinder immer riefen, wie lieb sie Papa und Mama hätten, und wir hatten gar keine Mutter. Ueber diesem Zurichten für den Schein ist meine Kinderzeit vergangen. Ich versichere Sie, ich weiß nichts gründlich, und wenn ich jetzt hier in dem ewigen Lernen bleibe, so habe ich das Gefühl, daß es mir gar nichts helfen wird, und ich komme mir sehr unnütz vor in der Welt."

„Ach, das ist traurig," rief Ilse in tiefem Mitgefühl. „Aber ich flehe Ew. Hoheit an, verlieren Sie nur nicht den Muth. Es ist unmöglich, daß das Leben unter so vielen tüchtigen und gescheuten Männern, die Sie hier finden, ohne Segen für Sie sein sollte."

Der Prinz schüttelte den Kopf.

„Denken doch Ew. Hoheit an Ihre Zukunft," fuhr Ilse leise fort. „Ach Sie haben alle Ursache, zuversichtlich und tapfer zu sein. Ihr Amt ist doch das höchste auf Erden. Wir andern arbeiten und sind glücklich, wenn wir ein einzelnes Menschenleben vor dem Untergange bewahren, und wenn es

noch so klein und elend ist, Ihnen aber wird einmal Wohlsein und Leben von vielen Tausenden in die Hand gegeben. Was Sie für Schule und Bildung thun durch gute oder schlechte Lehrer der Seelen, und ob Sie für Krieg oder Frieden stimmen, das kann ein ganzes Land glücklich machen oder verderben. Wenn ich an diesen erhabenen Beruf denke, kommt mir die Ehrfurcht vor Ihnen, und ich möchte Sie auf meinen Knieen anflehen, daß Sie thun, was möglich ist, um sich zu einem tüchtigen Fürsten zu machen. Dafür ist jetzt der beste Rath, daß Sie guten Willen zeigen, auch das zu lernen, was Ihnen langweilig ist. Und im Uebrigen vertrauen Sie der Zukunft, auch Ihnen wird die Freude am Leben und das Gefühl der Tüchtigkeit kommen."

Der Prinz schwieg, denn die Erwähnung seines künftigen Fürstenamtes gehörte zu den Anspielungen, welche bei Hofe verpönt sind und die im stillen Geiste zu verfolgen einem Thronerben noch weniger als Andern erlaubt ist.

„Gelehrte Vorlesungen höre ich genug," sagte endlich der Prinz, „ich wollte aber lieber, ich wäre bei einem Landwirth in der Lehre gewesen, wie Sie."

Sie kehrten zu den Herren zurück und der Prinz nahm den Rest des Abends aufmerksam an der Unterhaltung Theil. Als er sich entfernt hatte, sagte Ilse zu ihrem Gatten: „Da geht er hin, er hat, was Tausende froh machen würde, und doch ist er unglücklich, denn sie haben ihm sein ehrliches Herz in Leder eingenäht, wie einer Gliederpuppe. O, sei gütig gegen ihn, Felix, und gönne ihm manchmal etwas von deiner Seele, damit ein Theil deiner Sicherheit und Kraft auf ihn übergehe."

Der Gatte küßte sie auf das Haupt und sagte: „Dir wird das leichter möglich sein als mir. Aber er selbst hat sich das Rechte gesagt, drei Jahre bei deinem Vater in der Wirthschaft wären für ihn und sein Land die beste Hülfe."

Beim Frühstück des nächsten Morgens nahm der Kammer-

herr die Zeitungen aus der Hand des Lakaien, der Prinz saß schweigend am Tisch, spielte mit dem Kaffeelöffel und beobachtete eine Fliege, welche vom Rande des Sahntopfes unehrerbietige Versuche machte, in die fürstliche Milch zu sinken. Da die schriftliche Instruction dem Kammerherrn die Pflicht auferlegte, den Prinzen vor jeder gefährlichen Lectüre zu behüten — es waren damit unzufriedene Zeitungen und schmutzige Romane gemeint — so bot er seinem Herrn zuerst das unter allen Umständen gefahrlose Tageblatt, während er selbst eine wohlgesinnte Zeitung ergriff, um dort die Hofnachrichten, Beförderungen und Ordensverleihungen zu mustern. Er war längst mit seiner Lectüre zu Ende, der Prinz aber studirte noch immer über den frischen Schellfischen und Austern. Betrübt sah der Kammerherr, wie die junge Hoheit wieder einmal für den Lauf der Welt so geringe Theilnahme zeigte. Ein Bekannter des Kammerherrn war zum Rittmeister avancirt, ein anderer kündigte seine Verlobung an, er verfehlte nicht, den Prinzen aufmerksam zu machen, dieser aber lächelte nur in seiner zerstreuten Weise.

Der Kammerherr ging also zu seiner nächsten Pflicht über, er überlegte das Programm des Tages. Und da ihm oblag, den Prinzen mit den Neuigkeiten der Kunst, Literatur und der Stadt in geziemender Auswahl bekannt zu machen, so wartete er ungeduldig auf die Befreiung des Tageblattes, um sich aus diesem Rath zu holen. Endlich unterbrach der Prinz diese Erwägungen durch die Frage: „Hier finde ich eine permanente Ausstellung landwirthschaftlicher Geräthe, was ist in solcher Ausstellung zu sehen?“

Der Kammerherr versuchte, das zu erklären, und knüpfte vergnügt den Vorschlag an, auch einmal diese Ausstellung zu besuchen. Der Prinz gab durch ein schwaches Kopfnicken seine Einwilligung zu erkennen, sah nach der Uhr und ging auf sein Zimmer, den dreistündigen Morgencursus durchzumachen, eine Stunde Staatswissenschaft, eine Stunde Mytho-

logie und Aesthetik, und eine Stunde Taktik und Strategie. Dann trat er mit seinem Begleiter den Weg nach der Ausstellung an.

Selbst dem Kammerherrn wurde langweilig zu Muth, als er hinter seinem jungen Herrn die großen Räume betrat, in denen unverständliche Maschinen zahlreich durcheinander standen. Der Geschäftsführer des Fabrikanten begann die Erklärung, der Kammerherr that die Fragen, welche eine geziemende Wißbegierde andeuten sollten, der Prinz ging geduldig von einem räthselhaften Körper zum andern, und hörte etwas von Pflug, Exstirpator und Walze. Endlich veranlaßte die große Dreschmaschine den Erklärer, einen Arbeiter mit einer Treppenleiter zu Hülfe zu rufen. Der Prinz überließ dem Kammerherrn die Mühe hinauf zu steigen und die innere Einrichtung zu bewundern, er spielte unterdeß mit seiner Lorgnette und frug den Geschäftsführer in dem leisen Ton, in dem er zu sprechen gewöhnt war: „Haben Sie nicht auch eine Buttermaschine?"

„Ja wohl," war die Antwort, „mehre von verschiedener Construction." Der Prinz gab sich wieder ruhig der Betrachtung des großen Dreschmechanismus hin und lernte die schöne Vorrichtung schätzen, welche das ausgedroschene Stroh, das er sich zu denken aufgefordert wurde, auf einen unsichtbaren Futterboden hinaufbeförderte. Endlich kamen die Geräthe an die Reihe, welche ihm am Herzen lagen, moderne Nachfolger des alten ehrlichen Butterfasses. Da standen sie neben einander, das kleine Handgefäß, durch welches, wenn der Versicherung des Führers zu trauen war, jede Hausfrau in unglaublich kurzer Zeit ihre Butter selbst bereiten konnte, und die gewaltige Erfindung, welche den Bedürfnissen der größten Milchwirthschaft spielend genügte. Der Prinz ließ sich beschreiben, wie der Rahm hineingegossen, in eine gewisse kreisende Bewegung gesetzt und durch diese Aufregung gezwungen wird, sich mit sich selbst zu entzweien. Das Alles hatte er schon viel schöner gehört, aber

es machte ihm Spaß, die Vorzüge des modernen Baues einzusehen, und er wurde innig von seiner Vortrefflichkeit überzeugt. Er that zum Erstaunen seines Begleiters Fragen, ergriff die Kurbel und versuchte ein wenig zu drehen, zog aber mit verlegenem Lächeln die Hand wieder zurück. Zuletzt frug er sogar nach dem Preise. Der Kammerherr freute sich über die anständige Wißbegierde, welche sein junger Herr bewies, aber er wurde wieder gedemüthigt, als der Prinz sich zu ihm wandte und französisch sagte: „Was meinen Sie? Ich habe Lust, die kleine Maschine zu kaufen.“ Des Drehens wegen, dachte der Kammerherr mit innerm Achselzucken. „Wie kommt es, daß Hoheit sich grade dafür interessiren?“ „Sie gefällt mir,“ erwiederte der Prinz, „und man möchte dem Mann doch etwas abkaufen.“

Die niedliche Erfindung wurde erstanden, in das Quartier des Prinzen getragen und in seiner Arbeitsstube aufgestellt. Gegen Abend, während der Prinz seine Musikstunde am Flügel verkebte, mußte die Maschine sogar in dem Rapport erscheinen, welchen der Kammerherr für den regierenden Herrn verfaßte. Rühmend hob der Berichterstatter das Interesse hervor, welches sein Prinz den nützlichen Werkzeugen deutscher Bodencultur erwiesen hatte. Allein selten war dem armen Kammerherrn so schwer geworden, die Pflicht eines getreuen Hofmanns zu üben, welchem ziemt, persönliches Empfinden zurück zu drängen und Peinliches mit Anmuth zu umziehen. Denn in Wahrheit fühlte er tiefe Scham über die unnütze Spielerei seines Prinzen. Aber man lernt bei Hofe nie aus, wie sehr man auch den Faltenwurf eines fürstlichen Gemüthes studire, selbst dem weisesten Hofmarschall bleiben einzelne Tiefen unerforschlich.

Der Erbprinz aber bedeckte die Buttermaschine mit einem seidenen Tuch, und wenn er allein war, trat er vorsichtig heran, drehte an der Kurbel und beobachtete den Mechanismus.

Einige Tage darauf hatte der Kammerlakai den Prinzen ausgekleidet, die Schlafschuhe zurecht gestellt und seine Nachtverbeugung gemacht, da blieb der kleine ausgehülste Prinz gegen

Gewohnheit auf dem Stuhle sitzen und hemmte den Abschied des Dieners durch die Anrede: „Krüger, Sie müssen mir einen Gefallen thun." — „Hoheit haben zu befehlen." — „Besorgen Sie mir zu morgen früh, ohne daß es Jemand sieht, einen großen Topf Milch, aber Sie setzen die Milch nicht auf Rechnung." — „Befehlen Hoheit gekochte oder ungekochte?"

Das war eine schwierige Frage. Der Prinz drehte schweigend am Schnurrbart und sah seinen Krüger hülflos an. „Ich weiß nicht," brach er endlich heraus, „ich möchte gern einmal buttern."

Krüger begriff scharfsinnig, daß dieser Wunsch mit der neuen Maschine zusammen hing, und längst gewöhnt, an vornehmen Herren nichts erstaunlich zu finden, erwiederte er: „Dann muß aber die Maschine erst ausgebrüht werden, sonst schmeckt die Butter schlecht, und den Rahm dazu muß ich bestellen. So möchten Ew. Hoheit sich noch einen Tag gedulden."

„Ich überlasse Ihnen Alles," sagte der Prinz vergnügt, „nehmen Sie die Maschine und sorgen Sie, daß Niemand etwas erfährt."

Als Krüger am Morgen des zweiten Tages beim Prinzen eintrat, fand er den jungen Herrn bereits angekleidet und meldete, stolz auf seine vertraute Stellung: „Der Herr Kammerherr schläft noch, es ist Alles bereit."

Der Prinz eilte auf den Zehen in die Stube, ein großer Topf Rahm wurde in den Leib der Maschine gegossen, erwartungsvoll setzte sich der Prinz an den Tisch und sagte: „Ich will selbst drehen." Er drehte und Krüger sah zu. „Aber gleichmäßig, Hoheit," ermahnte Krüger. Der Prinz konnte sich nicht versagen, den Deckel zu öffnen und hineinzublicken. „Es will noch nicht werden, Krüger," sagte er kleinlaut. — „Nur immer munter, Hoheit," ermahnte Krüger, „bitte um gnädigste Erlaubniß, weiter zu drehen." Darauf drehte Krüger und der Prinz sah zu. „Es wird," rief der Prinz vergnügt, als er hineingesehen.

„Ja, es ist geworden,“ versetzte Krüger. „Jetzt aber kommt die andere Arbeit. Die Butter muß herausgenommen und ausgewaschen werden. Befehlen Ew. Hoheit?“

„Nein,“ sagte der Prinz mißtrauisch, „das geht nicht. Aber die Maschine ist gut. Bringen Sie mir einen Löffel und das Weißbrot, ich fische heraus, was ich finde, man muß sich zu helfen wissen.“ Der Prinz fuhr mit dem Löffel in das Getümmel, holte in der Bildung begriffene Butter heraus und strich sie mit einem Gefühl von Behagen, das ihm ganz neu war, auf sein Weißbrot. „Sie schmeckt säuerlich, Krüger,“ sagte er. „Das kann nicht anders sein,“ versetzte Krüger belehrend, „es ist ja noch die Buttermilch drin.“ — „Das thut nichts,“ tröstete sich der Prinz. „Krüger, ich hätte nicht gedacht, daß beim Buttern so viel zu beobachten ist.“ — „Ja, aller Anfang ist schwer,“ versetzte Krüger ermuthigend. — „Es ist gut,“ schloß der Prinz gnädig, „nehmen Sie die Maschine heraus, und daß sie mir recht rein wird.“

Seitdem stand die Buttermaschine friedlich unter seidenem Tuche, der Prinz stellte sich in einsamen Stunden zuweilen davor und überlegte, wie er sie in die Hände liefern könne, denen er sie heimlich bestimmt hatte.

Die Sterne selbst schienen das zu begünstigen. Denn der rollende Erdball wälzte sich dem letzten Himmelszeichen zu, welches die Seelen unsers Volkes mit magischer Gewalt auf das schönste Fest des Jahres richtet. Weihnachten war nahe und die Frauenwelt der Parkstraße fuhr in geheimnißvoller Thätigkeit einher. Der Verkehr mit guten Bekannten wurde unterbrochen, angefangene Bücher lagen im Winkel, Theater und Concertsaal wiesen leere Plätze, die Accorde des Flügels und die neuen Bravourarien klangen selten in die rasselnden Wagen der Straße, innere Kämpfe wurden beschwichtigt, und böser Nachbarn ward wenig gedacht. Was eine Hausfrau oder Tochter zu leisten vermochte, das wurde auch in diesem Jahr auffällig. Vom Morgen bis zum Abend flogen kleine Finger

zwischen Perlen, Wolle, Seide, Pinsel und Palette umher, der Tag wurde zu acht und vierzig Stunden ausgeweitet, selbst in den Minuten eines unruhigen Morgenschlummers arbeiteten dienstfertige Heimchen und andere unsichtbare Geister im Solde der Frauen. Je näher das Fest rückte, desto zahlreicher wurden die Geheimnisse, in jedem Schrank steckten Dinge, die Niemand sehen sollte, von allen Seiten wurden Packete in das Haus getragen, deren Berührung verpönt war. Aber während die Hausgenossen geheimnißvoll an einander vorüberschlüpfen, ist die Hausfrau stille Herrscherin in dem unsichtbaren Reich der Geschenke, Vertraute und kluge Rathgeberin Aller. Sie kennt in dieser Zeit keine Ermüdung, sie denkt und sorgt für Jedermann, die Welt ist ihr ein großer Schrank geworden mit zahllosen Fächern, aus denen sie unablässig herausholt, in die sie Verhülltes nach weisem Plane einstaut. Wenn am Weihnachtsabend der Flitterstern blitzt, der Wachsstock träufelt und die goldene Kugel am Christbaum schimmert, da feiert die Phantasie der Kinder ihre große Stunde, aber die Poesie der Hausfrauen und Töchter füllt schon Monate vorher die Zimmer mit fröhlichem Glanz.

Wenn man das Urtheil des Herrn Hummel als gemeingültig betrachten darf, ist leider auch den Männern, welche die Ehre eines Hauses zu vertreten haben, die Begeisterung dieser Wochen nicht vollständig entwickelt. „Glauben Sie mir, Gabriel,“ sagte Herr Hummel an einem Decemberabend, während er einem Jungen nachblickte, der mit Brummteufeln umging, „in dieser Zeit verliert der Mann seine Bedeutung; er ist nichts als ein Geldspint, in dem sich der Schlüsselbart vom Morgen bis zum Abend dreht. Die beste Frau wird unverschämt und phantastisch, alles Familienvertrauen schwindet, Eines geht scheu an dem Andern vorüber, die Hausordnung wird mit Füßen getreten, die Nachtruhe gewissenlos ruinirt; wenn gegessen werden soll, läuft die Frau auf den Markt, wenn die Lampe ausgelöscht werden soll, fängt die Tochter

eine neue Stickerei an. Und ist die lange Noth ausgestanden, dann soll man sich gar noch freuen über neue Schlafschuhe, welche einen Zoll zu klein sind, und bei denen man später die grobe Schusterrechnung zu bezahlen hat, und über eine Cigarrentasche von Perlen, die platt und hart ist, wie eine gedörrte Flunder. Endlich zu allerletzt, nachdem man goldene Funken gespuckt hat wie eine Rackete, fordern die Frauen noch, daß man auch ihnen selbst durch eine Schenkung sein Gemüth erweist. Nun, die meinigen habe ich mir gezogen."

„Ich habe doch auch Sie selbst gesehen," wandte Gabriel ein, „mit Packet und Schachtel unter dem Arm."

„Dies ist wahr," versetzte Herr Hummel, „eine Schachtel ist unvermeidlich. Aber, Gabriel, das Denken habe ich mir abgeschafft. Denn das war das Niederträchtige bei der Geschichte. Ich gehe jedes Jahr zu derselben Putzmacherin und sage: „eine Haube für Madame Hummel." Und die Person sagt: „Zu dienen, Herr Hummel," und die Architectur steht reisefertig vor mir. Ich gehe ferner jedes Jahr zu demselben Kaufmann und sage: „ein Kleid für meine Tochter Laura, so und so theuer, ein Thaler Spielraum nach oben und unten," und das Kleid liegt preiswürdig vor mir. Im Vertrauen, ich habe den Verdacht, daß die Frauen hinter meine Schliche gekommen sind, und sich die Sachen vorher selbst aussuchen, denn es ist immer Alles sehr nach ihrem Geschmack, während in früheren Jahren Widersetzlichkeit stattfand. Jetzt haben sie die Mühe, den Plunder auszuwählen, und am Abend müssen sie noch heucheln wie die Katzen, auseinanderfalten und anprobiren, sich erstaunt stellen, und mein ausgezeichnetes Geschick loben. Das ist meine einzige Genugthuung bei dem ganzen Kindervergnügen. Aber sie ist dürftig, Gabriel."

So knarrte mißtönend die Prosa des Hausherrn, doch die Parkstraße achtete wenig darauf, und sie wird solchen Sinn immer mit gebührender Mißachtung betrachten, solange süßer

ist für Andere sorgen als für sich selbst und Freude zu machen seliger als Freudiges zu empfangen.

Auch für Ilse wurde in diesem Jahr das Fest eine große Angelegenheit, sie trug wie eine Biene zusammen, und nicht nur für die Lieben in der Heimath. Denn auch in der Stadt hatten sich viele große und kleine Kinder an ihr Herz genestelt, von den fünf unmündigen Raschkes bis zu den kleinen Barfüßlern mit dem Suppentopf. Auch bei ihr wurden die Sophawinkel unheimlich für den Gatten, für Laura und den Doctor, wenn diese einmal unerwartet eintraten.

Als der Kammerherr einige Zeit vor dem Feste einen Besuch seines Prinzen bei dem neuen Rector schicklich erachtete, fanden die Herren Ilse und Laura in eifriger Arbeit und den Salon der Frau Rectorin in eine große Marktbude verwandelt. Auf langem Tisch standen Weihnachtsbäumchen, und gefüllte Säcke lehnten ihren schweren Leib an die Tischbeine, die Frauen aber arbeiteten mit Elle und Scheere, zertheilten große Wollzöpfe und wickelten Linnenstücke auseinander, wie Kaufleute. Als Ilse den Herren entgegentrat und ihre Umgebung entschuldigte, bat der Kammerherr dringend, sich nicht stören zu lassen. „Wir dürfen nur hier bleiben, wenn wir das Recht erhalten, uns nützlich zu machen." Auch der Prinz sagte: „Ich bitte um die Erlaubniß zu helfen, wenn Sie etwas für mich zu thun haben."

„Das ist freundlich," versetzte Ilse, „denn bis zum Abend ist noch Vieles zu vertheilen. Erlauben Ew. Hoheit, daß ich Sie anstelle. Nehmen Sie den Sack mit Nüssen, Sie, Herr Kammerherr, haben Sie die Güte die Aepfel unter Ihre Obhut zu nehmen, du, Felix, erhältst den Pfefferkuchen. Und ich bitte die Herren, kleine Häufchen zu machen, zu jedem zwanzig Nüsse, sechs Aepfel, ein Packet Kuchen."

Die Herren gingen mit Feuer an die Arbeit. Der Prinz zählte gewissenhaft die Nüsse und ärgerte sich, daß sie immer wieder unter einander fuhren, machte aber die Erfindung, durch

zusammengefaltete Papierstreifen die Portionen beisammen zu halten, die Herren lachten und erzählten, wie sie sich einst in fremdem Lande die deutsche Festfreude verschafft hatten. Der Duft der Fichtennadeln und Aepfel erfüllte die Stube und zog wie eine Festahnung in die Seelen aller Anwesenden.

„Dürfen wir die gnädige Frau fragen, wem unsere angestrengte Thätigkeit zu gut kommt?“ sagte der Kammerherr, „ich halte hier einen ungewöhnlich großen Apfel, durch den ich gern einen Ihrer Lieblinge bevorzugen möchte. Jedenfalls thun wir, was armen Kindern Freude machen soll.“

„Zuletzt wohl,“ versetzte Ilse, „aber das geht uns nichts an, wir geben schon heut ihren Müttern. Denn die größte Freude einer Mutter ist doch ihren Kindern selbst einzubescheeren, das Christbäumchen zu putzen, und zu arbeiten, was die Kleinen grade bedürfen. Diese Freude soll man ihr nicht nehmen, und deßhalb wird ihnen der Stoff unverarbeitet geschenkt. Auch die Weihnachtsbäumchen kaufen sie am liebsten allein, jede nach ihrem Geschmack; die hier stehen, sind nur für solche Kinder, denen die Mutter fehlt. Und diese Bäumchen werden auch von uns ausgeputzt. Heut zum Feierabend wird Alles aus dem Haus getragen, damit die Leutchen zu guter Zeit das Ihre erhalten und sich danach einrichten.“

Der Prinz sah auf den Kammerherrn. „Würden Sie uns erlauben,“ begann er zögernd, „auch etwas für die Bescheerung zu kaufen?“

„Sehr gern,“ erwiederte Ilse freudig. „Wenn Hoheit befehlen, kann unser Diener das sogleich besorgen. Er weiß Bescheid und ist zuverlässig.“

„Ich möchte selbst mit ihm gehen,“ sagte der Prinz. Der Kammerherr hörte verwundert auf diesen Einfall seines jungen Herrn, da der Einfall aber löblich und nicht gegen die Instruction war, so lächelte er respectvoll. Gabriel wurde gerufen. Der Prinz ergriff freudig seinen Hut. „Was sollen wir kaufen?“ frug er aufbrechend.

„Kleine Wachsstöcke fehlen uns," versetzte Ilse, „dann von Spielzeug Puppen, für die Knaben Bleisoldaten und für die Mädchen ein Kochgeschirr, aber Alles hübsch handfest und sparsam." Gabriel verließ mit einem großen Korbe hinter dem Prinzen das Haus.

„Sie haben gehört, was die gnädige Frau befohlen hat," sagte der Prinz auf der Straße zu Gabriel. „Zuerst die Wachsstöcke, Sie suchen aus, und ich bezahle, wir sollen sparsam einkaufen, geben Sie Achtung, daß wir nicht betrogen werden."

„Das haben wir nicht zu fürchten, Ew. Hoheit," versetzte Gabriel tröstend. „Und wenn wir ja einmal einige Pfennige zu viel bezahlen, das kommt wieder andern Kindern zu gut."

Nach einer Stunde kehrte der Prinz zurück, Gabriel mit hochbeladenem Korb, auch der Prinz trug unter beiden Armen Puppen und große Düten mit Naschwerk. Als der junge Herr so belastet eintrat, mit gerötheten Wangen, selbst glücklich wie ein Kind, sah er so gut und liebenswerth aus, daß sich Alle über ihn freuten. Emsig packte er seine Schätze vor der Frau Professorin aus und schüttete zuletzt die Zuckerdüten auf den Tisch.

Seine Befangenheit war verschwunden, er spielte in kindlichem Behagen mit den hübschen Dingen, wies den Andern die kunstvolle Arbeit an Marzipanpflaumen, bat Laura einen Tempelherrn aus Zucker für sich zu behalten und wirthschaftete zierlich und behend um den Tisch, bis die Andern ihm bewundernd zusahen und in seine Kinderscherze einstimmten. Als die Frauen den Ausputz der Fichtenbäumchen begannen, erklärte der Prinz, auch er werde dabei helfen. Er setzte sich vor die Untertasse mit Eiweiß, ließ sich die Handgriffe zeigen und wälzte die bestrichenen Früchte in Gold- und Silberblättchen. Ilse setzte als Preis für den Herrn, der am meisten und besten arbeiten würde, eine große Dame von Pfefferkuchen mit Reifrock und Glasaugen, und es entstand ein löblicher Wetteifer unter den Herren, die besten Stücke zu liefern. Der Professor und der Kammerherr wußten alte Kunstfertigkeit zu verwenden,

der Prinz aber arbeitete als Neuling etwas lüderlich, es blieben einzelne leere Stellen, und an andern bauschte das Schaumgold. Er war mit sich unzufrieden, aber Ilse ermunterte ihn: „Nur müssen Ew. Hoheit sparsamer mit dem Golde sein, sonst reichen wir nicht.“ Zuletzt erhielt der Kammerherr die Dame im Reifrock, und der Prinz als außerordentliche Belohnung für seine Strebsamkeit ein Wickelkind, das aber auch durch zwei Glaskorallen in die Welt starrte.

Draußen auf dem Weihnachtsmarkt standen die kleinen Kinder um die Tannenbäumchen und Weihnachtsbuden und schauten ahnungsvoll und begehrlich auf die Schätze, und in Ilse's Zimmer saßen die großen Kinder am Tische, spielend und glücklich; auch hier kam kein kluges Wort zu Tage, und der Prinz malte sich zuletzt mit Eiweiß die Umrisse eines Gesichtes auf die Handfläche und vergoldete sie mit den Metallblättchen.

Als der Erbprinz aufbrach, frug der Professor: „Darf ich fragen, wo Ew. Hoheit den Weihnachtsabend verbringen?“

„Wir bleiben hier,“ versetzte der Prinz.

„Da seltene Musikaufführungen in Aussicht stehen,“ fügte der Kammerherr hinzu, „hat des Fürsten Hoheit auf die Freude verzichtet, den Prinzen zum Fest in seiner Nähe zu haben, wir werden also stille Weihnacht im Quartier halten.“

„Wir wagen nicht einzuladen,“ fuhr der Professor fort, „falls aber Ew. Hoheit an diesem Abend nicht in anderer Gesellschaft verweilen, würde uns große Freude sein, wenn die Herren bei uns vorlieb nähmen.“

Ilse sah dankbar auf den Gatten, und der Prinz überließ diesmal nicht dem Kammerherrn die Antwort, sondern nahm mit Wärme die Einladung an. Als er mit seinem Begleiter durch die gefüllten Straßen schritt, begann er vorsichtig: „Irgend etwas werden wir doch auch zu dem Weihnachtstisch beisteuern.“

„Ich habe soeben daran gedacht,“ versetzte der Kammer-

herr, „wenn Ew. Hoheit den wackern Leuten die Ehre erweisen und den Abend bei ihnen zubringen, so bin ich nicht sicher, wie der Fürst eine Beisteuer meines gnädigsten Prinzen zu diesem Weihnachtsbaum auffassen wird.“

„Nur nichts von Brochen oder Ohrringen aus dem langweiligen Kasten des Hofjuweliers,“ rief der Prinz mit ungewohnter Energie, „es darf nur eine Kleinigkeit sein, am liebsten ein Scherz.“

„Das ist auch meine Ansicht,“ bestätigte der Kammerherr. „Aber es ist doch rathsam, den Entscheid darüber dem durchlauchtigsten Herrn anheim zu geben.“

„Dann bleibe ich lieber zu Hause,“ versetzte der Prinz erbittert, „ich will nicht mit einem dummen Cadeau in der Hand eintreten. Läßt sich nicht machen, daß der Besuch ganz zwanglos erscheint, wie auch die Einladung war?“

Der Kammerherr zuckte die Achseln. „Wenige Tage nach dem Fest wird der ganzen Stadt bekannt sein, daß Ew. Hoheit dem Professor Werner diese ungewöhnliche Ehre erwiesen haben. Ohne Zweifel wird das Ereigniß von irgend einem Unberufenen nach der Residenz geschrieben. Hoheit wissen besser als ich, wie der Fürst eine solche Nachricht aufnehmen mag, die ihm zuerst von Fremden kommt.“

Dem Prinzen war die Freude verdorben. „So schreiben Sie meinem Vater,“ rief er zornig; „aber stellen Sie die Einladung dar, wie sie vorgebracht wurde, und sprechen Sie sich gegen jedes gnädige Geschenk aus. Es würde diese Familie nur verletzen.“

Der Kammerherr freute sich über den Takt seines jungen Herrn und versprach den Brief nach Wunsch einzurichten. Das versöhnte den Prinzen und er begann nach einer Weile: „Ich habe mir ausgedacht, Weidegg, was wir geben dürfen. Frau Professorin ist vom Lande, ihr schenke ich als Attrape die Maschine, die ich neulich gekauft habe, und ich lege hübsche Bonbons oder so etwas hinein.“

Jetzt will er die unnütze Spielerei wieder los werden, dachte der Kammerherr. „Das geht unmöglich,“ erwiederte er laut. „Ew. Hoheit sind gar nicht sicher, daß Frau Professorin den Scherz so auffassen wird, wie er gemeint war. Und verzeihen Ew. Hoheit die Bemerkung: es ist sehr mißlich, in solche Geschenke etwas zu legen, was Mißdeutungen unterliegen kann. Ew. Hoheit vollends dürfen dergleichen niemals wagen. Wenn auch die liebenswürdige Frau selbst nichts darin findet, in ihrem Kreise wird viel besprochen werden, daß ein solcher Scherz von Ew. Hoheit gemacht ist, und man würde darin leicht eine ironische Anspielung auf ein gewisses ländliches Benehmen finden, welches der Dame unleugbar recht gut steht, aber doch hier und da Veranlassung zu leisem Lächeln sein kann.“

Dem Prinzen fror das Herz, er war wüthend auf den Kammerherrn, und erschrak auch wieder bei dem Gedanken, daß er Frau Ilse verletzen könnte; die Poesie des Festes war ihm gründlich verdorben, er ging stumm in sein Quartier.

Auf den Brief des Kammerherrn kam die Antwort, daß der Fürst gegen einen gelegentlichen Besuch des Erbprinzen trotz der nahe liegenden Inconvenienz nichts einwenden wolle, und daß, wenn eine Aufmerksamkeit überhaupt unvermeidlich sei, dieselbe von einem Gärtner und Conditor beschafft werden müsse. Es wurde also eine Menge von Blumen und Confitüren durch den Kammerherrn eingekauft und vor dem Prinzen aufgesetzt. Dieser aber sah kalt und schweigend über den fröhlichen Farbenglanz. Zwei Lakaien trugen die Sachen gegen Abend zum Rector mit einem kleinen Billet des Kammerherrn, welcher im Namen seines durchlauchtigsten Prinzen bat, die Sendung zum Ausputz des Weihnachtstisches zn verwenden. Unterdeß stand der Prinz finster vor dem landwirthschaftlichen Mechanismus und haderte bitter mit seiner fürstlichen Würde.

Als er zur geziemenden Stunde bei Werners eintrat, war die Bescheerung vorüber, der Christbaum ausgelöscht. Ilse

hatte das so gewollt, „es ist nicht nöthig, daß die fremden Herrschaften sehen, wie wir uns über die Geschenke freuen.“ Der Prinz empfing den Dank Ilse's über den prächtigen Schmuck ihres Tisches mit Zurückhaltung und saß schweigend und zerstreut vor dem Theekessel. Ilse dachte: Ihm thut es weh, daß er keinen frohen Weihnachtsabend hat, das ärmste Kind ist lustig vor seinem Fichtenbäumchen, und er sitzt wie ausgeschlossen von den Freuden der Christenheit. Sie winkte Laura und sagte dem Prinzen: „Wollen Ew. Hoheit nicht unsern Christbaum ansehen? Die Lichter mußten gelöscht werden, sonst brannten sie auf einmal herunter. Ist's aber Ew. Hoheit recht, so zünden wir die ganze Herrlichkeit noch einmal an, und es wäre sehr gütig, wenn Hoheit uns dabei helfen wollten.“

Das war dem Prinzen doch willkommen, und er ging mit den Frauen in das Weihnachtszimmer. Dort erbot er sich den Stock zu nehmen, an dessen Spitze ein Wachsstockende befestigt war, um die höchsten Lichter des mächtigen Baumes zu erreichen. Während er geschäftig an dem Baum arbeitete, wurde ihm das Herz etwas leichter, und er sah mit Antheil auf die Geschenke, welche unter dem Baume lagen. „Jetzt aber haben Ew. Hoheit die Güte hinauszugehen,“ sagte Ilse, „und wenn ich klingle, so gilt es Ihnen und Herrn von Weidegg, das kann Ew. Hoheit nicht erspart werden.“ Der Prinz eilte hinaus, die Schelle tönte. Als die Herren eintraten, fanden sie zwei kleine Tische gedeckt, darauf angezündete Bäumchen, und unter jedem eine große Schüssel mit Backwerk, das man nur in der Landschaft zu backen verstand, welcher sie angehörten. „Das soll eine Erinnerung an unsere Heimath sein,“ sagte Ilse, „und auf dem Bäumchen sind die Aepfel und Nüsse, welche die Herren selbst vergoldet haben; die mit den rothen Flecken sind Ew. Hoheit Arbeit. Und dies ist eine respectvolle Sendung aus der Wirthschaft meines lieben Vaters. Ich bitte die Herren, die geräucherte Gänsebrust mit gutem Appetit zu verzehren; wir sind ein wenig stolz auf diese Lei-

stung. Hier aber, mein gnädigster Prinz, ist zur Erinnerung an mich ein kleines Modell von unserm Butterfaß, denn dabei habe ich als ein Kind vom Lande meine hohe Schule durchgemacht, wie ich neulich Ew. Hoheit erzählte." Und auf dem Platze des Prinzen stand wohlhäbig dies nützliche Werkzeug aus Marzipan gefertigt. „Unten auf dem Boden habe ich Ew. Hoheit mein Sprüchel von damals aufgeschrieben. Und so nehmen die Herrschaften mit dem guten Willen vorlieb."

Sie sagte das mit so inniger Fröhlichkeit und bot dem Kammerherrn dabei so gutherzig die Hand, daß diesem seine Anstandsbedenken ruinirt wurden und er ihr recht wacker die Rechte schüttelte. Der Prinz aber stand vor seinem Fäßchen und dachte: Jetzt ist der Augenblick oder er kömmt nie. Er las unten die anspruchslosen Worte: „Hat man sich mit Einem rechte Müh' gegeben, so bleibt es Segen für das ganze Leben." Da bat er ohne alle Rücksicht auf die dräuenden Folgen seines Wagnisses: „Darf ich Ihnen einen Tausch vorschlagen? Ich habe auch eine kleine Buttermaschine gekauft, sie ist mit einem Rade und einer Scheibe zum Drehen, und man kann sich darin jeden Morgen seinen Bedarf selbst machen. Es wäre mir große Freude, wenn auch Sie diese annehmen wollten."

Ilse verneigte sich dankend, der Prinz bat, den Diener sogleich in sein Quartier zu senden. Während der Kammerherr noch erstaunt den Zusammenhang überdachte, wurde der Mechanismus in das Zimmer getragen, der Prinz setzte ihn mit eigenen Händen auf eine Ecke des Tisches, erklärte der Gesellschaft die innere Einrichtung, und war sehr erfreut, als Ilse sagte, daß sie Zutrauen zu der Erfindung habe. Wieder wurde er das fröhliche Kind von neulich, trank lustig sein Glas Wein und brachte mit gefälligem Anstand die Gesundheit des Hausherrn und der Hausfrau aus, so daß der Kammerherr seinen Telemach gar nicht wieder erkannte. Und beim Abschiede packte er sich selbst den Marzipan ein und trug ihn in der Tasche nach Hause.

2.

Aus drei Cabinetten.

Das Jahr des Rectorats hatte auch Ilse's Haushalt und den Kreis ihrer Gedanken so umgeformt, daß sie dem Gatten erstaunt sagte: „Ich bin jetzt wie aus der Schule in das Getümmel der Welt versetzt." Die Tage ihres Felix waren mit zerstreuenden Geschäften belastet, schwierige Verhandlungen der Universität mit der Regierung, ärgerliche Vorfälle in der Studentenschaft nahmen einen großen Theil seiner Zeit in Anspruch.

Auch die Abende verliefen nicht wie im ersten Jahr, wo Ilse der stillen Arbeit des Gatten zusah oder den Worten der Männer lauschte; denn viele Abende waren dem Professor durch Sitzungen des Senats in Anspruch genommen und viele durch größere Gesellschaften, denen er als Rector sich nicht entziehen wollte. Wenn die Freunde zum Theetisch kamen, fehlte zuweilen der Hausherr.

Ilse hatte die Lehre des Vaters beherzigt. Sie lebte frisch darauf los und mied verwirrende Gedanken. Der Gatte selbst war ängstlich bemüht, Alles von ihr fern zu halten, was ihre Ruhe stören konnte, und die geistige Diät, welche ihr zu Theil wurde, that ihr sehr wohl. Wenn er sie in Gesellschaft sich gegenüber sah, wieder in voller Kraft und Gesundheit, die Wange leicht geröthet, um Augen und Lippen heiteres Leben, da war ihm, als sei seine Pflicht diese Seele für immer zu behüten vor dem übermächtigen Einbruch kämpfender Gewalten, und ihm war ganz recht, daß sie auch durch häufigen Verkehr mit verschiedenartigen Menschen und durch die leichten Bande einer reichen Geselligkeit heimisch wurde in seinem Kreise. Und freudig sah er, daß ihre unbefangene Art Anerkennung fand, und daß sie nicht nur von den Männern mit Auszeichnung behandelt wurde, auch den Frauen gefiel.

Doch das Privatissimum, wie Ilse nach Universitätsgebrauch die Stunde nannte, wo sie die lehrenden Worte des Gatten vernahm, wurde unter allen Störungen fortgesetzt; darauf hielt die Hausfrau mit eiserner Strenge, und wenn ein Tag versäumt war, mußte das Verlorene am nächsten eingebracht werden. Aber auch in diese Stunden war ein anderer Inhalt gekommen. Der Professor las jetzt mit ihr kleine Stücke alter Schriftsteller, welche in Vers und Prosa die graziöse Schönheit des antiken Lebens abspiegelten. Die unschuldige Seele der Frau fand sich in der heitern Sinnlichkeit dieser fremden Welt arglos zurecht, und die Eindrücke, welche sie erhielt, stimmten vortrefflich zu der Weise, in der sie sich jetzt das eigene Leben zurecht legte. Der Professor erklärte ihr einzelne Gedichte der griechischen Anthologie und des Theokrit, weniges aus der Lyrik der Römer, dazwischen aber zum Vergleich Gedichte des großen Deutschen, der in einziger Weise griechische Schönheit mit deutscher Empfindung zu vermählen gewußt. Wieder klangen in das Tagesleben der jungen Frau leise die Melodien des hellenischen Saitenspiels und der Rohrpfeife, wenn Laura über ihrem toten Kanarienvogel trauerte, oder wenn Ilse selbst mit Frau Günther traulich schwatzend nach dem städtischen Museum ging, dem Syrakusischen Weibe gleich, welches die Nachbarin abholt, um die reiche Ausstellung der Königin auf der Burg zu betrachten. Und als der Gatte sich einmal in später Stunde über ihr Antlitz beugte, um zu sehen, ob sie entschlummert war, da schlug sie die Augen zu ihm auf, und frug ihn, ob er etwa auf ihrer Schulter seine Versfüße abzählen wollte, und sie wand ihm ihre langen Haare um den Hals und lachte, als er darüber seine große Abhandlung von den Gladiatoren im Stich ließ, über welcher er in der Stille arbeitete.

Auch die Würde der Magnificenz erwies Ilse in großer Abendgesellschaft, alle Zimmer waren geöffnet, die schmucke Wohnung strahlte im Kerzenglanz, die Häupter der Universität

und Stadt mit ihren Frauen waren zahlreich erschienen, der Prinz und sein Kammerherr fehlten nicht. Laura half anmuthig die Honneurs machen und in der Stille die fremden Diener anweisen; Küche und Wein thaten geschmackvoll ihre Pflicht, die Gäste gebehrdeten sich artig und schieden fröhlich angeregt. Jetzt war der große Abend glücklich vergangen, auch der Doctor und Laura hatten sich entfernt; Ilse gab die letzten Aufträge an Gabriel und schritt noch einmal durch die Zimmer in dem frohen Gefühl, daß sie ihrem Felix und sich Ehre eingelegt hatte. Im Ankleidezimmer warf sie einen Blick in den Spiegel. „Du hast nicht nöthig, dich prüfend zu betrachten," sagte der Gatte, „es war Alles sehr schön, aber das schönste war die Frau Rectorin."

„Damon, mein Schäfer," versetzte Ilse, „wie bist du verblendet. Doch sagst du's auch nicht zum ersten Mal, ich höre solche Worte sehr gern, du kannst dasselbe mir noch recht oft erzählen. Aber Felix," fuhr sie fort, indem sie ihr Haar auflöste, „es ist immer etwas Festliches selbst bei solcher Gesellschaft, wo die Menschen nichts thun, als sich unterhalten. Man trägt von Keinem viel davon, und doch ist's ein hübsches Vergnügen unter ihnen umherzutreiben, Alle wollen artig sein und suchen sich auf's beste zu erweisen, und Jeder ist bemüht, sich den Andern ein wenig anzupassen."

„Nicht Jedem gelingt bei solcher Gelegenheit, seinen Inhalt gut darzustellen, am wenigsten uns Büchermenschen," versetzte Felix. „Aber es ist wahr, diese Gesellschaften geben Solchen, die in ähnlichen Lebenskreisen stehen, eine gewisse Gemeinsamkeit der Sprache und Haltung, zuletzt auch der Ideen. Und das ist sehr nöthig, denn im Grunde sind auch die, welche nahe an einander leben, in einem weiten Gebiet ihres Empfindens und Denkens oft so verschieden, als ob sie aus verschiedenen Jahrhunderten stammten. Wie hat dir der Kammerherr gefallen?"

Ilse schüttelte den Kopf. „Er ist der artigste und aufge-

weckteste von Allen und weiß Jedem etwas Verbindliches zu sagen; aber man möchte ihm doch nicht trauen, denn man hat wie bei einem Aal gar keinen Anhalt, und keinen Augenblick, wo man in sein Herz sieht. Da war mir unser Prinz mit seinem steifen Wesen lieber. Er hat mir heut von seiner Schwester erzählt, die muß sehr gescheut und liebenswürdig sein. Aus welchem deiner Jahrhunderte stammt denn er?"

„Aus der Mitte des vorigen," versetzte der Gatte lachend, „er ist gute hundert Jahre jünger als wir, aus der Zeit, wo die Menschheit in zwei Klassen zerfiel, in Hoffähige und in Sclaven. Aber wenn du dich in unserer Nähe umsehen willst, kannst du größere Unterschiede erkennen. Da ist unser Gabriel, eine Menschenseele, die in ihren Vorurtheilen und ihrer Poesie um dreihundert Jahre jünger ist als die Gegenwart. Seine Weise zu empfinden erinnert an die Zeit, in welcher die großen Reformatoren unser Volk zuerst zum Denken heranzogen. Dagegen die feindlichen Nachbarn sind in mancher Hinsicht Repräsentanten von zwei entgegengesetzten Richtungen, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts neben einander liefen, in unserm Hause eigensinniger Rationalismus, bei den Alten drüben eine weiche Gefühlsseligkeit."

„Und welcher Zeit gehöre ich an?" frug Ilse sich vor den Gatten stellend.

„Du bist mein liebes Weib," rief er und wollte sie an sich ziehen.

„Ich will dir's sagen," fuhr Ilse zurückweichend fort, „nach eurer Meinung bin ich auch aus einer vergangenen Zeit, und das hat mich mehr geängstigt, als ich jetzt aussprechen will. Aber ich mache mir nichts mehr daraus. Denn wenn ich dich zwingen kann meine Hand zu küssen, so oft ich dir's befehle — der Professor war sehr willig dazu —; wenn ich sehe, wie es dich auch keine Ueberwindung kostet mich einmal auf den Mund zu küssen — es ist nicht nöthig, daß du es jetzt versuchst, ich glaube dir; ferner, wenn ich merke, daß der gelehrte Herr

nicht abgeneigt ist, mir die Schlafschuhe zu reichen, und vielleicht gar mein Nachtkleid, -- gut, ich will nicht, daß du dich weiter bemühst. Hier häkele mir die Ohrringe auf und mache das Kästchen hübsch zu; und wenn ich außerdem merke, daß dir viel daran gelegen ist mir zu gefallen, daß du auf meinen Wunsch die Consistorialräthin zu Tische geführt hast, die du gar nicht leiden kannst, und daß du mir dies prächtige Kleid gekauft hast, obgleich du vom Kaufen gar nichts verstehst; wenn ich ferner sehe, daß Magnificenz ganz in meiner Botmäßigkeit sind, daß ich die Schlüssel zum Brote habe und sogar deine Geldrechnung führe, und wenn ich mir endlich in das Gedächtniß zurückrufe, daß du guter, lieber Büchermann neben deinen Griechen und Römern auch Frau Ilse kleiner Abhandlungen würdigst, und daß dir eine Freude ist, wenn ich ein wenig von deiner gelehrten Schreiberei verstehe, so kommt mir die Meinung, daß du ganz mir angehörst, du und deine Zeit, und daß es mir ganz gleichgültig ist, aus welcher Periode der Weltgeschichte meine Gemüthsart stammt. Denn wenn ich zurückgebliebenes Kind aus entlegener Zeit dich in das Ohrläppchen zwicke, wie ich jetzt thue, so wird mir der große Herr der Gegenwart und Zukunft und sein Philosophiren über verschiedene Menschen nur lächerlich. Nachdem ich dir diesen Vortrag gehalten habe, kannst du ruhig einschlafen."

„Das wird schwer halten," versetzte der Professor, „wenn die gelehrte Hausfrau um das Lager herumwandelt und im Nachtkleide Reden hält, die langstieliger sind, als die eines römischen Philosophen. Und wenn sie darauf mit den Schrankthüren klappert und in den Zimmer umherfährt."

„Mein Tyrann fordert morgen früh seinen Kaffee, der muß heut herausgegeben werden, und ich kann nicht einschlafen, wenn ich nicht alle Schlüssel neben mir habe."

„Da hilft nichts," sagte der Professor, „als ernsthafte Beschwörung," und einen Vers des Theokrit parodirend, rief er: „Drehhals, wende dich um, und ziehe das Weib in die Kammer."

„Ich muß nachsehen, ob noch irgend ein Licht brennt," rief Ilse hinein. — Aber gleich darauf kniete sie an seinem Lager nieder und umschlang ihn mit ihren Armen. „Es ist so schön auf der Welt, Felix," rief sie, „bitten wir demüthig, daß unser Glück dauere."

Ja du bist glücklich, Frau Ilse, aber wie dein Vater gesagt hat, du verdankst dein Glück der Vorsicht, nicht der Tapferkeit.

Als Ilse ihrem Vater schrieb, wie die große Abendgesellschaft verlaufen war, vergaß sie nicht beizufügen, daß auch ihr künftiger Landesherr wieder unter den Gästen gewesen war, und daß sie sich mit ihm recht verständig unterhalten habe. Der Vater schien ihr die letzte Mittheilung nicht recht zu würdigen, denn er antwortete ärgerlich: „Wenn du so einflußreiche Rathgeberin geworden bist, sorge lieber dafür, daß wir einen Anschluß an die große Chaussee erhalten; die Sache wird seit zehn Jahren von den Behörden hingezogen, es ist eine Schande, daß wir von aller Welt so abgeschnitten sind. Der Schimmel hat das Bein gebrochen. Unser Gut wäre an die zehntausend Thaler mehr werth, wenn die Regierung nicht so saumselig wäre."

Ilse las den Brief ihrem Gatten vor und sagte: „Das mit der Chaussee wollen wir dem Prinzen sagen, der kann es bei seinem Vater durchsetzen." Der Gatte lachte. „Ich übernehme diesen Auftrag nicht, der Prinz sieht mir nicht aus, als ob er großen Einfluß auf die Regierung hätte."

„Das wollen wir doch sehen," versetzte Ilse fröhlich, „bei nächster Gelegenheit spreche ich ihn darauf an."

Diese Gelegenheit blieb nicht aus. Der Consistorialrath, welcher jetzt theologischer Decan war, lud zu einem Thee. Es war eine vornehme und ehrwürdige Gesellschaft, für Ilse gar nicht behaglich, die Frömmigkeit des Decans war ihr längst verdächtig, aus dem Frack des süßlichen Herrn sah sie oben

deutlich einen eingeknöpften Fuchsschwanz herausragen, in den Reden der Frau Decanin war eine unbequeme Mischung von Honig und Galle, die Räume waren enge und heiß und die Gäste gelangweilt. Aber der Erbprinz mit seinem Kammerherrn hatte zugesagt. Als er eintrat, strebten der Hausherr und einige Gäste, welche den Brauch der Höfe kannten, nach einer Aufstellung mit Front, aber der Erfolg wurde durch die Unachtsamkeit oder auffässiges Wesen der Mehrzahl vereitelt. Der Prinz mußte sich vom Hausherrn geleitet durch die Gruppen bis zur Frau Decanin durchkämpfen. Sein Blick prallte von ihren scharfen Zügen ab und irrte in ihrer Nähe umher, wo Ilse stand, wie aus einem andern Planeten herabgestiegen. Sie war heut sehr majestätisch, der kleine Bandschmuck saß wie ein Krönchen auf den lockigen Haaren, deren Fülle ihr Haupt mächtig umgab. Der Prinz sah scheu auf sie und konnte kaum die Worte finden, welche er ihr gönnen mußte. Als er sich nach kurzem Gruß wieder zur Gesellschaft wandte, war Ilse unzufrieden, sie hatte als gute Bekannte artigere Behandlung erwartet. Sie überlegte nicht, daß seine Aufgabe in der Gesellschaft nicht die eines Privatmannes war, und daß er fürstliche Pflichten zu erfüllen hatte, bevor er als Mensch unter den Andern umherlaufen konnte. Während er aber mit innerem Unwillen that, was seine Stellung erheischte, zuerst langsam umherging, zu Ilse's Gatten, dann zu den übrigen Würdenträgern, darauf feste Stellung nahm, sich Einzelne vorstellen ließ und Fragen that, wie sie für solche Fälle überlegt waren, wartete auch er ungeduldig auf den Zeitpunkt, wo ihm das Schicksal gestatten würde, mit der Landsmännin ein wenig zu reden. Er hielt aber wacker Stand; der Professor der Geschichte sprach ihm seine Freude aus, daß jetzt ältere Chroniken seiner Landschaft herausgegeben würden, und suchte halb erzählend, halb belehrend die Bedeutung derselben klar zu machen. Unterdeß bedachte der Prinz, daß die Frau Rectorin wenigstens zu seiner linken Seite sitzen werde, denn der Kammerherr hatte

ihn aufmerksam gemacht, daß die Decanin seine rechte Seite erhalten müsse.

Die Sache war zweifelhaft. Denn die Decanin war zwar Wirthin, aber der Abend hatte einen gewissermaßen officiellen Universitätsstrich, und Ilse war ohne Widerrede unter den gelehrten Damen die vornehmste. Jedoch dieser Zweifel wurde deßhalb unwesentlich, weil der Decan für zahlreiche Zusendung theologischer Werke und bewundernde Huldigungsbriefe von dem Fürsten bereits das Comthurkreuz seines Ordens erhalten hatte. Daß er bis zu diesem emporgeklettert, glich, wie der Kammerherr auseinandersetzte, den Würdenunterschied zwischen Magnificus und Decan so vollständig aus, daß die Decanin doch schließlich das beste Recht hatte. Nun war allerdings, wie der Kammerherr zugab, im Grunde gleichgültig, wie man hier durcheinandersaß, denn von einem Recht auf Rang konnte in dieser Gesellschaft überhaupt nicht die Rede sein. Doch war es angemessen, wenn der Prinz nicht ganz versäumte, zu distinguiren.

Also an seiner linken Seite wenigstens hoffte der Prinz Frau Ilse zu finden. Doch auch diese Erwartung wurde durch die Tücke der Decanin vereitelt. Denn in der Gesellschaft erschien die Frau eines Obersten, Mann und Frau von alter Familie, erst an den Ort versetzt. Beflissen führte die Decanin den Kammerherrn der eintretenden Frau Oberst zu, und bei der Begrüßung ergab sich zum Ueberfluß, daß beide gemeinsame Verwandte hatten. Dadurch wurde die Rangordnung des Soupers zerrüttet. Die Dame forderte ihr Recht der Vorstellung. Der Kammerherr führte sie dem Prinzen entgegen, der Prinz aber kam artig zuvor, und sprach seinen Wunsch aus, der Dame genannt zu werden. „Sie läßt sich einem Studenten vorstellen," sagte erstaunt die kleine Günther. — „Das ist eine Beeinträchtigung der socialen Vorrechte, welche die Frau dem Mann gegenüber zu behaupten hat," sagte unwillig die Struvelius.

„Sie macht es doch recht hübsch," erwiederte Ilse, „und wie sie sich mit ihm unterhält, gefällt mir." Die Frauen wußten nicht, daß der Gegenstand ihrer Bemerkungen in diesem Augenblick scheinbarer Erniedrigung den Triumph einer höhern Stellung freudig empfand. Der Prinz, die Oberstin und der Kammerherr bildeten für kurze Zeit eine Gruppe, von welcher das Licht des Abends ausstrahlte, alle drei in dem Bewußtsein, daß sie unter Fremden zusammengehörten.

Die Folge dieser Vorstellung war, daß die Frau Oberst an der linken Seite des Prinzen zu sitzen kam, und Ilse, von zwei Decanen eingefaßt, ihm gegenüber. Für den Prinzen wurde die Bewahrung fürstlicher Würde dadurch nicht leichter, daß er die Augen und das Lockenhaar seiner Landsmännin vor sich erblickte, so oft er die Augen erhob. Langsam schlich ihm die Abendstunde dahin, erst kurz vor dem Aufbruch fand er Gelegenheit, ungezwungen mit Frau Ilse zusammen zu treffen. Warte, dachte Ilse, die Chaussee soll dir nicht geschenkt sein.

„Haben Sie Nachricht von Ihrem Herrn Vater und dem Gut?" begann der Prinz mit einer Frage, welche die Unterhaltung schon öfter eingeleitet hatte. — „Es ist keine gute Nachricht," erwiederte Ilse, „denken Ew. Hoheit, eines unserer Arbeitspferde hat den Fuß gebrochen. Es war ein Schimmel, den wir selbst gezogen, ein gutes frommes Thier, ich bin manchmal auf ihm geritten, obgleich der Vater das nicht gern sah. Denn sehen Ew. Hoheit, der Weg bei uns bis zu der größeren Marktstadt, wohin der Vater jedes Jahr das Getreide abliefern muß, ist unverantwortlich schlecht, es geschieht durch die Regierung gar nichts dafür. Seit zehn Jahren hängt die Sache, aber es kommt zu nichts. Wenn Ew. Hoheit etwas dazu thun könnten, daß uns eine Chaussee gebaut wird, so bitte ich sehr, Sie helfen der ganzen Gegend auf." Der Prinz sah ihr treuherzig in die Augen und sagte verlegen: „Das ist Sache der Regierung, ich glaube, mein Vater weiß davon nichts."

„Das glaube ich auch,“ erwiederte Ilse siegreich, „die Herren von der Regierung haben immer Gründe, nichts zu thun; Schwierigkeiten machen und kein Geld haben, das verstehen sie am besten.“ Der Kammerherr trat in die Nähe, und da die Unterhaltung einen unheimlichen politischen Anstrich erhalten, nahm der Prinz schnell seinen Rückzug mit den Worten: „Hoffen wir das Beste,“ lächelnd und sich verbeugend. Ilse sagte beim Herausgehen zu ihrem Manne: „Felix, ich hab's ihm gesagt, er ist ein gutes Kind, aber in Gesellschaft hat er nichts als Redensarten.“

Der Zufall wollte, daß einige Wochen darauf der fürstliche Rath, welcher die oberste Verwaltung von Rossau hatte, nach der Universitätsstadt kam, den Kammerherrn besuchte und von diesem zum Prinzen geführt ward. Er wurde zum Mittagessen geladen, der Prinz zeigte ungewöhnlichen Antheil an den Verhältnissen der abgelegenen Gegend, erkundigte sich nach den Gütern und deren Besitzern und sagte endlich beim Kaffee, als er allein mit dem Rath am Fenster stand: „Wie kommt es, daß noch keine Chaussee in der Gegend ist? Könnten Sie nicht etwas dafür thun?“ Der Beamte setzte die Schwierigkeiten gebührend auseinander. Der Prinz erwiederte endlich: „Ja, ich weiß, an Gründen fehlt es nicht, Sie würden mich aber verbinden, wenn Sie sich Mühe geben wollten, die Sache doch durchzusetzen.“

Mit diesen Worten im Herzen reiste der Beamte nach Hause, höchlich aufgeregt durch diese Lebensäußerung seines zukünftigen Herrn. Er wälzte die Worte drei Tage lang im bekümmerten Gemüth, ihre Bedeutung wurde ihm immer größer, seine eigene Zukunft mochte davon abhängen. Endlich kam er zu der Ansicht, daß dies ein Fall sei, der einen außerordentlichen Entschluß nöthig mache, er setzte sich auf, fuhr nach der Residenz und legte die ganze Unterredung und ein dickes verstäubtes Aktenbündel, Chausseeangelegenheiten, vor seinem Minister nieder. Der Minister dankte ihm für die Mittheilung

und kam wieder zu der Ansicht, daß hier ein Incidentpunkt vorliege, bei dem es klug sei, Serenissimo Mittheilung zu machen. Am Ende eines Vortrags über Staatsangelegenheiten erwähnte er, daß im District von Rossau die Klagen über die schlechten Wege und das Verlangen nach einer Chaussee lebhaft würden und erzählte, bei welcher Gelegenheit der Erbprinz selbst sein Interesse an dem Bau ausgesprochen habe. Der Fürst erhob sich schnell von seinem Sessel. „Der Erbprinz? Was bedeutet das? — Es ist mir lieb, daß mein Sohn sich für Landesangelegenheiten interessirt," fügte er hinzu, „ich werde mir die Sache überlegen." Denselben Tag ging ein eigenhändiger Brief des Fürsten an den Kammerherrn ab: „Woher kommt das Interesse des Erbprinzen an dem Chausseebau bei Rossau? Ich fordere genauen Bericht." — Der Kammerherr gerieth in Verlegenheit, auch er fühlte seine Stellung durch ein Geheimniß gefährdet. Endlich wählte er, zwischen Vater und Sohn gestellt, den Weg offener Entfaltung vor der künftigen Sonne, und theilte dem Prinzen die Frage des Fürsten mit.

„Sie sehen, welche Wichtigkeit der Herr auf die Mittheilung legt, es wird unvermeidlich sein, ihm Näheres mitzutheilen."

Der Prinz war ebenfalls betroffen. „Es war ja nichts als ein hingeworfenes Wort," entgegnete er zögernd.

„Um so besser," sagte der Kammerherr, „es kommt nur darauf an, zu sagen, wie in Ew. Hoheit der Wunsch entstand. Dem Fürsten könnte auffallend sein, wenn sich Unterthanen oder Behörden an Ew. Hoheit, statt an ihn selbst gewandt hätten. Das war, soviel ich weiß, nicht der Fall."

„Nein," versetzte der Prinz, „ich habe bei dem Rector Magnificus davon gehört, ich habe ja nichts gethan, als den Rath, als er hier war, deßhalb gefragt. Ich wollte doch eine Antwort geben können," fügte er klug hinzu.

Beruhigt setzte sich der Kammerherr hin, rühmte in seinem Bericht den Professor und Ilse, welche ein angenehmes Haus

machten, und verfehlte nicht, zu bemerken, daß der Erbprinz gern dort sei. Und er war erfreut, als wenige Tage darauf einer geschäftlichen Mittheilung des Kabinetssecretärs eine eigenhändige Nachschrift seines Gebieters zugefügt war, in welcher dieser seine besondere Zufriedenheit mit dem Erbprinzen und Kammerherrn aussprach.

Nicht weniger erfreut war Ilse, als ihr der Vater schrieb: „Ilse, kannst du hexen? Es ist Befehl gegeben, die Chaussee sofort in Angriff zu nehmen, der Wegebaumeister ist bereits hier, die Straße abzustecken.“ Ilse brachte am Mittag den Brief vergnügt aus ihrer Rocktasche. „Lies, ungläubiger Mann, und sieh, was unser kleiner Prinz durchzusetzen vermag, wir haben dem guten Herrn doch Unrecht gethan. Mein armer Schimmel hat ihn gedauert, und er hat seinem lieben Vater Alles geschrieben.“

Als der Erbprinz wieder einmal in größerer Gesellschaft an Ilse trat, begann sie nach der ersten Begrüßung leise: „Meine Heimath ist Ew. Hoheit zu warmem Dank verpflichtet, Hoheit haben die Güte gehabt, sich für die Chaussee zu verwenden.“

„Wird sie gebaut?“ frug der Prinz überrascht.

„Und das wissen Ew. Hoheit nicht? Ihre Verwendung hat es doch bei Ihrem durchlauchtigsten Herrn Vater durchgesetzt.“

„Das würde wenig genutzt haben,“ fuhr der Prinz heraus, „nein, nein,“ setzte er eifrig ablehnend hinzu. „Ich habe deßhalb meinem Vater nicht geschrieben. Es ist ganz sein eigener Entschluß.“

Ilse schwieg, ihr war unbegreiflich, was den Sohn eines Fürsten verhindern könne, dem Vater offen eine geschäftliche Bitte vorzutragen, deren Erfüllung wohlthätig für Viele war. Und daß er jeden Antheil ablehnte, den er doch offenbar hatte, dünkte ihr eine sehr ungeschickte Bescheidenheit.

Der Kammerherr aber hätte in dem letzten Kabinetsschreiben eine Bestätigung seiner Ansicht gefunden, daß der Fürst

den Verkehr des Erbprinzen im Hause des Rectors nicht ungern sehe. Er dachte zuweilen über den Grund dieses hohen Interesses an Menschen nach, welche so sehr außerhalb der Sphäre fürstlicher Beachtung standen. Er kam darüber nicht recht auf's Reine. In jedem Fall war seine eigene Aufgabe, den Prinzen von diesem Hause nicht zurückzuhalten und sich selbst dem Rector und seiner Hausfrau angenehm zu erweisen. Dies Letztere that er gern und ehrlich, nicht nur, weil der Rector ein angesehenes Haus machte. Er fand sich zuweilen ohne den Prinzen bei dem Professor ein, ließ sich von ihm Bücher empfehlen, achtete sehr auf sein Urtheil über Menschen, wählte, soweit ihn seine Instruction nicht band, auch die Lehrer des Prinzen nach seinem Rath. Die energische Wucht und das stolze wahrhafte Wesen des Gelehrten zogen den Hofherrn an, und Werner wurde ihm bald eine werthvolle Bekanntschaft. Auch Frau Ilse war er aufrichtig zugethan und auch sie erlebte einige Augenblicke, wo etwas von dem Herzen des Kammerherrn zu sehen war.

Aber obgleich der Kammerherr alle Fügsamkeit eines Hofmanns hatte und wußte, daß dem Fürsten und seinem jungen Herrn die Besuche im Hause des Rectors willkommen waren, bewies er doch an seinem Prinzen wenig Zuvorkommenheit gegen höchste Wünsche. Ja, er war geneigt, Schwierigkeiten aufzufinden, wenn einmal, was freilich selten geschah, sein Prinz eine Theestunde bei Werners vorschlug. Er kam in schicklichen Zwischenräumen mit dem Prinzen an, aber er vermied seit der Chausseeangelegenheit für den Erbprinzen größere Annäherung. Dagegen suchte der Kammerherr den Prinzen in geeigneter Weise unter den Studenten einzubürgern. Von den Genossenschaften welche sich durch Farben, Bräuche und Statuten unterschieden, war damals das Corps der Markomannen vor andern ansehnlich. Es war die aristokratische Verbindung, enthielt viele Söhne alter Familien, einige der besten Schläger, seine Mitglieder trugen die bunte Mütze am

stolzesten, sie waren vielbesprochen, nicht grade beliebt. Der Kammerherr fand in diesem Corps einen Verwandten, und unter den Häuptern das wünschenswerthe Verständniß für die sociale Stellung des jungen Herrn.

So machte sich's, daß der Prinz mit dieser Verbindung näher bekannt wurde, er lud die Studenten in sein Quartier, besuchte zuweilen ihre kleinen Trinkabende, und wurde von ihnen in die Gewohnheiten des academischen Lebens behaglich eingeführt. Er nahm Fechtstunde, erwies darin trotz seinem zarten und wenig gestählten Körper einiges Geschick, und die sausende Klinge des Rappiers gefährdete in seiner Wohnung alltäglich Spiegel und Kronleuchter.

Ilse aber sprach gegen den Gatten ihre Verwunderung aus, daß der Prinz sich zuerst so schnell und rückhaltlos aufgeschlossen hatte, und sich seit dem großen Erfolg in Chausseesachen so vorsichtig zurückhielt. „Bin ich ihm zu anmaßend erschienen?" frug sie bekümmert, „es war doch nur in guter Meinung gesagt. Aber ich merke, Felix, bei diesen Herrschaften ist es nicht wie bei Unsereinem. Wo wir einmal gutes Zutrauen haben, da richten wir uns häuslich ein, sie aber sind wie die Vögel, sie singen dicht beim Ohr ihr Lied, und husch, fliegen sie auf und suchen in der Ferne einen andern Ruheplatz."

„Im nächsten Jahr kommen sie vielleicht wieder," erwiderte der Gatte, „wer sie sich an's Haus zähmen will, hat das Nachsehen. Wenn ihr luftiger Pfad sie in die Nähe führt, mag man sich ihrer freuen, aber um die Sorglosen soll man sich nicht das Herz beschweren."

Und Ilse nickte und versetzte: „Honig erfülle dir, Thyrsis, den Mund, ich höre und lerne."

Aber in der Stille ärgerte sich Ilse doch über die Untreue ihres kleines Singvogels.

„Heut treibt mich mein Pflichtgefühl zu Ihnen," begann

der eintretende Kammerherr zum Professor. „Unter den Vorträgen, welche für den Erbprinzen gewünscht werden, ist auch einer über Heraldik. Ich bitte Magnificenz, mir einen Lehrer dafür nachzuweisen, der wenigstens einige Stunden zu geben vermöchte. In der Residenz war keine geeignete Persönlichkeit, und ich gestehe ohne Erröthen, daß meine eigenen Kenntnisse viel zu dürftig sind, als daß ich dem Prinzen davon etwas ablassen könnte."

Der Professor dachte nach. „Unter meinen Collegen weiß ich Niemand, den ich dafür empfehlen könnte. Es ist möglich, daß Magister Knips auch darin Bescheid weiß. Er ist auf allen diesen Seitenpfaden der Wissenschaft gut orientirt, er ist aber in engen Verhältnissen aufgewachsen, und die Formen seiner Ergebenheit sind ein wenig altfränkisch."

Dem Kammerherrn erschien altfränkische Ergebenheit nicht als Hinderniß, und da er selbst die Gelegenheit benutzen wollte, über die Bedeutung einer räthselhaften Figur in seinem Wappen klar zu werden, welche einer Ofengabel sehr ähnlich sah, eigentlich aber ein celtischer Druidenstab war, so versetzte er: „Es würden doch nur wenige Lectionen werden, und ich könnte selbst dabei anwesend sein."

Magister Knips wurde gerufen, fand sich, wie immer auf der Stelle ein, und wurde dem Kammerherrn vorgestellt. Diesem erschien die groteske Gestalt allerdings in anderer Weise komisch, als mancher von den Herren Professoren, aber keineswegs ungeeignet. Die Bescheidenheit war unverkennbar, die Devotion konnte nicht größer sein, und wenn man seine Gestalt in einen erträglichen Frack einband, so durfte sie für den Nothfall neben dem Erbprinzen und Kammerherrn am Tische sitzend gedacht werden. Der Kammerherr frug also, ob Herr Knips im Stande sei, einige Vorträge über Heraldik zu halten.

„Falls Ew. Hoch- und Wohlgeboren gnädigst vorlieb nehmen wollten mit deutschem und französischem Blason, so

glaube ich, Denenselben mein allerdings ungenügendes Wissen anbieten zu dürfen. In den englischen Wappen und Figuren dagegen ist meine Kenntniß wegen mangelnder Gelegenheit nicht ausreichend. Dagegen würde ich Denenselben über die neueren Untersuchungen wegen der Ehrenstücke Auskunft zu geben mich befleißigen."

„Das wird nicht einmal nöthig sein," versetzte der Kammerherr, und zum Professor gewandt, bat er: „Würden Magnificenz mir erlauben, mit dem Herrn Magister das Nähere zu besprechen?"

Der Professor überließ die Beiden der geschäftlichen Verhandlung, und der Kammerherr fuhr freier fort: „Ich will im Vertrauen auf die Empfehlung des Herrn Rector einen Versuch machen, ob des Erbprinzen Hoheit Ihre Vorträge benutzen kann."

Knips wurde zusehends kleiner und schwand fast ganz in den Erdboden. Nur sein Haupt neigte sich von der Schulter andächtig nach dem Auge des Kammerherrn. Dieser bestimmte freigebig den Preis der Stunden, Knips lächelte, und drückte die Augen zusammen. „Dagegen muß ich die Forderung stellen, Herr Magister, daß auch Sie nicht verschmähen, sich in Ihrem Aeußern ein wenig den beabsichtigten Vorträgen anzupassen. Schwarzer Frack und eben solche Beinkleider."

„Sie sind vorhanden," erwiederte Knips in seinen höchsten Tönen.

„Weiße Weste und weiße Cravatte," fuhr der Kammerherr fort.

„Ebenfalls vorhanden," flötete Knips wieder.

Der Kammerherr hielt doch für wünschenswerth, sich von dieser Befähigung des Candidaten durch eigene Anschauung zu überzeugen. „Ich ersuche Sie also, sich auf geeignete Weise in der Wohnung des Erbprinzen einzufinden. Dort besprechen wir das Nähere."

Knips erschien am nächsten Morgen in seinem Staats-

kleid, das Haar durch starke Bürstenstriche geglättet, mit Handschuhen und rundem Hut; und der Kammerherr fand, daß der Mann gar nicht so übel aussah. Er machte ihn also noch aufmerksam, daß es hier nicht auf wissenschaftliche Erörterung, sondern vielmehr auf einen schnellen Ueberblick ankomme, und übergab, um Knipsens Luftschicht zu weihen, beim Abschiede noch eine Flasche wohlriechendes Wasser für ein weißes Taschentuch.

Knips bereitete sich für seine ersten Stunden vor, indem er zuerst seinen Farbekasten, dann einige Briefsteller und alte Complimentirbücher hervorzog. Mit Hülfe des Farbekastens malte er einige Wappen, aus den Büchern schrieb er die ehrfurchtsvollen Redewendungen ab, welche unsere demüthige Kanzleisprache im Verkehr mit den Großen eingeführt hat, und lernte alle auswendig. Zur Stunde präsentirte er sich dem Kammerherrn, glatt und duftend, einer Blume gleich, welcher durch den Strahl hoher Sonne die Kraft des Stengels genommen ist. So wurde er vor die Augen des Prinzen geführt, welkte auch vor diesem eine Weile dahin, bis er durch einen Stuhl Halt erhielt, und begann seinen Vortrag, indem er das fürstliche Hauswappen und das Wappen des Kammerherrn aus einer kleinen Mappe zog, in tiefster Ehrfurcht zu Füßen legte und daran die ersten Erklärungen knüpfte.

Sein Vortrag war nach den eigenen Worten des Kammerherrn ganz magnifique, seine unterthänigen Arabesken drehten sich zwar wunderlich und weitschweifig, aber durchaus nicht unangenehm, sie waren possirlich, und sie paßten sehr zu dem schnörkelhaften Inhalt seiner Vorträge. Er brachte häufig kleine Zeichnungen, Wappenbücher und Kupferwerke von der Bibliothek zum Ansehen und erwies sich gründlicher unterrichtet, als vielleicht nothwendig gewesen wäre. Wenn er sich ja einmal auf historische Erörterungen einließ, die ihm interessanter waren als seinen Zuhörern, so hob der Kammerherr nur den Finger, und Knips flatterte ehrerbietig auf die Fahrstraße

zurück. Die Herren fanden mehr Gefallen an seinem Vortrage als an manchem andern, den des Magisters hohe Gönner hielten. Die Stunden wurden über das ganze Halbjahr ausgedehnt denn zufällig fand sich, daß Knips auch in Turnieren, Ringelrennen, Faquins und anderen ritterlichen Ergötzlichkeiten Bescheid wußte. Er erzählte dem Prinzen von alten Schaufesten des eigenen hohen Hauses, beschrieb genau das Ceremoniel, und wußte sogar die Namen der mitwirkenden Cavaliere anzugeben. Den Zuhörern erschien dies Wissen staunenswerth, ihn kostete wenig Mühe, die Notizen aus Büchern zusammen zu tragen. Und als er am Ende reichlich belohnt von dannen schied, war seinen Hörern leid, daß die lustige Gestalt nicht mehr ihre altfränkische und verkrauste Weisheit vortragen sollte.

„Mutter, sieh her," rief Knips in seine Stube tretend, und holte eine kleine Geldrolle aus der Tasche, „das ist die größte Summe, die ich je bei einem Geschäft verdient." Die Mutter schlug mit den Händen auf die Schürze. „Da lobe ich mir die vornehmen Leute, die wissen meinen Sohn doch zu schätzen."

„Zu schätzen?" versetzte Knips verächtlich, „die wissen gar nichts von mir und von dem was ich verstehe. Und je weniger man ihnen beibringt, desto lieber ist es ihnen. Es macht ihnen Mühe, das nur aufzuschlagen, was schon für alle Welt zugerichtet ist, und was in hundert Folianten steht, war ihnen noch neu. Ich habe sie behandelt wie kleine Jungen, und sie haben es nicht gemerkt. Nein, Mutter, sie verstehen noch schlechter, mich zu benutzen, als hier das Professorenvolk. Mich ehren nach meinem Wissen thut Niemand."

„Einer weiß es," murmelte er vor sich hin, „aber der ist hochmüthiger als der Kammerherr. Der Kammerherr thut, als wollte er über die alten Carrousels und Maskeraden sich selbst unterrichten. Ich will ihm den kleinen Rohr zum Andenken schenken. Es steht grade so wenig darin, daß es für ihn gut genug ist. Ich habe das Buch um vier Groschen ge-

kauft, das Schweinsleder ist noch ziemlich weiß, ich wasche es mit Salmiak und klebe sein Wappen hinein. Wer weiß, wozu es nützen kann."

Er wusch ab und fuhr mit dem Pinsel in seinen Muscheln umher. „Die Welt ist voll Schwindel, Mutter. Wer hätte gedacht, daß ich mit dem alten schlottrigen Unsinn dieser Wappenzeichen ein Capital verdienen würde?" Und er zeichnete und tuschte über dem Wappen: „Ich habe selten Gold in das Haus getragen, und dann war es immer für schlechtes Zeug, das mir keine Ehre gemacht hat." — Hier brach er ab. „Noch einmal ziehe ich meine Lohndienerkleidung an, wenn ich ihnen das Buch überreiche, dann schaff sie mir aus den Augen."

In der Gegend von Rossau steckten Wegebauer Meßstangen auf und in der Universitätsstadt legte Magister Knips den weißen Schweinslederband in die Hände seines hochgeneigten Gönners. Ilse freute sich, daß der Weg zum Gut ihres Vaters für Jedermann leicht fahrbar sein würde, und der Professor hörte mit Antheil, daß der Mann, den er empfohlen, sich gut anschickte, und er lächelte wohlwollend über die Danksagungen des Magisters. Aber für den Kunstbau der neuen Straße und für die erprobte Kunstfertigkeit des kleinen Mannes sollte den beiden Glücklichen, welche die Empfehlung an die rechte Stelle gebracht, noch Dank werden, den sie sich nicht begehrten.

3.

Vielliebchen.

Ilse stellte eines Abends die letzten Süßigkeiten der Weihnachtszeit auf den Tisch. Laura klapperte mit einer Knackmandel und frug den Doctor ernsthaft, woher der ehrwürdige Gebrauch der Vielliebchen komme. Der Doctor bestritt das Ehrwürdige, wußte aber im Augenblick den Ursprung des Spiels nicht anzugeben, und war über diese Unsicherheit sichtlich betroffen. Er vergaß deßhalb seine Pflicht, zum gemeinsamen Gruß der Doppelmandel aufzufordern. Laura öffnete die Schale und legte nachlässig zwei Mandeln zwischen ihn und sich. „Da sind sie."

„Soll's gelten?" rief der Doctor erheitert.

„Meinetwegen," erwiederte Laura, „mit Geben und Nehmen, wie recht ist. Aber es darf nur Scherz sein," fügte sie, des Vaters gedenkend, hinzu, „und kein Geschenk." Beide aßen mit dem rühmlichen Entschluß, das Spiel zu verlieren. Die Folge war, daß das Geschäft nicht vorwärts gehen wollte. Laura überreichte dem Doctor in den nächsten Wochen Bücher, Theetassen, Teller mit aufgeschnittenem Braten, er war wie ein Stock, niemals sagte er: „Ich denke daran." Hatte er den Contract vergessen, oder war's gewöhnliche Ritterlichkeit? Laura aber durfte ihm seine Vergeßlichkeit gar nicht zu Gemüth führen, sonst gewann sie das Vielliebchen. Sie wurde wieder einmal zornig auf ihn. „Mir reicht der gelehrte Herr gar nichts," sagte sie zu Ilse, „er behandelt mich, als wäre ich eine Nessel."

„Das ist Zufall," versetzte Ilse, „er hat's längst vergessen."

„Natürlich," rief Laura, „für einen hübschen Scherz mit meiner unbedeutenden Person hat er kein Gedächtniß."

„Mach' ein Ende," mahnte Ilse, „erinnere du ihn daran."

Es fügte sich, daß der Doctor einmal nicht vermeiden konnte, ihr eine Scheere aufzuheben und in die Hand zu reichen. „Ich denke dran," sagte Laura schnippisch, „besser als Sie."

Darauf bot sie dem Doctor die Zuckerbüchse, der Doctor holte sich ehrbar ein Stück Zucker heraus und schwieg. „Guten Morgen, Vielliebchen," rief sie verächtlich. Der Doctor lachte und erklärte sich für überwunden. „Es ist gar nicht schön," fuhr Laura eifrig fort, „daß Sie sich so wenig um Ihr Vielliebchen bekümmert haben, ich werde nie wieder eines mit Ihnen essen; gegen Herren, die so zerstreut sind, ist es keine Ehre zu gewinnen."

Kurz darauf überreichte ihr der Doctor ein winziges gedrucktes Büchel in zierlichem Einband. Auf dem ersten Blatte stand: „Für Fräulein Laura," und auf dem zweiten: „Die Entstehung der Vielliebchen, ein Märchen." Es war die Geschichte der schönen Königstochter, welche sehr gern Knackmandeln aß, aber nicht heirathen wollte. Deßhalb erfand sie Folgendes. Sie ließ jedem Prinzen, der um ihre Hand warb — und es waren unzählige — die Hälfte einer Doppelmandel präsentiren und sie speiste den andern Zwilling. „Und wenn Ew. Liebden mich von jetzt ab zwingen können, daß ich etwas aus Dero Hand nehme, ohne die Worte zu sprechen: ich denke dran, so bin ich zu jeder Vermählung bereit; wenn ich aber Ew. Liebden verleiten kann, etwas aus meiner Hand zu nehmen, ohne daß Ihnen die klugen Worte einfallen, so werden Dieselben an Dero fürstlichem Haupte unbedingt kahl geschoren und verlassen sofort meine Länder." Es war aber eine Tücke bei diesem Vertrage. Nämlich der schönen Prinzessin durfte nach Hofsitte überhaupt Niemand etwas in die Hand reichen, bei Todesstrafe, sondern er reichte es der Staatsdame und diese reichte es der Königstochter. Wenn aber die Königstochter selbst etwas wegnehmen oder überreichen wollte, wer konnte ihr das wehren? Es war also für die Freiwerber ein bitteres Vergnügen. Denn wie sie sich auch mühten, die Prinzessin zu verleiten, daß sie ohne Angebot etwas aus ihrer Hand nahm, immer fuhr die Staatsdame dazwischen und verdarb die besten Pläne. Wenn aber die Königstochter einen Freier abschaffen wollte, that sie

einen Tag holdselig gegen ihn, bis er ganz bezaubert war, und sobald er neben ihr saß und bereits vor Freude taumelte, dann ergriff sie wie von ungefähr etwas in ihrer Nähe, einen Granatapfel oder ein Ei, und sagte leise: „Behalten Sie dies zu meinem Angedenken.“ Sobald nun der Prinz das Stück in die Hand nahm und vielleicht noch der rettenden Worte ein wenig gedachte, sprang das Ding auseinander und ein Frosch, eine Hornisse oder Fledermaus fuhr gegen seine Locken, daß er zurückschreckte und im Schrecken die Worte vergaß. Und dann auf der Stelle geschoren und fort mit ihm.

Das war durch Jahre gegangen, und in allen Königshäusern trugen die Prinzen Perücken — auch diese sind seitdem bräuchlich geworden — da traf sich's, daß ein fremder Königssohn zugereist kam in eigenen Geschäften und aus Zufall die Mandelkönigin sah. Er fand sie schön, und er merkte die Tücke. Aber ihm hatte ein befreundetes graues Männchen einen Apfel geschenkt, an den durfte er alle Jahre einmal riechen, dann kam ihm ein kluger Einfall. Und er war wegen der klugen Einfälle schon unter allen Königen sehr berühmt geworden. Jetzt war grade die Zeit des Apfels gekommen, er roch und da fiel ihm ein: wenn du das Spiel mit Nehmen und Geben gewinnen willst, darfst du ihr niemals und unter keinen Umständen etwas geben oder nehmen. Er ließ sich also die Hände fest in den Gürtel binden, ging mit seinem Marschall zu Hofe, und sagte, er wollte auch gern seine Mandel essen. Der Prinzessin gefiel er sehr und sie ließ ihm die Mandel reichen. Die nahm sein Marschall und steckte sie ihm in den Mund. Da fragte die Königstochter, was denn das vorstelle, und überhaupt, warum er die Hände immer im Gürtel trage. Und er antwortete, bei seinem Hofe sei der Brauch noch viel strenger als bei ihrem, er dürfe mit seinen Händen gar nichts nehmen und geben, höchstens mit den Füßen oder dem Kopfe. Da lachte die Prinzessin und sagte: „Auf die Weise können wir ja niemals in unserm Spiel zusammenkommen.“ Er zuckte

die Achseln und antwortete: „Nur wenn Sie geruhen wollten, etwas von meinen Stiefeln zu nehmen.“ „Das kann nie geschehen,“ rief der ganze Hofstaat. „Wozu sind Sie hergekommen,“ rief die Prinzessin ärgerlich, „wenn Sie so dumme Gewohnheiten haben?“ „Weil Sie sehr schön sind,“ sagte der Prinz, „wenn ich Sie auch nicht gewinnen kann, ich will Sie doch ansehen.“ „Dagegen kann ich nichts haben,“ versetzte die Königstochter. Der Prinz blieb also am Hofe und gefiel ihr immer besser. Weil sie aber auch ihre Bosheit hatte, suchte sie ihn auf alle Art zu verführen, daß er die Hand aus dem Gürtel zog und doch etwas von ihr nahm. Sie unterhielt sich immer mit ihm und schenkte ihm Blumen, Bonbons und Riechfläschchen, und zuletzt gar ihr Armband, auch zuckte es ihm mehrmals in den Händen, aber da fühlte er die Bande und kam zur Besinnung, nickte dem Marschall und der sammelte ein und sagte: „Wir denken schon dran.“ Dabei wurde endlich die Prinzessin ungeduldig und sie begann: „Mir ist mein Taschentuch herunter gefallen, Ew. Liebden könnten mir es aufheben.“ Der Prinz faßte das Tuch mit der Fußspitze und schwenkte es gleichgültig, und die Prinzessin beugte sich nieder, nahm das Tuch von seinem Fuß und rief zornig: „Ich denke dran.“ Darüber war ein Jahr vergangen, und die Königstochter sagte zu sich selbst: So kann das nicht bleiben, hier muß Schicht gemacht werden, so oder so. Sie begann also zum Prinzen: „Ich habe den besten Garten der Welt, den will ich morgen Ew. Liebden zeigen.“ Aber der Prinz roch wieder an seinen Apfel. Und als sie in den Garten kamen, fing der Prinz an: „Hier ist's wunderschön. Damit wir aber in rechtem Frieden neben einander gehen und durchaus nicht durch unser Spiel gestört werden, bitte ich meine Herrin, daß dieselbe nur auf eine Stunde meine Hofsitte annehme und sich auch die Hände festbinden lasse. Dann sind wir eines des andern sicher und uns kann nichts Aergerliches begegnen.“ Der Prinzessin war dies nicht recht, aber er bat und sie wollte ihm doch die Klei-

nigkeit nicht abschlagen. So gingen sie allein mit einander, die Hände im Gürtel gebunden. Die Vögel sangen, die Sonne schien warm und vom Baum hingen die rothen Kirschen bis auf die Wangen herunter. Die Prinzessin sah auf die Kirschen und rief: „Wie schade, daß Ew. Liebden mir keine davon pflücken können!“ Der Prinz antwortete: „Noth kennt kein Gebot,“ er nahm eine Kirsche mit dem Munde und bot sie der Königstochter. Der Prinzessin blieb nichts übrig, sie mußte ihren Mund an den seinigen bringen, um die Kirsche zu fassen, und da sie die Frucht zwischen den Lippen hatte und seinen Kuß dazu, vermochte sie nicht, im Augenblick zu sprechen: „ich denke dran.“ Da rief er laut: „Guten Morgen Vielliebchen!“ zog die Hände aus dem Gürtel und fiel ihr um den Hals. Und wenn sie nicht gestorben sind u. s. w. Diese Geschichte hatte der Doctor lustig ausgeführt und eigens für Laura drucken lassen, so daß Niemand dies Büchel haben konnte, als sie allein.

Laura trug das Märchen in ihr Geheimzimmer, sah mit Stolz auf ihren gedruckten Namen und las immer wieder die kleine dumme Geschichte. Und sie ging nachdenkend auf und ab. Wenn sie sich so den ganzen Fritz Hahn überlegte, konnte sie doch kein recht gutes Gewissen haben. Von klein auf hatte er sie zu Danke verpflichtet, er war stets lieb und gut gegen sie gewesen, und sie, und ach noch mehr der Vater, hatten ihm immer wieder weh gethan. Reuevoll überdachte sie alle Vergangenheit bis zu den Katzenpfoten; was ihr schon bei dem Vielliebchen in der Seele gelegen hatte, das wurde ihr jetzt deutlich, sie konnte nicht unbefangen sein, wie sie doch sollte, und nicht gleichgültig, wie ihr ganz recht gewesen wäre, weil sie immer vor ihm in den eisernen Banden einer Verpflichtung lag. „Ich muß mit ihm auf's Reine kommen!“ Ach, aber zwischen ihm und ihr stand als trennende Mauer das Verbot des Vaters. Sie überlegte, wie sie, ohne jenem Befehl entgegen zu handeln, doch dem Doctor etwas Angenehmes erweisen könne. Aehnliches hatte sie schon einmal mit der Orange gewagt; wenn

drüben Niemand wußte, daß der Scherz von ihr kam, dann war keine Gefahr, es entstand kein zartes Verhältniß und keine Freundschaft, die der Vater doch nur vermeiden wollte. Sie eilte zu Ilse hinunter. „Die Verpflichtungen gegen den Doctor drücken mich mehr, als ich sagen kann, es ist unerträglich, immer in seiner Schuld zu sein. Jetzt habe ich etwas ausgedacht, was dies Verhältniß zum Ende bringt."

„Nimm dich nur in Acht," versetzte Ilse, „daß die Sache auch gründlich abgemacht wird."

Darauf schlüpfte Laura in das Arbeitszimmer des Professors und bat: „Helfen Sie mir zu einem Scherz gegen den Mann von drüben, er sammelt ja allerlei alte Sachen, ich möchte etwas Seltenes für ihn erwerben, was ihm lieb wäre. Aber keine Seele darf wissen, daß ich dabei im Spiele bin, und er am wenigsten."

Der Professor versprach auf etwas zu denken.

Einige Zeit darauf legte er in Laura's Hände einen kleinen zerrissenen Band, der jämmerlich herabgekommen aussah. „Es sind Einzeldrucke alter Volkslieder," sagte er, „die irgend einmal zusammengebunden sind, ich stieß durch einen glücklichen Zufall darauf. Das Büchlein ist theuer, für den Liebhaber ist sein Werth unverhältnißmäßig größer als der Preis. Nehmen Sie keinen Anstoß an dem schlechten Kleide, Fritz wird doch die einzelnen Lieder von einander lösen und in seine Sammlung ordnen. Ich bin überzeugt, Sie können ihm kein lieberes Geschenk machen."

„Er soll es erhalten," sagte Laura vergnügt, „aber er soll gequält werden."

Es war eine schöne Sammlung, sehr seltene Stücke darunter, ein ganz unbekannter Druck des Liedes vom Ritter Tanhäuser, das Lied vom Räuber Stürzebecher und andere erfreuliche Blätter. Laura trug das Buch herauf, und schnitt die gebundenen Bogen sorgfältig von dem Bindfaden, der sie locker zusammenhielt. Darauf setzte sie sich an den Schreibtisch

und fuhr in der anonymen Briefstellerei fort, welche ihr die Tyrannei des Vaters aufgenöthigt hatte, indem sie mit verstellter Hand Folgendes schrieb: „Lieber Herr Doctor, ein Unbekannter sendet Ihnen dies Lied für Ihre Sammlung, er hat noch dreißig ähnliche, welche Ihnen bestimmt sind, doch unter Bedingungen. Erstens: Sie bewahren gegen Jedermann, wer es auch sei, unverbrüchliches Schweigen. Zweitens: Sie senden für jedes Gedicht ein anderes, das Sie selbst gemacht haben, worüber es auch sei, unter Adresse O. W. auf die Stadtpost. Drittens: Wenn Sie bereit sind, in diesen Vertrag zu willigen, so gehen Sie an einem der drei nächsten Tage Nachmittags um drei Uhr an No. zehn der Parkstraße vorüber, etwas Blühendes am Knopfloch. Der Absender wird sich innig freuen, wenn Sie auf diesen kleinen Scherz eingehen. Ihr ergebener N. N." Diesem Briefe lag das Lied vom Stürzebecher bei.

Die Taschenuhr des Doctors zeigte, wie durch spätere Nachforschungen festgestellt wurde, neun Uhr fünf Minuten, als dieser Brief in sein Zimmer gebracht wurde: der Barometer war im Steigen, am Himmel leichtes Federgewölk, dazwischen die bleiche Mondsichel erkennbar. Der Doctor öffnete, ein alter Druckbogen stach gelblich vom grünen Postpapier eines Briefes ab. Er entfaltete hastig die gelben Blätter und las: „Stortebecker und Godeke Michael, de rowten alle beede." Kein Zweifel, der niederdeutsche Urtext des berühmten Liedes, den die Welt bis dahin vermißt hatte, lag leibhaftig vor ihm. Ihm wurde so wohl zu Muth, wie dem Kinde vor der Einbescheerung. Darauf las er den Brief, und als er am Ende angekommen war, las er ihn noch einmal. Er lachte. Offenbar war das Ganze eine Schelmerei. Aber von wem? Seine Gedanken flogen um Laura, aber sie hatte ihn erst gestern Abend durch kalte Nichtachtung verletzt. An Ilse war gar nicht zu denken, und dem Professor sah solch spielender Unfug vollends nicht ähnlich. Und was sollte das Haus No. zehn? Die junge Schauspielerin, welche dort wohnte, galt sehr dafür, eine liebens-

würdige und unternehmende Dame zu sein. War es möglich, daß sie ein Verständniß für Volkslieder hatte, und, das konnte der Doctor sich nicht verbergen, auch ein zartes Verständniß für ihn selbst? Dem ehrlichen Fritz begegnete, daß er einen Augenblick vor den Spiegel trat, aber er protestirte sogleich innerlich und zog sich lachend zu dem Schreibtische und dem Volksliede zurück. Er konnte auf den Scherz nicht eingehen, das war klar, aber es war sehr schade. Er legte den Stürzebecher bei Seite und ergriff seine Arbeit. Aber nach einer Weile nahm er ihn wieder zur Hand. Dieses Prachtstück wenigstens war ihm ohne demüthigende Bedingung gesandt, vielleicht mochte er doch dies eine behalten. Er öffnete eine Mappe seiner alten Volkslieder und suchte die Stelle, wo das Gedicht eingereiht werden mußte, wenn es in der That sein Eigenthum wurde. Er legte den Schatz in die Reihe, stellte die Mappe wieder in den Bücherschrank und dachte, es ist ja gleichgültig, wo der Bogen liegt.

In dieser Weise kämpfte der Doctor bis nach dem Mittagsessen. Kurz vor drei Uhr war er zu einer ruhigen Auffassung gelangt. War es nur Scherz eines nahen Bekannten, so wollte er kein Spaßverderber sein; hatte die Sendung irgend ein anderes Motiv, so mußte auch das zu Tage kommen. Unterdeß mochte er die seltenen Drucke wohl aufbewahren, aber er durfte sie nicht als sein Eigenthum behandeln, bis das Recht des Absenders daran und der Zweck der Sendung deutlich war. Dies Bedenken mußte er dem Unbekannten zuerst mittheilen. Nachdem er diesen nothdürftigen Vergleich zwischen seinem Gewissen und seinem Sammeltrieb zu Stande gebracht, holte er aus der Blumenstube des Vaters etwas Blühendes, steckte es in sein Knopfloch und trat auf die Straße. Unsicher blickte er nach den Fenstern des feindlichen Hauses, aber Laura war nirgend zu finden, denn sie lauschte hinter der Gardine und schnippte, als sie die Blumen im Knopfloch sah, mit den Fingern über den gelungenen Scherz. Der Doctor wurde ver-

legen, als er in die Nähe der vorgeschriebenen Hausnummer kam. Die Lage war doch demüthigend und ihn reute seine Begehrlichkeit. Er sah in die Fenster des Unterstocks, und sieh! die junge Schauspielerin stand grade an den Scheiben. Er blickte auf ein gescheutes Gesicht mit einnehmenden Zügen, zog verbindlich seinen Hut, nicht ohne schwaches Erröthen; und das Fräulein dankte artig dem wohlbekannten Sohn des Nachbarhauses. Der Doctor ging noch ein wenig auf der Promenade umher, ihm erschien dies Abenteuer unheimlich. Es war doch nicht zufällig, daß die Künstlerin am Fenster stand und grüßte. Er wurde mit seinen Quergedanken nicht fertig, nur Eines war ihm ganz klar geworden, er behielt vorläufig den Stürzebecher.

Da seine Gewissensbisse nicht aufhörten, so rang er zwei Tage mit sich selbst, ob er sich auf weiteren Briefwechsel einlassen dürfe. Am dritten waren die letzten Bedenken zum Schweigen gebracht. Dreißig Volkslieder, sehr alte Drucke, die Versuchung war übermächtig! Er holte seine eigenen Verse heraus, Ergüsse seiner lyrischen Periode, musterte und verwarf; endlich fand er eine unschuldige Romanze, welche ihn in keiner Weise bloßstellte; sie wurde abgeschrieben und von einigen Zeilen begleitet, worin auch er seine Bedingung aussprach, daß er sich nur als Bewahrer der Lieder betrachten könne.

Einige Tage darauf erhielt er eine zweite Sendung, es war ein werthes Mönchslied, worin die gebratene Martinsgans gefeiert wurde, dabei lag ein Zettel, welcher die ermunternden Worte enthielt: „Nicht übel, fahren Sie fort.“

Und wieder erhob sich Laura's Gestalt vor seinen Augen und er lachte die Martinsgans recht herzlich an. Das war auch ein alter Druck, der noch nirgend verzeichnet war! Er zog also diesmal eine Ode auf den Frühling aus seinen Poesien und adressirte diese mit den befohlenen Buchstaben O. W.

Der Professor wunderte sich, daß der Doctor über das

Liederbuch schwieg, und äußerte dies gegen Ilse, welche ein wenig im Geheimniß war. „Er darf nicht sprechen,“ sagte diese, „sie behandelt ihn schlecht. Da er es ist, hat der Scherz für das kecke Mädchen keine Gefahr.“

Laura aber war selig über dies Schachspiel mit verdeckten Zügen. Sie hob die Gedichte des Doctors sorgfältig in ihrem Geheimbuch auf, und sie fand, daß die Poesie der Hahns gar nicht so schlecht war, ja sie war ausgezeichnet. Aber fast noch lockender als die Correspondenz wurde ihrem Uebermuth der Gedanke, dem Doctor ein kleines artiges Verhältniß zu der Schauspielerin aufzuzwingen. Als sie wieder mit ihm bei Ilse zusammentraf und einer der Anwesenden das Talent der jungen Dame rühmte, erzählte sie unbefangen und gar nicht zum Doctor gewandt, was die Straße von bizarren Einfällen der Schauspielerin wußte, daß sie einst ihr Hündchen mit einer Nachthaube an's Fenster gesetzt, als ihr ein widerwärtiger Verehrer ein Ständchen angekündigt hatte, und daß sie eine Vorliebe für bettelnde Handwerksburschen habe und sich mit ihnen meisterhaft im Dialekt ihrer Landschaft zu unterhalten wisse.

Der arglose Doctor wurde nachdenklich. Sollte in der That die Schauspielerin mit ihm in Correspondenz stehen, ohne daß er es wußte? Und Fritz begann der Dame eine gewisse ruhige Beachtung zu gönnen.

Als Laura einst auf dem abonnirten Platz ihrer Mutter saß und einer Rolle der Künstlerin zusah, erkannte sie in der Loge gegenüber Fritz Hahn, sie beobachtete, daß er durch sein Opernglas angestrengt auf die Bühne starrte und einige Mal lebhaften Beifall zu erkennen gab. — Nun, der war glücklich auf falsche Fährte gebracht.

Indeß er mußte doch auch erfahren, daß der unbekannte Correspondent mehr verstand, als Adressen zu schreiben. Laura durchsuchte die Lieder, studirte lange über dem Text des alten Gedichtes vom Ritter Tanhäuser, der bei Frau Venus

im Berge verweilt, und sandte das Lied mit folgenden Zeilen:

„Während ich das Gedicht durchlese, überkommt mich Rührung und Schreck vor dem Sinn dieser alten Poesie. Was wird nach der Meinung des Dichters aus der Seele des armen Tanhäusers? Er hat sich von Frau Venus losgerissen und kehrt reuig zum Christenglauben zurück, und als ihm der harte Papst sagt: „so wenig der Stock, den ich in der Hand halte, grün werden kann, so wenig kannst du noch selig werden," da wankt er aus trotziger Verzweiflung zur Venus in den Berg zurück. Darauf erst ergrünt der Stab in der Hand des Papstes und vergebens sendet dieser seine Boten, den Ritter zurückzuholen. Wie versteht der Sänger den Rückfall des Tanhäusers? Wird die ewige Liebe und Barmherzigkeit dem Armen auch jetzt noch verzeihen, obgleich er sich der Teufelin zum zweiten Mal ergiebt? Ist also dieser alte Dichter so frei und groß gesinnt, daß er auch noch die Rückkehr zur Heidenfrau für verzeihlich hält? Oder ist Tanhäuser jetzt in seinen Augen für ewig verloren, und soll der grünende Stab nur anzeigen, daß der Papst die Schuld trägt? Es würde mich freuen, darüber von Ihnen Aufklärung zu erhalten. Das Gedicht finde ich sehr schön und ergreifend, und in den einfachen Worten, wenn man sich erst hineingelesen hat, gewaltige Poesie. Aber ich habe Angst um das Schicksal des Tanhäusers. Ihr N. N."

Der Doctor antwortete sogleich: „Es ist zuweilen schwer, aus der tiefen Empfindung und dem knappen Ausdruck alter Gedichte die Grundidee des Dichters zu verstehen. Am schwersten vor einem Gedichte, welches, durch Jahrhunderte vom Volksmunde fortgetragen, zuverlässig in Wortlaut und Inhalt Aenderungen erfahren hat. Das erste Motiv des Liedes, daß Sterbliche bei den alten Heidengöttern im Innern der Berge weilen, beruht auf einer Anschauung, die noch aus der Heidenzeit stammt. Die Idee, daß der Christengott milder ist

als sein Stellvertreter auf Erden, wurde seit der Hohenstaufenzeit in Deutschland heimisch. Man darf den Ursprung des Gedichtes wohl auf diese Zeit zurückführen. In den uns überlieferten Formen mag es etwa aus der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts stammen, wo die Opposition gegen die Hierarchie in Deutschland bei Hoch und Niedrig allgemein war. Der hohe Gedanke dieser Opposition war: nicht der Priester kann die Sünden vergeben, nur Reue, Buße, Erhebung des eigenen Herzens. Der Druck, welchen Ihre Güte mir übersandt hat, stammt aus der ersten Zeit Luthers, aber wir wissen, daß das Lied älter ist, und wir besitzen verschiedene Texte, von denen einige noch stärker hervorheben, daß Tanhäuser auch nach seinem Rückfall der göttlichen Gnade vertrauen dürfe. Zuverlässig hielt der Sänger des übersandten Textes den armen Tanhäuser für verloren, wenn dieser sich nicht wieder von Frau Venus frei machte. In diesem Fall nicht. Der Volkssage nach ist Tanhäuser bei ihr geblieben. Aber den großen Gedanken, der auch unser Leben adelt, daß der Mensch, solange Geist und Gemüth ihm nicht ausgebrannt sind, in sich selbst die Kraft zur Erhebung über begangenes Unrecht trage, dürfen wir auch in diesem Gedicht erkennen, dessen poetischen Werth ich würdige wie Sie."

Als Laura diese Antwort erhielt — Gabriel war auch hier der vertraute Bote — sprang sie vor Freude von ihrem Arbeitstisch hoch auf. Sie hatte mit Ilse die Leiden Tanhäusers beklagt und der Freundin eine Abschrift des Gedichtes gegeben, jetzt lief sie mit den Zeilen des Doctors hinunter, stolz, daß sie durch den kindischen Scherz, über welchen Ilse den Kopf geschüttelt hatte, zu einer geheimen wissenschaftlichen Erörterung gekommen war. Von diesem Tage erhielt die geheime Correspondenz für Laura und Fritz eine Bedeutung, an welche keines von beiden im Anfang gedacht hatte. Denn Laura wagte jetzt, wenn sie über etwas nicht mit sich auf's Reine kommen konnte, oder wenn ein stilles Interesse sie be-

schäftigte, ihre Gedanken, die bis dahin im Schreibtisch verschlossen wurden, dem Nachbar mitzutheilen, und der Doctor sah mit Erstaunen und Freude ein weibliches Gemüth von kräftigem und originellem Empfinden, das bei ihm Klarheit suchte und mit ungewöhnlichem Vertrauen sich aufschloß. Diese Stimmung war auch aus seinen Gedichten zu erkennen, sie waren nicht mehr aus der Mappe herausgeholt, sondern erhielten einen gewissermaßen persönlichen Charakter. Und Laura wurden die Augen feucht, als sie ein Blatt in der Hand hielt, welches in Versen seine Spannung und Ungeduld aussprach, den unbekannten Correspondenten kennen zu lernen. Es war so reine Empfindung in den Zeilen, und man sah daraus so deutlich den guten und feinen Mann, daß man ein recht herzliches Zutrauen zu ihm haben mußte. Die alten Volkslieder, zuerst die Hauptsache, wurden allmälig nur die Begleiter des stillen Briefwechsels, und Laura's enthusiastische Seele schwebte beflügelt über goldumsäumte Wolken, während unten Herr Hummel grollte und Herr Hahn mißtrauisch neue Angriffe des Feindes erwartete.

Aber dies poetische Verhältniß zum Nachbarsohn, welches Laura's Unternehmungsgeist geschaffen hatte, litt an derselben Gefahr, welche allen poetischen Stimmungen droht, die rauhe Wirklichkeit konnte es jeden Augenblick zerstören. Niemals durfte es der Doctor wissen, daß sie es war, die Tochter der Feinde, sein alltäglicher Anblick, das kindische Mädchen, das in Ilse's Zimmer mit ihm um Butterbrote und Knackmandeln zankte. Wenn sie mit ihm Auge gegen Auge zusammentraf, war er ihr der Doctor mit der Brille von sonst und sie die kleine borstige Hummel, welche mehr von der Unart ihres Vaters hätte, als Gabriel zugeben wollte. Das Schmollen und die Neckerei des Tages lief zwischen beiden fort wie früher. Dennoch war unvermeidlich, daß zuweilen aus Laura's Augen ein Strahl warmer Empfindung brach, und daß sich der freundliche Humor, mit dem sie den Doctor im Innern be-

trachtete, einmal durch flüchtige Worte verrieth. Fritz wandelte deßhalb in einer Unsicherheit dahin, über die er im Stillen, lachte, und die ihn doch quälte. Immer sah er Laura vor sich, wenn er einige Zeilen der gut verstellten Hand auf seinem Zimmer las, doch sobald er die Nachbarin beim Freunde traf, sorgte sie durch eine spöttische Bemerkung und durch spröde Zurückhaltung dafür, daß er wieder unsicher wurde. Sie zwang die Noth zu solcher Koketterie, er aber wurde immer auf's Neue kühl davon angeweht, und dann fiel ihm auf's Herz: sie ist es doch nicht, kann es denn die Schauspielerin sein?

Am Theetisch entstand allgemeines Erstaunen, als der Doctor einst fallen ließ, er sei zu einem Maskenball eingeladen und nicht abgeneigt, sich in das Getümmel zu stürzen. Der Ball wurde von einer großen Ressource ansehnlicher Bürger gegeben, zu welcher auch Herr Hummel gehörte, die Gesellschaft war dafür bekannt, daß die ersten Schauspieler der Stadtbühne sich dort als willkommene Gäste im Kreise ihrer Verehrer bewegten. Da der Doctor sonst nie für diese Art geselliger Unterhaltung ein Herz bewiesen hatte, sah auch der Professor verwundert auf den Freund, nur Laura ahnte den Zusammenhang, aber Alle ließen sich schweigend die Ankündigung eines bevorstehenden Excesses gefallen.

Herr Hummel war nicht der Ansicht, daß ein Maskenball die Stätte sei, wo die Tüchtigkeit des deutschen Bürgers Triumphe feiert, er hatte widerwillig den schmeichelnden Bitten seiner Frauen nachgegeben und stand jetzt unter den Masken im Saale. Den kleinen schwarzen Domino hatte er wie ein Priestermäntelchen nachlässig auf den Rücken geschoben, den Hut in die Augen gedrückt, sein breites Gesicht überragte auf allen Seiten den Florbart der Seidenlarve und war so unverkennbar wie ein Vollmond hinter dünnem Gewölke. Spöttisch sah er in das Gedränge der Masken, welche bei einander vorbeistrichen, etwas weniger behaglich und etwas schweigsamer,

als sie ohne Larve und bunten Rock gewesen wären. Und vor Andern zuwider waren ihm die eingestreuten Harlekine, welche beim Beginn des Festes eine Ausgelassenheit heuchelten, die ihnen nicht natürlich war. Herr Hummel hatte gute Augen, nur ging es ihm wie Andern auch, wenn Jemand maskirt war, vermochte er ihn nicht zu erkennen. Aber alle Welt erkannte ihn. Hinten zupfte etwas. „Was macht Ihr Hund Speihahn?“ frug mit einer Verbeugung ein Herr in Rococco. Hummel verneigte sich wieder. „Danke für gütige Nachfrage, ich hätte ihn mitgebracht, Sie in Ihre Waden zu beißen, wenn Sie mit diesem Artikel versehen wären.“ — „Kann diese Hummel auch stechen?“ frug ein grüner Domino im Falset. „Ersparen Sie sich Ihre Bemerkungen, Fistulant,“ entgegnete Herr Hummel grollend, „Ihre Stimme ist ja in's Weibliche umgeschlagen, sollte Ihnen etwas fehlen, so bedaure ich aufrichtig Ihre Familie.“ Er steuerte weiter. „Kaufst du eine Partie Hasenhaare, Bruder Hummel?“ frug ein wandernder Tabuletkrämer. „Ich danke, Bruder,“ versetzte Hummel grimmig, „du kannst mir aber die Eselshaare ablassen, welche dir deine Frau beim letzten Zanke ausgerissen hat.“

„Das ist der grobe Filz,“ rief naseweis ein kleiner Pierrot und schlug Herrn Hummel mit der Pritsche über den Bauch. Das war Herrn Hummel zu viel, er faßte den Pierrot beim Kragen, nahm ihm die Pritsche weg und hielt den Widersetzlichen an sein Knie. „Warte, mein Söhnchen,“ rief er, „dir wäre jetzt gut den Filz anderswo zu tragen als auf dem Kopfe.“ Aber ein beleibter Türke fiel ihm in den Arm. „Herr, wie können Sie sich unterstehen, meinen Sohn anzufallen?“ „Ist dieses Besteck ihre Arbeit?“ frug Herr Hummel zornig, „schämen Sie sich. Ihre löschpapierne Physiognomie ist mir nicht bekannt. Wenn Sie sich als Türke der Anfertigung von ungezogenen Hanswürsten widmen, so müssen Sie sich auch türkischen Bambus auf dem Rücken Ihrer Produkte gefallen lassen, das ist Völkerrecht. Sollten Sie dieses nicht verstehen,

so melden Sie sich morgen auf meinem Comptoir, ich werde Sie darüber in's Klare setzen und Ihnen eine Rechnung überreichen wegen des Uhrglases, das mir das Subject aus Ihrem Harem in der Tasche zerbrochen hat." Und damit warf er den Pierrot dem Türken in die Arme, die Pritsche auf die Erde und schritt schwerfällig durch die Masken, welche ihn umringten. „Keine menschliche Seele," grollte er vor sich hin, „man ist wie Robinson unter den Wilden." Er bewegte sich in den Tanzsaal, unbekümmert um die weißen Schultern und blitzenden Augen, welche neben ihm auftauchten und wieder verschwanden. Endlich erblickte er zwei graue Fledermäuse, die er persönlich zu kennen glaubte, denn es schienen ihm die Masken seiner Frau und Tochter. Er ging auf sie zu, sie aber wichen ihm scheu aus und verloren sich im Gedränge. Es waren allerdings die Frauen seines Hauses, aber sie hatten die Absicht unerkannt zu bleiben, und sie wußten, daß das neben Herrn Hummel unmöglich sei. So wandte sich der verlassene Hausherr kurz um, ging in ein Nebenzimmer, setzte sich einsam an einen der leeren Tische, nahm die Larve ab, bestellte eine Flasche Wein, frug nach dem Tageblatt und zündete eine Cigarre an. „Vergebung, Herr Hummel," rief ein kleiner Kellner, „hier wird nicht geraucht."

„Auch du?" versetzte Herr Hummel trübe, „du siehst, es wird geraucht. Dies ist auch ein Maskenscherz. Denn heut wird alle Humanität und menschliche Rücksicht aus Langerweile mit Füßen getreten, und das ist's grade, was man bal masqué nennt."

Unterdeß schlüpfte Laura unter den Masken umher, sie suchte den Doctor. Auch Fritz Hahn war für scharfe Augen leicht erkennbar, er trug über der Larve gemüthlich seine Brille. Er stand als blauer Domino neben einer eleganten Dame in rothem Mantel. Laura drängte sich in die Nähe. Fritz schrieb der Dame etwas in die Hand, jedenfalls ihren Namen, denn sie nickte gleichgültig, darauf schrieb er wieder etwas in ihre

Hand und wies auf sich selbst, wahrscheinlich war es sein eigener Name, denn die Dame nickte und Laura glaubte zu erkennen, wie sie unter ihrem Flor lachte. Und Laura hörte, wie der Doctor die Dame mit dem Namen der Rolle anredete, in welcher er sie neulich auf der Bühne gesehen hatte, und außerdem mit du. Das war zwar Maskenrecht, aber nöthig war es nicht. Der Doctor aber sprach seine Freude aus, daß die Künstlerin bei der Balkonscene so gut verstanden habe die aufglühende Empfindung in den schwierigen Versen darzustellen. Der rothe Mantel wurde aufmerksam, wandte sich ganz dem Doctor zu und begann über die Rolle zu sprechen. Die Dame sprach eine Weile, und dann wieder Doctor Romeo und noch länger. Dabei trat die Schauspielerin einige Schritte zurück an einen Pfeiler, der Doctor folgte ihr dahin, und Laura sah, wie der rothe Mantel einige andere Herrenmasken kurz abfertigte und sich wieder zum Doctor wandte. Endlich setzte sich die Künstlerin gar hinter den Pfeiler, wo sie wenig von fremden Blicken gesehen wurde, und der Doctor stand an den Stein gelehnt neben ihr und setzte die Unterhaltung fort. Laura schob sich zu dem Pfeiler und hörte, wie lebhaft die Unterhaltung von beiden geführt wurde. Es war von Leidenschaft die Rede. — Nun, es war noch nicht die Leidenschaft, welche beide für einander entflammte, sondern vorläufig die der Bühne — aber auch das war mehr, als ein Freund des Doctors billigen konnte.

Laura trat rasch hervor, stellte sich neben Fritz Hahn und hob warnend den Finger in die Höhe. Der Doctor sah verwundert auf die Fledermaus und zuckte die Achseln. Da ergriff sie seine Hand und schrieb seinen Namen ein. Der Doctor machte eine Verbeugung, darauf hielt sie ihre Hand hin. Wie konnte er sie in der entstellenden Hülle erkennen? Er gab starke Zeichen seiner vollen Unwissenheit und wandte sich wieder zu der Dame im rothen Mantel. Laura trat zurück und ihre Schläfe rötheten sich unter der Maske. Auch im Zorn auf sich selbst! Denn sie hatte dem Unglücklichen

diese Gefahr gebracht, und sie hatte darauf bestanden, den Ball heimlich vor ihm und in einer Tracht zu besuchen, welche das Erkennen so schwer machte.

Sie zog sich zu ihrer Mutter zurück, welche endlich das Glück gehabt hatte, in der Frau Pathe eine Gesellschafterin zu finden, und eine Ecke des Maskensaales benutzte, um Beobachtungen über die körperliche Entwicklung des getauften kleinen Fritz auszutauschen. Laura setzte sich neben die Mutter und sah theilnahmlos auf die tanzenden Masken. Plötzlich sprang sie wie von Federn geschnellt in die Höhe, denn Fritz Hahn tanzte mit der Dame im rothen Mantel vorüber. War das möglich? Längst hatte er das Tanzen abgeschworen, mehr als einmal hatte er Laura wegen ihrer Freude daran verspottet, auch sie selbst hatte vor ihrem Geheimbuch Stunden gehabt, wo ihr diese einförmige kreisende Bewegung kindisch und mit einer edleren Auffassung des Lebens unverträglich erschien. Und jetzt drehte er sich wie ein Kreisel. „Was sehe ich?“ rief auch ihre Mutter — „ist das nicht — und die rothe ist ja gar —“ „Es ist gleichgültig, mit wem er tanzt,“ unterbrach Laura, um nicht die verhaßte Bestätigung zu hören.

Aber sie kannte Fritz Hahn und sie wußte, daß dieser Walzer etwas zu bedeuten hatte. Julia gefiel ihm sehr, sonst hätte er's nicht gethan, ihr selbst war diese Auszeichnung nie zu Theil geworden. Der alte Komiker der Stadtbühne trat als Pantalon zu ihnen, er hatte endlich die zwei einflußreichen Damen aufgefunden, er trippelte, machte groteske Verbeugungen und fing an die Mama mit kleinem Geklätsch zu unterhalten. Und eine seiner ersten Bemerkungen war: „Man hört, der junge Hahn wird zum Theater gehen, er studirt mit unserer Primadonna seine Liebhaberrolle ein.“ Laura wandte sich mit Widerwillen von der platten Bemerkung ab.

Ihre letzte Hoffnung war die Zeit des Demaskirens, ungeduldig erwartete sie den Augenblick. Endlich trat eine Pause ein, die Larven fielen. Sie nahm den Arm der Mutter, mit

ihr durch den Saal zu gehen und die Bekannten zu grüßen; es dauerte lange, bis sie in die Nähe von Fritz Hahn kamen, und er sah nicht einmal nach ihnen hin. Laura zuckte mit der Hand, ihn leise anzurühren, aber sie preßte die Finger fest und ging aus großen Augen auf ihn blickend vorüber. Jetzt endlich that er, was längst seine Schuldigkeit gewesen wäre, er erkannte sie. Sie sah die Freude auf seinem Gesicht und ihr wurde leichter zu Muth. Sie blieb stehen, während er sich vor der Mutter verbeugte und einige höfliche Worte mit dieser wechselte, und sie wartete, daß er anerkennen werde, wie sie ihn bereits gegrüßt. Er aber sprach kein Wort von der Begegnung. Hatten ihm so Viele den Namen in die Hand geschrieben, daß er eine einzelne arme Fledermaus nicht im Gedächtniß behalten konnte? Und als er sich zu ihr wandte, lobte er die Ballmusik.

Das war die Beachtung, die er ihr gönnte! Mit Julia hatte er gesprochen, was zwischen freien Seelen der Rede werth ist, und ihr gegenüber schnurrte eine gleichgültige Phrase. Ihre Augen bekamen den düstern Hummelblick, als sie antwortete: „Sie hatten sonst wenig Sympathie mit dem großen Hackebrett dort oben, das die Puppen hüpfen macht." Der Doctor lächelte befangen und bat um den nächsten Tanz. Das war so ungeschickt als möglich. Laura antwortete bitter: „Die graue Fledermaus war bereits so dreist an Romeo heran zu flattern, damals hatte er keinen Tanz für sie frei, jetzt thun ihr von dem hellen Licht die Augen weh." Sie neigte ihr Köpfchen wie eine Königin, nahm den Arm ihrer Mutter und ließ ihn hinter sich zurück.

Was noch kam, war eitel Herzeleid. Noch einmal tanzte der Doctor mit der Dame im Mantel, und Laura sah jetzt, wie freundlich die Verführerin ihn anlachte, und er tanzte sonst mit Niemanden. Um sie aber kümmerte er sich nicht weiter; und es war ein Glück, daß bald darauf Hummel zu den Seinen trat und sagte: „Es hielt schwer, euch zu finden. Erst als

ich die Leute nach den zwei häßlichsten Verputzungen frug, wurde auf euch gewiesen. Es wäre mir lieb, wenn ihr morgen ohne Kopfschmerz erwachtet, wir haben heut des Vergnügens genug ausgestanden.“ Laura war froh, als der Wagen an der Hausschwelle hielt, sie stürzte in ihr Zimmer, riß ihr Buch aus der Schublade und schrieb mit fliegender Hast hinein: „Fluch meiner That und Fluch dem frevelhaften Scherz! Die Drachenzähne hab' ich mir in's Land gestreut. In Waffen wächst ein Heer von Feinden und bedreut Mit scharfem Stahle mir das warme Herz.“ Und sie wischte dabei über den Thränen, die ihr auf das Papier rollten.

Das klare Licht des nächsten Morgens übte auch auf ihre scheu flatternden Gedanken seine beruhigende Macht. Dort drüben lag Fritz Hahn wohl noch in seinem Bett. Der gute Junge war gestern müde geworden. Es mochte doch noch mancher Tropfen Wasser zum Meere fließen, bevor Freund Fritz sich entschloß, sein Geschick mit dem einer tragischen Künstlerin zu verbinden. Sie holte ihren Vorrath von alten Druckbogen heraus und wählte. Da war ja ein recht lustiges Lied: die Käferhochzeit, worin der Käfer auf dem Zaune die Jungfer Fliege auffordert ihn zu heirathen. Viele kleine Vögel bemühen sich ernsthaft um die Hochzeit, diese aber wird zuletzt durch ein unrühmliches Privatvergnügen des Bräutigams verdorben. „Gut,“ sagte Laura, „mein Käfer Fritz, ehe du die leichte Fliege Juliette heirathest, sollen noch andere Vögel ihr Stimmchen dazu geben.“ Sie legte das Lied zusammen und schrieb dazu auf einen kleinen Zettel: „Sie vermuthen falsch. Der dies sendet, war niemals Julia.“ Als sie den Brief schloß, sagte sie beruhigt zu sich selbst: „Wenn er jetzt nicht merkt, daß er im Irrthum war, so muß man an seinem Urtheil verzweifeln.“

Der Doctor saß noch ein wenig betäubt bei seinen Büchern, als dieser Brief bei ihm einfiel. Er warf einen Blick auf die Käferhochzeit; alte Einzeldrucke davon waren ihm überhaupt noch nicht vorgekommen und er sah schon bei schnellem Ueberfliegen, daß manche Verse ganz anders lauteten, als in unserm

ihr durch den Saal zu gehen und [illegible] es dauerte lange, bis sie in die [illegible] war und er sah nicht einmal nach [illegible] Schauspielerin kam, der Hand, ihn leise anzurühren [illegible] mit Julia angeredet fest und ging aus großen [illegible] Rede gewesen war. Jetzt endlich that er, was [illegible] falsch? Auch darüber wäre, er erkannte sie. Sie [illegible] Er hatte behauptet, daß und ihr wurde leichter zu [illegible] Künstler nur bis zu einem er sich vor der Mutter [illegible] nicht einmal das Leben mit dieser wechselte, und [illegible] Empfindungen durch die Seele wie sie ihn bereits gegr[illegible] die Schauspielerin geleugnet und der Begegnung. Hat[illegible] vereinigen gesucht. Ihre Worte Hand geschrieben, daß [illegible] daß sie die Julia gegeben, ohne je eine im Gedächtniß behal[illegible] zu haben. Nun dies war ein Gelobte er die Ballm[illegible] Vertrauen zeigte, ja vielleicht noch

Das war die [illegible] lange vor dem Blatt. Aber er wurde hatte er gesproch[illegible] mit wem er Briefwechsel führe, und die ist, und ihr geg[illegible] nicht froh. Denn wie er sich auch mit Augen bekamen [illegible] gesträubt hatte, es waren doch immer „Sie hatten [illegible] Wesen, die ihm von dem Papier entgegendort oben, [illegible] ein ganz anderer Blick, als sie ihm gestern befangen [illegible] Er legte die Käferhochzeit still zu den andern geschickt [illegible] wieder frug er sich, ob er den Briefwechsel jetzt Flederm[illegible] dürfe. Endlich packte er als Antwort die fällige damal[illegible] etwas aus dem verblühten Vorrath seiner Mappe, dem [illegible] nichts weiter dazu.

wie [illegible] Tage darauf ging der Professor mit Ilse durch [illegible] und als sie bei der Wohnung der Schauspielerin [illegible] kamen, sahen beide den Freund am Fenster der Heldin [illegible] und Fritz nickte ihnen hinter den Scheiben zu.

[illegible] „Wie kommt er zu dieser Bekanntschaft?“ frug der Professor, „gilt die junge Dame nicht für sehr emancipirt?“ „Ich [illegible]“ antwortete Ilse bekümmert.

[illegible] Madame Hummel aber kam Frau Knips, welche der

Schauspielerin gegenüber wohnte, mit noch feuchter Wäsche ge-
. und erzählte, daß am Abend zuvor ein ganzer Korb
..r zu dem Fräulein geschafft worden sei, und daß
.er Nacht den lauten Gesang einer wilden Gesellschaft
.e ganze Straße gehört habe und der junge Herr Hahn mitten darunter gewesen!

Am Sonntag war der Komiker zum Mittagsbraten des Herrn Hummel geladen, und eine seiner ersten Anekdoten war, daß er von einer lustigen Gesellschaft erzählte, die bei der Schauspielerin gewesen war. Mit der Bosheit, welche auch Genossen derselben Kunst einander zu Theil werden lassen, setzte er hinzu: „Sie hat einen neuen Verehrer gefunden, den Sohn von drüben. Nun das Geld seines Vaters wird doch auf diesem Wege der Kunst zu Hülfe kommen.“ Herr Hummel machte große Augen und schüttelte den Kopf, sagte aber weiter nichts als: „Also auch Fritz Hahn ist unter die Schauspieler gegangen und lüderlich geworden, er wäre der letzte gewesen, dem ich so etwas zugetraut hätte.“ Frau Hummel aber suchte ihre Erinnerungen vom Ball zusammen und fand darin traurige Bestätigung, als Laura, welche heut sehr bleich und schweigsam da saß, gegen den Mimen heftig herausfuhr: „Ich leide nicht, daß Sie an unserm Tische in solchem Ton vom Herrn Doctor sprechen. Wir kennen ihn gut genug, um zu wissen, daß er in Benehmen und Grundsätzen ein edler Mensch ist. Er ist Herr über sein Thun, und wenn ihm das Fräulein lieb geworden ist und er sie zuweilen besucht, so geht das keinen Dritten etwas an. Und es ist boshafte Verleumdung zu sagen, daß er dort etwas Unehrenhaftes begehen wird, und Geld ausgeben, das ihm nicht gehört.“

Dem Komiker kam vor Schrecken eine Brotkrume in die falsche Kehle, er versank in den heftigsten Bühnenhusten seines Lebens, die Mutter aber versetzte, um den genialen Mann zu entschuldigen: „Du selbst hast zuweilen gefühlt, daß das Benehmen des Doctors nicht das richtige war.“

„Wenn ich in thörichtem Unmuth so etwas gesagt habe," rief Laura, „war es ein Unrecht und es schmerzt mich sehr; ich habe nur die Entschuldigung, daß es niemals böse gemeint war. Von Andern aber ertrage ich keine Kränkung unseres Nachbars." Und sie stand vom Tische auf und verließ das Zimmer.

Der Komiker rechtfertigte sich gegen die Mutter, Herr Hummel aber faßte an sein Weinglas und sagte mit zugedrückten Augen seiner Tochter nachsehend: „Sie ist bei trübem Tageslicht gar nicht von mir zu unterscheiden."

Die Missethaten des Doctors machten ihm selbst wenig Kummer. Er hatte seiner Tänzerin vom Ball einen Besuch gemacht, denselben, wobei er am Fenster gesehen wurde. Einer seiner Schulfreunde, jetzt zweiter Tenor der Bühne, war dazu gekommen und hatte mit der Künstlerin beschlossen, an ihrem nahen Geburtstage ein kleines Pickenick einzurichten, so war Fritz aufgefordert worden Theil zu nehmen. Es war eine lustige Gesellschaft gewesen, der Doctor hatte sich unter den leichtbeschwingten Vögeln der Bühne sehr gut unterhalten und mit der Humanität eines Weisen über den guten Takt gefreut, welcher in der zwanglosen Weise ihres Verkehrs sichtbar wurde. Auch manches verständige Wort wurde den Abend gesprochen, und er ging mit der Ansicht nach Hause, daß es für Seinesgleichen recht erfrischend sei, sich einmal zu der lustigen Kunst zu gesellen. Aber er versuchte an demselben Abend auch durch eine Kriegslist seine unbekannte Correspondentin zu ermitteln. Als man kleine Lieder sang und mit munterer Grazie komische Reime recitirte, hatte er das Käferlied auf das Tapet gebracht und ehrbar intonirt: „Der Käfer auf dem Zaune saß, brum, brum, die Fliege, die darunter saß, sum, sum." Einige hatten eingestimmt, die Dame im Mantel aber kannte das Lied gar nicht, nur ein ähnliches aus einer alten Rolle, und als der Bassist dem Doctor die Melodie aus dem Munde nahm und bei den folgenden Versen jeden der auftretenden Vögel durch

Geberde und komische Veränderungen der Melodie zu porträtiren wußte, da hatte die Wirthin so unbefangen gelacht und sich vorgenommen das Lied zu lernen, daß der Doctor wieder sehr zweifelhaft wurde, bei der Heimkehr auf seiner Hausschwelle stehen blieb und bedeutsam nach dem Hause des Herrn Hummel hinüber sah. Und wer genau untersucht hätte, weßhalb er nach diesem Käferlied selbst laut und übermüthig wurde wie die Andern, der hätte vielleicht gefunden, daß ihm durch jene Unbefangenheit der Schauspielerin ein kleiner Stein vom Herzen geschnellt war.

Aber das Alles half ihm wenig gegenüber Brumm und Summ der Nachbarn. Die Parkstraße hatte ihrem Fritz Hahn in der letzten Zeit erhöhte Beachtung gegönnt, sein Bild war unter die ernsten Gelehrten ihres Albums eingereihet, welche sie täglich betrachtete und besprach. Jetzt schien ein fremder Zug in das bekannte Gesicht gekommen, und die Straße wollte nicht dulden, daß eines ihrer Kinder einmal anders aussah, als ihr geläufig war. Deßhalb fand viel Raunen und Kopfschütteln statt, Herr und Frau Hahn erfuhren das, nicht zuletzt der Doctor. Er lachte darüber, aber ganz recht war es ihm nicht.

„Tanhäuser, edler Rittersmann, du liegst in Frau Venus Banden, ich selbst war der arge Papst Urban, ich häufte dir Jammer und Schanden.“ So klagte Laura in ihrem Zimmer, aber sie verbarg den großen Schmerz, auch gegen Ilse sprach sie kein Wort über die Gefahren des Doctors, und als diese einmal eine leise Anspielung auf die neue Verbindung des Freundes wagte, zerriß Laura den Faden ihrer Stickerei und sagte, während ihr das Blut heiß zum Herzen drang: „Warum soll der Doctor nicht hinübergehen? Er ist ein junger Mann, dem es gut thut, verschiedene Menschen zu sehen, er sitzt ohnedies zu viel in der Stube und bei seinen Eltern, wäre ich ein Mann wie er, ich hätte längst mein Bündel geschnürt und wäre in die Welt gelaufen, denn diese engen Hausmauern machen kleinmüthig und pedantisch.“

Am Theetisch brachte einer der Anwesenden das Gespräch auf die Schauspielerin und zuckte die Achseln über ihr freies Wesen. Laura empfand die Pein des Doctors: da saß der arme Fritz und mußte das verwerfende Urtheil anhören, die näheren Bekannten schwiegen und sahen bedeutsam auf ihn, seine Lage war schrecklich, denn jeder Narr benutzte des Fräuleins schutzlose Stellung, um sich als Cato zu erweisen. „Ich wundere mich,“ rief sie, „daß die Herren so strenge über kleine Streiche einer Künstlerin urtheilen, das sollten sie doch uns überlassen. Einer solchen Dame darf man noch viel mehr zu gut halten, denn ihr fehlt aller Schutz und alle Freude, welche uns die Familie giebt. Ich bin überzeugt, daß sie ein wackeres und feinfühlendes Mädchen ist.“

Der Doctor sah dankbar zu ihr hinüber und bestätigte ihre Worte. Er merkte nichts, aber es war gekommen wie in seinem Kindermärchen, Laura bog sich bereits zu seiner Fußspitze herab und hob das Taschentuch auf.

Noch mehr wurde ihr zugemuthet. Der Monat März begann in der Welt seine Theaterstreiche. Erst hatte er eine Schneelandschaft aus grauen Wolkensoffitten heruntergelassen, Dächer mit Eiszapfen, weiße Crystalle an den Bäumen und wildes Sturmgeheul hinter der Scene, plötzlich war Alles verwandelt, ein lauer Südwind wehte, die Knospen der Bäume schwollen, auf den Wiesen hob sich junges Grün über die dürren Stiele; die Kinder liefen in den Stadtwald und trugen große Bündel der ersten Frühlingsblumen heim, fröhliche Menschen zogen in unabsehbarer Wallfahrt durch die Parkstraße dem warmen Sonnenschein entgegen.

Auch über Herrn Hummel kam das Frühlingsahnen. Dies äußerte sich jährlich dadurch, daß er Farbe für den Kahn mischte und an einem kluggewählten Nachmittag mit Frau und Tochter in einen entlegenen Kaffeegarten lustwandelte. Für Laura war die festliche Reise ein mäßiges Vergnügen, denn Herr Hummel spazierte den Frauen mit starken Schritten vor-

aus, er freute sich ganz in der Stille darüber, wie Alles in der alten Natur wieder in Stand kam, und gönnte den Seinen nur dann eine Bemerkung über die Schulter, wenn ihn eine Veränderung der Vegetation ärgerte. Aber Laura wußte, daß der Vater auf diese Märzfreude hielt, und eilte auch in diesem Jahre neben der Mutter hinter ihm her, einem einsamen Dorfe zu, wo Herr Hummel seine Pfeife rauchte, die Hühner fütterte, den Kellner abkanzelte, mit dem Wirth ein Gespräch über die Saaten führte, und der Sonne gestattete, sich auch ihrerseits über das gute Aussehen ihres alten Bekannten Hummel zu freuen. Denn Herr Hummel, sonst keineswegs menschenscheu, liebte in der Natur allein zu sein, und haßte die Sammelplätze der Städter auf dem Lande, wo das Aroma von frischem Kuchen und gebackenen Kräpfeln alle Natur wegräucherte.

Als er mit seinen Frauen den Kaffeegarten betrat, sah er unzufrieden, daß bereits andere Gäste vorhanden waren. Er warf einen zweiten tadelnden Blick auf die lustige Gesellschaft, welche seinen gewöhnlichen Platz in Besitz genommen hatte, und erkannte die junge Schauspielerin, andere Mitglieder der Bühne, mitten unter ihnen den Sohn seines Gegners. Da wandte er sich zu seiner Tochter und sagte blinzelnd: „Heut wirst du recht zufrieden sein, hier hast du ja außer dem Naturgenuß auch noch die Kunst zur Hand.“ Laura erschrak vor der harten Zumuthung, welche ihrer Kraft gestellt wurde, aber sie hob stolz das Haupt und schritt mit den Eltern in eine andere Ecke des Gartens. Dort setzte sie sich mit dem Rücken gegen die Fremden. Dennoch merkte sie mehr von ihrem Treiben, als für die Fassung gut war, sie vernahm Lachen und lustiges Gebrumm der Käferassemblee: je weniger sie sah, um so peinlicher wurde der Lärm, und jedes Geräusch wurde in der tiefen Stille fühlbar, denn auch Ohr und Auge der Mutter hing gespannt an der andern Gesellschaft. Nach einer Weile brach die laute Unterhaltung der Künstler ab, aus den leisen Reden glaubte sie ihren Namen zu hören. Gleich dar-

auf knirschte hinter ihr der Kies, sie dachte sich, daß der Doctor in ihrem Rücken war.

Er trat an den Tisch, grüßte stumm den Vater, machte der Mutter eine freundliche Bemerkung über das Wetter und war grade im Begriff sich an Laura zu wenden, mit einem Zwange, den sie ihm wohl ansah, als Herr Hummel, der bis dahin den Einbruch des Feindes schweigend ertragen hatte, die Pfeife aus dem Munde nahm und mit sanfter Stimme begann: „Ist denn möglich, was man über Sie hört, Herr Doctor? Sie wollen sich verändern?“ Laura fuhr mit dem Sonnenschirm heftig in den Kies.

„Ich weiß nichts davon,“ versetzte der Doctor kühl.

„Es geht das Gerücht,“ fuhr Herr Hummel fort, „Sie wollen Ihren Büchern Valet sagen und dramatischer Künstler werden. Sollte dieses doch der Fall sein, so bitte ich Sie freundlich, auch meines kleinen Geschäftes zu gedenken. Jede Art von künstlerischer Kopftracht, für Liebhaberrollen feiner Biber, für Lakaien mit Tressen, und wenn Sie einmal den Bajazzo machen, eine weiße Filzmütze. Aber Sie werden lieber Clown heißen wollen. Es ist jetzt eine gute Carriere geworden, Hanswurst ist aus der Mode, man wird Sie auch Herr Clown anreden.“

„Ich habe nicht die Absicht zur Bühne zu gehen,“ erwiederte der Doctor. „Wenn ich ja auf den Einfall käme, würde ich Sie nicht um die Kunstwerke Ihrer Fabrik bitten, sondern um eine Unterweisung in dem, was Sie für gute Lebensart halten. Ich würde dann auf der Bühne wenigstens wissen, was sich unter Männern von Anstandsgefühl nicht schickt.“ Er grüßte die Frauen und entfernte sich.

„Immer Humboldt,“ sagte Herr Hummel ihm nachblickend.

Laura rührte sich nicht, aber ihre dunklen Augenbrauen zogen sich so drohend zusammen, daß auch Herr Hummel davon Kenntniß nahm. „Ich bin ganz deiner Meinung,“ sagte er behaglich zu seiner Tochter, „es ist Schade um ihn, wäre

er nicht in dieser Strohhütte verdorben, es hätte wohl etwas aus ihm werden können. Der ist nun auch dahin." Dabei nahm er Kuchenbrocken und bot sie einem Löwenhündchen, welches vor ihm auf den Hinterbeinen saß und die Vorderpfoten bittend auf und ab bewegte.

„Billy," rief eine Frauenstimme durch den Garten. Aber Hund Billy achtete nicht darauf, sondern fuhr fort, Herrn Hummel seine Ergebenheit zu beweisen, und dieser, der für Thiere ein weicheres Gemüth hatte als für Menschen, fütterte den Kleinen.

Die Schauspielerin kam eilig heran. „Bitte geben Sie dem unartigen Thiere keinen Kuchen, es sind Mandeln darin," bat die Künstlerin und wehrte dem Hündchen.

„Ein hübscher Hund," versetzte Herr Hummel sitzend.

„Wenn Sie erst wüßten, wie gescheut er ist," sagte das Fräulein, „er versteht alle Kunststücke. Zeige dem Herrn, was du gelernt hast." Sie hielt den Sonnenschirm hin, Billy sprang eifrig darüber weg und sofort mit einem Satze auf den Schooß des Herrn Hummel, dort wedelte er mit dem Schweif und versuchte ihm das Gesicht zu lecken.

„Er will Sie küssen," sagte die Schauspielerin, „darauf dürfen Sie sich etwas einbilden, denn das thut er gar nicht Jedermann."

„Es ist auch nicht Jedermanns Sache," versetzte Herr Hummel, und streichelte den Kleinen.

„Sei dem Herrn nicht lästig, Billy," schalt das Fräulein.

Herr Hummel stand auf und präsentirte den Hund, der auf seinen Kuß nicht verzichten wollte und immer noch nach dem Gesicht des Hausbesitzers züngelte. „Er ist treuherzig," sagte Herr Hummel, „und hat ganz die Farbe des meinigen."

Das Fräulein liebkoste den Kleinen. „Der Schelm ist leider sehr verzogen; er kriecht in meinen Muff so oft ich in das Theater gehe, und ich muß ihn mitnehmen, obgleich das nicht geschehen soll. Erst neulich stand ich seinetwegen Todes-

angst aus, denn während ich als Clärchen unter den Bürgern jammerte, war Billy aus der Garderobe gelaufen, wedelte zwischen den Coulissen und machte mir Männchen."

„Es war ein ergreifendes Spiel," begann Frau Hummel.

„Ich fuhr wohl mehr umher als sonst," erwiederte die Schauspielerin, „denn ich mußte bei jeder Wendung in die Coulisse rufen: Kusch, Billy!"

„Gut," nickte Herr Hummel, „immer Besonnenheit."

„Heut aber bin ich dem Unartigen dankbar," fuhr das Fräulein fort, „denn er verschafft mir hier auf dem Lande die Freude, meine Nachbarn zu begrüßen. Herr Hummel, wie ich höre."

Herr Hummel verneigte sich schwerfällig. Die Schauspielerin wandte sich mit einer Verbeugung zu den Damen, welche stumm ihren Gruß erwiederten.

An der Dame war Manches, was Herrn Hummel gefiel. Sie war hübsch, sah aus gescheuten Augen fröhlich in die Welt und trug etwas auf dem Kopf, was er persönlich kannte. Er ergriff also einen Stuhl und sagte mit einer zweiten Verbeugung: „Wollen Sie nicht die Güte haben, Platz zu nehmen?" Die Fremde nickte ihm zu und wandte sich an Laura. „Ich freue mich, Sie endlich so nahe zu sehen, Sie sind mir keine Fremde mehr, ich habe manchmal an Ihnen rechte Freude gehabt, und es ist mir lieb, daß ich Ihnen heut dafür danken kann."

„Wo war das doch?" frug Laura beklommen.

„Wo Sie gewiß nicht daran dachten," versetzte die Andere „Ich habe ein scharfes Auge und erkenne über die Lampen jedes Gesicht der Zuschauer. Sie glauben nicht, wie sehr das zuweilen peinigt. Da Sie einen festen Platz haben, ist mir oft Erholung gewesen, auf Ihren Zügen auszuruhen und den lebendigen Ausdruck zu betrachten. Und mehr als einmal habe ich, ohne daß Sie es wußten, für Sie allein gespielt."

„Ha," dachte Laura, „das ist keine Fliege, das ist Frau

Venus.“ Aber sie fühlte eine Saite angeschlagen, die reinen Ton gab. Sie sagte der Schauspielerin, wie ungern sie eine ihrer Rollen versäume, und daß in ihrem Hause die erste Frage vor dem neuen Theaterzettel sei, ob auch das Fräulein mitspiele.

Dies gab der Mutter Gelegenheit sich an der Unterhaltung zu betheiligen. Dagegen rühmte die Schauspielerin, wie gütig man ihr überall entgegen gekommen sei. „Denn das Reizvollste unserer Kunst,“ fuhr sie fort, „sind die stillen Freunde, welche wir in den Stunden des Spieles gewinnen, Menschen, die man sonst vielleicht nie sieht, deren Namen man nicht weiß, und welche doch unser Leben mit Theilnahme begleiten. Lernt man bei Gelegenheit einmal dieses Wohlwollen Fremder kennen, so wird es reiche Entschädigung für die Leiden unseres Berufes, unter denen die zudringliche Huldigung gemeiner Menschen vielleicht das größte ist.“

Nun die Huldigung des Doctors durfte sie zu diesen Leiden sicher nicht zählen.

Während die Frauen in solcher Weise mit einander sprachen und Herr Hummel beifällig zuhörte, traten auch einzelne Herren dem Tisch näher. Frau Hummel begrüßte zuvorkommend den zweiten Tenor, der im Hause der Frau Pathe bisweilen ein Lied sang, und der würdige Vater der Bühne, welcher Herrn Hummel aus der Ressource kannte, begann mit diesem ein Gespräch über den Bau eines neuen Theaters. Darüber hatte Hummel als Bürger sehr bestimmte Ansichten, welche mit denen des würdigen Vaters ganz übereinstimmten.

So verschmolzen die beiden getrennten Gesellschaften, und der Tisch des Herrn Hummel wurde ein Mittelpunkt, den die Kinder Thalia’s umschwärmten. Während die Schauspielerin mit Frau Hummel recht ehrbar und hausmütterlich die Uebelstände ihrer Wohnung besprach, sah Laura nach dem Doctor. Er stand mehre Schritte von der Gesellschaft an einem Baum und sah nachdenkend vor sich hin. Schnell trat

Laura zu ihm und begann mit fliegender Eile: „Mein Vater hat Sie beleidigt, ich bitte Sie um Verzeihung.“

Der Doctor sah auf. „Es that nicht weh,“ sagte er gutherzig, „ich kenne ja seine Art.“

„Ich habe sie gesprochen,“ fuhr Laura mit bebender Stimme fort, „sie ist gescheut und liebenswürdig und hat eine unwiderstehliche Freundlichkeit.“

„Wer?“ frug der Doctor, „die Schauspielerin?“

„Verstellen Sie sich nicht gegen mich,“ fuhr Laura fort, „das ist zwischen uns unnöthig, es giebt Niemand auf Erden, der Ihr Glück so von Herzen wünscht als ich. Betrüben Sie sich nicht über das Kopfschütteln Anderer; wenn Sie der Liebe des Fräuleins sicher sind, ist alles Uebrige Nebensache.“

Der Doctor erstaunte immer mehr: „Ich will ja aber das Fräulein gar nicht heirathen!“

„Leugnen Sie nicht, Fritz Hahn, das steht Ihrem wahrhaften Wesen schlecht,“ rief die leidenschaftliche Laura wieder. „Ich merke wohl, wie sehr das Fräulein zu Ihnen paßt. Seit ich sie gesehen, bin ich überzeugt, für alles Gute und Große finden Sie bei ihr Verständniß. Bedenken Sie sich nicht und wagen Sie muthig, Ihrem Herzen zu folgen. Denn sehen Sie, Fritz, eine Sorge habe ich um Sie. Ihr Gefühl ist warm und Ihr Urtheil ist sicher, aber Sie hängen zu fest in den Banden Ihrer Umgebung. Ich zittere davor, daß Sie darum unglücklich werden können, weil Sie vielleicht nicht in der rechten Stunde einen Entschluß fassen, der Ihrer Familie ungewöhnlich erscheint. Ich kenne Sie von meiner ersten Kindheit, und weiß sehr gut, daß Ihre Gefahr immer war, sich selbst für Andere zu vergessen. Darüber können Sie zu einem opfervollen Dasein kommen, und der Gedanke ist mir schrecklich. Denn ich möchte, daß Ihnen alles Gute zu Theil wird, was Ihr redliches Herz verdient.“ Die Thränen liefen ihr über die Wangen, als sie ihn liebevoll ansah.

Jedes Wort, das sie sprach, klang dem Doctor wie Ler-

chentriller und Geschwirr der Heimchen. Leise sprach er: „Ich liebe das Fräulein nicht, ich habe nie den Gedanken gehabt, ihre Zukunft an die meine zu fesseln."

Laura trat zurück, über ihr Antlitz zog hohe Röthe.

„Es ist eine flüchtige Bekanntschaft, nichts weiter für jene und mich, ihr Leben gehört der Kunst und schwerlich jemals ruhiger Häuslichkeit. Wenn ich für mich ein Herz zu begehren wagte, so wäre es nicht das ihre, sondern ein anderes." Er sah nach dem Tisch hinüber, wo grade ein lautes Lachen Herrn Hummel andeutete, und sprach die letzten Worte so leise, daß sie kaum bis in Laura's Ohr drangen, dabei blickte er schmerzlich vor sich hin auf die Knospe des Fliederstrauches, in welcher noch die junge Blüthe verborgen lag.

Laura stand unbeweglich wie vom Stabe eines Zauberers berührt, aber die Thränen liefen noch immer von ihrer Wange herab. Sie war nahe daran, die Kirsche ihres Vielliebchens mit den Lippen zu fassen.

Da summten die lustigen Käfer heran, die Schauspielerin winkte ihr lächelnd zu, der Vater rief, das Märchen war zu Ende. Laura hörte noch, wie das Fräulein siegreich zum Doctor sagte: „Er hat mir doch einen Stuhl angeboten, er ist gar kein Brummbär, er war sehr gut gegen Billy."

Als Fritz in seine Wohnung kam, schleuderte er Hut und Ueberrock von sich, sprang an den Schreibtisch und holte die kleinen Briefe der unbekannten Hand heraus. „Sie ist es," rief er laut, „ich Thor, nur einen Augenblick zu zweifeln." Er las jeden der Briefe wieder durch und nickte bei jedem mit dem Kopfe. Das war sein hochsinniges wackeres Mädchen; wie sie sich sonst auch stellte, heut hatte sie ihm ihr wahres Antlitz gezeigt. Er wartete ungeduldig auf die Stunde, wo er Laura bei den Freunden treffen würde. Sie trat spät ein, grüßte ihn ruhig und war den Abend schweigsamer und weicher als sonst. Wenn sie sich an ihn wandte, sprach sie zu ihm ernsthaft wie zu einem bewährten Freunde. Sehr

gut stand ihr die milde Ruhe. Jetzt gab sie sich ihm wie sie war, ein begeistertes Fühlen, ein reiches Gemüth. Sprödigkeit und neckende Laune, die alten Schalen, welche den süßen Kern verdeckt hatten, waren zerbrochen. Auch die ruhige Vorsicht freute ihn, mit der sie unter den Freunden ihre Empfindung barg. Wenn die nächste Liedersendung kam, dann sprach sie zu ihm, wie jetzt beiden um's Herz war, oder sie gab doch ihm das Recht, offen an sie zu schreiben. Der Doctor zählte am nächsten Morgen die Minuten, bis der Briefträger sein Haus betrat. Er riß die Thür auf und eilte dem Manne entgegen. Fritz hielt einen neuen Brief in der Hand, er löste ungeduldig das Couvert, keine Zeile des Absenders lag dabei, er entfaltete den alten Druckbogen und las die Worte des groben Liedes:

„Hei ha ho. Steck an den Schweinenbraten, darzu die Hühner jung! darauf mag uns gerathen ein frischer freier Trunk. Hol Wein, schenk ein, trink mein liebes Brüderlein, heute muß Alles verschlemmet sein,“ und der ehrliche einfältige Doctor frug wieder: ist sie es? oder wäre möglich, daß sie es nicht ist?

4.

Unter den Studenten.

Wer dem Professor von Herzen gut werden wollte, der mußte ihn sehen, wenn er im Kreise seiner Zuhörer saß, der gereifte Mann unter der aufblühenden Jugend, der mittheilende Lehrer vor bewundernden Schülern. Denn des academischen Lehrers schönstes Vorrecht ist, daß er nicht nur durch sein Wissen, auch durch seine Persönlichkeit die Seelen der nächsten Generation adelt. Aus den Vielen, welche einzelne Vorträge hören, schließt sich ein gewählter Kreis enger an den Gelehrten,

im persönlichen Verkehr schlingt sich ein Band um Lehrer und Schüler, leicht gewebt, aber dauerhaft, denn was den Einen an den Andern fesselt, oft den Fremden nach wenig Stunden zum Vertrauten macht, ist ihr frohes Bewußtsein, daß beide dasselbe für wahr, groß, gut halten.

Dieses Verhältniß, reizvoll und fruchtbar für beide Theile ist die edle Poesie, welche die Wissenschaft ihren Bekennern gönnt. Fremde und spätere Menschen, welche den Werth eines Mannes nur nach seinen Büchern beurtheilen, sie erhalten, wie hoch auch der Gelehrte selbst diese Art von Ueberlieferung schätzen möge, doch nur ein unvollständiges Bild des Entfernten; weit anders wirkt der lebendige Quell schöpferischer Kraft auf die Seelen solcher, welche von Lippe und Auge des Lehrers sein Wissen empfangen. Nicht nur der Inhalt seiner Lehre bildet sie, mehr noch seine Methode zu suchen und darzustellen, am meisten sein Charakter und die originelle Weise des Vortrags. Denn diese erwärmen dem Hörer das Herz und senken ihm Achtung und Neigung in das Gemüth. Solcher Abdruck eines menschlichen Lebens, der in vielen zurückbleibt, ist für Methode und Charakter der Jüngeren oft wichtiger, als der Inhalt empfangener Lehre. In den Schülern arbeitet das Wesen des Lehrers neues Leben schaffend fort, seine Vorzüge, zuweilen auch Eigenheiten und Schwächen. In jedem Hörer nüancirt sich anders das charakteristische Bild seines starken Meisters, und doch ist in jedem der Bildner, der an dieser Seele formte, vielleicht bis zur kleinen Absonderlichkeit erkennbar.

Die Lehrstunde, welche Felix für seine Frau festgesetzt hatte, war nicht die einzige, welche er in seinem Hause gab. Ein Abend jeder Woche gehörte seinen Studenten. Da kamen zuerst Einzelne, welche für ihre Arbeiten einen Wunsch hatten, mit Anfrage und Bitte. Später sammelte sich eine größere Zahl, auch Ilse's Zimmer wurde geöffnet, Gabriel bot Thee und einfaches Abendbrot, eine Stunde verlief in zwanglosem Gespräch und einzelnen Gruppen; bis sich allmälig die Getreuen

in das Arbeitszimmer des Lehrers zogen und den Kreis dichter um sein geehrtes Haupt schlossen. Dann saß der Professor inmitten seiner Schüler, und das Zimmer wurde zuweilen enge. Auch hier formlose Unterhaltung, bald ein launiger Bericht über Erlebtes, bald eingehende Erörterung, wobei der Professor seine jungen Freunde zu thätiger Theilnahme anzuregen wußte; dazwischen schnelle Urtheile über Menschen und Bücher in schlagender Rede und Antwort, wie solchen natürlich ist, die aus flüchtigem Anschlage eine lange Melodie erkennen. Felix erschloß in diesen Stunden sein Inneres mit einer Offenheit, die er in seinen Collegien nicht zeigte, er sprach über sich und Andere ohne Rückhalt und verhandelte behaglich, was ihm grade auf der Seele lag. Aber wie verschieden die Unterhaltung dieser Abende dahinlief, immer waren es Männer derselben Wissenschaft, welche einander im Großen und Kleinen verstanden und selbst im Scherze ernster Geistesarbeit gedachten.

Auch Frau Ilse blieb dieser vertrauten Gesellschaft keine fremde Erscheinung. Die Theilnehmer, sämmtlich ernsthafte Männer, ältere Studenten oder junge Doctoren, freuten sich der ansehnlichen Hausfrau, welche in ihrer einfachen Weise gern mit den Einzelnen verkehrte. Im Jahre vorher war einmal ihre Freude an der Odyssee zu Tage gekommen, als sie die Herren zum Genuß einer Hinterkeule des erdaufwühlenden Ebers aufgefordert und den wohlthuenden Wunsch ausgesprochen hatte, die Gesellschaft möge nicht verschmähen, ihre Hände nach dem bereiteten Mahle auszustrecken. Seitdem hieß sie in dem Kränzchen Frau Penelope, und sie wußte, daß dieser Beiname sich auch über die Wände des Hauses in die Studentenschaft verbreitet hatte.

Nun hatte Ilse auch unter den jungen Gelehrten ihre Lieblinge. Zu diesen gehörte ein wackerer Student, nicht der bedeutendste von den Zuhörern des Professors, aber einer der fleißigsten. Er war ihr Landsmann und Ilse hatte zuerst an ihm erkannt, daß auch zarte Empfindung in der Brust eines

Studenten zu finden sei. Unser Student hatte in den letzten Jahren mit Erfolg daran gearbeitet, den Krater seines Innern durch Collegienhefte auszufüllen. Seiner Lyrik aber hatte er ziemlich entsagt; denn damals, wo der Professor ihm seine Gedichte zurückschickte, war er sehr in sich gegangen und hatte demüthig um Entschuldigung gebeten; war auch seitdem mit Hülfe eines guten Stipendiums, das ihm Felix verschafft, zu einer weniger menschenfeindlichen Auffassung bürgerlicher Verhältnisse durchgedrungen. Er bewährte sich als ein treuer und anhänglicher Bursch und trug jetzt würdig den Titel Doctorandus, welcher nach Angabe unsrer Grammatiker einen Mann bedeutet, der zum Doctor gemacht werden soll oder muß. Dabei hatte er auch bei der Studentenschaft eine gewisse Geltung, er bekleidete in der großen Verbindung Arminia ein Ehrenamt, trug noch immer ihre Farbenmütze und wurde dort zu den bevorzugten Weisen gerechnet, welche an Trinkabenden von lästiger Verpflichtung befreit sind, und die Pausen, in denen stürmische Jugend Athem holt, durch ernstes Gespräch über Menschentugend ausfüllen.

An einem Studentenabend brodelte die Unterhaltung schon in Ilse's Zimmer sehr laut und warf wissenschaftliche Blasen. Eine interessante Handschrift war in entlegener süddeutscher Bibliothek aufgefunden. Ueber den Fund und den Herausgeber wurde verhandelt und Felix zählte behaglich mit einigen Auserwählten alle ähnlichen Entdeckungen auf, welche in den letzten zwanzig Jahren gemacht waren. Da begann unser Student, der grade durch Frau Ilse eine Tasse Thee erhalten hatte, mit dem Löffel rührend, recht gemüthlich: „Dürfte nicht auch in der Nähe noch manches zu finden sein? So steht in meiner Heimath eine alte Kiste, welche Bücher und Papiere aus dem Kloster Rossau enthalten soll. Es ist nicht unmöglich, daß darunter etwas Werthvolles steckt.“

Das sprach der Student und rührte mit dem Löffel, dem

Knaben gleich, welcher den brennenden Span in einer gefüllten Bombe herumdreht.

Der Professor fuhr von seinem Stuhl in die Höhe und warf dem Studenten einen Flammenblick zu, daß dieser erschrak und die Tasse schnell hinsetzte, um bei dem, was kommen mußte, nichts zu beschütten. „Wo soll die Kiste stehen?"

„Wo? weiß ich nicht," versetzte der Student betreten, „vor einigen Jahren hat mir ein Landsmann davon erzählt, er war in der Gegend von Rossau geboren" — der Student nannte den Namen und Ilse kannte die Familie. „Aber in unserm Fürstenthum muß es sein, denn er hat dort als Hauslehrer an mehren Orten gelebt."

„War er denn Philolog?" frug ein älterer Hörer eben so sehr im Jagdeifer als der Professor.

„Er war Theolog," versetzte unser Student.

Ein bedauerndes Geräusch ging durch das Zimmer. „Dann ist die Nachricht doch unsicher," schloß der Kritiker.

„Hat der Mann die Kiste selbst gesehen?" frug der Professor.

„Auch darüber bin ich nicht sicher," erwiederte der Student, „ich hatte damals noch kein rechtes Verständniß für den Werth dieser Mittheilung. Aber er muß sie doch selbst gesehen haben, denn ich erinnere mich, er sagte, sie wäre dick mit Eisen beschlagen."

„Unglücksmann," rief der Professor, „schaffen Sie uns Kunde von diesem Kasten." Er ging heftig im Zimmer auf und ab, die Studenten machten seiner Aufregung ehrerbietig Platz. „Die Nachricht ist wichtiger, als ich Ihnen jetzt sagen kann," begann der Professor vor dem Studenten anhaltend. „Suchen Sie zunächst Ihre Erinnerungen zu sammeln. Hat Ihr Bekannter die Kiste offen gesehen?"

„Wenn ich mir Alles zusammenhalte," versetzte der Student, „möchte ich glauben, er hat selbst gesehen, daß alte Klostersachen darin liegen."

„Dann war sie also nicht mehr verschlossen?" frug der Professor weiter. „Und wo ist jetzt Ihr Freund?"

„Er ist voriges Jahr mit einer Brauerstochter nach Amerika gegangen. Wo er sich aufhält, weiß ich nicht, das wird aber bei seinen Verwandten zu erfahren sein."

Wieder ging ein mißbilligendes Geräusch durch das Zimmer.

„Ermitteln Sie den Aufenthalt des Mannes, schreiben Sie ihm und fordern Sie genaue Auskunft," rief der Professor. „Sie können mir keinen größern Dienst erweisen."

Der Student versprach das Menschenmögliche. Als die Herren sich entfernten, richtete Gabriel dem Studenten eine heimliche Einladung zu nächstem Mittag aus. Ilse wußte, daß ihrem Felix jetzt die Nähe des Vertrauten wohlthun werde, der einen Bekannten besaß, der den Kasten gesehen hatte, der die Bücher von Rossau enthielt, unter welchen allerdings die Handschrift des Tacitus liegen konnte, wenn sie nicht irgendwo anders war.

Aber sie selbst hörte ohne Freude von der geheimnißvollen Kiste. Denn Ilse war leider in Sachen der Handschrift immer noch ungläubig, sie hatte einigemal den Gatten durch ihre Gleichgültigkeit verletzt und mied seit dem Unglück des Struvelius jede Erwähnung der verlorenen. Dazu hatte sie noch einen besonderen Grund. Sie wußte, wie sehr der Gedanke und jede Erörterung ihren Felix aufregte. Er fuhr dann in die Höhe, sprach in heftigen Worten, und seine Augen blitzten wie im Fieber. Zwar bändigte er sich selbst nach wenigen Augenblicken, und lachte wohl über seinen Eifer, aber der Hausfrau war solcher Ausbruch geheimer Leidenschaft unbehaglich, denn sie empfand bei dem plötzlichen Auflodern, daß der Gedanke an den Codex die Seele des geliebten Mannes wund drückte, und sie argwöhnte, daß er in der Stille oft darüber träumte und Feindseliges gegen die Mauern des Vaterhauses sann.

Auch heut hatte unser Student den Sturm aufgeregt. Noch spät wurde der Doctor gerufen, lange wurde erörtert und gestritten, Ilse war erfreut, daß der Doctor auf die Kiste nicht

viel gab und durch verständige Einwürfe auch dem Professor wieder eine launige Bemerkung über seine heiße Jagdlust abnöthigte.

Als der Student am nächsten Mittag die Briefe, welche er geschrieben hatte, als Zeichen seines Eifers mitbrachte, behandelte der Professor die Nachricht ruhiger. „Es ist eine unsichere Notiz," sagte er, „selbst wenn der Erzähler Wahrheit sprach, mag noch jeder einzelne Umstand, sogar der Name des Klosters, unrichtig sein." Als vollends aus der Heimath des Studenten die Kunde einlief, der Theolog habe sich irgendwo im Staate Wisconsin als Apotheker niedergelassen, und der Brief des Studenten in eine unsichere Ferne gesandt werden mußte, da ermäßigte sich der Strudel, welchen die auftauchende Kiste erregt hatte, zu gefahrlosen kleinen Wellen.

Der größte Vortheil erwuchs aus diesem Vorfall zunächst unserm Studenten. Denn der Professor theilte die Nachricht dem Kammerherrn mit und gönnte diesem eine Andeutung, daß in dem Kasten Sachen von hohem Werth verpackt sein könnten. Der Kammerherr hatte früher einmal durch mehre Jahre die Geschäfte eines Schloßhauptmanns besorgt und war mit dem Inventarium einiger fürstlichen Schlösser bekannt, wußte jedoch auf keinem Boden etwas Verdächtiges zu finden. Da ihm aber der Student als Günstling des Hauses vor Augen trat, wollte er an dem jungen Mann seine Geneigtheit erweisen, und forderte denselben auf, sich als Landeskind dem Erbprinzen vorzustellen. Das geschah. Eine Folge der Vorstellung war, daß unser Student zu einem Abend eingeladen wurde, an welchem der Prinz mehre academische Bekannte bei sich empfing.

Es war für den Studenten ein bangsamer Abend, und der Armine hatte allerlei Ursache argwöhnisch zu sein. Denn in diesem Jahr stürmte es heftig in der Studentenschaft. Grade die Händel zwischen dem Corps der Markomannen und der großen Genossenschaft Arminia hatten den Sturm erregt. Und die letzte Veranlassung des Unwetters war seltsam und

lehrreich für Jeden, der die geheime Verknotung irdischer Ereignisse beachtet. Jener Zwist der Professoren, welcher die Vertreter der Alterthumswissenschaft von einander schied, der Kampf zwischen Werner und Struvelius, hatte zu seiner Zeit die academische Jugend durchaus nicht aufgeregt. Aber kurz darauf war unter den Studenten ein Lied aufgetaucht, in welchem die Abenteuer des Struvelius respectwidrig besungen wurden. Dies Lied war als Kunstwerk schwächlich, es lief im Bänkeltone und war mit einem Refrain verziert, welcher lautete: „Struvelius, Struvelius, heraus mit deinem Fidibus, wer sich verbrennt, der hat Verdruß.“ Der Dichter ist nie ermittelt worden. Wenn man aber erwägt, daß dieses Lied, soweit sein possenhafter Inhalt erkennen ließ, feindselig gegen Struvelius und zu Werners Ruhm gedichtet war, und wenn man ferner erwägt, daß es zuerst unter den Arminen aufkam, und daß unter den Kindern Armins einer mit lyrischer Vergangenheit war, daß dieser Eine zu Werners Kränzchen gehörte, und daß im Kränzchen das Pergament einigemal verächtlich als Fidibus behandelt wurde, so kann man die vorsichtige Vermuthung nicht unterdrücken, daß unser Student seine scheidende Muse, als sie grade zur Thür hinausgehen wollte, noch zu dieser niedrigen Leistung entwürdigt habe.

Das leichtfertige Lied war bei den Arminen heimisch, sein Refrain wurde zuweilen in stiller Nacht auf der Straße gehört, es war den Professoren sehr ärgerlich, und nicht zuletzt dem Theetisch Werners, aber mit Gewalt ließ sich nicht dagegen ankämpfen. Den Markomannen und ihren Bundesgenossen blieb das Lied und seine Veranlassung gleichgültig, aber sie sangen die Verse nicht, weil diese einem Trinkliede der Arminen nachgebildet waren. Grade da Werner sein Rectorat antrat, saßen in einer Restauration Studenten aller Parteien durcheinander. Als ein Markomanne seine Pfeife an der Gasflamme anzündete und sich dabei das Corpsband versengte, sangen einige Arminen höhnend den Refrain. Die Markomannen

sprangen auf und geboten Schweigen. Die natürliche Folge waren zahlreiche Forderungen. Leider blieb es dabei nicht. Ein Haufe Arminen war vor das Lager der Markomannen gezogen und hatte auf der Heerstraße dieselbe unfreundliche Weise angestimmt, es war zu bedauerlichen Conflicten zwischen den Parteien und der Stadtpolizei gekommen, Untersuchungen und ernste Strafen waren die Folge gewesen. Werner selbst hatte in vertraulicher Besprechung mit einzelnen Häuptern Alles gethan, das leidige Lied zu dämpfen, und seinem Ansehen war gelungen, den Gesang wenigstens auf der Straße zu bändigen. Aber der Groll war in den Herzen zurückgeblieben. Durch allerlei widerwärtige Vorfälle wurde bemerkbar, daß die academischen Bürger uneiniger als gewöhnlich und in widersetzlicher Stimmung waren.

Dies Alles wälzte der Armine in besorgtem Gemüth, als er im Vorzimmer des Prinzen seine Mütze neben die Kopfzierden großer Markomannenhäuptlinge hing. Indeß verlief der Abend besser als er dachte. Die Markomannen beobachteten in dem geweihten Raume anständige Höflichkeit. Ja, das Zusammentreffen erhielt eine Bedeutung. Denn grade in dieser Zeit war Veranlassung, ein Fest der Universität durch solennen Commers zu feiern. Aber wie häufig große Angelegenheiten unserer Nation, drohte auch dieses Trinkfest durch den Zwist der Stämme vereitelt zu werden. Jetzt, wo der Armine unter den Markomannen Eispunsch trank, äußerte der Erbprinz, daß er gern einmal einen feierlichen Commers ansehen würde, und Beppo, Führer der Markomannen, sprach gegen den Arminen eine Ansicht aus, wie der Zwist beigelegt werden könnte. Der Armine erbot sich, diese Vorschläge seinem Stamme zu überbringen. Als der Kammerherr Bedenken gegen eine Theilnahme des Erbprinzen am Commers erhob, versicherte der Sohn Armins, von Punsch und Gespräch begeistert, daß auch sein Volk gemüthlich die Ehre empfinden werde, die der Erbprinz dem Fest durch seine Gegenwart erweise.

Die Bemühungen unseres Studenten hatten Erfolg; das Kriegsbeil wurde begraben, die academische Jugend rüstete sich zu einem gemeinsamen Feste. Ein großer Saal, reich verziert mit den Farben aller Genossenschaften, welche an dem Commers Theil nahmen, war mit langen Tafeln besetzt. An den Enden standen im Festschmuck die Präsiden mit ihren Schlägern, auf den Stühlen saßen mehre Hundert Studenten nach Verbindungen gereiht; unter den Markomannen der Prinz und sein Kammerherr, und der Prinz trug heut der Verbindung zu Ehren ihre Abzeichen. Rauschende Musik trug den vollen Klang der Lieder weit in die Runde, es war ein guter Anblick, so viele Männer, Hoffnung und Kraft der nächsten Generation, in festlichem Gesange und den alten Bräuchen der Academie bei einander zu sehen. Ohne Störung verlief das Fest bis gegen das Ende. Als der Kammerherr bemerkte, daß die Wangen glühten, der Gesang wilder dahinfuhr, und die Musik dem academischen Pulsschlag nicht schnell genug tönte, mahnte er in der Pause zum Aufbruch. Der Prinz erhob sich, selbst erregt durch Gesang und Wein, vor ihm schritt der gesammte Adel der Markomannen, das wogende Volk zu theilen. Sie mußten sich durch die Menge drängen, welche von den Stühlen aufgestanden war und durch einander schwirrte. So geschah es, daß der Prinz von seinem academischen Hofstaat abgeschnitten wurde und mit einem trotzigen Arminen zusammenstieß, der durch Wein gestärkt, und durch unsanfte Berührung der Vorausschreitenden erbittert, den Weg nicht räumte, sondern mit den Ellbogen unbillig verengte, und den Rauch seiner Pfeife ruhig vor sich hin blies, so daß der Dampf dem Prinzen um den kleinen Bart fuhr. Da hatte der Prinz die Unbesonnenheit, den Studenten anzustoßen und zu sagen: „Sie sind ein unverschämter Wicht.“ Und der Armine sprach mit lauter Stimme das verhängnißvolle Wort aus, welches nach academischer Sitte ein Duell, oder Ehrlosigkeit des Geschmähten zur Folge hat. Er war im Nu von den düstern Gestalten der

Markomannen umdrängt, und dasselbe Schmähwort regnete von allen Seiten wie Hagel gegen seine dreiste Stirn. Er aber zog höhnend seine Schreibtafel und rief: „Einer nach dem Andern, daß keiner von dem Hofstaat fehlt, wie der Herr, so das Gesinde." Und da der Andrang größer wurde, schrie er hinter sich: „Hierher ihr Arminen!" und begann im wilden Basse den Schlachtruf seines Stammes: „Struvelius, Struvelius, heraus mit deinem Fidibus!" Im Saale brach das Getümmel los, über Stuhl und Tisch sprangen die Arminen ihrem gefährdeten Krieger zu Hülfe; nicht mehr einzeln, sondern wie Heckenfeuer flogen die schmähenden Worte der Forderungen hin und her. Vergebens forderten die Präsiden zu den Plätzen, vergebens fiel die Musik ein, zwischen das Geschmetter der Fanfare klangen die zornigen Rufe der streitenden Parteien. Zwar eilten die Präsiden auf einen Hauf zusammen und trennten, im Zuge dazwischen fahrend, die Zankenden. Aber auf das wilde Toben folgten leidenschaftliche Erörterungen, die Verbindungen standen getrennt, die einzelnen Haufen verhöhnten einander und suchten nach altem Kriegsbrauch die Gegner allmälig bis zum äußersten Worte zu treiben, schon waren einige Ausdrücke gefallen, welche durch den Sittencodex der Academie gänzlich verboten sind, die Schläger blitzten in der Luft und mehr als eine Faust packte statt der Waffe die Weinflasche. Die Musik stimmte das Vaterlandslied an, doch die Weise klang den Empörten widerwärtig in ihren Zorn, von allen Seiten donnerte der Ruf: „Aufhören." Die verschüchterten Musiker schwiegen und der neue Ausbruch eines ungeheuren Tumultes schien unvermeidlich. Da sprang ein alter Häuptling der Teutonen, der sein Volk kannte, auf das Orchester, ergriff eine Geige, stellte sich als Dirigent hoch auf einen Stuhl und begann die kindische Melodie: „Ach, du lieber Augustin, Alles ist hin." Die Musik fiel in klagenden Tönen ein. Jeder sah nach der Höhe, man erkannte den ansehnlichen Mann, der angestrengt auf der Geige kratzte, die Stimmung schlug plötzlich

um, es entstand ein allgemeines Gelächter. Die Präsiden schmetterten mit ihren Klingen auf die Tische, daß mehr als eine zersprang, und geboten Ruhe, die Führer aller Verbindungen traten zusammen, erklärten den Commers für aufgehoben und forderten ruhigen Heimgang der Stämme, weil sie selbst alles Weitere in die Hand nehmen würden. Zornig drängte die Studentenschaft zum Saale hinaus und zerstreute sich zu ihren Sammelplätzen. Aber in jedem Haufen wurden die Vorfälle mit leidenschaftlicher Erbitterung besprochen und eilige Gesandtschaften schritten durch die Nacht von einem Lager zum andern.

Den Prinzen hatte der Kammerherr nach dem ersten Zusammenstoß aus dem Gewühl gerettet. Der Prinz saß in seinem Zimmer bleich und entsetzt über den Unfall und die Folgen, die er zu haben drohte. Auch der Kammerherr war bestürzt, denn auf sein Haupt fiel die Verantwortung für diesen Scandal. Dabei sah er mit wirklicher Theilnahme auf den jungen Fürsten, der die Kränkung seiner Ehre so tief empfand, und wie gebrochen vor sich hinstarrte, unempfänglich für den Trost, daß der Plebejer seine fürstliche Ehre so wenig zu kränken vermöge, wie der Sperling auf dem Baum.

Nach einer schlaflosen Nacht empfing der Prinz die Aeltesten der Markomannen, welche kamen, um den Beschluß ihres Stammes zu verkünden. Sie erklärten, daß ihr erster Häuptling Beppo erwählt sei, die Stelle des Prinzen bei den weiteren Verhandlungen mit dem Arminen zu vertreten, und der Senior bat ritterlich, ihm diese Ehre zu bewilligen. Er fügte hinzu: nach der Meinung seiner Genossenschaft habe der Armine überhaupt keine Ansprüche auf den Vorzug, daß dem verruchten Schmähwort eine Forderung folge, und wenn der Prinz jedes weitere Eingehen verweigere, würden die Markomannen alle Folgen auf ihre Genossenschaft nehmen. Aber sie wollten nicht verbergen, daß sie mit dieser Ansicht allein stünden, ja daß sie in ihrem eignen Corps Widerspruch gefunden hätten. Und

Alles erwägend hielten sie für die beste Auskunft, wenn der Prinz dem academischen Brauch ein Zugeständniß mache, dessen Größe sie allerdings tief empfänden.

Der Prinz war noch fassungslos, der Kammerherr bat die Herren, Sr. Hoheit einige Stunden Zeit zur Erwägung zu lassen.

Unterdeß trug unser Student, den die Rücksicht auf seine Dissertation gebändigt und vor persönlichen Verwickelungen bewahrt hatte, die Kunde des Unheils bestürzt an den Doctor, da er sich in dieser Angelegenheit vor den Rector nicht traute. Der Doctor eilte zum Freunde, der bereits durch die Pedelle und Berichte der Polizei von dem unerfreulichen Ereigniß wußte. „Ueber den persönlichen Conflikt des Prinzen ist mir bis jetzt keine Anzeige geworden, es ist vielleicht für ihn selbst und für die Universität wünschenswerth, daß eine solche nicht erfolgt. Ich werde wachsam sein und weitere Folgen zu verhüten suchen, und ich werde meine Amtspflicht nach jeder Richtung auf das Strengste thun, sorgt aber dafür, daß ich über diese Angelegenheit nur erfahre, was mir Grundlage zu amtlichem Einschreiten werden kann."

Fast in derselben Lage wie unser Student war der Kammerherr, auch er stellte sich sorgenvoll beim Doctor ein, erzählte den Streit und frug, was der Doctor von der Verpflichtung des Prinzen halte, sich durch seinen Stellvertreter auf ein Duell einzulassen. Der Doctor erwiederte mit Zurückhaltung: „Jedes Duell ist Unsinn und Unrecht. Wenn der Erbprinz von dieser Ansicht durchdrungen ist und die Consequenzen derselben für sein Leben und dereinst für seine Regierung auf sich nehmen will, so werde ich der letzte sein, der gegen dies Martyrium etwas einwendet. Steht aber Ihr junger Herr nicht so sicher und frei über den Vorurtheilen seines Kreises, und ist auch ihm die stille Ansicht eingepflanzt, daß es für Cavaliere und Militärs eine bestimmte Ehre giebt, welche noch etwas Anderes bedeutet als die Ehre eines Ehrenmannes, und

welche in gewissen Fällen ein Duell nöthig macht, sollte Ihr Prinz nach solchen Anschauungen urtheilen und dereinst regieren wollen, so will ich Ihnen allerdings bekennen, daß ich ihm das Recht nicht zugestehe, den Ehrbegriffen unserer academischen Jugend entgegenzutreten."

„Sie sind also der Meinung," frug der Kammerherr, „daß der Prinz sich auf die angebotene Stellvertretung einlassen müsse?"

„Ich habe weder Recht noch Wunsch hier eine Meinung auszusprechen," versetzte der Doctor. „Ich kann nur sagen, daß mir die Stellvertretung auch nicht gefällt. Mir scheint die Sache so zu liegen: entweder Vernunft oder wenigstens persönlicher Muth."

Der Kammerherr stand schnell auf. „Das ist ganz unmöglich; es wäre nicht nur eine unerhörte Abweichung von dem Herkommen und würde für den Prinzen neue peinliche Verwickelungen herbeiführen, es ist auch so vollständig gegen meine Ueberzeugung von dem, was einem Fürsten erlaubt ist, daß davon unter keinen Umständen die Rede sein kann."

Der Kammerherr entfernte sich, nicht angenehm von der radikalen Auffassung des Doctors berührt. Nach der Heimkehr sagte er dem Prinzen: „Die Angelegenheit muß schnell beendet werden, bevor der Fürst davon erfährt. Höchstderselbe wird bei der Persönlichkeit des Gegners Ew. Hoheit jede Concession auf das Strengste untersagen; und doch sehe ich, daß die Beziehungen meines gnädigsten Prinzen zu der Studentenschaft und vielleicht sogar andere persönliche Verhältnisse auf das Aeußerste gefährdet sind, wenn es nicht gelingt, den hier üblichen Ansichten einigermaßen zu entsprechen. Darf ich deßhalb Ew. Hoheit einen Rath geben, so ist es immer der, daß Höchstsie der Atmosphäre, in welcher wir einmal leben, eine große Bewilligung machen und Herrn von Halling als Vertreter annehmen."

Der Prinz sah gedrückt vor sich nieder und sagte endlich: „Das wird wohl das Beste sein."

Der große Häuptling Beppo, eine der besten Klingen der

Universität, sollte sich also für den Erbprinzen schlagen. Nun erwies sich aber, daß die Arminen mit dieser Vertretung keineswegs zufrieden waren, sondern den unverschämten Anspruch erhoben, den Prinzen selbst in Fausthandschuhen und Batisthemd vor sich zu sehen. Namentlich Ulf der Dicke, Urheber des ganzen Scandals, erklärte, daß er den Markomannenführer ohnedies in seiner Brieftasche finde und nicht auf die fröhliche Aussicht verzichten wolle, mit ihm in Privatangelegenheiten einen Gang unter kleinen Mützen abzumachen.

Das war nicht zu leugnen; indeß ein großer Rath aller Senioren, welchen die Markomannen schnell zusammenriefen, entschied dafür, daß der Stellvertreter anzunehmen sei. Dagegen wurde die listige Forderung der Markomannen abgelehnt, daß der Armine zuerst gegen ihre Corpsgenossen auf die Kreide trete. Sie wollten dadurch den Prinzen der ganzen Sache überheben, da anzunehmen war, daß auch die stämmige Kraft des Arminen lange beseitigt sein würde, bevor nur die Hälfte der Namen in seiner Brieftafel getilgt war. Es blieb also nichts übrig, als daß die beiden Kämpfer zu zwei verschiedenen Malen auf einander los hieben, der Markomanne zuerst im Namen des Prinzen. „Wir wollen uns beide Mühe geben, daß das zweite Mal nicht nöthig wird," sagte der Markomanne beim Aufbruch bedeutsam zum Vertreter des Arminen.

Jede Vorkehrung war getroffen, den verhängnißvollen Zweikampf geheim zu halten, nur die Betheiligten wußten die Stunde, selbst den Stammgenossen wurde von anderen Tagen gesprochen, denn die Pedelle waren wachsam, die Universität bereits von der höchsten Behörde aufgefordert, mit allen Mitteln weitere Folgen zu verhindern.

Am Mittag vor dem Zweikampf lud der Prinz die Markomannen zu Tische, es war dabei so viel von ähnlichen Geschäften die Rede, daß selbst dem Kammerherrn unheimlich wurde. Kurz vor dem Aufbruch stand der Prinz mit dem Senior in einer

Fensternische, plötzlich faßte er die Hand des jungen Mannes, hielt sie fest und ein heftiges Schluchzen erschütterte ihm die Glieder. Bewegt sah der tapfere Knabe auf den Prinzen: „Es wird Alles gut gehen, Hoheit," sagte er tröstend.

„Für dich, aber nicht für mich," erwiederte der Prinz und wandte sich ab.

Als gegen Abend der Erbprinz unstät durch die Zimmer ging, machte der Kammerherr, der selbst trübe Gedanken loswerden wollte, den Vorschlag, heut Abend das Haus des Rectors zu besuchen. Dies war der einzige Ort, wo er sicher war, nichts von der widerwärtigen Geschichte zu hören, und er war scharfsinnig genug zu ahnen, daß auch dem Prinzen dieser Besuch am ersten wohlthun werde.

Ilse wußte Alles. Unser Student, der wider Willen die Elster gespielt hatte, welche Unheil stiftend zwischen den Parteien auf- und ablief, umkreiste immer noch ängstlich das Haus des Rectors, er wagte an einem Studentenabend bei Frau Penelope zurückzubleiben, als sich die Anwesenden in das Zimmer des Rectors zogen, erzählte der Fragenden den ganzen Streit, schilderte die gefährliche Lage des Prinzen und flehte, Sr. Magnificenz nichts von dem Vorfall zu sagen. Als heut der Prinz eintrat, war unter den Anwesenden eine Spannung bemerkbar, welche solchen, die in gefährliche Geschäfte verstrickt sind, die Unbefangenheit nicht zu erhöhen pflegt. Der Kammerherr war liebenswürdiger als je und erzählte hübsche Hofgeschichten, aber er machte keine Wirkung. Der Prinz saß verlegen auf seinem Platz neben Frau Ilse, auch aus ihren freundlichen Worten fühlte er den Ernst, er sah wie ihr Blick traurig auf ihm ruhte und sich schnell abwandte, als er die Augen aufschlug. Endlich begann er mit unsicherer Stimme: „Sie haben mir früher die Köpfe berühmter Männer gezeigt, darf ich Sie bitten mir den Band noch einmal zu weisen?"

Ilse sah ihn an und stand auf. Der Prinz folgte ihr wie neulich zu der Lampe des Nebenzimmers. Sie legte den

Band vor ihn, er sah theilnahmlos darüber weg und begann endlich leise: „Mir lag nichts an den Köpfen, nur mit Ihnen allein zu sein. Ich bin hülflos und sehr unglücklich. Ich habe keinen Menschen auf Erden, der mir ehrlich räth, was ich thun soll. Ich habe einen Studenten gekränkt und bin schwer von ihm beleidigt. Jetzt soll ein Anderer für mich den Streit ausfechten."

„Arme Hoheit!" rief Ilse.

„Sprechen Sie nicht so zu mir, gnädige Frau, wie ein Weib das ansieht, sondern als ob Sie mein Freund wären. Daß ich Ihnen mit meiner Angst zur Last falle, macht mich in diesem Augenblicke vor mir selbst verächtlich, und ich fürchte, ich werde es auch Ihnen sein." Er sah finster vor sich nieder.

Ilse sprach leise: „Ich kann nur reden, wie mir um's Herz ist, haben Hoheit ein Unrecht gethan, so bitten Sie es ab, sind Sie beleidigt worden, so verzeihen Sie."

Der Prinz schüttelte das Haupt. „Das würde nichts nutzen, es würde mich auf's Neue beschimpfen vor allen Andern und vor mir selbst. Nicht darum frage ich Sie. Nur Eines will ich wissen, darf ich einen Andern meinen Streit auskämpfen lassen, weil ich ein Prinz bin? Alle sagen mir, ich müßte es thun, ich habe zu Keinem Zutrauen, nur zu Ihnen."

Ilse stieg das Blut in das Antlitz: „Ew. Hoheit legen eine Verantwortung auf meine Seele, vor der ich erschrecke."

„Sie haben einmal zu mir die Wahrheit gesprochen," sagte der Prinz finster, „wie noch niemals ein Mensch auf Erden, und jedes Wort aus Ihrem Munde war gut und herzlich. Und deßhalb fordere ich auch, daß Sie mir heut Ihre wahre Meinung sagen."

„Dann also," rief Ilse ihn groß ansehend, und das alte Sachsenblut wallte in ihr auf, „wenn Ew. Hoheit Streit angefangen, so müssen Sie ihn auch selbst als Mann zu Ende führen, und Sie selbst müssen dafür sorgen, daß es in ehrenvoller Weise geschehe. Ew. Hoheit dürfen nicht zugeben, daß

ein Anderer um Ihres Unrechts willen Ihrem Gegner trotzt und seine gesunden Glieder in Gefahr setzt. Denn einen Fremden zu Unrecht verleiten und in Gefahr stürzen und dabei ruhig zusehen, das ist das Schrecklichste von Allem."

Der Prinz versetzte kleinlaut: „Er ist muthig und dem Gegner überlegen."

„Und wie dürfen Ew. Hoheit Ihren Gegner einer fremden Kraft preisgeben, die stärker ist als die Ihre? Wenn Ihr Stellvertreter gewinnt oder verliert, Sie werden ihm mehr schuldig als man einem Fremden schuldig sein darf, und durch Ihr ganzes Leben wird Sie der Gedanke drücken, daß er Muth bewiesen hat, wo Sie ihn nicht gezeigt haben."

Der Prinz wurde bleich und schwieg. „Ich fühle ebenso," sagte er endlich.

„Furchtbar ist Alles, was auf diesem Wege liegt," fuhr Ilse mit gerungenen Händen fort, „Frevel hier und dort und blutdürstige Rache. Aber ist Ihnen unmöglich, ein Unrecht zu verhindern, so besteht doch Ihre Pflicht zu sorgen, daß es nicht größer werde und daß seine Folgen nicht auf Anderer Haupt sinken, nur auf das Ihre. Und Alles in mir ruft: Sie selbst müssen thun, wo nicht, was Recht ist, doch was am wenigsten Unrecht ist."

Der Prinz nickte mit dem Kopfe und saß wieder schweigend. „Ich darf keinem von meiner Umgebung etwas sagen," begann er endlich, „am wenigsten dem dort," er wies auf den Kammerherrn. „Wenn ich verhindern soll, daß ein Anderer an meiner Statt den Streit ausficht, so muß das in den nächsten Stunden geschehen. Wissen Sie Jemand, der mir dabei helfen würde?"

„Meinem Mann verbietet sein Amt in dieser Sache etwas für Ew. Hoheit zu thun. Der Doctor aber."

Der Prinz schüttelte den Kopf.

„Unser Student," rief Ilse, „er ist Ew. Hoheit aufrichtig ergeben, er ist ein Landsmann und fühlt großen Kummer über die Sache."

Der Prinz überlegte. „Wollen Sie mir Ihren Diener für einige Stunden dieses Abends erlauben, sobald Sie seiner nicht mehr bedürfen?"

Ilse rief Gabriel, der am Tische beschäftigt war, in das Zimmer und sagte zu ihm: „Thun Sie, was Se. Hoheit aufträgt." Der Prinz trat an das Fenster und sprach leise mit dem Diener.

„Verlassen sich Ew. Hoheit ganz auf mich," sagte Gabriel und ging zu seinen Tassen zurück.

Der Prinz trat zu Frau Ilse, welche unbeweglich da saß und auf das Buch starrte. „Ich habe die Köpfe angesehen," sagte er ruhiger als er noch den Abend gewesen war, „und ich habe gefunden, was ich suchte. Ich danke Ihnen."

Ilse erhob sich und kehrte mit ihm zur Gesellschaft zurück.

Die Gäste hatten sich entfernt und Ilse saß allein in ihrem Zimmer. Was hatte sie gethan! Vertraute eines Mannes bei blutigem Beginnen, geheime Beratherin bei gesetzloser That! Sie, ein Weib, war Verbündete eines Fremden, sie, die Gattin des Mannes, der jetzt ein Wächter des Gesetzes sein sollte, war Helferin bei einem Verbrechen geworden. Welcher finstere Geist hatte ihr die Sinne bethört, als sie vertraulich der Rede des Andern antwortete und flüsternd mit ihm verhandelte, was sie dem eigenen Mann nicht zu gestehen wagte?

Nein, der sie verlockt hatte, ein Fremder war er nicht. Seit ihrer Kindheit hatte sie mit innigem Antheil von ihm gehört, er war der künftige Gebieter ihrer Heimath, einst Herr über Leben und Tod auf dem Felsen, von dem sie hinabgestiegen war in die Fremde. Seit er zuerst vor sie trat, so rührend in seiner freudelosen Jugend, in der weichen Hülflosigkeit seines Standes, hatte sie zärtlich um ihn gesorgt, und was er ihr erwiesen hatte seit demselben Tage, war ein liebenswerthes, lauteres Gemüth. Jetzt faßte sie bebende Angst auch um ihn. Sie hatte ihn in sein Schicksal getrieben, sie

trug die Schuld eines Beginnens, das seinem Stande für ungeheuer galt. Wenn ihm zum Unheil wurde, was sie gerathen, wenn der Gegner den armen schwachen Jüngling bis zum Tode traf, wie wollte sie das ertragen in ihrem Gewissen?

Sie sprang auf und wieder rang sie die Hände. Der Gatte rief ihren Namen, sie fuhr zusammen, denn sie fühlte sich in einer Schuld gegen ihn. Und wieder frug sie bange: „Welcher böse Geist hat mich verwirrt? Bin ich nicht mehr, die ich war? Wehe mir, ich habe mich nicht gehalten, wie einer Christin geziemt, nicht als eine bescheidene Frau, die den Schrein ihrer Seele öffnen soll nur vor Einem. Dennoch aber," rief sie ihr Haupt erhebend, „wenn er wieder vor mir stände und noch einmal früge, ob er als Mann handeln soll, oder als ein Schwächling, ich würde ihm wieder dasselbe sagen und immer wieder. Der Herr schütze mich!"

Als Krüger in das Schlafzimmer trat, den Prinzen auszukleiden, gab ihm dieser in kurzem Ton Aufträge, welche den Lakaien höchlich befremdeten. Da er aber dadurch seine vertraute Stellung befestigt sah, versprach er Gehorsam und Schweigen. Er löschte die Lampen und ging auf seinen Posten. Nach einer Stunde führte er den Studenten, welcher von Gabriel abgeliefert wurde, durch eine Seitenthür in das Schlafzimmer des Prinzen. Dort fand eine leise Unterredung statt, deren Folge war, daß der Student in großer Aufregung aus dem Hause eilte und dem harrenden Gabriel den Auftrag gab, zu früher Morgenstunde eine Droschke an die nächste Straßenecke zu bestellen.

In dem Saale eines abgelegenen Kaffeehauses vor der Stadt war beim ersten Morgenlicht eine ernste Gesellschaft versammelt, die Blüthe der Corps und Verbindungen, erprobte Gesellen von verwegenem Aussehen, für jedes Studentenherz ein gewaltiger Anblick; heut sollten nach einander mehre von den vielen Blutverträgen jenes Abends ausgeführt werden.

Das erste Geschäft sollte der Studentenehre des Erbprinzen gelten. Die Kämpfer waren ausgezogen und in ihre Fechtertracht gekleidet; Jeder stand mit seinem Secundanten und Zeugen in einer Ecke des Saales, der Doctor — es war der alte Teutone von der Geige — hatte in einem Winkel seinen Apparat ausgebreitet und sah mit grimmigem Behagen auf die bevorstehende Arbeit, welche ihm neue lehrreiche Kuren versprach. Aber die Arminen waren aufsässig, noch einmal traten ihre Secundanten vor den Unparteiischen und erhoben Beschwerde, daß der Prinz nicht gegenwärtig sei, um wenigstens durch seine Anwesenheit den Vertreter zu bestätigen. Sie forderten deßhalb, daß die bevorstehende Affaire nicht für ihn gerechnet werde, sondern als persönlicher Kampf der beiden Studenten, welche mit einander in mehrfache zarte Beziehungen getreten waren. Da die Markomannen kein gutes Gewissen hatten, denn sie hatten bei den Verhandlungen diesen Punkt zweideutig zu umgehen gewußt, machten sie jetzt den Vorschlag, daß der Prinz nachträglich mit dem Arminen oder dessen Secundanten am dritten Ort zusammenkommen solle, damit zwischen beiden die gebräuchliche Versöhnung stattfinde.

Noch wurde darum gehandelt, mit Erbitterung, aber in kurzen Worten, wie der Zwang dieser Stunde gebot, da pochte der Fuchs, welcher die Wache an der Treppe hatte, — es war ein junger Armine — zweimal an die Thür. Alle standen unbeweglich. Nur die Secundanten rafften die Schläger zusammen und warfen sie in eine finstere Kammer, und unser Student, der als Zeuge seinem Stammgenossen noch seidene Stränge über die Pulsadern der Hand legte, sprang schnell an die Thür und öffnete. Eine kleine Gestalt im Mantel und runden Hut trat herein, es war der Erbprinz. Er nahm den Hut ab, sein Gesicht sah etwas bleicher aus als gewöhnlich, aber er begann mit ruhiger Haltung: „Ich bin heimlich hergekommen; ich bitte die Anwesenden mir zu erlauben, daß ich mir selbst Genugthuung hole, und ich bitte Sie Nachsicht mit

mir zu haben, wenn ich mich in dem Brauch ungeübt zeige, denn es ist das erste Mal, daß ich mich versuche."

Es entstand eine Stille, so tief, daß man das leise Schwirren des Rappiers hörte, welches in eine Ecke geschleudert war, alle Anwesenden empfanden, daß dies ein wackeres Thun war. Nur Beppo, der Markomanne, stand bestürzt und begann: „Schon deine Gegenwart genügt, die letzten Schwierigkeiten zu beseitigen, ich bestehe darauf, daß nicht umgeworfen wird, was beschlossen ist," und leiser fügte er hinzu: „Ich beschwöre Ew. Hoheit, nicht das Unnöthige zu thun, es ladet uns allen eine Verantwortung auf, die wir nicht übernehmen dürfen."

Der Prinz erwiederte fest: „Du hast dein Versprechen erfüllt, ich werde dir für den Willen ebenso dankbar sein, als für die That. Aber ich bin entschlossen." Und er zog seinen Rock aus und sagte: „Legt mir die Binden an."

Der Secundant des Arminen wandte sich zum Unparteiischen. „Ich bitte, den Gegner zur Eile zu mahnen, wir sind nicht hier, um Artigkeiten zu wechseln; will sich der Prinz selbst Genugthuung holen, wir sind bereit." Die Markomannen rüsteten den Prinzen, und man darf den tapfern Gesellen das Zeugniß nicht versagen, sie thaten es mit so inniger Ehrerbietung und ängstlicher Sorgfalt, als ob sie in der That Krieger des Volksstammes wären, dessen Namen sie trugen, und ihr junges Königskind zum tödtlichen Einzelkampfe stellen sollten.

Der Prinz trat auf den Kreidestrich, seinem Secundanten, einem harten Balafré, zitterte die Waffe in der Hand, als er sich neben ihm auslegte. „Gebunden — Los!" Die Klingen sausten in der Luft. Der Prinz hielt sich nicht schlecht, eine lange Gewöhnung, sich vorsichtig zu beherrschen, kam ihm zu gut, er vermied, gefährliche Blößen zu geben, und sein Secundant zog sich eine herbe Warnung des Unparteiischen zu, weil er ohne Rücksicht auf seine eigenen Glieder im Bereich des

feindlichen Stahles lag. Der Armine war an Kraft und Kunst weit überlegen, aber er gestand später seinen nächsten Freunden, es sei ihm doch störend gewesen, das Fürstenkind leibhaftig im Bereich seines Schlägers zu sehen. Nach dem vierten Gange strömte das Blut von Ulfs breiter Backe auf das Hemd. Sein Secundant forderte Fortsetzung des Kampfes, der Unparteiische erklärte den Streit für beendet. Der Prinz stand still auf seinem Platze, jetzt entfiel der Schläger seiner Hand, und ein leises Zittern bewegte die Finger, aber sein Mund lächelte, und es war ein guter Ausdruck in den frohen Zügen. Ein Knabe hatte durch die ernste Viertelstunde das Selbstgefühl eines Mannes gewonnen. Bevor der Prinz sich zu seinem Gegner wandte, fiel er dem Markomannen um den Hals und sagte: „Jetzt kann ich dir von Herzen danken.“ Der Unparteiische führte ihn zum Gegner, der unwillig vor dem Doctor stand, und doch auch ein Lächeln nicht unterdrücken konnte, das ihm weh genug that, und beide reichten einander die Hände. Nun traten auch die Arminen grüßend zu dem Prinzen, während der Unparteiische in den Saal rief: „Zweiter Fall.“

Aber der Prinz, der seinen Mantel wieder umgethan hatte, ging zu dem Leiter des Zweikampfes und begann: „Ich kann nicht fortgehen ohne eine große Bitte auszusprechen. Ich bin unglücklicher Weise die Veranlassung des peinlichen Vorfalles gewesen, welcher jetzt die Studentenschaft entzweit, ich weiß wohl, daß ich gar kein Recht habe, hier einen Wunsch zu äußern, aber es wäre mir eine freudige Erinnerung für immer, wenn ich dazu beitragen könnte, daß Versöhnung und Friede beschlossen würde.“

Von seinen Markomannen hätte er in diesem Augenblick das Schwerste fordern dürfen, aber auch die Andern standen unter dem Eindruck eines ungewöhnlichen Erlebnisses. Ein beifälliges Murmeln ging durch den Saal, sogar der Unparteiische rief mit lauter Stimme: „Der Prinz hat ein gutes

Wort gesprochen." Die düstern Blicke Einzelner wurden nicht beachtet, die Secundanten und Senioren beriethen in der Mitte des Saales, das Resultat war, daß die schwebenden Forderungen zunächst zwischen den Anwesenden ausgeglichen und eine allgemeine Versöhnung eingeleitet wurde.

Der Prinz verließ, von den Markomannen umdrängt, das Haus und sprang in den Wagen, Krüger öffnete ihm die Thür des Schlafzimmers. Der Kammerherr war über die lange Ruhe seines jungen Herrn grade an diesem Morgen sehr verwundert; als er nach der Meldung des Kammerlakaien zum Frühstück eintrat, fand er seinen Prinzen behaglich am Tisch sitzen. Nachdem Krüger hinausgegangen war, begann der Prinz: „Das Duell ist abgemacht, Weidegg, ich habe mich selbst geschlagen." Der Kammerherr stand erschrocken auf. „Ich sage Ihnen das, weil es Ihnen doch kein Geheimniß bleiben würde. Ich hoffe, der Streit unter den Studenten wird damit abgemacht sein. Sprechen Sie mir nichts dagegen und regen Sie sich selbst nicht auf, ich habe gethan, was ich für recht hielt, oder doch für das kleinste Unrecht, und ich bin froher als ich seit langer Zeit war."

Die Häupter der Markomannen hatten von den übrigen Anwesenden das Wort erbeten, daß die einzelnen Vorgänge dieses Morgens nicht verbreitet werden sollten, und man muß annehmen, daß Jedermann sein Wort gehalten habe. Dennoch flog durch Universität und Stadt blitzschnell die Kunde, daß der Prinz selbst durch wackeres Verhalten die Händel ausgeglichen habe. Und der Kammerherr erkannte aus frohen Andeutungen der Markomannen und aus den freundlichen Grüßen, welche sein junger Herr auf der Straße erhielt, noch mehr aber aus der veränderten Haltung des Prinzen selbst, daß das heimliche Duell doch eine gute Seite gehabt hatte, und das versöhnte ihn ein wenig mit dem ärgerlichen Ereigniß.

Als der Prinz einige Zeit darauf das Haus des Rectors betrat, wurde er in das Arbeitszimmer geführt und Werner

begrüßte ihn lächelnd. „Ich war genöthigt, meiner Regierung über die letzten Vorfälle zu berichten und, gemäß der übereinstimmenden Aussage der vorgeladenen Studenten, beizufügen, daß Ew. Hoheit Dazwischentreten wesentlich dazu beigetragen hat, den Frieden wieder herzustellen. Mir ist der Auftrag geworden, Ihnen dafür warme Anerkennung der academischen Behörde auszusprechen. Persönlich erlaube ich mir dem Wunsch Worte zu geben, daß Alles, was Ew. Hoheit in diesen Tagen erlebt, Ihnen immer eine angenehme und fruchtbare Erinnerung sein möge."

Als der Prinz sich vor Frau Ilse verneigte, sagte er leise: „Es ist Alles gut gegangen, ich danke." Ilse sah stolz auf ihren jungen Herrn, und doch war die bange Unsicherheit der letzten Tage nicht ganz von ihr genommen, und sie war dem Prinzen gegenüber stiller als gewöhnlich.

5.

Alles gestört.

Der Frühling flog lustig durch das Land. Die Blüthensträucher und die Beete der Gärten prangten stolz in den Farben ihrer Verbindung, in diesem Jahre sangen wirklich Staare in den Kästen des Herrn Hahn, und auf der Waldwiese vor dem Garten des Herrn Hummel freuten sich Hahnenfuß und wilder Lauch der feuchten Wärme. Den academischen Bürgern wurde es eine behagliche Zeit, die Händel des Winters waren abgethan, die Pedelle zogen um zehn Uhr das Nachtcamisol an, und die Vorlesungen der Herren Professoren liefen gemüthlich nebeneinander hin wie Mühlräder bei hohem Stande des Wassers.

Auch der Rector genoß die Ruhe, und sie war ihm zu gönnen, denn Ilse sah besorgt, daß seine Wange hagrer war

als sonst, und daß am Abend zuweilen eine Ermüdung über ihn kam, die er früher nicht gekannt. „Er solle auf einige Monate sein Arbeitszimmer verlassen," rieth der Arzt, „das würde ihm wieder für Jahre die Spannung geben, jedem Gelehrten thue zwei, drei Mal im Leben solche Erfrischung noth, eine Reise wäre die beste Cur."

Felix lachte dazu, aber die Hausfrau bewahrte den Rath in treuem Gemüth und suchte unterdeß den Gatten so oft als möglich von seinen Büchern in das Freie zu entführen. Auch heut zog sie ihn am Arm durch Wald und grüne Wiesen. Sie wies ihm Schmetterlinge, die über den Feldblumen flatterten, und Vögelschwärme, welche in der warmen Luft dahinzogen. „Jetzt ist die Zeit deiner Unruhe, von der du mir einst erzählt hast, fühlst du nichts davon?"

„Ja," sagte der Professor, „und wenn du mit mir ziehen willst, so machen wir wenigstens in Gedanken eine gemeinsame Reise in die Ferne."

„Du willst mich mitnehmen?" rief Ilse erfreut. „Ich bin wie ein Murmelthier, ich kenne nur die Höhle, aus welcher mein Herr mich geholt, und den Deckel des Kastens, in dem er mich füttert. Darf ich wünschen, so fordere ich mir Eisberge, welche hoch über die Wolken ragen, und Abgründe, die steil in's Unermeßliche fallen. Aber aus den Bergen steige ich hinab zu Oelbaum und Orange, seit Jahren habe ich von den Menschen gehört, welche dort gelebt haben, euch Allen lacht das Herz, so oft ihr von dem blauen Meer und der Herrlichkeit alter Städte redet. Das möchte ich sehen, deine Worte dazu hören und die Freude fühlen, die du beim Wiedersehn von Allem hast, was dir dort lieb geworden ist."

„Gut," versetzte der Professor, „also die Alpen, dann bis Neapel. Ich habe nur zuerst einige Wochen in Florenz für den Tacitus zu arbeiten."

Hui, dachte Ilse, da ist der Codex wieder!

Sie saßen unter der großen Eiche nieder, einem Riesen

des Mittelalters, der das neue Baumgeschlecht im Stadtwald überragte, wie die Kuppel Sanct Peters die Dächer und Thürme der heiligen Stadt. Und unter dem hohen Laubgewölbe, zu dem Ilse gern die Schritte lenkte, machten sie lustige Reisepläne zu Pinien und Cactushecken.

Als sie aus dem Gehölz in die nahe Lichtung traten, sahen sie unter den Wiesenblumen die Livree eines Lakaien, sie erkannten den Prinzen mit seinem Begleiter, neben ihnen einen Wirth aus dem nächsten Dorfe. Die Herren traten grüßend heran. „Hier wird ein Anschlag gegen einige Stunden Ihrer Muße gemacht," rief der Kammerherr dem Professor zu, und der Prinz begann: „Ich habe den Wunsch, einige Herren und Damen von der Universität in's Freie zu bitten, da ich hier doch nicht die Freude haben kann, sie in eigenem Hause zu sehen. Es soll keine große Gesellschaft sein, und so ländlich als möglich. Wir haben an diesen Platz gedacht, weil die gnädige Frau ihn öfter gerühmt hat. Und ich werde Ihnen dankbar sein, wenn Sie mir noch mit gutem Rath aushelfen wollen, wie die Sache am besten einzurichten ist."

„Wenn Ew. Hoheit den Frauen eine Freude machen will, so laden Sie auch die Kinder ein. Ist es zugleich ein Kinderfest, so sind Hoheit sicher, daß es Allen eine gute Erinnerung hinterläßt."

Das wurde angenommen. Es erschienen zierliche Einladungen, durch welche Rector und Decane und die Herren Professoren, mit denen der Prinz persönlich bekannt war, nebst ihren Familien für ein Fest im Freien geworben wurden. Der Gedanke fand bei Großen und Kleinen Beifall, und unter den Bekannten der Frau Professorin regte sich frohe Erwartung.

Auch Laura hatte eine Einladung erhalten, und ihre Freude war groß. Als sich aber am Abend ergab, daß der Doctor nicht eingeladen war, wurde sie unwillig.

„Mir fällt nicht ein, seinen Anwalt zu machen," sagte

sie zu Ilse, „doch er ist genau in meiner Lage: wenn man mich um deinetwillen eingeladen hat, so mußte man deines Mannes wegen auch ihn auffordern. Daß man dies versäumt hat, ist eine Taktlosigkeit oder etwas Schlimmeres. Und da er nicht gebeten ist, bin ich entschlossen, auch nicht zu gehen. Denn Fritz Hahn mag sonst sein wie er will, eine Nichtachtung hat er von diesen vornehmen Leuten nicht verdient."

Vergebens suchte ihr Ilse auseinander zu setzen, daß der Doctor dem Prinzen, von dem doch die Einladung ausgehe, keinen Besuch gemacht. Laura blieb eigensinnig und versetzte: „Du bist ein beredter Vertheidiger deines Prinzen und in den Gebräuchen vornehmer Leute besser bewandert, als ich dir zugetraut hätte. Ich aber werde zum Feste schulkrank, darauf verlaß dich. Wenn nicht anging, den drüben zu laden, so geht es bei mir auch nicht an. Sage aber dem Doctor nichts davon, damit Fritzchen sich nicht etwa einbildet, ich thäte es ihm zu Liebe, es ist nicht Freundschaft für ihn, sondern Bosheit gegen die Hofherren."

An einem Sonntag fuhr zuerst ein großer Fourgon mit Krüger und einem Koch in die Nähe der großen Eiche, Equipagen des Prinzen holten die Herren und Damen, ein Omnibus mit Guirlanden und Kränzen verziert lud die Kinder der Familien zusammen. Auf der Wiese war ein Zelt errichtet, seitwärts durch Gebüsch verdeckt eine Bretterhütte mit improvisirtem Kochheerd; eine Musikbande saß versteckt im Walde und empfing die ankommenden Familien. Der Prinz und sein Kammerherr begrüßten an der Waldecke und geleiteten zum Mittelpunkt des grünen Festraums, wo ein ungeheures Werkstück höchster Bäckerkunst den Leuchtthurm bildete, in dessen Nähe man sich vor Anker legte. Bald verrieth Geklirr der Tassen, daß man sich der unvermeidlichen Vorbereitung zu gemüthvoller deutscher Fröhlichkeit hingab. Im Anfang waren die Geladenen feierlich, das Ungewöhnliche des arrangirten Festes verursachte Erwägung. Als aber Raschke

seine Rockschöße faßte und sich im Grase lagerte, als die andern Herren ihm folgten und dargebotene Cigarren anzündeten, bekam die Wiese ein theokritisches Aussehen. Da saß der Rector auf dem Rasen, die Beine wie ein Türke zusammen geschlagen, daneben der Consistorialrath auf einem Stuhle und etwas entfernt auf einem abgeschlagenen Baumstamm der immer noch feindliche Struvelius, mit seinem starrenden Haar und der schweigsamen Weise, dem kummervollen Geist der alten Weide ähnlich. Abseits von ihnen aber thronte auf einem alten Ameisenhaufen, über den er sein Taschentuch gebreitet hatte, Magister Knips, er hielt seinen runden Hut ehrerbietig unter dem Arm und stand auf, so oft der Prinz in seine Nähe trat. Unterdeß war der Prinz bemüht, die Damen zu unterhalten, seit den letzten Vorfällen des Winters war er ohnedies Liebling der Frauen, heut eroberte er vollends durch verlegene Anmuth die Herzen der Mütter und Töchter. Er sprach verbindlich mit jeder Einzelnen, winkte den Lakaien, wo es fehlte, war um Alles besorgt und lachte über sich selbst, wenn er nicht Bescheid wußte. Ilse und er arbeiteten im stillen Einverständniß einander in die Hände, der Frauenwelt Liebenswürdiges zu erweisen, Ilse, gehoben von dem Gedanken, daß ihr Prinz den Leuten so gut gefalle, und der Prinz im Herzen selig über die kleine gemeinsame Arbeit, die er mit der Frau Rectorin besorgte.

Noch nie hatte er sich ihr so vertraulich nahe gefühlt, als heut. Er sah nur sie, er dachte nur an sie. Im Geschwirr der Redenden, unter den Klängen der Musik lauschte er auf jedes Wort aus ihrem Munde. So oft er zu ihr trat, empfand er das warme Leben der schönen Frau wie einen wonnigen Zauber. Sie faßte nach einem Baumblatt, ihr Spitzenärmel streifte sein Gesicht, und von der Berührung des feinen Gewebes röthete sich ihm die Wange. Ihre Hand ruhte einen Augenblick auf der seinen, als sie ihm einen bunten Käfer darbot, und er fühlte den flüchtigen Druck wie einen Schlag im Herzen. „Der Käfer weiß Ew. Hoheit Zukunft. Sie

dürfen ihn fragen: Liebes Marienvögelein, wie lange werd' ich lustig sein? ein Jahr, zwei Jahr und so fort, bis er entfliegt." Der Prinz begann den Spruch, aber er war noch nicht bis zum ersten Jahr gekommen, als der Käfer davonflog. „Das gilt nicht Ihnen," tröstete Ilse lachend, „der Kleine war noch böse auf mich." „Lieber will ich das Unglück tragen," versetzte leise der Prinz, „als daß es Ihnen naht." Da nun Ilse, betroffen durch den innigen Klang seiner Worte, sich zu den Frauen wendete, hob er verstohlen das Tuch auf, welches ihr von der Schulter geglitten war, und drückte es hinter dem Baum an seine Lippen.

Lauter wurde die junge Welt, als aus der Hütte hinter dem Busch zwei Männer heraustraten mit rothem Rock und Trommel und die Jugend zu einem Vogelschießen einluden. Der Kammerherr nahm die Aufsicht über die Knaben, Ilse über die Mädchen, Jäger und Lakai halfen bei den Armbrüsten, die Bolzen knallten ohne Aufhören gegen den Leib der aufgerichteten Vögel, denn das Treffen war bequem gemacht, und wer nicht grade schoß, konnte Preise bewundern, welche auf zwei Tischen ausgestellt waren. Es ging Alles schnell, wie bei einem Hoffest schicklich ist, die Lakaien durchwanderten unaufhörlich die Gesellschaft mit jeder denkbaren Erfrischung, die Splitter der Vögel fielen wie Hagel, und der Prinz vertheilte die Preise an die Kinder, die ihn umdrängten. Bertha Raschke wurde Schützenkönigin, ein kleiner Consistorialrath ihr Mitregent. Jauchzend zogen die Kinder mit ihren Geschenken hinter den Trommlern her bis zu einer langen Tafel, wo ihnen eine Mahlzeit bereitet war. Sie mußten nieder sitzen, in der Mitte König und Königin. Jäger und Lakaien trugen die Gänge eines langen Soupers auf. Der Kammerherr hätte nichts Besseres erfinden können die Eltern zu verbinden, auch die Väter traten hinter die Stühle und freuten sich innig, wie die Kleinen aus den Krystallgläsern unschädlichen Wein tranken und selig aus rosigen Gesichtern die gemalten Teller und

silbernen Aufsätze der Tafel anstaunten. Bald wurden sie lustig, zuletzt erhob sich sogar der kleine Consistorialrath und brachte die Gesundheit des Prinzen aus, alle Kinder schrieen Hoch, die Trommler trommelten, die Musik fiel ein und die Eltern umstanden dankend den Festgeber. Ilse aber brachte eine Schärpe getragen, welche die Frauen von Feldblumen geflochten hatten, und bat den Prinzen um die Erlaubniß, ihm die Schärpe anzulegen. Er stand unter den frohen Menschen selbst gehoben durch die harmlose Freude, welche die Andern erfüllte, und durch die achtungsvolle Neigung, welche ihn aus allen Augen ansah. Mit stummem Dank blickte er zu Ilse herüber und ohne Veranlassung wurden ihm die Augen feucht. Und wieder schrieen die Kinder ihr Hoch und die Trommler wirbelten.

Da sprengte ein Reiter in fremder Livree aus dem Walde heran, der Kammerherr trat bestürzt zu dem Prinzen und überreichte ihm einen Brief mit schwarzem Siegel. Der Prinz eilte in das Zelt, der Kammerherr folgte ihm.

Der junge Herr hatte bei Feldblumen kein Glück. Die Festfreude war dahin, die Gesellschaft stand theilnehmend und unsicher in Gruppen um das Zelt. Endlich trat der Kammerherr heraus; während er sich an den Rector wandte und die Anwesenden ihn umdrängten, sah Ilse den Prinzen an ihrer Seite, tiefe Trauer im Angesicht. „Ich bitte Sie mich bei den Damen zu entschuldigen, wenn ich mich sogleich entferne. Der Gemahl meiner Schwester ist nach kurzer Krankheit gestorben, und meine arme Schwester ist sehr unglücklich geworden.“ Der Schmerz zuckte in seinem Gesicht, als er fortfuhr: „Ich selbst habe meinen Schwager wenig gekannt, aber er war gegen meine Schwester sehr gut, und sie fühlte sich bei ihm glücklicher als je in ihrem Leben. Sie schreibt mir in Verzweiflung, und das Unglück ist für sie ganz unsäglich. Wie die Verhältnisse sind, wird sie an ihrem jetzigen Wohnort nicht bleiben dürfen, ich sehe voraus, daß sie wieder zu uns zurück-

kehren muß. Das ist unser bitteres Schicksal, nirgend ruhig zu bleiben, immer wieder gewaltsam herausgerissen zu werden. Und ich weiß, mich wird ein ähnliches Unglück treffen. Ich fühle mich jetzt hier wohl, Ihnen darf ich das gestehen, auch mir macht dieser Todesfall Vieles unsicher, ich ahne, er wird auch mich von hier fortziehen. Ich reise morgen auf einige Tage zu meiner Schwester, denken Sie mit Theilnahme meiner." Er verneigte sich und trat in das Zelt zurück, in den nächsten Minuten rollte sein Wagen der Stadt zu.

Ilse eilte zu ihrem Gatten, dem vom Kammerherrn die Bitte ausgesprochen war, bei der Gesellschaft seine Stelle zu vertreten. Man beschloß sogleich aufzubrechen. Die Kinder wurden in den Wagen gesetzt, die Erwachsenen kehrten in ernstem Gespräch zur Stadt zurück.

Unterdeß saß die schulkranke Laura in ihrem Stübchen und stöberte unter den alten Liederdrucken. Nach jener Begegnung im Dorfgarten war sie mit Schrecken zu der Erkenntniß gekommen, daß die Tage ängstlicher Sorge um den Doctor ihren Schatz sehr vermindert hatten, wohl ein Dutzend — und nicht der schlechtesten — war leidenschaftlich hinübergeschleudert, die Schnüre, an welchen sie das Sammlerherz drüben festhielt, drohten dünn zu werden. Deßhalb war das Trinklied für längere Zeit die letzte Spende geblieben. Heut aber, wo Fritz eine Behandlung erfahren hatte, welche ihr mehr Kummer machte als ihm selbst, mußte sie auf einen kleinen Trost für ihn denken.

Ein schwerer Tritt auf der Treppe störte die Wahl. Laura hatte kaum Zeit ihren Schatz in die geheime Schublade zu werfen, als schon die schwere Hand des Herrn Hummel auf die Klinke drückte. Das war ein seltener Besuch und Laura empfing ihn mit der Ahnung, daß er auch heut nicht ohne ernste Veranlassung erfolge. Herr Hummel trat dicht vor seine Tochter und betrachtete sie sorgfältig, als wäre sie eine neue pariser Erfindung. „Du hast also Kopfschmerz und konntest

die Einladung nicht annehmen? Das bin ich an meiner Tochter nicht gewöhnt. Bei deiner Mutter kann ich nicht verhindern, daß ihr Gefühl zuweilen in das Gehirn steigt, von deinem Kopf fordere ich, daß er unter allen Umständen frei bleibe. Weßhalb bist du also der Einladung nicht gefolgt?"

„Es wäre mir ein unerträglicher Zwang gewesen," sagte Laura.

„Ich verstehe," versetzte Herr Hummel. „Ich bin nicht sehr für Fürsten, ich bin auch nicht gegen sie. Ich kann nicht finden, daß sie einen größeren Kopf haben als andere Leute, und ich bin deßhalb veranlaßt, sie als einfache Kunden der bürgerlichen Gesellschaft zu betrachten, welche nicht immer Numero eins weder sind noch tragen. Jedoch, wenn dich ein Prinz mit andern anständigen Personen zu einem ehrbaren Sommervergnügen einladet, und du dich weigerst, so frage ich als Vater nach dem Grund, und zwischen dir und mir soll jetzt von Kopfschmerz keine Rede sein."

Laura erkannte an dem unwirschen Blick des Vaters, daß er noch Anderes im Schilde führe. „Wenn du die Wahrheit wissen willst, ich mache dir kein Geheimniß daraus. Ich bin nicht meiner selbst wegen eingeladen, denn was liegt den Leuten an mir, sondern als Tischinventarium unserer Hausgenossen."

„Das wußtest du doch auch, als die Einladung ankam, und damals fuhrst du vor Freude in die Höhe."

„Mir ist der Gedanke erst nachher gekommen."

„Als du erfuhrst, daß der Doctor von drüben nicht geladen war," sagte Hummel. „Deine Mutter ist eine sehr brave Frau, vor der ich alle Hochachtung habe, aber ihr begegnet zuweilen, daß man ihr ein Geheimniß abschrauben kann. Wenn du also etwas spintisirst, was weder die Welt noch dein Vater erfahren soll, so wird es klug sein, das Niemandem anzuvertrauen, weder in unserm Hause noch in einem andern."

„Gut also," rief Laura entschlossen, „wenn du es gemerkt hast, so höre es noch einmal von mir. Ich bin ein Bürger-

Kind wie Fritz Hahn drüben, er ist öfter als ich mit den Herren vom Hofe zusammengetroffen; daß man auf ihn keine Rücksicht nahm, hat mir klar gemacht, daß man meinesgleichen als eine überflüssige Zugabe betrachtet."

„Also der drüben ist deinesgleichen?" frug Herr Hummel, „das grade war es, was ich dir ausreden wollte. Ich möchte nicht, daß du deine Gefühle nach den Wettergläsern von dort drüben einrichtest. Ich möchte nicht, daß Hahn junior auf den Gedanken käme, einmal einen Schwibbogen über die Gasse zu bauen, und in Schlafschuhen von einem Haus in das andere zu wandeln. Der Gedanke gefällt mir nicht. Ich will dir nur einen Grund anführen, der mit meinem alten Zorn gar nichts zu thun hat. Er ist seines Vaters Sohn, und er hat keine rechte Courage für das Leben. Wer aushalten kann, Jahr für Jahr in dem Strohnest zu sitzen und Bücher aufzuklappen, der wäre, wenn ich mich als Mädchen betrachte, nicht mein Mann. Es ist möglich, daß er sehr gelehrt ist und grade die Dinge weiß, um die sich andere Menschen wenig kümmern, ich habe aber noch nicht gehört, daß er sich dadurch etwas Ordentliches verdient hat. Deßhalb, wenn geschehen könnte, was nicht geschehen wird, solange das Grundstück drüben ein Hühnerhof ist, wenn ich Heinrich Hummel zugeben wollte, daß mein einziges Kind vor der weißen Muse Strümpfe strickte, so wäre dies für mein Kind selbst ein Unglück. Denn du bist meine Tochter. Du bist innerlich eben so sehr ein Dickkopf wie ich von außen, und wenn du unter solche schwachherzige Leute geräthst, wirst du sie jämmerlich unterbuttern, und du selbst wirst darüber unglücklich werden. Deßhalb also bin ich der Meinung, daß dein Kopfschmerz eine Narrheit war, und ich wünsche nie wieder von Leiden dieser Art zu hören. Guten Tag, Fräulein Hummel." Er schritt zur Thür hinaus und brummte auf der Treppe: „Blühe, liebes Veilchen, das ich selbst erzog."

Laura saß am Schreibtisch und stützte das schwere Haupt

mit beiden Händen. Das war ein fürchterlicher Auftritt, die Reden des gewaltigen Vaters rissen ihr die Seele wund. Aber in seiner höhnenden Betrachtung des Nachbarsohnes war doch eine Wahrheit, die ihr selbst schon wie eine feindliche Spinne über die bunten Blätter ihrer Theilnahme gekrochen war. Er mußte hinaus in die Welt. Unten die Freunde dachten daran in die Ferne zu ziehen, ach, sie selbst war ein armer Vogel, der vergebens aufflatterte, weil die Fessel am Fuß zurückhielt. Er aber konnte sich lösen. Sie verlor ihn aus der Nähe, sie verlor ihn vielleicht für immer, aber das durfte sie nicht hindern, ihm die Wahrheit zu sagen. Hastig fuhr sie unter die alten Druckblätter, mit Mühe fand sie ein Reiselied, welches allerdings nicht recht auf den Doctor paßte, insofern es die Gefühle eines recht lüderlichen Landstreichers aussprach. Das Lied war schlimm, aber es gab nichts Besseres, unsre Vorfahren fanden, sofern sie sich nicht grade der Wegelagerei befleißigten, geringes Vergnügen auf der Landstraße. Der Brief mußte das Beste thun. Sie schrieb also: „Die Sommervögel fliegen, auch die sehnsüchtigen Träume der Menschen suchen die Ferne. Zürnen Sie nicht, wenn der Absender Sie bittet, etwas von der Stimmung dieses losen Liedes in Ihr eigenes Leben aufzunehmen. Für Sie ist die Heimath zu enge, Ihr Werth wird hier nicht erkannt, wie Sie verdienen. Sie selbst entbehren in dem stillen Hause der Eltern die Erfahrungen, welche der Mann gewinnt, wenn er sich durch eigene Tüchtigkeit ein neues Leben formt. Wohl weiß ich, daß Ihre höchste Aufgabe immer sein wird, durch Schriftwerke Ihre Wissenschaft zu fördern. Das vermögen Sie überall zu thun. Aber Sie sollten doch nicht verschmähen, auch im persönlichen Verkehr auf Jüngere lehrend zu wirken und sich selbst an den Kämpfen Ihrer Zeit thätig zu betheiligen. Auf, Herr Doctor, auch Ihnen singt hier der unbekannte Vogel sein Wanderlied. Mit Schmerz werden die Zurückbleibenden Sie missen."

Zu derselben Stunde saß Gabriel in seiner Kammer und

bürstete die letzten Stäubchen von dem Festgewand, das er über den Stuhl gebreitet hatte, zu seinen Füßen leckte sich der rothe Hund die Pfote und ließ zuweilen leises Geknurr hören, das fast wie ein Seufzer klang. Gabriel betrachtete unzufrieden den Hund. „Schöner bist du im letzten Winter nicht geworden und besser auch nicht. Dein tückisches Dasein ist nur auf deine Schüssel und die Beine der Vorübergehenden gerichtet. Ich wüßte nicht, daß einmal ein Hund der Menschheit so verhaßt gewesen wäre, wie du, und kein Hund hat diesen Haß so verdient. Deine einzige Freude ist zu verachten, was wohlanständig ist. Denn was ist dir der liebste Festtag? wenn es geregnet hat und die Pfützen auf dem Wege stehen und ein Sonnenblick die Leute verführt in den Wald zu spazieren. Dann lauerst du auf der Steintreppe, und kommt ein junges Mädchen vor deine Augen in recht hellem Sommerkleide, dann springst du mit einem Satz vor ihr in die Pfütze wie ein Frosch, daß ihr Kleid bis an den Hals bespritzt wird, und ich eine Droschke holen muß, worin die Person nach Hause fährt. Was hat dir gestern der fliegende Cigarrenhändler gethan? Sein Kasten stand auf einer Bank am Garten des Herrn Hummel, und das Geschäft versprach gut zu werden wegen der Mücken im Thale, aber da wurdest du Bösewicht hämisch. Der Cigarrenmann tritt zwei Schritte von seinem Kasten zu einem Bekannten, du springst gegen das Butterbrot, das auf dem Kasten liegt, dabei mit allen vier Beinen auf das Glas; die Glasscheiben brechen, die Splitter mischen sich mit den Cigarren, du trampelst Glas und Stinkadores zu einem Brei und fährst in das Haus zurück. Du hast es durchgesetzt, Scheusal, dein Herr hat den Cigarrenmann angefahren, als dieser gegen dich klagte, und der Mann hat seinen Kram aufgepackt und ist mit einem Fluch von unserm Hause weggezogen. Auf welchen Nachtwegen bist du seitdem dahingefahren? Kein Auge hat dich gesehen." Er beugte sich zu dem Hunde nieder. „Also diesmal ist dir's wirklich in's Fleisch gegangen, es ist

mir lieb zu merken, daß du nicht nur Andern schaden kannst, sondern auch dir selbst.“ Gabriel sah nach der Pfote und zog einen Glassplitter heraus. Der Hund blickte ihn winselnd an.

„Wenn ich nur wüßte,“ fuhr Gabriel kopfschüttelnd fort, „was der Hund an mir findet. Sind es die Knöchel oder weiß er einen schlechten Streich von mir, der ihm Spaß macht? Er haßt alle Welt, knurrt auch gegen seinen Hauswirth, nur zu mir kommt er auf Besuch und benimmt sich wie ein guter Kamerad. Und noch verrückter ist er zu meinem Rector. Ich glaube nicht, daß Magnificenz viel von dem Leben Speihahns weiß. So oft dieser Unhold aber meinen Professor sieht, guckt er ihn aus seinem Haargebüsch schlau an und thut sein Aeußerstes, er wedelt mit der Quaste. Und wenn der Herr nach der Universität geht, läuft er hinter ihm her wie ein Lamm hinter seiner Mutter. Wie kommt er dazu, seine schwarze Seele grade auf meinen Gelehrten zu richten? Was will er von unserer Wissenschaft? Sie glauben doch nicht an dich, Junker Speiteufel.“ Er sah sich mißtrauisch um und fuhr schnell in seinen Rock. Im Sonntagsstaat trat er vor die Hausthür. Bei Hahns war Niemand zu Hause, denn Dorchens Gesicht sah aus dem Fenster der Putzstube. Sie lächelte und nickte, Gabriel faßte ein Herz und schritt in den feindlichen Hausflur. Die Zimmerthür öffnete sich, Dorchen knixte auf der Schwelle und Gabriel begann die Thür in der Hand feierlich: „Wenn ich an diesem schönen Tag das Vergnügen haben könnte, mit Ihnen auszugehen, so würde er mir noch angenehmer.“

Dorchen erwiederte an der Schürze zupfend: „Ich muß als Hausunke hier sitzen, aber das darf ja Sie nicht hindern.“

„Es fehlt mir dann die Heiterkeit,“ versetzte Gabriel mit einer Verbeugung, „denn ich muß doch immer an Sie denken, und da ich Sie jetzt selbst vor mir habe, ist mir das viel lieber als das bloße Denken im Freien. Wenn Sie mich also ein wenig hier dulden wollen —“

„Treten Sie doch näher, Herr Gabriel.“

„Nur auf die Thürschwelle,“ sagte Gabriel eintretend und hielt die offene Thür in der Hand. „Ich wollte Ihnen nur bei dieser Gelegenheit sagen, daß ich die Nummer, von welcher Sie neulich geträumt haben, bei keinem Collecteur finden konnte, ich habe jedoch eine andere genommen, und ich habe sie von einem kleinen Betteljungen ziehen lassen, weil das Glück bringt. Es würde mich erfreuen, wenn Sie diese Nummer mit mir zusammen spielen wollten. Es ist viel, denn es ist ein ganzes Achtel.“

„Aber das wird ja keine gute Vorbedeutung, Gabriel,“ erwiederte Dorchen in artiger Verlegenheit.

„Warum nicht, Fräulein? es war ein richtiger Betteljunge.“

„Nein, ich meine, wenn zwei zusammenspielen, die einander lieb haben.“

„Liebes Dorchen,“ rief Gabriel näher tretend und faßte nach ihrer Hand.

Ein dumpfes Gegurgel unterbrach das Gespräch. Dorchen fuhr erschrocken von ihm fort. „Das war wie ein Geist,“ rief sie.

„Dies ist unmöglich,“ tröstete Gabriel, „erstens bei Tage, zweitens in einem neuen Hause und drittens ist es mit Geistern überhaupt soso. Es war nur auf der Straße.“

„Mir ist ein rechter Trost, daß Sie hier sind,“ rief das furchtsame Dorchen. „Allein sein in einem großen Hause ist immer schreckhaft.“

„Und zu zweien in einem kleinen ist immer lustig,“ rief Gabriel unternehmend, „ach Dorchen, wenn wir daran denken dürften.“

Wieder hörte man leises Gekrächz. „Es ist doch etwas hier,“ rief Dorchen, „ich fürchte mich.“ Sie sprang von ihm weg in die Mitte der Stube. Gabriel ergriff eine Elle und suchte unter den Meubeln. „Also du bist's wieder,“ rief er zornig und fuhr mit der Elle unter das Sopha. In einem Satze und Schrei sprang Speihahn hervor und auf den näch-

sten Stuhl, vom Stuhle auf den Pfeilertisch, worauf die Stutzuhr stand, er schleuderte die Uhr herunter, stürzte mit einem unförmlichen Sprunge nach und fuhr durch den Thürritz in's Freie.

Es war die Stutzuhr, es war das Hochzeitsgeschenk, Herr Hahn zog sie jeden Abend auf, bevor er zu Bett ging; sie hatte zwei Alabastersäulen mit vergoldeten Krönchen, das Gehäuse war von amerikanischem Holz und stellte einen Triumphbogen vor. Jetzt lag das Kleinod in Trümmern, die Säulen gebrochen, das Holz zerborsten, das Zifferblatt zersplittert, in dem offenen Werke wirbelte ein einziges Rad mit fürchterlicher Schnelligkeit, alles Uebrige war regungslos und todt. Dorchen stand entsetzt vor den Scherben und rang die Hände. „Das Scheusal," seufzte Gabriel, bemühte sich vergebens um das verwüstete Kunstwerk, und suchte mit nicht besserem Erfolg sein armes Mädchen zu trösten, welche vor den Schrecken der nächsten Stunde zitterte.

„Mir hat geahnt, daß heut etwas passiren würde," rief Herr Hahn nach der Heimkehr, „ich hatte gestern zum ersten Mal vergessen, die Uhr aufzuziehen. Aber jetzt ist meine Geduld zu Ende und es soll ein Krieg mit dem drüben werden auf Leben und Tod." Drohend trat er auf das schluchzende Mädchen zu. „Bezeuge die Wahrheit," rief er, „das Gericht wird dein Zeugniß fordern, suche deine Rettung nicht in Heuchelei und Lüge. War er es, oder warst du es?" Dorchen berichtete noch einmal dramatisch die ganze Missethat Speihahns, sie rückte an dem Sopha, als könnte sie den Hund leibhaftig hervorholen, sie gab die geöffnete Thüre weinend zu und erklärte Gabriels Anwesenheit aus einer Anfrage, die er gethan. „Unglückliche," rief der zornige Hausherr, „ich sehe deine Verlegenheit, du warst es selbst, dein Gewissen peinigt dich. Wie kannst du beweisen, daß er unter dem Sopha war? Von deiner Seele fordere ich handgreiflichen Beweis."

„Hier ist er," rief Dorchen immer noch schluchzend,

und wies in tragischer Stellung mit der Hand auf den Boden.

Und ein Beweis war unter dem Sopha unverkennbar, obgleich nicht gut handgreiflich, der Hund hatte zurückgelassen, was seinen Namen so sicher bestätigte, als hätte er sein Petschaft auf den Boden gedrückt.

Jetzt gab auch Frau Hahn zornig den Befehl, welcher einer Hausfrau vor solchem Greuel ziemte.

„Untersteht euch nicht," rief Herr Hahn wieder, „hinweg mit Lappen und Tüchern, dies bleibt."

„Aber Andreas," rief seine Frau.

„Dies bleibt, sage ich, es muß recognoscirt und vidimirt werden. Holt sogleich Rothe und seine Frau, und wen ihr von sicheren Zeugen auf der Straße findet."

Die Zeugen kamen und umstanden empört die Stätte des Verbrechens. Herr Hahn aber eilte an seinen Schreibtisch und schrieb einen kräftigen Brief an Herrn Hummel, worin er die Unthat berichtete, die Zeugen nannte, und drohend Schadenersatz forderte. Diesen Brief trug Rothe mit einem Brett, worauf die Trümmer der Uhr lagen, zu Herrn Hummel hinüber.

Hummel las bedächtig den Brief und warf ihn auf den Tisch. „Ich lasse Ihrem Herrn zu dem neuen Sommervergnügen gratuliren," sagte er kalt. „Tragen Sie diesen Präsentirteller sogleich wieder zurück, ich habe auf solchen Unsinn keine Antwort. Man mag thun, was man nicht lassen kann."

Am nächsten Tage erhob wieder eine gerichtliche Klage ihr Medusenhaupt zwischen den beiden Häusern. Diesmal war auch Frau Hahn tief empört, und als sie am nächsten Tage Laura auf der Straße begegnete, wandte sie ihr gutmüthiges Gesicht zur Seite, die Tochter der Feinde nicht zu grüßen.

Laura aber erhielt die Antwort des Doctors auf ihren Brief. Ein hübsches Gedicht rühmte das Glück des Elternhauses und als beste Freude des Nachbars Töchterlein, welche

der Dichter im Garten unter ihren Blumen sah, so oft er über den hohen Zaun blickte. Dann las sie folgende Worte: „Die Mahnung, welche so herzlich aus Ihren Zeilen spricht, hat auch in mir geklungen. Ich weiß, was meinem Leben fehlt. Meine Wissenschaft macht mir überhaupt unmöglich, in größeren Kreisen Anerkennung zu finden, welche die Freunde eines Gelehrten ihm zuweilen eifriger fordern, als er selbst; sie erschwert mir auch eine academische Laufbahn, für welche ich jetzt auf einen zufälligen Ruf aus der Fremde angewiesen bin. Mit diesen Erwägungen bin ich leicht fertig. Aber die Beschaffenheit meiner Arbeiten nimmt mir auch alle Hoffnung, daß jemals äußere Erfolge das Hinderniß bewältigen werden, welches sich gegen die geheimen Wünsche meiner Seele aufgethürmt hat. Ich habe Stunden, wo selbst der große Gedanke seine Heilkraft verliert, daß Entbehren und Entsagen eine unerläßliche Bedingung für das Priesteramt ist, welches ich zu verwalten habe."

„Armer Fritz!" rief Laura, „ärmer noch ich selbst. Sein Priesteramt! — Weßhalb muß er entbehren, weil er Sanscrit treibt? Nicht Muth fehlt diesen Gelehrten, wie der Vater schmäht, aber die Leidenschaft. Sie sind selbst staublos und blutlos wie die alten Götter, von denen sie schreiben. Das knistert einmal in ihrem Leben und giebt einen Funken, und man hofft auf eine mächtige Feuerflamme, aber sogleich ist wieder Alles gedämpft und durch kluge Erkenntniß zerdrückt." Sie sprang auf. „Ha, könnte ich den Fritz beim Haar packen und hineinwerfen in das wildeste Getümmel, wo er sich blutig durchschlägt, dem Vater trotzt und etwas Großes auf's Spiel setzt, um zu gewinnen, was er, wie er leise klagt, für sich begehrt. Fluch dieser stillen, klaren, gelehrten Luft, sie macht langweilig die in ihr athmen! Ihre stärkste Neigung ist ein schmerzliches Achselzucken über uns andere Sterbliche oder über sich selbst." So zürnte die leidenschaftliche Laura in ihrer Dachstube, und wieder wurde ihr Papier von bittern Thränen

befeuchtet, als sie in dem heroischen Vers Beruhigung suchte und die fremden Götter des Doctors in folgenden Zeilen ermahnte, gegen die Tücke Speihahns zu Felde zu ziehen.

Leuchtender Indra und ihr, glanzvolle Gewalten des Aethers,
Welche dem Erdengeschlecht jemals segnend genaht,
Eilt zur Rettung herbei, denn arg umdrängt uns das Unheil.
Schwarze Gestalten der Nacht füllen den friedlichen Hof,
Scheiden vom Kinde den Vater; und breit auf der Schwelle gelagert,
Knurret bethörenden Fluch tückisch der greuliche Mops.

Der Friede blieb gestört, nicht nur den Nachbarn der Parkstraße, auch dem jungen Herrn, an dessen Fest die Verwirrung eingebrochen war. Der Prinz wurde einige Wochen in der Fremde aufgehalten, nach seiner Rückkehr lebte er in der stillen Zurückgezogenheit, welche ihm durch die Trauer auferlegt war. Die Vorträge auf seinem Zimmer wurden wieder aufgenommen, aber sein Platz an Ilse's Theetisch blieb leer.

Am Tage der academischen Preisvertheilung brachte die Studentenschaft ihrem Rector einen großen Fackelzug. Durch die alten Straßen wogte der flammende Schein, die Fanfare tönte, kräftiger Männergesang brauste dahin, Giebel und Erker leuchteten in buntem Glanz, die Präsiden schwenkten lustig ihre Waffen, die Fackelträger spritzten die Funken gegen das andrängende Volk der Straßen. Der Zug wand sich in die Gasse am Thal, er hielt vor dem Hause des Herrn Hummel, wieder Musik und Gesang, eine Deputation betrat feierlich die Hausschwelle. Hummel sah stolz auf den langen Strom rothen Lichtes, welcher heranfluthete und sich an der Masse seines Baues brach. Die ganze Ehre galt nur seinem Hause, wenn er auch nicht verhindern konnte, daß Dampf und Lohe sich gleich vertheilten und das feindliche Dachgesims verklärten.

Oben beim Rector waren einige der nächsten Freunde versammelt, er empfing in seinem Zimmer die Führer der Studentenschaft zu Rede und Gegenrede. Während die Anwe-

senden nahe traten, die feierlichen Worte anzuhören, öffnete sich leise die Thür von Ilse's Zimmer; der Prinz trat ein. Ilse eilte ihm entgegen, er aber begann ohne Gruß: „Ich komme heut Ihnen Lebewohl zu sagen. Was ich ahnte, ist eingetroffen, ich habe den Befehl erhalten, zu meinem Vater zurückzukehren. Morgen werde ich mit meinem Begleiter von dem Herrn Rector und Ihnen förmlichen Abschied nehmen, ich wollte Sie vorher auf einen Augenblick sehen. Und jetzt, da ich vor Ihnen stehe, habe ich keine Worte für das, was mich hertrieb. Ich danke Ihnen für alle Freundlichkeit. Ich bitte Sie, mich nicht zu vergessen. Sie sind es, die mir diese Stadt lieb gemacht hat. Sie machen mir schwer von hier zu scheiden.“ Er sprach die Worte so leise, daß sie nur wie ein Hauch in Ilse's Ohr drangen, und er wartete ihre Antwort nicht ab, sondern verließ das Zimmer so schnell wie er eingetreten war.

Draußen auf dem freien Platze an der Parkwiese warfen die Studenten ihre Fackeln zu einem großen Haufen, hoch fuhr die rothe Lohe in die Luft, der Dampf ballte sich bleigrau um die Wipfel der Bäume, er rollte an den Häusern entlang, drang durch die geöffneten Fenster und beengte den Athem. Niedriger wurde die Flamme, aus den verkohlten Bränden stieg dünner Rauch. Es war ein schnelles lustiges Roth, ein flüchtiges Feuer, verglommen, zerweht, nur Rauch und Asche blieben zurück. Aber Ilse stand noch immer am Fenster und sah traurig auf die leere Stelle.

6.

Vor dem Drama.

„Er war ein Tyrann," rief Laura, „und sie hatte recht, ihm nicht zu gehorchen."

„Er that in härter Weise seine Pflicht, und sie ebenso die ihrige," versetzte Ilse.

„Er war ein querköpfiger engherziger Bursch, der zuletzt gedemüthigt wurde, sie aber eine edle Heldin, die alles wegwarf, was ihr auf Erden lieb war, um mit großem Herzen die höchste Pflicht zu üben," rief Laura.

„Er hat gehandelt in dem Zwange seines Charakters, wie sie nach dem ihren. Sie war stärker als er und ging siegreich in den Tod, ihn zerbrach das Gewicht seines Thuns, da er lebte," entgegnete Ilse.

Die Charaktere, über welche die Frauen sprachen, waren Antigone und Kreon.

Der Professor hatte an einem Herbstabend die Tragödien des Sophokles auf den Tisch seiner Frau gelegt. „Es ist Zeit, daß du die schönste Dichterkraft des Alterthums in ihren Werken verstehen lernst." Er las vor und erklärte. In den stillen Frieden des deutschen Hauses schwebten die hohen Gebilde der attischen Bühne. Ilse hörte Fluch und herzerschütternde Klage um sich her, sie sah ein dunkles Verhängniß einbrechen über Menschen von höchstem Adel der Empfindung und ehernem Willen, sie fühlte den Sturm der Leidenschaft durch gewaltige Seelen toben, und hörte zwischen dem Schrei der Rache und Verzweiflung weich die Accorde rührenden Gefühls in unwiderstehlichem Zauber ertönen.

Wohl war für Ilse die Zeit gekommen, wo sie Gestalt und Schicksal fremder Menschen mit gutem Verständniß in sich aufzunehmen vermochte.

Nicht immer liegt das Sonnenlicht auf dem Pfade des

Menschen, in täuschender Nebelnacht sucht er seine Richtung nicht mit dem Auge allein, er lauscht dann auch auf geheime Stimmen in seiner Brust. Aus dem Kampf entgegengesetzter Pflichten, aus dem Drange der Leidenschaft rettet den Menschen nicht zumeist der kluge Gedanke, nicht würdiges Lehrwort, ihn befreit oder wirft in die Tiefe ein kurzer Entschluß, der wie eine Naturnothwendigkeit aus dem Innern bricht, und doch hervorgebracht wird durch den Zwang des ganzen früheren Lebens, durch Alles, was der Mensch weiß und glaubt, gedacht, gelitten und gethan hat. Was in der finstern Stunde treibt zum guten Ziel oder in das Verderben, das nennen die Leute Charakter, und wie der Wanderer den Weg sucht durch Hindernisse und Schrecken, das nennt der Zuschauer vor der Bühne dramatische Bewegung.

Nur wer einmal unter den gaukelnden Bildern der Nacht dahingegangen ist und ernsthaft auf die geheime Mahnung seines Innern gelauscht hat, nur der versteht völlig, wie Andern zu Muthe war, die in ähnlicher Lage den Ausweg aus beengendem Irrsal suchten und sich Heil oder Verderben fanden.

Auch um Ilse's Haupt waren in einzelnen Stunden flüchtige Schreckbilder dahingefahren, auch sie hatte gebangt, ob sie auf rechtem Wege war.

Die siebende Tragödie des Griechen war gelesen, die kühnste Darstellung herber Leidenschaft und blutiger Rache. Ilse saß noch stumm und erschrocken über den fürchterlichen Ausbruch des Hasses aus dem Herzen der Elektra. Da begann der Gatte, um ihr befreiende Gedanken herbeizurufen: „Jetzt hast du Alles gehört, was uns von Kunst und Gewalt eines wundervollen Dichtergeistes geblieben ist. Du aber sollst mir berichten, welcher unter seinen Charakteren dich am meisten gefesselt hat."

„Meinst du, wo mich die Gewalt seiner Poesie am meisten ergriffen hat, so ist mir immer die neueste Gestalt die größte gewesen, und heut ist es das ungeheure Bild der Elek-

tra. Frägst du aber, welche Gestalt mir am meisten wohlgethan hat, —"

„Die sanfte Ismene," unterbrach lächelnd der Professor. Ilse schüttelte das Haupt. „Nein, der mir am meisten gefällt, ist der wackere Sohn des Achill. Erst will er dem listigen Anschlag des Genossen nachgeben und einem Unglücklichen Gewalt anthun, aber nach längerem Kampf siegte die edle Natur. Er erkennt, daß er ein Unrecht begehen will, und ermannt sich."

Der Professor machte das Buch zu und sah seine Frau erstaunt an. „Denn sieh," fuhr Ilse fort, „grade in den größten Gestalten deines Griechen ist eine Starrheit, die mich erschreckt. Allen fehlt etwas, um Menschen zu sein wie wir, sie zweifeln nicht wie wir, sie ringen nicht, ob sie recht thun, ihre Größe ist, unverrückt etwas Fürchterliches zu wollen, oder den harten Nacken gegen ein furchtbares Schicksal zu stemmen. Wir aber fordern von dem starken Menschen, daß er zwar gewaltig thut, was er nach seinem Wesen thun muß, Gutes oder Arges, aber unsern vollen menschlichen Antheil gewinnt er doch nur dann, wenn wir die Sicherheit haben, daß es in seinem Innern grade so arbeitet, wie vielleicht in uns selbst."

„Wie vielleicht in uns selbst?" frug der Professor ernst und legte das Buch weg. „Woher kommt dir diese Erkenntniß? Ilse, hast du ein Geheimniß vor deinem Manne?"

Ilse erhob sich und sah betroffen nach ihm hinüber.

Doch der Professor fuhr heiter fort: „Ich will dir erst sagen, weßhalb ich frage und was ich von dir wissen möchte. Als ich dich heimführte aus Hof und Flur, da warst du trotz deinem innigen deutschen Empfinden nach mancher Rücksicht eine Gestalt, wie wir uns Nausikaa und Frau Penelope behaglich in ihrer Umgebung ausmalen. Unbefangen nahmst du die Bilder der Welt in dich auf, du standest sicher und stark in festumgrenztem Kreis von Rechten und Pflichten; mit kindlichem Vertrauen holtest du von der Sitte deines Kreises

und aus heiligen Sprüchen die Richtschnur für Urtheil und Handeln. Deine Liebe zu mir, die Berührung mit anders geformten Seelen, der Einblick in ein neues Gebiet des Wissens erweckten in deinem Innern leidenschaftliche Klänge, die Unsicherheit kam und der Zweifel, neue Gedanken arbeiteten heftig gegen alte Vorstellungen, die Forderungen deines gegenwärtigen Lebens gegen den Inhalt deiner Mädchenjahre. Du warst durch Monate unglücklicher als ich wußte. Jetzt aber bist du in einer Zeit, wo ich mich deiner fröhlichen Ruhe und deines Gedeihens freute, zu einem Verständniß des Menschen vorgedrungen, das mich überrascht. Oft habe ich in den letzten Abenden mit heimlicher Freude gesehen, wie warm deine Theilnahme und wie mild dein Urtheil die Charaktere des Dramas begriff. Ich hatte erwartet, daß das Herbe und Ungeheure ihres Schicksals dich zuweilen abstoßen würde, und daß du behend sein würdest in Zuneigung und Abneigung, du aber hast dein Mitgefühl den dunklen Gestalten gegönnt wie den hellen, als wenn deine Seele selbst unter der Ahnung gezuckt hätte, daß sich im eigenen Leben Gutes in Böses verkehren kann und Segen in Fluch, und als wenn du in dir selbst erfahren hättest, daß der Mensch nicht nur dem äußern Sittengesetze zu folgen hat, wie erhaben sein Ursprung sei, sondern daß in Stunden der Noth noch ein anderes Gebot dazu kommen müsse, welches aus der Tiefe der Menschenbrust heraufgeholt wird. Solche Einsicht aber wird dem Menschen wohl nur in Stunden der eigenen Gefahr. Es ist unwahrscheinlich, daß du dazu gekommen bist ohne Erfahrungen, die mir fremd geblieben sind. Ich dränge mich nicht in dein Vertrauen, ich weiß, wie sicher ich deiner bin, aber ist dir's recht, so gieb mir Auskunft, wie ist dir die feine Empfindung für die geheimen Kämpfe solcher Menschen aufgegangen, welche ein tragisches Schicksal fortreißt?"

Ilse faßte ihn an der Hand und zog ihn in ihr Zimmer. „Auf dieser Stelle war's," rief sie. „Ein Fremder frug mich,

ob er sich tödtlicher Gefahr aussetzen solle um seiner Ehre willen, oder ob er einen Andern der Gefahr preisgeben dürfe. Ich hatte ihm ein Recht zu solcher Frage gegeben, denn ich hatte schon früher zu ihm mit größerer Offenheit über sein Leben gesprochen, als für eine vorsichtige Frau klug war. Ich stand und rang gegen die Frage, die er mir stellte, aber ich konnte die Antwort nicht verweigern, und, Felix, Alles gesagt, ich wollte auch nicht. Ich gab einen Rath, der ihm ein blutiges Ende hätte bereiten können, ich gab den Rath heimlich, und ich war verstrickt in ein Verhängniß, aus dem ich mich nicht zu lösen wußte. Ich sah mich um nach dir, ich durfte dir nichts sagen, du wärest entweder untreu gegen deine Amtspflicht geworden, oder du hättest das Ehrgefühl eines Andern für immer schädigen müssen; ich frug unsere heilige Lehre, sie rief mir nur zu, daß mein Rath sündhaft sei. Ich war unglücklich, Felix, daß ich in diese Lage gekommen war, noch unglücklicher, daß du mir versagen mußtest und unsere Lehre mich nicht heraushob. Aber ich habe in dieser Sache gerathen, wie mir um's Herz war. Es ist nicht mein Verdienst, daß Alles besser geworden ist, als ich ängstlich gesorgt. Seitdem weiß ich, Felix, was Gewissenskampf ist. Und du kennst das einzige Geheimniß, das ich vor dir hatte. That ich ein Unrecht gegen dich, so urtheile mild, denn, bei Allem was mir heilig ist, ich konnte nicht anders."

„Und der Prinz?" frug der Gatte leise.

„Er ist ein gutes freundliches Herz, ein unerzogener Mann, ich aber bin dein Weib. Ihm gegenüber war kein Zweifel und kein Kampf."

„Ich weiß genug, du ernsthaftes, ehrbares Weib," sagte der Professor, „ich kann jetzt dir gegenüber meine Bücher zusammenpacken. Wenig gilt die Lehre, und sei sie noch so gut, gegen das Leben. Ein thörichtes Studentenduell, in dem du unsichtbarer Beirath warst, hat für dein Inneres vielleicht mehr gethan, als meine klugen Worte in Jahren durchgesetzt

hätten. Sei gutes Muths, Frau Ilse von Bielstein, wie uns auch das Schicksal noch zausen mag, ich weiß jetzt, mit inneren Kämpfen wirst du fertig, und darum brauchen wir um die Gefahren, die von außen kommen, nicht zu sorgen. Denn was auch uns Menschen auf Erden störe und aufrege, wer sein eigenes Wesen einmal so weit kennen gelernt hat, daß er auch die Geheimschrift anderer Seelen zu lesen vermag, der hat eine gute Schutzwehr gegen die Versuchungen der Welt."

Was der deutsche Gelehrte sagte, der jetzt sein Weib so sicher in die Arme schloß, war nicht übel, nur schade, daß wir deßhalb noch keine Sicherheit haben die Geheimnisse anderer Seelen zu durchschauen, weil wir etwas von der Arbeit unserer eigenen belauscht haben; und schade, daß die größte Kenntniß fremder Seelenschrift nicht Schutzwehr wird gegen den Sturm der eigenen Leidenschaften.

Der Kammerherr, welcher als Hofmarschall des Erbprinzen fungirte, hatte beim Fürsten Vortrag über Angelegenheiten des Dienstes. Es galt unter Anderem den Kammerlakai Krüger von der Buttermaschine in die Ehren und, was nicht weniger wichtig war, in den vollen Gehalt eines erbprinzlichen Kammerdieners zu befördern. Wider Erwarten war der Fürst bereit auf die Vorschläge einzugehen, und der Kammerherr wollte bereits, der gnädigen Laune des Herrn froh, seinen Rückzug nehmen, als der Fürst ihm den Abgang durch die gütige Bemerkung hemmte: Ihre Schwester Malwine sah leidend aus; sie tanzt doch nicht zu viel? Hüten Sie ihre zarte Gesundheit, nichts ist für solche Constitution schädlicher als eine frühe Heirath. Ich wünsche ihr freundliches Gesicht noch lange am Hofe zu sehen."

Nun war aber Fräulein Malwine mit einem Offizier des Fürsten in der Stille verlobt, der Hof und die Stadt wußten es, die Verlobten aber waren arm, und zu ihrer Verbindung eine Erlaubniß des Fürsten nöthig. Um diese zu erhalten,

wurde eine günstige Stunde abgewartet. Deßhalb erschrak der Kammerherr über die Worte seines Herrn, er fand darin eine geheime Drohung, und während er für die huldvolle Theilnahme dankte, war auf seinem Gesicht deutlich die Betroffenheit zu lesen.

Nachdem der Fürst durch diesen kurzen Ruck am Wirbel sein Instrument gestimmt hatte, fuhr er gleichgültig fort: „Haben Sie eine Viertelstunde Zeit, so begleiten Sie mich in das Antikenkabinet." Der Kammerherr verneigte sich.

Durch Corridor und Säle ging es in einen entfernten Theil des Schlosses, wo im obersten Stock eine große Sammlung von alten Münzen, geschnittenen Steinen und andern kleinen Ueberresten aus griechischer und römischer Zeit aufgestellt waren. Mehre Generationen regierender Herren hatten dazu beigetragen, den größten Theil hatte der Fürst selbst von seinen Reisen heimgebracht, er selbst hatte in früheren Jahren an Aufstellung der Sachen Antheil genommen, und große Summen auf Ankauf verwandt. Allmälig war diese Liebhaberei geschwunden, seit Jahren hatte die Federbürste des Conservators den Staub nur für einzelne Fremde abgewehrt, welche zufällig in die fast unbekannte Sammlung geriethen.

Deßhalb folgte heut der Kammerherr seinem Herrn mit der Empfindung, daß dieser ungewöhnliche Einfall irgend etwas bedeute, und obgleich er den sonnigen Höhen des Erdenlebens nahe stand, neigte er sich doch zu der trüben Auffassung, daß das Bevorstehende nichts Gutes sein werde. Der Fürst nickte der tiefen Verbeugung des vernachlässigten Aufsehers zu, durchschritt prüfend die lange Zimmerreihe, ließ sich einzelne Behältnisse aufschließen, nahm das geschriebene Verzeichniß zur Hand und betrachtete angelegentlich die Goldmünzen Alexander des Großen und seiner Nachfolger und eine Sammlung alter Glasgefäße und angeschliffener Glasscherben, an denen die kunstvolle Arbeit der alten Glaser auffallend war. Endlich frug er nach dem Fremdenbuch, in welches die Besucher ihre Namen einzeichneten. Nachdem er den Mann durch einen Auftrag

entfernt hatte, begann er zu seinem Begleiter: „Die Sammlung wird weniger gesehen, als sie verdient, ich habe längst daran gedacht, sie durch eine bessere Aufstellung und einen guten Katalog bekannt und für die Gelehrten nützlich zu machen. Sie ist eine von den kleinen Freuden meines Lebens gewesen, ich habe Manches dabei gelernt, und Widriges auf Stunden vergessen. Wissen Sie Jemand, der geeignet wäre, die Leitung dieser großen und dankenswerthen Arbeit zu übernehmen?"

Der Kammerherr besann sich, aber ihm fiel Niemand bei.

„Am liebsten ein Fremder," fuhr der Fürst fort. „Das giebt ein vorübergehendes und ungezwungenes Verhältniß, er müßte natürlich als Gelehrter und als Mensch die besten Garantien geben."

Der Kammerherr nannte einen und den andern Sachverständigen aus anderen Residenzen; der Fürst sah ihn mit scharfem Blick an und schüttelte das Haupt. „Denken Sie darüber nach," ermahnte er, „vielleicht fällt Ihnen doch Jemand ein."

Die Besichtigung ging fort, bei einem antiken Gefäß erinnerte sich der Fürst mit Interesse, wie er dazu gekommen war. Eine Römerin, eine schöne, große Gestalt, war plötzlich an ihn getreten und hatte ihm das Stück angeboten, mit so vornehmer Haltung, daß er, wie er lächelnd äußerte, von der ungewöhnlichen Weise der Frau und ihrer sonoren Stimme überrascht, mehr gezahlt hatte, als sie forderte. Dem Kammerherrn fiel noch Niemand ein.

Auf dem Rückwege nach seinen Zimmern blieb der Fürst in einem der einsamen Säle stehen und frug den Kammerherrn: „Ist Ihnen nicht aufgefallen, daß die Scarletti schlechte Toilette macht?" Der Kammerherr verneinte, denn die Tänzerin galt dafür in Gunst zu stehen.

„Sie trug gestern Abend an der Brust einen unförmlichen Blumenstrauß. Wem von unsrer Jugend galt diese ungeschickte Aufmerksamkeit?"

Wieder erschrak der Kammerherr, jetzt wußte er, daß ein

Hagelwetter gegen seine Saaten zog. „Da Sie heut in der Stimmung sind, nichts zu wissen," fuhr der Fürst in scharfem Tone fort, „so bemerke ich Ihnen, daß ich ungern sehe, wenn der Erbprinz mit den Damen vom Theater irgend welche Verbindung unterhält. Er ist nicht alt genug, um solche Verhältnisse mit den nöthigen Reserven durchzumachen, und die Eitelkeit der Donnen trägt jede Gunst renommirend zur Schau."

Der Kammerherr betheuerte bei seiner Ehre, daß er von dieser Artigkeit des Erbprinzen nichts gewußt und daß, auch wenn die Annahme seines gnädigsten Herrn begründet sei, nichts als ein flüchtiger Einfall des Prinzen diese Scene veranlaßt habe. „Ew. Hoheit werden überzeugt sein, daß ich zu so etwas nicht die Hand biete."

„Ich will aber auch nicht, daß Sie die Augen schließen," fuhr der Fürst bitter fort, „Sie haben in der Loge hinter dem Erbprinzen gestanden, und Sie müssen die kokette Adoration gesehen haben, welche ihm die Person darbrachte. Die Sendung ist wahrscheinlich durch den neuen Kammerdiener befördert. Machen Sie diesem bemerkbar, daß man in meinem Dienst nicht auf zwei Schultern trägt. Von Ihnen aber verlange ich," fuhr er ruhiger fort, „daß Sie Ihre Aufmerksamkeit verdoppeln. Die Gesundheit des Erbprinzen verlangt immer noch Schonung. Ich will nicht, daß er sich durch solche Verhältnisse physisch ruinire. Er ist müßig und weich. Was beschäftigt ihn wohl jetzt?"

„Er besucht regelmäßig die kleinen Abende der Frau Prinzessin."

„Und am Tage?" setzte der Fürst das Examen fort.

„Wie Ew. Hoheit bekannt, liebt er Musik, er spielt mit dem Concertmeister zu vier Händen."

„Was liest er?"

Der Kammerherr nannte einige französische Bücher. „Darf ich mir einen unterthänigen Vorschlag erlauben? Es würde Sr. Hoheit gewiß nach jeder Richtung nützlich sein, wenn

derselbe die Freude hätte etwas zu schaffen und einzurichten, vielleicht durch eine Parkanlage oder einen Bau. Ich wage anzuführen, daß sich eine ähnliche Thätigkeit junger Herren an andern Höfen als vortheilhaft bewährt hat. Vielleicht würde eines von Ew. Hoheit Schlössern für solche Beschäftigung geeignet sein."

„Und der Erbprinz und Herr von Weidegg würden eigenen Hofhalt einrichten, und mehrere Monate des Jahres fern vom Hofe ihre Villeggiatura halten," erwiederte der Fürst.

„Ich betheure, daß ich dabei nicht an mich gedacht habe," erwiederte der Kammerherr gekränkt.

„Ich verdenke es Ihnen nicht," versetzte der Fürst mit zermalmender Leutseligkeit. „Die Rücksicht auf meine Kasse verbietet mir Ihrem Vorschlag beizustimmen, aber ich will für die Zukunft daran denken. Daß der Prinz aus seinem Universitätsjahr kein Interesse mitgebracht hat, ist mir unlieb. Hat ihm denn diese Zeit auch kein persönliches Verhältniß zurückgelassen, das eine Bereicherung seines Lebens wäre?"

„Im Kreise des Professor Werner hat er sich sehr wohl gefühlt," erwiederte zögernd der gute Kammerherr.

„Ich hoffe, er bewahrt seinem Lehrer eine dankbare Erinnerung."

„Er spricht mit großer Theilnahme von ihm und seinem Hause," entgegnete der Kammerherr.

„Es ist gut," schloß der Fürst. „Die Beschäftigung durch einen Bau werde ich mir überlegen, und Sie vergessen nicht, ein wenig für meine Sammlungen zu sorgen."

Diese neue Aufforderung brach die Kraft des Kammerherrn, noch schwieg er einige Augenblicke im inneren Kampf, während der Fürst weiter schritt, das Haupt auf ihn zugeneigt wie Jemand, der etwas Entscheidendes hören will.

„Für die Antiken wüßte ich allerdings keinen bessern vorzuschlagen, als den Professor Werner selbst," sprach endlich der Kammerherr.

Der Fürst blieb wieder stehen. „Sie halten ihn für geeignet?"

„Ueber seine wissenschaftliche Befähigung steht mir natürlich kein Urtheil zu," versetzte der Kammerherr vorsichtig.

Geärgert durch diesen feigen Versuch des Rückzuges frug der Fürst nachdrücklich: „Würde er einen solchen Auftrag annehmen?"

„Er hat dort eine angesehene Stellung und ist glücklich verheirathet, er würde sicher seine Häuslichkeit nicht für längere Zeit verlassen."

„Vielleicht ließe sich das einrichten," entgegnete der Fürst. „Also Werner? Er hat mir bei flüchtiger Begegnung einen guten Eindruck gemacht. Erinnern Sie mich doch heut Abend daran, daß wegen Bielstein etwas im Archiv nachzusehen ist."

So bemühte sich ein Vater für das Gedeihen seines Sohnes.

Der Kammerherr erinnerte am Abend, daß wegen Bielstein etwas im Archiv nachzusehen sei, und der Fürst war dankbar dafür. Am nächsten Morgen wurde durch das Kabinet dem Archiv und einzelnen Zweigen der Hof- und Staatsverwaltung Befehl, alle auf Schloß Bielstein und Kloster Rossau bezüglichen Akten von einem gewissen Alter hervorzusuchen und einzusenden. Dieser Befehl veranlaßte ein starkes Aufrühren von Staub, fünf große Ledersäcke wurden mit Urkunden und alten Papieren angefüllt. Das Gesammelte wurde an den Professor gesandt; in einem Briefe sprach der Fürst seinen Dank für die Aufmerksamkeit aus, welche der Professor dem Erbprinzen erwiesen. Einer früheren Unterredung gedenkend, übersende er ihm zur Einsicht, was bei oberflächlichem Suchen über die Vergangenheit eines Ortes aufzufinden gewesen, an dem er Interesse nehme.

Diese Sendung bewegte zwei Forschern das Haupt zu schwerem Sinnen. Schon damals als unser Student die

unsichere Nachricht über eine erhaltene Kiste in den Frieden des Hauses geschleudert hatte, waren die Freunde wieder zu der Aufzeichnung des seligen Bachhuber zurückgekehrt und hatten jedes Wort derselben noch einmal sorgfältig erwogen: — „An einer hohlen und trockenen Stelle, loco cavo et sicco." — Das Wort Stelle, locus, gab viel zu denken, es war darüber durchaus zu keiner Klarheit zu kommen. — „Des Hauses Bielstein, domus Bielsteyn!" — Hier war der Ausdruck Haus, domus, sehr merkwürdig. Bedeutete er, daß der Codex in dem Wohnhause selbst versteckt lag, oder war das Wort Haus in der veralteten Bedeutung Rittersitz, Gut, gebraucht? Der Doctor verfocht das Wohnhaus, der Professor den Rittersitz. Darauf aber kam sehr viel an. Denn wenn domus nur das Gut bedeutete, so konnte die Handschrift auch in irgend einer andern Stelle auf dem Gutsgrund verborgen sein. — „Habe ich das Alles niedergelegt, haec omnia deposui!" — Sehr tröstlich war das Wort Alles, omnia, denn es gab Sicherheit, daß der selige Bachhuber den Codex nicht zurückgelassen hatte. Aber das Niederlegen war um so zweifelhafter. Bezeichnete das Wort, daß der Codex nur in Bielstein deponirt, also den Bewohnern gewissermaßen übergeben und anvertraut war, oder hatte Schreiber den Ausdruck gewählt, weil er das Einsenken, Verrammen, in die Tiefe Bergen andeuten wollte? Uns Laien im lateinischen Stil liegt freilich die Auffassung nahe, daß Bachhuber überhaupt froh war eine lateinische Vocabel zu besitzen, durch welche er das Verstecken seines Schatzes andeuten konnte. Dagegen aber sträubte sich die Empfindung der Gelehrten.

Zuletzt vereinigten sich die Freunde in der Ansicht, daß die Hausmauern trotz jener Nachricht einer fortgesetzten Beachtung werth seien. Die hohlen Stellen, welche der Doctor verzeichnet hatte, wurden gemustert, der Wandschrank in Ilse's Schlafstube schien eine nicht verächtliche Möglichkeit darzubieten.

Der Professor beschloß in den nächsten Ferien wenigstens darüber Sicherheit zu erhalten. Zwar gestatteten die Geschäfte des Rectorats auch diesmal nur einen kurzen Besuch auf dem Gute, indeß vertraute der Professor auf seine sociale Stellung, welche ihm Ilse's Zimmer und den Wandschrank öffnete.

Es war ein schöner Augusttag, der Vater ritt auf den Feldern umher, Ilse saß mit Clara in häuslicher Berathung, als sich in der Küche ein Aufstand erhob und die Mamsell außer sich in das Wohnzimmer stürzte: „Es spukt wieder!" Und in der That erschütterte ein lautes Pochen und Schlagen das Haus, die Mägde liefen im Flur zusammen, der Lärm kam aus dem menschenleeren Oberstock. Ilse eilte hinauf und traf, als sie die Thür ihres Zimmers aufriß, ihren Gatten in Hemdsärmeln, wie er mit allerhand Werkzeug des Gutsböttchers im Wandschrank arbeitete. Lachend empfing er sie und rief zur Beruhigung hinab, daß er die Bretter am Wandschrank festschlage. Das war richtig, aber er hatte sie vorher ausgebrochen. Die Handschrift lag nicht dahinter, nichts war zu sehen als ein mäßiger leerer Raum mit einigen Kalkbrocken. Nur ein Unerklärliches hatte sich gefunden, das doch gewissermaßen an den Codex erinnerte, ein kleiner blauer Tuchlappen. Wie der in die Mauer gekommen, war räthselhaft. Spätere Prüfung ergab, daß er nicht mit Indigo gefärbt, also wahrscheinlich schon vor Einführung dieser Farbe entstanden war. Ob ihn eine Maus in hausmütterlicher Sorge dort niedergelegt und deponirt hatte, zum Schmuck ihres Wochenbettes und zugleich als eßbaren Vorrath für verzweifelte Fälle, konnte nicht ermittelt werden, da gegenwärtig diesem Gesindel jede Ueberlieferung aus der Vergangenheit zu fehlen scheint, und die Thäterin selbst wahrscheinlich schon vor einigen hundert Jahren von einer Ahnfrau unserer Katzen gefressen war.

Diese Entdeckung hätte eigentlich den Freunden die Zuversicht steigern sollen. Denn es gab jetzt bereits zwei Stellen, an welchen der Schatz zuverlässig nicht war. Aber in der

Natur des Menschen ist viel Unlogisches. Auch der Doctor neigte sich jetzt der Auffassung des Professors zu, daß die Handschrift vielleicht gar nicht in dem Hause selbst stecke, ja daß sie wohl gar schon einmal aus ihrem Lager entfernt sei.

So stand die Angelegenheit, als die Sendung des Fürsten eintraf. Die Freunde saßen viele Stunden vor den Koffern und prüften sorglich die Akten. Für die Geschichte der Landschaft fand sich viel Werthvolles darin, lange nichts, was zum Codex verhelfen konnte. Endlich hob der Professor vom Boden eines Koffers ein dickes Bündel gehefteter Berichte, welche durch Beamte von Bielstein der fürstlichen Regierung übersandt waren. Darunter war das Schreiben eines Amtsverwalters aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, worin dieser anzeigte, daß er bei schwebenden gefährlichen Zeitläufen sich beeile, Hohem Befehl gemäß, die annoch in seinem Verschluß befindlichen Truhen mit Jagdgeräth und alten Büchern nach dem fürstlichen Lustschloß Solitude abzuliefern.

Zuverlässig hatte der Schreiber des Briefes nicht geahnt, welche Aufregung seine verblichene Schnörkelschrift unter späten Enkeln hervorbringen würde.

„Hier ist die Kiste des Studenten," rief der Professor mit gerötheten Wangen und hielt dem Freunde das Aktenstück hin.

„Merkwürdig," sagte der Doctor, „es ist unmöglich, daß dies Zusammentreffen zufällig ist."

„Die Kiste des Studenten war kein Nebelbild," rief der Professor seiner Frau in ihr Zimmer. „Hier ist die Bestätigung."

„Wo steht die Kiste?" frug Ilse neugierig.

„Das grade ist es, was wir noch nicht wissen," versetzte der Professor lachend. „Hier ist eine neue Fährte, undeutlich, von der alten Richtung weit abspringend, aber sie kann auf kurzem Wege zu dem verschwundenen Pergament leiten." Die

Freunde eilten in Waidmannseifer zu dem Aktenbündel zurück. „Alte Bücher," rief der Doctor. „Das Haus war ein Jagdschloß, das Gut kam erst ein Menschenalter vor Abfassung dieses Briefes in den Besitz dieses Fürstengeschlechtes, es ist nicht wahrscheinlich, daß sie selbst bei ihren kurzen Jagdbesuchen dort Bücher aufgesammelt haben."

„Alte Bücher," rief auch der Professor. „Es können auch Jagdjournale und Rechnungen gemeint sein, aber unmöglich ist nicht, daß die Truhen wenigstens Einzelnes von dem alten Klostergut enthielten. Ilse, wo liegt das Schloß deines Landesherrn, welches Solitude heißt?"

Ilse wußte nichts von einem solchen Schlosse.

„Es trifft sich gut, daß der Fürst selbst uns eine Veranlassung giebt, darüber Näheres zu erkunden."

„Ach ihr armen Männer," klagte Ilse in der Thür, „jetzt seid ihr viel schlechter dran als früher; solange der Schatz noch in unserm Hause lag, hielt wenigstens der Vater gute Wache, jetzt ist er in einem Kasten in die weite Welt gefahren, und sogar von dem Hause, in welches er getragen sein könnte, weiß man nichts mehr zu erzählen."

Die Freunde lachten wieder. „Das Haus des Vaters bleibt deßhalb noch verdächtig," tröstete der Gatte.

Der Professor sandte Koffer und Inhalt an das fürstliche Kabinet zurück, sprach in einem Briefe an den Fürsten seinen warmen Dank aus und erwähnte, daß eine unsichere Spur ihm den Wunsch nahe lege, die Erlaubniß zu persönlichen Nachforschungen zu erhalten.

Dieser Brief hatte für beide Theile die ersehnte Folge. Der Fürst erhielt die Genugthuung, welche für irdische Hoheit werthvoll ist, daß er eine Gunst zu gewähren schien, während er selbst eine suchte.

Der Professor aber war freudig überrascht, als umgehend ein Kabinetschreiben des Fürsten eintraf, in welchem dem Professor jede Förderung bei seinen Untersuchungen verheißen und

Der Fürst wünsche die
wissenschaftliche
lieber diese
Er wisse wohl,
des Gelehrten sei, er
wichtig genug er-

Auftrage seines gnä-
den Professor
gastlich aufzu-
Frühjahr wohl
gestellt. Das
noch seine Fa-
hervorzuheben,
Herrschaft darin voll-
wünsche, daß der
unterdeß ganz entbehre.
dürften für beide Theile
Er, der Kammerherr, freue sich
in der Residenz die Honneurs

mit beflügeltem Schritt zu seiner
Schooß. „Hier lies, was
es beansprucht einen
Aber ich muß diese Einladung
Aussicht, auch die entfernteste, der Hand-
werden, zwingt mich, Alles einzusetzen, was
einer großen Hoffnung nur opfern darf. Willst
mit mir auf die Jagd ausziehen? Du siehst, die artigen
Leute haben für Alles gesorgt.“

„Ich ein Gast unseres Landesherrn!“ rief Alse, in den
Brief sehend, „wie hätte ich mir solche Ehre träumen lassen.
Was wird der Vater dazu sagen! – Das ist für mich eine
sehr ehrenvolle Einladung

sie in jedem Fall annehmen. Für mich, wenn ich mir's recht überlege, ist es doch am besten, ich bleibe hier."

„Wozu dich auf Wochen von mir trennen? Es wäre das erste Mal."

„So schicke mich unterdeß zum Vater," sagte Ilse.

„Ist das nicht dasselbe?" frug der Professor.

„Was soll ich unter den fremden Menschen?" fuhr Ilse ängstlich fort.

„Thorheit!" rief der Professor, „hast du einen Grund nicht mitzugehen?" und er sah ihr unruhig in das Angesicht.

„Nicht daß ich einen sagen könnte," erwiederte Ilse.

„Dann also entschließ dich kurz und komm mit. Wir würden uns wahrscheinlich freier fühlen, wenn wir dort nach eigenem Gefallen leben könnten, aber im Gasthof einer fremden Stadt sehe ich dich zu wochenlangem Aufenthalt auch nicht gern, und nach anderer Rücksicht befreit diese Aufnahme beide Theile vor Anbieten und Zurückweisen einer Entschädigung. Wir bleiben dort, solange ich unumgänglich nöthig bin, und dann geht's doch nach dem Süden, soweit wir kommen. Es ist zuletzt nur Aufschub der Reise von wenigen Wochen."

Als die zustimmende Antwort des Professors eintraf, berichtete der Kammerherr in Gegenwart des Hofmarschalls dem Fürsten. „Sorgen Sie dafür, daß der Pavillon so bequem als möglich eingerichtet wird. Servirt wird im Pavillon zu der Stunde, welche der Herr Professor angiebt."

„Und wie befehlen Ew. Hoheit, daß die Fremden zum Hofe gestellt werden?" frug der Hofmarschall.

„Das ist selbstverständlich," sagte der Fürst, „er hat das Vorrecht Fremder und wird gelegentlich zu kleiner Hoftafel eingeladen."

„Aber die Frau Professorin?" frug der Hofmarschall.

„Ah," sagte der Fürst, „die Frau, es ist wahr, sie kommt mit."



„Also," fuhr der Hofmarschall fort, „zwei Couverts im Pavillon, zwei Logenplätze, ein Lakai ohne Livree."

„Das genügt," entschied der Fürst, „das Weitere wird sich finden. Wenn die Frau Professorin unsern Damen einen Besuch macht, so werden diese, wie ich annehme, die Artigkeit erwiedern. Im Uebrigen wollen wir der Prinzessin nicht vorgreifen."

„Was soll das mit der Fremden?" frug der Hofmarschall vor dem Palais den Kammerherrn. „Sie kennen ja die Leute."

„Wie man sich in fremder Stadt kennen lernt," versetzte der Kammerherr.

„Sie haben doch ihre Herkunft vermittelt?"

„Ich habe nur nach dem Befehl des Fürsten geschrieben. Der Professor ist ein angesehener Gelehrter von Ruf und durchaus Gentleman."

„Aber was soll die Frau hier?"

Der Kammerherr zuckte die Achseln. „Er war wohl nicht ohne die Frau zu haben," versetzte er vorsichtig.

„Und doch lag dem Fürsten an ihr."

„Ist Ihnen das aufgefallen?" frug der Kammerherr, „ich habe nichts davon bemerkt."

„Er that als ob sie ihm sehr gleichgültig sei. Und sie ist gewissermaßen ein Landeskind."

„Sie wissen, daß der Fürst der letzte wäre, welcher die Rechte des Hofes aus den Augen läßt. Es ist kein Grund zur Sorge."

„In jedem Fall muß die Prinzessin sogleich ihre Position nehmen. Diese Frau Professorin gilt, wie ich höre, für eine Schönheit."

„Ich glaube, sie ist ebenfalls eine Frau von Charakter," versetzte der Kammerherr.

Der Professor erhielt den erbetenen Urlaub. Ilse traf die Vorbereitungen zur Reise mit einem feierlichen Ernst, der ihrer ganzen Umgebung auffiel. Sie sollte jetzt mit ihrem



Gatten in die Nähe des Fürsten kommen, den sie aus der Ferne mit scheuer Ehrfurcht betrachtete. Ihr fiel schwer auf das Herz, daß der Sohn nie von dem Vater gesprochen hatte, und daß sie von dem erlauchten Herrn nichts weiter kannte, als Antlitz und Geberde. Sie suchte alle Erinnerungen und alle Anekdoten zusammen, aber sein Wesen blieb ihr undeutlich, und sie frug sich ängstlich, wie wird er sein gegen Felix und mich? Ist er ein Kreon, oder ein Odysseus, oder Agamemnon der Völkergebieter? Und sie setzte sich aus diesen Gestalten ein Bild zusammen, das ihr kein Vertrauen einflößte.

Während Felix die Bücher und Aufzeichnungen, welche ihm für die Reise unentbehrlich waren, zusammensuchte, stand der Doctor kummervoll im Zimmer des Freundes. Er war innig überzeugt, daß der Professor sich der Pflicht nicht entziehen durfte, die Handschrift zu suchen, und doch war ihm diese Einladung des Hofes nicht recht. Der schnelle Aufbruch aus wohlbefestigtem Leben ängstigte ihn und er sah zuweilen prüfend auf Frau Ilse.

Laura saß am letzten Abend neben Ilse und lehnte sich weinend an ihre Schulter. „Mir ist, als stünde mir Großes bevor," sagte Ilse, „und ich gehe mit Furcht. Dich aber verlasse ich ohne Sorge um deine Zukunft, obgleich dein kleiner Trotzkopf mich zuweilen geängstigt hat. Denn ein Anderer wird dir immer der beste Berather bleiben, auch wenn ihr euch wenig seht."

„Ich verliere ihn zugleich mit dir," rief Laura unter Thränen, „Alles entschwindet, was meinem Leben Freude gewesen war. In dem kleinen Garten, den ich mir in der Stille angelegt habe, sind die Blüthen mit der Wurzel ausgerissen, auch für mich kommt die bittere Zeit der Entsagung, und der arme Fritz, der ohnedies mit stiller Resignation umherläuft, wird jetzt ganz in seiner Einsiedelei verkommen."

Sogar Gabriel, der die Reisenden nach der Residenz begleiten und ihre Heimkehr aus der Ferne auf dem Gut des

Vaters erwarten sollte, war in diesen Tagen aufgeregt und verschwand öfter während der Dunkelstunde im Hause des Herrn Hahn. Am letzten Tage brachte er vom Markt ein schönes Kunstblatt nach Hause, worauf ein Vogel von ungewöhnlichem Aussehen durch aufgeklebte bunte Federn gebildet war, mit der Unterschrift: Prachthahn aus Madagascar. Gabriel schrieb dazu mit sauberer steifer Handschrift die freundlichen Worte: „Getreu bis an den Tod" und trug gegen Abend den Hahn in den Hausflur der Gegner. Man konnte dort ein Geflüster hören, und ein Taschentuch sehen, welches über zwei betrübte Augen gewischt wurde.

„Es soll keine Anspielung sein auf den Namen dieses Hauses," sagte Gabriel und hielt den Vogel noch einmal gegen den Mond, welcher durch das Treppenfenster seine Strahlen auf zwei traurige Gesichter herniederwarf, „aber es gefiel mir als Erinnerung. Denken Sie dabei an mich und die Worte, die ich darauf geschrieben habe. Denn Scheiden muß sein, aber es ist schwer." Der ehrliche Junge fuhr nach seinem Tuche.

Dorchen nahm ihm das Taschentuch weg, — sie hatte das ihre vergessen — und weinte sehr hinein. „Es ist nicht auf lange," sagte Gabriel in seinem Schmerze tröstend. „Kleben Sie den Vogel in den Deckel Ihrer Truhe, und wenn Sie die Truhe öffnen, und ein gutes Kleid herausholen, denken Sie an mich."

„Immer," rief Dorchen weinend, „ich brauche das nicht."

„Wenn ich wiederkomme, Dorchen, sprechen wir weiter, wie es mit uns werden soll, und ich hoffe, es soll gut werden. Das Tuch, in das Sie geweint haben, soll mein Andenken sein."

„Lassen Sie mir's," bat Dorchen schluchzend. „Ich will's Ihnen nur sagen, ich habe Wolle gekauft und ich sticke eine Brieftasche. Die sollen Sie tragen, und wenn ich Ihnen schreibe, thun Sie meine Briefe hinein."

Gabriel sah trotz seinem Kummer sehr glücklich aus und der Mond blickte spöttisch herab auf die Küsse und Gelübde, welche gewechselt wurden.

Viertes Buch.

1.

Der Fürst.

Der Erbprinz ging mit dem Kammerherrn durch die Gartenanlagen, welche drei Seiten des fürstlichen Schlosses umgaben. Er sah gleichgültig auf die Farbenpracht der ersten Blumen und das junge Grün der Bäume, welches wie ein durchsichtiger Schleier um die Aeste schwebte, heut war er noch schweigsamer als gewöhnlich; während der Vogel aus den Zweigen über ihm seine Weise pfiff, die Wellen der Frühlingsluft würzig von den Baumwipfeln wehten und gelben Blumenstaub auf seinen Hut streuten, klapperte er mit der Lorgnette. „Wer pfeift dort?“ frug er endlich, aus seiner Apathie erwachend. Der Kammerherr sagte ihm, daß es eine Amsel sei. Der Prinz suchte den schwarzen Vogel mit den Gläsern und frug dabei nachlässig: „Was tragen die Leute vor uns?“

„Es sind Stühle für den Pavillon,“ versetzte der Kammerherr, „er wird dem Professor Werner eingerichtet. Das Haus ist jetzt selten geöffnet, früher bewohnte es der gnädigste Herr zuweilen selbst auf einige Tage.“

„Ich erinnere mich nie darin gewesen zu sein.“

„Wollen Hoheit vielleicht die Räume betrachten?“

„Wir können vorbeigehen.“

Der Kammerherr lenkte auf den Pavillon zu, bei der Thür stand der Hofmarschall, welcher grade zum Rechten sehen wollte. Der Erbprinz grüßte, warf einen flüchtigen Blick auf das Haus und wollte vorübergehen. Es war ein kleiner vergrauter Steinbau in verwegenem Zopfstil, um Thür und

Natur des Menschen ist viel Unlogisches. Auch der Doctor neigte sich jetzt der Auffassung des Professors zu, daß die Handschrift vielleicht gar nicht in dem Hause selbst stecke, ja daß sie wohl gar schon einmal aus ihrem Lager entfernt sei.

So stand die Angelegenheit, als die Sendung des Fürsten eintraf. Die Freunde saßen viele Stunden vor den Koffern und prüften sorglich die Akten. Für die Geschichte der Landschaft fand sich viel Werthvolles darin, lange nichts, was zum Codex verhelfen konnte. Endlich hob der Professor vom Boden eines Koffers ein dickes Bündel gehefteter Berichte, welche durch Beamte von Bielstein der fürstlichen Regierung übersandt waren. Darunter war das Schreiben eines Amtsverwalters aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, worin dieser anzeigte, daß er bei schwebenden gefährlichen Zeitläufen sich beeile, Hohem Befehl gemäß, die annoch in seinem Verschluß befindlichen Truhen mit Jagdgeräth und alten Büchern nach dem fürstlichen Lustschloß Solitude abzuliefern.

Zuverlässig hatte der Schreiber des Briefes nicht geahnt, welche Aufregung seine verblichene Schnörkelschrift unter späten Enkeln hervorbringen würde.

„Hier ist die Kiste des Studenten," rief der Professor mit gerötheten Wangen und hielt dem Freunde das Aktenstück hin.

„Merkwürdig," sagte der Doctor, „es ist unmöglich, daß dies Zusammentreffen zufällig ist."

„Die Kiste des Studenten war kein Nebelbild," rief der Professor seiner Frau in ihr Zimmer. „Hier ist die Bestätigung."

„Wo steht die Kiste?" frug Ilse neugierig.

„Das grade ist es, was wir noch nicht wissen," versetzte der Professor lachend. „Hier ist eine neue Fährte, undeutlich, von der alten Richtung weit abspringend, aber sie kann auf kurzem Wege zu dem verschwundenen Pergament leiten." Die

Freunde eilten in Waidmannseifer zu dem Aktenbündel zurück. „Alte Bücher," rief der Doctor. „Das Haus war ein Jagdschloß, das Gut kam erst ein Menschenalter vor Abfassung dieses Briefes in den Besitz dieses Fürstengeschlechtes, es ist nicht wahrscheinlich, daß sie selbst bei ihren kurzen Jagdbesuchen dort Bücher aufgesammelt haben."

„Alte Bücher," rief auch der Professor. „Es können auch Jagdjournale und Rechnungen gemeint sein, aber unmöglich ist nicht, daß die Truhen wenigstens Einzelnes von dem alten Klostergut enthielten. Ilse, wo liegt das Schloß deines Landesherrn, welches Solitude heißt?"

Ilse wußte nichts von einem solchen Schlosse.

„Es trifft sich gut, daß der Fürst selbst uns eine Veranlassung giebt, darüber Näheres zu erkunden."

„Ach ihr armen Männer," klagte Ilse in der Thür, „jetzt seid ihr viel schlechter dran als früher; solange der Schatz noch in unserm Hause lag, hielt wenigstens der Vater gute Wache, jetzt ist er in einem Kasten in die weite Welt gefahren, und sogar von dem Hause, in welches er getragen sein könnte, weiß man nichts mehr zu erzählen."

Die Freunde lachten wieder. „Das Haus des Vaters bleibt deßhalb noch verdächtig," tröstete der Gatte.

Der Professor sandte Koffer und Inhalt an das fürstliche Kabinet zurück, sprach in einem Briefe an den Fürsten seinen warmen Dank aus und erwähnte, daß eine unsichere Spur ihm den Wunsch nahe lege, die Erlaubniß zu persönlichen Nachforschungen zu erhalten.

Dieser Brief hatte für beide Theile die ersehnte Folge. Der Fürst erhielt die Genugthuung, welche für irdische Hoheit werthvoll ist, daß er eine Gunst zu gewähren schien, während er selbst eine suchte.

Der Professor aber war freudig überrascht, als umgehend ein Kabinetschreiben des Fürsten eintraf, in welchem dem Professor jede Förderung bei seinen Untersuchungen verheißen und

daran ein Vorschlag geknüpft wurde. Der Fürst wünsche die Prüfung seines Antikenkabinets durch eine wissenschaftliche Autorität, und der Fürst würde Niemandem lieber diese Thätigkeit anvertrauen, als dem Professor. Er wisse wohl, wie werthvoll für Andere die Thätigkeit des Gelehrten sei, er hoffe aber, die Sammlung würde auch ihm wichtig genug erscheinen, um einige Wochen darauf zu wenden.

Zugleich schrieb der Kammerherr im Auftrage seines gnädigsten Herrn. Der Fürst werde sich freuen, den Professor für die Zeit seines Besuches in der Residenz gastlich aufzunehmen. Ein Gartenpavillon, der im ersten Frühjahr wohl bewohnbar sei, werde ihm zur Disposition gestellt. Das Quartier sei geräumig genug, um außerdem noch seine Familie aufzunehmen, und es sei ihm befohlen hervorzuheben, daß der Professor mit Gemahlin und Dienerschaft darin vollkommen Raum finde, da der Fürst nicht wünsche, daß der Gelehrte seine bequeme Häuslichkeit unterdeß ganz entbehre. Die ersten Wochen des Frühjahrs dürften für beide Theile die bequemste Zeit sein. Er, der Kammerherr, freue sich darauf, seiner Landsmännin in der Residenz die Honneurs zu machen.

Der Professor eilte mit beflügeltem Schritt zu seiner Frau und legte den Brief in ihren Schooß. „Hier lies, was unsere Reise in die Ferne gefährdet, es beansprucht einen Theil der besten Reisezeit. Aber ich muß diese Einladung annehmen, denn jede Aussicht, auch die entfernteste, der Handschrift habhaft zu werden, zwingt mich, Alles einzusetzen, was der Mensch einer großen Hoffnung nur opfern darf. Willst du mit mir auf die Jagd ausziehen? Du siehst, die artigen Leute haben für Alles gesorgt.“

„Ich ein Gast unseres Landesherrn!“ rief Ilse, in den Brief sehend, „nie hätte ich mir solche Ehre träumen lassen. Was wird der Vater dazu sagen! — Das ist für dich eine sehr ehrenvolle Einladung,“ fuhr sie ernst fort, „und du mußt

sie in jedem Fall annehmen. Für mich, wenn ich mir's recht überlege, ist es doch am besten, ich bleibe hier."

„Wozu dich auf Wochen von mir trennen? Es wäre das erste Mal."

„So schicke mich unterdeß zum Vater," sagte Ilse.

„Ist das nicht dasselbe?" frug der Professor.

„Was soll ich unter den fremden Menschen?" fuhr Ilse ängstlich fort.

„Thorheit!" rief der Professor, „hast du einen Grund nicht mitzugehen?" und er sah ihr unruhig in das Angesicht.

„Nicht daß ich einen sagen könnte," erwiederte Ilse.

„Dann also entschließ dich kurz und komm mit. Wir würden uns wahrscheinlich freier fühlen, wenn wir dort nach eigenem Gefallen leben könnten, aber im Gasthof einer fremden Stadt sehe ich dich zu wochenlangem Aufenthalt auch nicht gern, und nach anderer Rücksicht befreit diese Aufnahme beide Theile vor Anbieten und Zurückweisen einer Entschädigung. Wir bleiben dort, solange ich unumgänglich nöthig bin, und dann geht's doch nach dem Süden, soweit wir kommen. Es ist zuletzt nur Aufschub der Reise von wenigen Wochen."

Als die zustimmende Antwort des Professors eintraf, berichtete der Kammerherr in Gegenwart des Hofmarschalls dem Fürsten. „Sorgen Sie dafür, daß der Pavillon so bequem als möglich eingerichtet wird. Servirt wird im Pavillon zu der Stunde, welche der Herr Professor angiebt."

„Und wie befehlen Ew. Hoheit, daß die Fremden zum Hofe gestellt werden?" frug der Hofmarschall.

„Das ist selbstverständlich," sagte der Fürst, „er hat das Vorrecht Fremder und wird gelegentlich zu kleiner Hoftafel eingeladen."

„Aber die Frau Professorin?" frug der Hofmarschall.

„Ah," sagte der Fürst, „die Frau, es ist wahr, sie kommt mit."

„Also,“ fuhr der Hofmarschall fort, „zwei Couverts im Pavillon, zwei Logenplätze, ein Lakai ohne Livree.“

„Das genügt,“ entschied der Fürst, „das Weitere wird sich finden. Wenn die Frau Professorin unsern Damen einen Besuch macht, so werden diese, wie ich annehme, die Artigkeit erwiedern. Im Uebrigen wollen wir der Prinzessin nicht vorgreifen.“

„Was soll das mit der Fremden?“ frug der Hofmarschall vor dem Palais den Kammerherrn. „Sie kennen ja die Leute.“

„Wie man sich in fremder Stadt kennen lernt,“ versetzte der Kammerherr.

„Sie haben doch ihre Herkunft vermittelt?“

„Ich habe nur nach dem Befehl des Fürsten geschrieben. Der Professor ist ein angesehener Gelehrter von Ruf und durchaus Gentleman.“

„Aber was soll die Frau hier?“

Der Kammerherr zuckte die Achseln. „Er war wohl nicht ohne die Frau zu haben,“ versetzte er vorsichtig.

„Und doch lag dem Fürsten an ihr.“

„Ist Ihnen das aufgefallen?“ frug der Kammerherr, „ich habe nichts davon bemerkt.“

„Er that als ob sie ihm sehr gleichgültig sei. Und sie ist gewissermaßen ein Landeskind.“

„Sie wissen, daß der Fürst der letzte wäre, welcher die Rechte des Hofes aus den Augen läßt. Es ist kein Grund zur Sorge.“

„In jedem Fall muß die Prinzessin sogleich ihre Position nehmen. Diese Frau Professorin gilt, wie ich höre, für eine Schönheit.“

„Ich glaube, sie ist ebenfalls eine Frau von Charakter,“ versetzte der Kammerherr.

Der Professor erhielt den erbetenen Urlaub. Ilse traf die Vorbereitungen zur Reise mit einem feierlichen Ernst, der ihrer ganzen Umgebung auffiel. Sie sollte jetzt mit ihrem

Gatten in die Nähe des Fürsten kommen, den sie aus der Ferne mit scheuer Ehrfurcht betrachtete. Ihr fiel schwer auf das Herz, daß der Sohn nie von dem Vater gesprochen hatte, und daß sie von dem erlauchten Herrn nichts weiter kannte, als Antlitz und Geberde. Sie suchte alle Erinnerungen und alle Anekdoten zusammen, aber sein Wesen blieb ihr undeutlich, und sie frug sich ängstlich, wie wird er sein gegen Felix und mich? Ist er ein Kreon, oder ein Odysseus, oder Agamemnon der Völkergebieter? Und sie setzte sich aus diesen Gestalten ein Bild zusammen, das ihr kein Vertrauen einflößte.

Während Felix die Bücher und Aufzeichnungen, welche ihm für die Reise unentbehrlich waren, zusammensuchte, stand der Doctor kummervoll im Zimmer des Freundes. Er war innig überzeugt, daß der Professor sich der Pflicht nicht entziehen durfte, die Handschrift zu suchen, und doch war ihm diese Einladung des Hofes nicht recht. Der schnelle Aufbruch aus wohlbefestigtem Leben ängstigte ihn und er sah zuweilen prüfend auf Frau Ilse.

Laura saß am letzten Abend neben Ilse und lehnte sich weinend an ihre Schulter. „Mir ist, als stünde mir Großes bevor,“ sagte Ilse, „und ich gehe mit Furcht. Dich aber verlasse ich ohne Sorge um deine Zukunft, obgleich dein kleiner Trotzkopf mich zuweilen geängstigt hat. Denn ein Anderer wird dir immer der beste Berather bleiben, auch wenn ihr euch wenig seht.“

„Ich verliere ihn zugleich mit dir,“ rief Laura unter Thränen, „Alles entschwindet, was meinem Leben Freude gewesen war. In dem kleinen Garten, den ich mir in der Stille angelegt habe, sind die Blüthen mit der Wurzel ausgerissen, auch für mich kommt die bittere Zeit der Entsagung, und der arme Fritz, der ohnedies mit stiller Resignation umherläuft, wird jetzt ganz in seiner Einsiedelei verkommen.“

Sogar Gabriel, der die Reisenden nach der Residenz begleiten und ihre Heimkehr aus der Ferne auf dem Gut des

Vaters erwarten sollte, war in diesen Tagen aufgeregt und verschwand öfter während der Dunkelstunde im Hause des Herrn Hahn. Am letzten Tage brachte er vom Markt ein schönes Kunstblatt nach Hause, worauf ein Vogel von ungewöhnlichem Aussehen durch aufgeklebte bunte Federn gebildet war, mit der Unterschrift: Prachthahn aus Madagascar. Gabriel schrieb dazu mit sauberer steifer Handschrift die freundlichen Worte: „Getreu bis an den Tod" und trug gegen Abend den Hahn in den Hausflur der Gegner. Man konnte dort ein Geflüster hören, und ein Taschentuch sehen, welches über zwei betrübte Augen gewischt wurde.

„Es soll keine Anspielung sein auf den Namen dieses Hauses," sagte Gabriel und hielt den Vogel noch einmal gegen den Mond, welcher durch das Treppenfenster seine Strahlen auf zwei traurige Gesichter herniederwarf, „aber es gefiel mir als Erinnerung. Denken Sie dabei an mich und die Worte, die ich darauf geschrieben habe. Denn Scheiden muß sein, aber es ist schwer." Der ehrliche Junge fuhr nach seinem Tuche.

Dorchen nahm ihm das Taschentuch weg, — sie hatte das ihre vergessen — und weinte sehr hinein. „Es ist nicht auf lange," sagte Gabriel in seinem Schmerze tröstend. „Kleben Sie den Vogel in den Deckel Ihrer Truhe, und wenn Sie die Truhe öffnen, und ein gutes Kleid herausholen, denken Sie an mich."

„Immer," rief Dorchen weinend, „ich brauche das nicht."

„Wenn ich wiederkomme, Dorchen, sprechen wir weiter, wie es mit uns werden soll, und ich hoffe, es soll gut werden. Das Tuch, in das Sie geweint haben, soll mein Andenken sein."

„Lassen Sie mir's," bat Dorchen schluchzend. „Ich will's Ihnen nur sagen, ich habe Wolle gekauft und ich sticke eine Brieftasche. Die sollen Sie tragen, und wenn ich Ihnen schreibe, thun Sie meine Briefe hinein."

Gabriel sah trotz seinem Kummer sehr glücklich aus und der Mond blickte spöttisch herab auf die Küsse und Gelübde, welche gewechselt wurden.

Viertes Buch.

1.

Der Fürst.

Der Erbprinz ging mit dem Kammerherrn durch die Gartenanlagen, welche drei Seiten des fürstlichen Schlosses umgaben. Er sah gleichgültig auf die Farbenpracht der ersten Blumen und das junge Grün der Bäume, welches wie ein durchsichtiger Schleier um die Aeste schwebte, heut war er noch schweigsamer als gewöhnlich; während der Vogel aus den Zweigen über ihm seine Weise pfiff, die Wellen der Frühlingsluft würzig von den Baumwipfeln wehten und gelben Blumenstaub auf seinen Hut streuten, klapperte er mit der Lorgnette. „Wer pfeift dort?" frug er endlich, aus seiner Apathie erwachend. Der Kammerherr sagte ihm, daß es eine Amsel sei. Der Prinz suchte den schwarzen Vogel mit den Gläsern und frug dabei nachlässig: „Was tragen die Leute vor uns?"

„Es sind Stühle für den Pavillon," versetzte der Kammerherr, „er wird dem Professor Werner eingerichtet. Das Haus ist jetzt selten geöffnet, früher bewohnte es der gnädigste Herr zuweilen selbst auf einige Tage."

„Ich erinnere mich nie darin gewesen zu sein."

„Wollen Hoheit vielleicht die Räume betrachten?"

„Wir können vorbeigehen."

Der Kammerherr lenkte auf den Pavillon zu, bei der Thür stand der Hofmarschall, welcher grade zum Rechten sehen wollte. Der Erbprinz grüßte, warf einen flüchtigen Blick auf das Haus und wollte vorübergehen. Es war ein kleiner vergrauter Steinbau in verwegenem Zopfstil, um Thür und

Fenster muschelartige Arabesken und dicke Guirlanden von steinernen Blumen, welche von kleinen wassersüchtigen Engeln an Bändern gehalten wurden, die Bänder waren wie aus Elephantenleder geschnitzt, die Genien sahen aus, als wären sie aus schwarzem Sumpf gekrochen und eben erst in der Sonne getrocknet. Unter dem jungen Laub stand der finstere Bau wie eine große Kommode, in welcher alle gewelkten Blumen, die der Garten je getragen, und alle Moosbärte, die der Gärtner je von den Bäumen gekratzt, für spätere Geschlechter aufbewahrt werden.

„Es ist ein plumpes Haus," sagte der Prinz.

„Grade das düstere Aussehen hat dem gnädigsten Herrn immer wohlgefallen," versetzte der Hofmarschall. „Wollen Ew. Hoheit nicht das Innere ansehen?" Langsam ging der Prinz die Stufen hinauf und durchschritt die Zimmerreihe. Noch war der Modergeruch in den langverschlossenen Räumen nicht durch das Räucherwerk gebändigt, in allen Kaminen flammten die Scheite, aber die Wärme, welche sie verbreiteten, kämpfte noch gegen die feuchte Luft. Die Einrichtung der Zimmer war durchaus regelrecht und vollständig. Schwere Portieren und Vorhänge mit großen Quasten und geschweifte Meublen mit vieler Vergoldung und weißen Kappen zur Schonung der seidenen Ueberzüge, Spiegel mit breiten Barokrahmen; um die Kamine Laubgewinde aus grauem Marmor, darüber geschnörkelte Vasen und Nippesfiguren aus gemaltem Porcellan. Im Boudoir stand auf einer Marmorconsole unter Glasglocke eine große Uhr, über dem Zifferblatt goß eine nackte vergoldete Nymphe aus ihrer Urne Wasser, welches zu gelbem Eis gefroren war. Alles war reich staffirt, aber die ganze Einrichtung, Meubel, Porcellan, Wände sahen aus, als hätte nie ein Auge mit Freude darauf geruht, nie eine sorgliche Hausfrau sich des Besitzes gefreut. Die Uhr war einst ein Geburtstagsgeschenk für den regierenden Herrn von einem gleichgültigen Verwandten gewesen, sie war flüchtig be-

trachtet beim Kauf und eben so freudelos beim Empfange, jetzt war sie mit einer Nummer eingetragen worden in die große Liste, sie hatte sich in den ersten Jahren bemüht, durch Ticken ihr Zimmer behaglich zu machen, ihre Glasglocke hatte immer den Schall gedämpft, endlich hatte sie die unnützen Versuche aufgegeben und beharrte darauf, die zwölfte Stunde zu zeigen. Jetzt, wo der Kastellan sie von Neuem aufgezogen, tickte sie wieder müde und abgespannt, aber man sah ihr den Wunsch an, auch diese Anstrengung zu beenden. Es waren vornehme Allerweltssachen, sie hatten zuerst in den großen Gesellschaftsräumen gestanden, welche bei Hoffesten geöffnet werden, sie hatten aufgehört, modern zu sein und waren in Seitenzimmer gebracht worden. Jetzt war ihre Bestimmung, im Verzeichniß fortgeführt zu werden von einer Generation auf die andere und alljährlich einmal gezählt, ob sie noch vorhanden waren. So lebten sie ein unsterbliches Dasein, geschont und nicht gebraucht, bewahrt und nicht beachtet, und dabei sollten sie immer höher hinauf gefördert werden aus den Cavalierstuben in die Zimmer der Unterbeamten, zuletzt nach langer Ruhe auf den Boden.

„Es ist feucht und kalt hier," sagte der Prinz an den Wänden umherblickend, und beeilte sich wieder in's Freie zu kommen.

„Wie gefällt Ew. Hoheit die Einrichtung?" frug der Hofmarschall.

„Sie geht an," versetzte der Prinz, „bis auf die Bilder."

„Einige, sind freilich etwas frei," gab der Marschall zu.

„Meinem Vater wird lieb sein, wenn Sie diese bei Seite stellen. Wann wird Herr Professor Werner erwartet?"

„Heut gegen Abend," versetzte der Kammerherr. „Haben Hoheit vielleicht den Wunsch, den Gast nach seiner Ankunft zu empfangen oder selbst zu begrüßen?"

„Fragen Sie deßhalb an," erwiederte der Prinz.

Als der Prinz mit seinem Begleiter die Treppe zu seinen

Zimmern im Schlosse hinaufstieg, begann der Kammerherr: „Die Frau Professorin hat sich früher einmal über die Blumen gefreut, welche Ew. Hoheit ihr sandten, darf ich dem Hofgärtner den Auftrag geben, die Zimmer damit zu versehen?"

„Thun Sie, was Ihnen passend dünkt," versetzte der Erbprinz kalt. Er trat in seine Wohnung, sah hinter sich, ob er allein war, und ging mit schnellen Schritten zu dem Fenster, von welchem er über den geschorenen Rasenplatz und die blühenden Bosquets auf den Pavillon sehen konnte. Er starrte lange zum Fenster hinaus, dann nahm er ein Buch vom Tisch und setzte sich in die Sophaecke, zu lesen, aber er legte das Buch wieder auf den Tisch, ging hastig auf und ab und sah auf seine Uhr.

Die Hoftafel war vorüber. Die Damen warfen einen halben Blick hinter sich, ob ihr Hintergrund der Abschiedsverbeugung günstig sei, die Herren faßten die Hüte unter den Arm, der Hofmarschall trat in die Nähe der Thür und hielt mit gefälligem Anstand seinen Stock unter dem Goldknopf, sichere Anzeichen, daß die höchsten Herrschaften an den Aufbruch dachten. Die Prinzeß, welche noch in Trauer war, kreuzte den Weg des Bruders: „Wann kommen sie? Ich bin neugierig," frug sie leise.

„Sie sind vielleicht schon da," antwortete dieser vor sich niedersehend.

„Ich fahre heut zum ersten Mal in's Theater," fuhr die Prinzessin fort, „kannst du, so komm in die Loge."

Der Prinz nickte. Dem Marschall kam eine Meldung: er trug sie zu dem Fürsten. „Dein Lehrer Professor Werner ist angekommen," sagte der Fürst laut zum Sohne, „du wirst den Wunsch haben, ihn zu begrüßen." Er neigte sich gegen den Hof, die jungen Herrschaften schwebten hinter ihm aus dem Saale.

Der Kammerherr eilte dem Pavillon zu, ruhiger folgte der Hofmarschall. Eine fürstliche Equipage hatte die Reisenden

von der letzten Station abgeholt, die Bäume des Parkes, die Anlagen und die erleuchteten Fenster des Residenzschlosses flogen an den Reisenden vorüber. Der Pavillon war nicht mehr ein unförmlicher Bau, wie heut am Tage vor dem rücksichtslosen Strahl der Sonne und den gleichgültigen Augen der Hofherren. Der Mond beschien die Front, er übermalte mit schimmerndem Firniß die Mauern, versilberte die Backen der Engel und die dicken Tulpenblätter ihrer Guirlande, und hob von der hellen Wandfläche die Schatten der vorspringenden Gesimse kräftig ab. Aus der geöffneten Thür drang Kerzenglanz, Lakaien in reich galonirter Livree hielten die schweren Armleuchter. Der Haushofmeister, ein freundlicher Mann in Frack und Kniehosen, stand im Hausflur und begrüßte die Ankommenden mit verbindlichen Worten. Hinter den Lakaien stieg Ilse am Arm des Gatten über den Teppich der Stufen, und als der Diener die Portiere zurückschlug und die Zimmerreihe im Kerzenglanz strahlte, unterdrückte sie mit Mühe einen Ausruf des Erstaunens. Der Haushofmeister führte durch die Zimmer und erklärte kurz ihre Bedeutung, Ilse erkannte mit schnellem Blick, wie stattlich und bequem auch die Nebenräume waren. Bewundernd stand sie vor der Blumenfülle, die in Vasen und Schalen aufgestellt war, sie dachte, ob ihr kleiner Prinz diese zarte Aufmerksamkeit gehabt, und war einen Augenblick enttäuscht, als der Beamte erklärte, der Herr Kammerherr habe dies gesandt. Während ihr ein artiges Mädchen vorgeführt wurde, das ausschließlich für ihren Dienst bestimmt war, stand Gabriel noch im Vorzimmer und überlegte, wohin er sich und sein Rüstzeug tragen sollte, damit die Stiefeln des Herrn Professors morgen früh dem Glanz des Hauses keine Schande machten, bis auch ihn einer der Lakaien in seine höhere Behausung einführte und kameradschaftlich auf die Laterne einer Restauration aufmerksam machte, die für ruhige Stunden vorzüglich gelegen sei.

Noch ging Ilse wie betäubt von der Herrlichkeit durch

die Gemächer und prüfte grade den Verschluß der Fenster, um frische Luft einzulassen, denn der starke Geruch der Hyacinthen bedrohte mit Kopfschmerz, da kam der Kammerherr und hinter ihm der Hofmarschall, auch ein artiger Herr von sehr feinem Wesen, und beide sprachen ihre Freude aus, den Professor und seine Gemahlin hier zu begrüßen, sie erboten sich zu jedem guten Dienst und erklärten an den Fenstern die Lage des Pavillons. Plötzlich riß der Lakai die Flügelthüren auf: „Des Erbprinzen Hoheit."

Der junge Herr trat langsam über die Schwelle, er verneigte sich stumm vor Ilse und bot dem Professor die Hand: „Mein Vater trug mir auf, Ihnen seine Freude auszusprechen, daß Sie seinen Wunsch erfüllt haben," und zu Ilse gewandt fuhr er fort: „Möchte Ihnen die Wohnung so bequem sein, daß Sie Ihr Quartier an der Waldwiese nicht zu sehr vermissen."

Ilse sah mit inniger Freude auf ihren Prinzen; er war, wie ihr schien, noch ein wenig gewachsen, seine Haltung war immer gedrückt, aber die Wangen waren doch etwas geröthet, es ging ihm nicht schlecht, das war wohl zu sehen. Auch der kleine Bart war stärker und stand ihm gut.

Sie erwiederte: „Ich wage mich noch kaum umzudrehen, es ist wie in einem Feenschloß, man erwartet jeden Augenblick, daß ein Geist aus der Wand springen wird und fragen: befehlen Sie vielleicht, durch die Luft zu fahren? vier Schwäne halten mit einem goldenen Wagen am Fenster; man braucht auch keinen Stuhl, um hinein zu steigen, denn die Fenster reichen ja bis auf den Fußboden. — Die Parkstraße sendet ihre Huldigungen, und für die Sendung, welche mir der Herr Kammerherr unter die letzten Christbäumchen machte, sage ich Ew. Hoheit noch von Herzen Dank."

Der Professor trat zum Prinzen, nannte ihm die Namen einiger Collegen, welche sich ihm zu geneigtem Andenken empfehlen ließen, und bat, dem Fürsten seinen Dank für die gastliche

Aufnahme auszusprechen, bis ihm selbst die Ehre werde, sich dem hohen Herrn vorzustellen. Alles kräuselte sich in runden und zierlichen Schnörkeln, die Lampen und silbernen Armleuchter glänzten, die Hyacinthen sendeten aus allen Glöckchen süßen Wohlgeruch, die geschlossenen Vorhänge gaben den Zimmern ein trauliches Aussehen, und an der gemalten Decke hielt ein fliegender Amor ein rothes Mohnbüschel über die Häupter der Gäste.

„Heut überlassen wir Sie der Ruhe, Sie müssen ermüdet sein,“ schloß der Prinz den Besuch, und der Kammerherr versprach morgen bei guter Stunde dem Professor mitzutheilen, wann der Fürst ihn empfangen werde. Kaum hatten die Herren sich entfernt, als ein Diener meldete, daß das Diner im Nebenzimmer servirt sei. „Jetzt zum Abend?“ wandte Ilse schüchtern ein.

„Das hilft nichts,“ versetzte der Professor, „du hast den ersten Schritt gethan, erweise auch ferner deine Tapferkeit.“ Er bot ihr in dieser ritterlichen Luft den Arm, der Mann mit den Tressen führte in das Nebenzimmer und rückte die Stühle des reichgeschmückten Tisches. Die Gänge wollten kein Ende nehmen, trotz Ilses Protest schnurrte das volle Diner ab, und sie sagte endlich; „Ich lasse mir Alles gefallen, diesen Geistern gegenüber hilft kein Sträuben, wer in einem Fürstenschlosse lebt, muß auch seine Dreistigkeit haben.“

Als die Mahlzeit endlich abgetragen und Ilse auch ihrer Sorge um Gabriel enthoben war, begann sie sogleich sich geschäftig einzurichten. Während sie auspackte und in Schränke und Schubkästen legen ließ, sagte sie heimlich zum Gatten: „Das ist ein sehr schöner Willkommen, Felix, und ich habe jetzt ein rechtes Vertrauen, daß Alles gut gehen wird.“

„Hast du denn je daran gezweifelt?“ frug der Professor.

Ilse antwortete: „Ich habe eine heimliche Angst gehabt bis zu dieser Stunde, weiß selbst nicht warum, jetzt aber ist sie verschwunden, denn die Menschen sind hier alle freundlich und sehen gutherzig aus.“

Der Prinz ging durch die Anlagen dem Schlosse zu. Hinter ihm unterhielten sich die beiden Cavaliere.

„Das ist ja eine exquisite Erscheinung," sagte der Hofmarschall, „eine Schönheit ersten Ranges, darin ist Race."

„Es ist eine in jeder Hinsicht ausgezeichnete Frau," versetzte der Kammerherr laut.

„Das haben Sie mir schon einmal gesagt," erwiederte der Hofmarschall, „ich gratulire Ihnen nachträglich zu dieser Bekanntschaft von der Universität."

„Wie gefällt Ihnen der Professor?" frug ablenkend der Kammerherr.

„Er scheint ein gescheuter Mann," versetzte der Hofmarschall gleichgültig. „Nun, es ist lange her, daß der Pavillon keine solche Schönheit bewahrt hat."

Der Prinz wandte sich um, er sah beim Schein des großen Kandelabers am Schlosse, daß die Herren einen schnellen Blick mit einander austauschten.

Der Wagen des Prinzen hielt an der Treppe, er stieg ein ohne Wort und Gruß für seine Begleiter und fuhr in die Oper. Dort trat er in den Salon der fürstlichen Loge.

„Wie gefallen sich die Fremden in ihrem Pavillon?" frug der Fürst freundlich.

„Sie sind mit Allem zufrieden," versetzte der Erbprinz, „aber die Räume sind feucht, und sie werden für längern Aufenthalt ungesund sein."

„Sie waren das doch bis jetzt nicht, soviel ich mich erinnere," versetzte der Fürst kalt, „ich hoffe, auch du wirst dich davon überzeugen." Und zu dem Kammerherrn gewandt befahl er: „Morgen nach dem Frühstück wünsche ich Herrn Werner zu sprechen."

Der Erbprinz ging in die Loge seiner Schwester und setzte sich stumm an ihre Seite.

„Wo sind die Plätze der Fremden?" frug die Prinzessin.

„Ich weiß nicht," erwiederte der Prinz. Die Prinzessin

sah fragend hinter sich. „Gegenüber, die Fremdenloge,“ erklärte der Kammerherr, „aber sie haben heut wohl noch mit ihrer Einrichtung zu thun.“

„Was ist dir, Benno?“ frug die Schwester nach dem ersten Akt, „du hustest.“

„Ich habe mich ein wenig erkältet, es geht vorüber.“

Nach dem Theater zog sich der Prinz in sein Schlafzimmer zurück und klagte gegen Krüger über Kopfschmerz und rauhen Hals. Als er allein war, öffnete er das Fenster und sah über die Anlagen nach dem Pavillon, dessen Lichter wie Sterne durch die Nacht schimmerten. Der Prinz horchte, ob er einen Ton von drüben erlauschen könne. Ihm war warm, denn er nahm seine Halsbinde ab und stand lange unbeweglich am Fenster, bis die kühle Nachtluft sein Zimmer durchzogen hatte und drüben das letzte Licht erloschen war. Dann schloß er leise die Flügel und ging zu Bett.

Vorsichtig war das nicht, denn der Prinz, dessen Gesundheit ohnedies leicht gestört wurde, fühlte sich am nächsten Morgen stark erkältet, der Leibarzt ward eilig gerufen, der Prinz mußte das Bett hüten.

Als dem Fürsten die Erkrankung des Erbprinzen gemeldet wurde, gerieth er in sehr üble Laune. „Grade jetzt,“ rief er, „er hat alles Unglück eines kränklichen Menschen.“ Noch als der Professor gemeldet wurde, war die Weise, in welcher der Fürst die Meldung annahm, so kalt und wegwerfend, daß der Kammerherr um die nächste Stunde des Professors besorgt wurde. Indeß übten die lange Gewöhnung sich huldreich darzustellen und die sichere Haltung des Professors besänftigenden Einfluß, nach wenigen einleitenden Worten versetzte der Fürst die Unterhaltung nach Italien, es fand sich, daß der Professor in Briefwechsel mit einem vornehmen Römer von ungewöhnlicher Gelehrsamkeit stand, den der Fürst zu seinen näheren Bekannten zählte, und daß er in Italien auch in den Kreisen gelebt, welche dem Fürsten bei seiner letzten Reise wohlgethan

hatten. Dadurch wurde der Professor dem Fürsten allmälig in ganz anderes Licht gestellt, er hatte ihn als ein gleichgültiges Werkzeug herzugeholt und sah jetzt in ihm einen Mann, der persönliche Beachtung zu fordern hatte, weil er mit Andern bekannt war, deren Stellung der Fürst respectirte. Darauf frug der Fürst, wie es mit der verlorenen Handschrift stehe und beobachtete lächelnd den leidenschaftlichen Eifer des Professors, als dieser ihm von der neuen Spur berichtete, die er in den Akten gefunden. „Es wird gut sein, wenn Sie mir in einem Memorial den ganzen Stand der Angelegenheit auseinandersetzen, das kommt meinem Gedächtniß am besten zu Hülfe; fügen Sie bei, welche Förderung Sie von mir oder meinen Beamten irgend wünschen.“ Der Professor war dafür sehr dankbar.

„Ich lasse mir nicht nehmen, Sie selbst in das Antikenkabinet zu führen,“ fuhr der Fürst fort, „ich will dabei erfahren, wie ein Gelehrter, der volles Sachverständniß hat, die stillen Freuden eines übel unterrichteten Sammlers ansieht.“

Die Thüren flogen auseinander, der Gelehrte betrat an der Seite des Fürsten die weiten Säle. „Wir gehn zuerst flüchtig durch die Zimmer, damit ich Ihnen kurz Inhalt und Anordnung vorführe,“ sagte der Fürst. Er berichtete, der Professor blickte auf eine Fülle von hübschen und lehrreichen Ueberresten des Alterthums, auf Vieles, was ihm ganz neu war. Bald überließ der Erklärer den Gelehrten seinem eigenen Auge. Und jetzt gab dieser die Erläuterung: hier eine Inschrift, die wahrscheinlich noch Niemand abgeschrieben hatte, dort ein Thongefäß mit sehr interessantem Bilde, dort eine Statuette, merkwürdige Variation eines berühmten antiken Bildwerks, hier die unbekannte Münze eines römischen Geschlechts mit einem Familienwappen, dort wieder eine lange Reihe von Amuletten mit räthselhaften Zeichen. Es war dem Fürsten Freude, Unscheinbares als bedeutend zu erkennen und jeden Augenblick über Werth und Namen neue Aufschlüsse zu erhalten, der Professor aber hatte den Takt lange Erklärungen zu vermeiden.

Er selbst blickte mit frischer Freude auf die Sammlung. Grade war für ihn eine Zeit gekommen, wo er, nicht durch größere Arbeit beschäftigt, eine heitere Empfänglichkeit für die Eindrücke mitbrachte, und bei jedem Schritte empfand, wie reizvoll die neuen Anschauungen waren, welche er erhielt. Denn sehr Vieles stand hier, was zu näherer Untersuchung lockte. Von dem schönen Behagen, welches er darüber fühlte, ging etwas auf den Fürsten über. Seine Fragen und die Antworten des Professors nahmen kein Ende, bei vielen Stücken freute den Fürsten zu erzählen, wie er dazu gekommen, und der Professor wußte ihn immer mit kleinen Geschichten ähnlicher Funde zu neuem Berichte zu veranlassen. So vergingen einige Stunden, ohne daß der Fürst Ermüdung merkte, und er war höchlich erstaunt, als ihm die Meldung wurde, daß die Stunde des Diners nahe sei. „Das ist nicht möglich," rief er, „Sie verstehen die schwerste aller Künste, die Zeit vergessen zu machen. Ich erwarte Sie bei Tafel, morgen sehen Sie, ungestört durch mein Dazwischenreden, die Sammlung noch einmal an, dann gönnen Sie mir auch darüber schriftlichen Bericht, was die Aufstellung zu wünschen läßt, und wie zu machen ist, daß das Beachtungswerthe auch der Wissenschaft zu gute kommt."

Bei Tafel — es war Niemand anwesend als einige Cavaliere, denen der Professor nach dem Rath des Kammerherrn schon am Morgen seinen Besuch gemacht — wurde die Unterhaltung fortgesetzt. Der Fürst erzählte viel von Italien und verfehlte nicht im leisen Anschlag auch die persönlichen Beziehungen des Professors zu Bekannten des Fürsten durchklingen zu lassen, damit sein Hof über den Mann, der ihm gefiel, unterrichtet werde. Es war eine hübsche rollende Unterhaltung, und ehe der Fürst die Gesellschaft verließ, wandte er sich noch einmal zum Professor und sagte: „Ich wünsche lebhaft, daß Sie sich bei uns wohl fühlen, ich hoffe auf mehr als einen Tag, der für mich so anmuthig wird, als der heutige."

Auch dem Professor war der Tag eine rechte Erfrischung

gewesen, und in gehobener Stimmung sagte er beim Heraus-gehen zu dem Obersthofmeister: „Des Fürsten Hoheit versteht gut, Wohlthuendes zu sagen.“ Der Obersthofmeister neigte artig das weiße Haupt: „Das ist Beruf der Fürsten.“

„Wohl,“ fuhr der Professor freudig fort, „aber so warmes Eingehen auf Einzelheiten bei einem ziemlich entlegenen Gebiete wissenschaftlicher Forschung war mehr, als ich vorausgesetzt habe.“ Der Obersthofmeister machte eine höfliche Bewegung, welche andeuten sollte, daß er nicht gesonnen sei, zu widersprechen, ließ sich einen altfränkischen kleinen Mantel umhängen, neigte sich schweigend gegen die Herren, welche in ähnlicher Thätigkeit begriffen waren, und stieg in seinen Wagen.

Der Fürst war an Geist und Bildung der Mehrzahl seiner Standesgenossen überlegen. Er hatte viel von der Elasticität seiner Jugend in das höhere Mannesalter gerettet, sein körperliches Befinden war vortrefflich und er pflegte seine Gesundheit sorgfältig, er durfte sich im Nothfall noch Anstrengungen zumuthen, welche einem jüngeren Mann hart gewesen wären. Als junger Herr hatte er sich den Wallungen der damals modischen Poesie mit offener Empfindung hingegeben, höher und freier fühlen als andere Menschen war ihm eine willkommene Lehre gewesen. Er hatte damals in Briefwechsel mit namhaften Gelehrten und Künstlern gestanden, erzählte gern, wie er einem hervorragenden Geist da und dort näher getreten war, und eine berühmte Sängerin bewahrte noch in alten Tagen ein besonders kostbares Armband, das er ihr einst auf der Bühne in leidenschaftlichem Enthusiasmus selbst um den Arm gelegt hatte. Aber seine Jugend- und Manneszeit war in eine schwache kränkliche Periode unserer Entwickelung gefallen. In den Jahren, wo ein fremder Eroberer die deutschen Fürsten behandelt hatte, wie die große Mehrzahl derselben verdiente, hatte er auch, noch ein Jüngling, sich vor dem Fremden ge-

beugt und den Sinkenden zu rechter Zeit verlassen, um sich die Aussicht auf sein Land zu retten. Seitdem hatte er über verkümmerte Menschen geherrscht, denn er hatte sein Gebiet in einer Zeit großer Erschöpfung übernommen, er hatte wenig darin gefunden, was er zu ehren und zu scheuen gezwungen war, selten ein Recht, das von festen Männern gegen ihn geltend gemacht wurde, keine öffentliche Meinung, welche stark genug war, seinen Uebergriffen die geschlossene Faust eines einmüthigen Entschlusses entgegen zu halten. Sein Land wurde durch die Beamten regiert, die Beamtenstellen immer wieder vermehrt, über jeden verlorenen Schlüssel einer Dorfkirche wurde ein Aktenbündel angelegt, er ließ dies weitläufige Formenwesen, in dem die Bevölkerung wie erstarrt dahinlebte, ruhig gewähren, und sorgte nur dafür, daß die Beamten, wo einmal sein persönliches Interesse in das Spiel kam, gefügige Diener waren, welche ihm Geld schafften und ein begangenes Unrecht ihres Herrn behend der Oeffentlichkeit entzogen.

Er selbst war, wo er mit seinem Volk in Verbindung trat, leutselig und von bester Laune, machte den Bittenden leicht, ihm zu nahen, hörte gefällig alle Klagen und schob theilnehmend die Schuld auf die Beamten. Er war nicht unpopulär; zuweilen murrten Unzufriedene über die hohen Steuern und über kostspielige Ausgaben ihres Fürsten, hier und da drang eine Anekdote aus seinem Privatleben in die Oeffentlichkeit, aber die neue Zeit, welche sich auch in seinem Lande regte, kämpfte nur schwach in unbehülflichen Anläufen gegen das System seiner Regierung. Und obgleich er als Regent keine Neigung zeigte, Uebelstände aus eigenem Willen zu bessern, erschien er den Fernstehenden doch als ein humaner, persönlich gutherziger Mann. Er hatte für Jeden einen freundlichen Gruß, ein gnädiges Wort bereit, er wußte viel von den Privatverhältnissen seiner Unterthanen und erwies den Einzelnen bei Gelegenheit seine persönliche Theilnahme; er liebte die Kinder, denn er blieb bisweilen auf der Straße vor hübschen

Knaben und Mädchen stehen und frug nach ihren Eltern, veranstaltete alljährlich den Schulkindern seiner Residenz ein Fest, erschien selbst dabei, lachte und freute sich über ihre Spiele.

Sein Hof war in vieler Beziehung ein Muster von Ordnung und gefälligem Schein. Auch gegen seine Umgebung blieb er der vornehme Mann, und erreichte, was für einen Fürsten das Schwerste ist, daß die, welche ihn täglich umkreisten, fast immer ein Gefühl seiner Ueberlegenheit hatten. Er war nie Militär gewesen, er enthielt sich nicht sarkastischer Bemerkungen über die kriegerischen Passionen anderer Friedensfürsten, und sein Hof blieb lange Zeit frei von der militärischen Umgebung, welche an Nachbarhöfen den Dienst der alten Chargen in den Hintergrund drängte und Uebelstände der früheren Hofordnung mit neuen vertauschte, welche nicht geringer waren. Allmälig freilich machte er auch der Mode einige Zugeständnisse, auch seine Adjutanten wurden einflußreiche Mitglieder des Hofhaltes. Der Dienst bei ihm galt nicht für bequem, und er war trotz seiner Ruhe von den Herren seines Hofhaltes gefürchtet. Denn es gab, Stunden wo, wie es schien, sein gehaltenes Wesen nicht nur mit Härte versetzt war, sondern mit einer ganz fremdartigen Zuthat, in solchen Augenblicken fiel ein cynischer Scherz oder ein brüskes herausforderndes Urtheil von seinen Lippen und er verlor jede Rücksicht auf Stimmung und Ansprüche seiner Umgebung. Aber Cavaliere und Adjutanten ertrugen die geheimen Dornen ihrer Stellung ohne die laute Kritik, welche sonst wohl von der Umgebung souveräner Herren ausgeht. Denn der Fürst verstand es, sie vor Fremden zu heben. Er hielt streng auf Etikette, auch zu ihren Gunsten, vertrat geschickt ihr Interesse bei den Courtoisiegeschenken, bei Orden und Brillanten, welche fremde Herrschaften seinem Hofe zu machen verbunden waren; er muthete ihnen nie zu, was gegen die Würde ihres Amtes war. Und er wußte Fremden gegenüber sich und seinen Hofstaat stets würdig zu behaupten.

Seine Gemahlin war früh gestorben, der bleichen zarten Dame bewahrten die Bewohner der Residenz immer noch ein dankbares Andenken. Man erzählte daß die Ehe keine glückliche gewesen sei, doch die Trauer des Fürsten nach dem Verlust war heftig und dauernd, er sprach noch immer mit großer Zärtlichkeit von der Geschiedenen, und heftete selbst alljährlich am Todestage einen Kranz an ihr Grabgewölbe.

Er hatte zwei Kinder. Das älteste, die Prinzessin, war nach dem Tode des Gemahls an den Hof zurückgekehrt, und der Fürst behandelte sie vor den Augen des Hofes und des Volkes mit besonderer Rücksicht. Dem Hofprediger hatte er ihretwegen sein ganzes Herz aufgeschlossen. „Ich sähe sie gern auf's Neue vermählt, sie hat das Recht, Ansprüche an das Leben zu machen, das Herz ist warm, die Natur kräftig, und meinen Erfahrungen nach hat ein langer Wittwenstand für eine Fürstin viele Uebelstände. Aber ich fürchte, sie wird widerstreben. Ich bin gegen dies Kind vielleicht immer ein schwacher Vater gewesen. Sie wissen, hochwürdiger Herr, wie sehr sie immer mein Liebling war.“ Darauf hatte der fromme Herr mit gefalteten Händen ausgerufen: „Ich weiß es, und ich weiß, wie warm das Herz der durchlauchtigsten Prinzessin an ihrem geliebten Vater hängt.“ Auch das Volk merkte, daß der Fürst ein guter Vater war. An jedem Geburtstage der Tochter wurde großes Hoffest befohlen, und als der Fürst einst in dieser Zeit auf Reisen gewesen war, erschien er doch wider Erwarten am Abend des Geburtstages in der Loge der Prinzessin, küßte noch in Reisekleidern die hohe Dame vor allem Volk auf die Stirn und sagte, daß er seine Rückkehr beeilt habe, um ihr zum Feste seinen Glückwunsch zu bringen. Auch sonst versäumte er keine Gelegenheit, ihr kleine Artigkeiten zu erweisen, die bei jedem Vater den Eindruck liebenswürdiger Ritterlichkeit machen, beim regierenden Herrn doppelt werthvoll sind. Vor jedem Ball sandte er selbst der Tochter einen Blumenstrauß, und jedesmal ließ er sich denselben vorher durch den Hofgärtner

in das Schloß bringen, um ihn anzusehen. Er hatte gern, wenn distinguirte Reisende auch vor den Gemächern der Prinzessin ihre Ankunft meldeten, und achtete genau darauf, ob sie sich während ihrer Tournee durch den Saal auch gut unterhielt. Die Nebensterne irdischer Hoheit haben bei ihrem Umkreisen in der Gesellschaft auf die Bewegungen der Hauptsonne geheime Rücksicht zu nehmen, die Prinzessin vergaß wohl einmal vor einem interessanten Gast diese Rücksicht, dann verzögerte der Fürst um ihretwillen seinen Aufbruch, sah lächelnd nach ihr hin und hatte einen bequem stehenden Cavalier noch etwas Scherzhaftes zu fragen. Der Hof wußte freilich, daß in solchen Augenblicken die Scherze herber Natur waren, und man beeiferte sich dann gar nicht in seiner Nähe zu stehen. Denn trotz der großen Mühe, welche sich der Fürst gab, sein Verhältniß zur Prinzessin gut darzustellen, behauptete man doch, daß er sie in der Stille mit Abneigung betrachtete. Wohl ist einem Fürsten möglich, seiner täglichen Umgebung in wichtigen Dingen undurchdringlich zu bleiben, aber es ist fast unmöglich, sie dauernd zu täuschen.

Anders war die Stellung des Vaters zum Sohn. Dieser war als ein kränklicher schüchterner Knabe durch die herrische Weise, in welcher der Vater seine Erziehung überwachte, noch unsicherer geworden. Der Knabe hatte kein Talent gehabt, sich wirkungsvoll darzustellen, noch jetzt wurde ihm schwer, in der Unterredung mit Fremden seine Schüchternheit zu überwinden. Wenn ihm die Liste der Eingeladenen überreicht wurde, und er überlegte, was er mit den Einzelnen sprechen solle, so fielen ihm selten gescheute Fragen ein, und was er dann etwa vorbrachte, kam noch so ungeschickt heraus, daß man deutlich merkte, er hatte den Kram einstudirt. Selbst dem Hofe gegenüber war der Prinz schweigsam und theilnahmlos, Damen und Herren waren deßhalb geneigt anzunehmen, daß er ein wenig bête sei. Der Vater behandelte ihn mit Nichtachtung, und dem Sohne gegenüber klang seine Stimme

zuweilen kurz und hart, als wenn es sich nicht der Mühe lohne, die Geringschätzung zu verbergen.

Darin aber that man dem Fürsten Unrecht. Ein regierender Herr sieht in dem Sohne leicht den jüngern Rivalen. Der Sohn wird sein Nachfolger, er ist dazu da, schon in der nächsten Generation seinen Vater vor aller Welt zu widerlegen, seine Einrichtungen umzustoßen, die Unzufriedenen und Gegner zu versöhnen. Es ist unvermeidlich, daß ihm einmal, wenn er Herr geworden, der Blick auf Vielem haftet, was unter der früheren Regierung nicht gut gewesen ist, daß ihm Alles zugetragen wird, was sein Vater im Geheimen gefehlt und gesündigt hat. Das war auch für den Fürsten Grund genug, den Erbprinzen fremd und kalt zu behandeln. Jetzt war er ein Nichts, ein machtloser Sclave, der jeden Thaler nur durch die Gnade des Vaters erhielt, einst sollte er Alles sein. Aber der Sohn war in seinen Augen unbedeutend, wie willenlos bewegte er sich in vorgeschriebenem Gleise, er hatte nie getrotzt, war mit Allem zufrieden, hatte sich schweigend und ehrerbietig jedem Befehle gefügt, es war nicht anzunehmen, daß er in Wahrheit selbst regieren würde, er konnte den Vater schwerlich in Schatten stellen. So kam zu der ruhigen Nichtachtung, welche in der Seele des Vaters lebte, allmälig ein kühles, fast mitleidiges Wohlwollen. Die furchtsame Unterwürfigkeit des Prinzen war dem Fürsten sehr bequem, es wurde ihm behaglich, das schwache Rohr, welches die Zukunft seiner Familie tragen sollte, für das Leben mit den Stützen zu versehen, welche der Fürst zu geben verstand. Ihm gegenüber gab er sich wie er war, was er etwa für ihn that, geschah mit der Empfindung, daß er nicht sich, sondern einem Andern Gutes erwies.

Und grade jetzt, wo der Fürst sich bemüht hatte, dem Erbprinzen eine Freude zu machen, wurde dieser krank!

Ilse ging mit Gabriel durch die Zimmer und versuchte die Einrichtung nach ihres Herzens Wunsch zu stimmen, sie rückte über den Tischen, prüfte den Zug an den Vorhängen

und betrachtete mißtrauisch die Malerei der Porcellanvasen. „Kaufen Sie in der Stadt einen Lampenschleier, den hängen wir über die große Uhr."

„Es ist ohnedies noch eine andere da, welche sich nicht weigert, zu gehen," versetzte Gabriel. „Auch hört man die Uhr vom Schlosse, aber sie schlägt so traurig, daß man die Geduld darüber verliert. Mich wundert, daß in dieser schönen Einrichtung Eines fehlt, und das ist eine Uhr mit dem Kukuk. Der würde sehr passen, er macht Leben, wenn er seine Thür öffnet und tiefe Complimente schneidet, ist es ganz wie bei Hofe. Denn höflich sind sie hier, wenn auch das Gemüth hinterlistig ist. Dem Lakaien traue ich nicht, er frägt mich zu sehr aus. Wie wär's, wenn man den abschaffte? Ich bin doch allein im Stande, mit dem Mädchen diese Wirthschaft zu besorgen. Gekocht kann nicht werden, es ist gar keine Küche da, man muß wegen jedem Topf warmen Wassers hinübergehen unter die Weißjacken, die im Keller wie Geister durcheinander wirthschaften."

„Da hilft nun nichts," entschied Ilse, „wir müssen uns in die Ordnung gewöhnen, Hoffahrt will Noth leiden, Geheimnisse haben wir nicht und ich weiß, Sie werden vorsichtig sein."

„Die Gärtner haben auch einen Tisch und Stühle vor das Haus gestellt und Blumen darum," sagte Gabriel, „darf ich die Arbeit hinunter tragen? Die Sonne scheint warm."

Ilse trat vor das Haus, neben der Thür war ein Raum durch aufgestellte Topfgewächse abgegrenzt, ein traulicher Platz im warmen Mittagslicht, man übersah aus dem grünen Versteck die Wege und den geschorenen Rasenteppich bis zu den Mauern des Schlosses. Ilse saß auf dem Gartenstuhl nieder, hielt ihre Stickerei in den Händen und blickte hinüber auf den großen Steinpalast, der sich mit seinem Thurm und neuen Seitengebäuden einige hundert Schritt von ihr erhob. Dort wohnten die Großen der Erde, denen sie plötzlich so nahe gekommen war. Sie zählte die Reihe der Fenster und dachte,

daß viel mehr als hundert Stuben und Säle darin sein müßten, alle stattlich und vornehm eingerichtet, und sie überlegte, wie viel Menschen wohl dazu gehörten, ein solches Gebäude zu füllen, damit es nicht leer und öde aussehe. Der Tritt eines Mannes störte ihre Gedanken. Ein Herr in gesetzten Jahren ging auf dem Kiesweg, er näherte sich, es war der Fürst. Ilse stand erschrocken auf, der Fürst trat langsam auf sie zu. „Madame Werner?“ fragte er, seinen Hut berührend. Ilse verneigte sich tief, ihr pochte das Herz, unvorbereitet stand sie dem Manne gegenüber, der ihr in der ganzen Mädchenzeit als der höchste Mensch auf Erden gegolten hatte. Wenn sie ihn einmal gesehen, war es immer nur in vornehmem Vorüberschreiten gewesen, und doch hatten ihre Gedanken seit den Jahren, wo sie ihn mit Krone und Scepter eines Kartenkönigs schmückte, in scheuer Ehrfurcht an ihm gehangen. Oft, wenn sie den Erbprinzen ansah, hatte sie versucht, sich vorzustellen, wie sein Vater sein müsse; was sie etwa über ihn gehört, hatte nicht geholfen, ihr die Bangigkeit zu vermindern.

Der Fürst sah mit Wohlgefallen auf das schöne Weib vor ihm, welches in stummer Betroffenheit den schmeichelhaftesten Gruß entgegenbrachte. „Sie sind mir nicht fremd,“ begann er, „und Sie haben Ursache, mit den Jahren zufrieden zu sein, welche seit meiner Fahrt über den Hof Ihres Vaters vergangen sind. Versuchen Sie jetzt, wie sich's bei uns lebt. Auch wir freuen uns des Frühlings, und ich sehe, die Sonne blickt freundlich auf den Platz, wo Sie sich ansiedeln.“ Er setzte sich auf einen Gartenstuhl, indem er auf einen andern wies. „Lassen Sie sich in Ihrer Arbeit nicht stören, ich bin ein Spaziergänger, der einen Ihrer Stühle erbittet, wenige Minuten zu rasten.“

„Die Arbeit lag in müßiger Hand,“ antwortete Ilse, „ich sah hinüber nach dem Schloß und überdachte, wie groß der Haushalt sein muß, der so viel Raum fordert.“

„Es ist ein alter Bau,“ bemerkte der Fürst, „manches

Jahrhundert hat gearbeitet, ihn zu vergrößern, und doch will nach der Meinung meiner Beamten der Raum immer noch nicht reichen. Man breitet sich leicht anspruchsvoll aus. Aber grade dann erfreut es wieder einmal, sich ganz in's Enge zu ziehen, ich selbst habe sonst diesen Pavillon bewohnt, allein, mit wenigen zuverlässigen Dienern. Solche Einsamkeit that wohl."

„Das kann ich mir denken," versetzte Ilse theilnehmend. „Uns kleinen Leuten aber ist neu, ein so großes Wesen so prächtig eingefaßt zu sehen. Schloß und Hofraum stehen unter den blühenden Bäumen, wie ein großer Edelstein im Golde. Mir ist's von Herzen lieb, daß ich Ew. Hoheit Haus und Leben jetzt so in der Nähe erblicke, man hat doch einen Anhalt und weiß, wie man sich die Umgebung des gnädigsten Landesherrn denken soll."

„Sie betrachten sich also noch als Kind des Landes?" sagte der Fürst lächelnd.

„Das ist natürlich," antwortete Ilse. „Von kleinauf habe ich von Ew. Hoheit als unserm Oberherrn gehört, so oft ich in die Zeitung sah, fand ich Ew. Hoheit Namen unter den Befehlen, überall habe ich Ew. Hoheit Bild gesehen, und seit ich in die Kirche ging, habe ich für Ew. Hoheit Glück und Gesundheit gebeten. Das giebt ein Verhältniß, es ist freilich einseitig, denn Ew. Hoheit können sich nicht um uns Alle kümmern, wir aber denken und sorgen viel um den Landesherrn."

„Und besprechen ihn auch zuweilen unzufrieden," versetzte der Fürst in guter Laune.

„Wie's grade kommt, gnädigster Fürst," versetzte Ilse ehrlich, „man spricht auch von seinen Nachbarn nicht immer das Beste. Zuletzt in Ernst und Noth kommt doch das gute Herz zum Vorschein. Eben so ist es mit dem Landesherrn, Jeder macht sich von ihm ein Bild nach seinem Wissen und Meinen, hofft auf ihn und zürnt mit ihm, zuletzt denkt er doch daran, daß sein Fürst und er zu einander gehören."

„Es wäre zu wünschen, daß so billiger Sinn sich an jedem Unterthan erwiese," entgegnete der Fürst. „Aber die Treue wankt, die persönliche Zuneigung schwindet."

„Viele wissen auch zu wenig von ihrem Landesherrn," entschuldigte Ilse, „wie soll man ihm gut werden, wenn man wenig von ihm sieht? Denn das Sehen thut viel; wir um Rossau haben selten die Ehre, unsern Fürsten mit Augen zu erblicken."

„Die Gesinnung jener Gegend wird mir als unzuverlässig geschildert," versetzte der Fürst.

„Wir sitzen im Winkel, aber wir haben auch unser Herz. Ew. Hoheit erinnern sich kaum noch an die Mädchen von Rossau, welche Ew. Hoheit vor siebzehn Jahren an der Ehrenpforte empfingen. Es waren ihrer zwanzig, mehr hatte die kleine Stadt nicht aufgebracht. Sie trugen aber Alle die Landesfarben an Mieder und Rock, die Kleider mußten sie sich natürlich selbst kaufen. Eine der Mädchen war blutarm, sie war aber hübsch und sollte nicht wegbleiben, da nähte sie wochenlang vorher in der Nacht, sich das Geld zum Kleide zu schaffen. Noch in ihrer letzten Krankheit, denn sie ist jung gestorben, bat sie, man möchte ihr im Sarge dasselbe Kleid anziehen, denn der Tag war ihre größte Freude und Ehre gewesen. Ew. Hoheit aber konnten sich damals gar nicht aufhalten, fuhren schnell durch die Ehrenpforte und haben vielleicht die Mädchen nicht einmal gesehen."

Während Ilse sprach, warf sie verstohlen Semmelkrumen zur Seite. Der Fürst sah auf ihre Hand. Ilse entschuldigte sich. „Der Fink ruft seinem gnädigsten Landesherrn zu: „Gieb, gieb!" Die kleinen Brotesser hier sind gut gezähmt."

„Sie werden wahrscheinlich von der Dienerschaft gefüttert," sagte der Fürst.

„Die Thiere zu lieben ist auch unsere Landesart," rief Ilse, „und zahme Vögel stehen einem Herrenschloß gut, denn hier soll Alles ein fröhliches Zutrauen haben."

Dem Fürsten fiel der Handschuh zur Erde, die loyale Ilse bückte sich eilig darnach, der Herr sah einen Augenblick sinnend auf Ilse's Köpf und Büste. Er stand langsam auf. „Ich hoffe, Madame, daß auch Sie unter die Fröhlichen gehören, welche gutes Vertrauen zu dem Besitzer dieses Grundstücks haben. Als Hauswirth, der sich nach dem Befinden seiner neuen Miether erkundigt hat, wünsche ich Ihnen, daß Sie hier selbst etwas von dem Behagen empfinden mögen, welches Sie Andern mitzutheilen wissen." Er grüßte artig zu Ilse's ehrfurchtsvoller Verneigung und ging dem Schlosse zu.

Dort erwartete ihn der Kammerherr, über das Befinden des Erbpinzen zu berichten: „Se. Hoheit ist leider noch genöthigt, das Bett zu hüten."

„Er soll sich ruhig pflegen," versetzte der Fürst gnädig, „und das Zimmer ja nicht zu früh verlassen."

2.

Im Pavillon.

Die prächtigen Irisfarben, womit Ilse in den ersten Tagen ihren neuen Aufenthalt geschmückt hatte, verblichen allmälig. Wie an Stelle des Haushofmeisters und der empfangenden Lakaien jetzt ein einzelner Diener in dunklem Rock neben Gabriel trat, so kleidete sich auch alles Andere, was Ilse umgab, Wohnung und Menschen, in die bescheidenen Farben gewöhnlicher Erdentage. Das war in der Ordnung und Ilse sagte das selbst ihrem Gatten. Nur eines war ihr nicht recht, daß sie von ihrem Felix jetzt mehr getrennt war, als in der Stadt. Den Morgen und einen Theil des Nachmittags arbeitete er im Antikenkabinet, viele Stunden auch für seine eigenen Zwecke im Archiv und unter den Akten des Marschallamtes, deren einfaches Zimmer ihm bereitwillig geöffnet wurde; kam er nach

Hause, so hatte er zuweilen Eile, sich zur fürstlichen Tafel umzukleiden, und Ilse speiste allein. Wie gewandt der fremde Diener die große Zahl der Schüsseln auftrug, ihr war die einsame Mahlzeit ungewohnt und traurig. Nur die Mehrzahl der Abende verging ihr in neuer Unterhaltung, dann hielt ein fürstlicher Wagen vor dem Pavillon und entführte sie mit ihrem Gatten in das Theater. Als sie zum ersten Mal die geschlossene Loge nahe der Bühne betrat, freute sie sich des bequemen Platzes, der ihr erlaubte, ungestört durch das Publikum der Vorstellung zu folgen. Wenn sie sich in ihrer Loge zurücklehnte, sah sie nichts von dem Zuschauerraum, nur den Sitz des Fürsten gegenüber. Das Theater war sehr stattlich, Dekorationen und Kostüme viel reicher, als sie in der Universitätsstadt gesehen hatte, bei der Oper einige gute Sänger. Hingerissen von der Aufführung merkte sie nicht, wie neugierig das Publikum nach ihr hinsah, daß auch der Fürst sein Augenglas oft auf sie richtete. Bald kam sie zu der Ansicht, daß das Theater noch das beste Vergnügen der Residenz sei, und der Gatte hielt darauf, daß sie diese Zerstreuung nicht entbehrte, obgleich er selbst vielleicht vorgezogen hätte, über seinen Büchern zu bleiben oder ein Aktenbündel des Archivs zu durchsuchen. In den Zwischenakten sah Ilse dann neugierig hinunter auf die Menschen, die ihr alle fremd waren, und sagte zu Felix: „Hier ist doch die einzige Gelegenheit, wo ich noch Frauen in meiner Nähe habe."

Denn in den Tagesstunden fühlte sie die Einsamkeit. Der Vater hatte einen Geschäftsfreund in der Stadt, sie war gleich am ersten Tage hingegangen, aber in der Familie des kleinen Kaufmanns fand sie Niemand, der ihr zusagte: sie war nach Anweisung des Kammerherrn mit Felix bei den Damen des Hofes umhergefahren ihren Besuch zu machen, in den meisten Häusern war Niemand zu Hause gewesen und sie hatte Karten abgegeben. Spärlich kamen die Gegenbesuche, und es traf sich immer, daß Ilse, wenn sie einmal in die Stadt oder den

Schloßgarten gegangen war, bei der Heimkehr die Karte einer Dame auf dem Tisch fand. Das war ihr gar nicht lieb, denn sie wollte doch wissen, wie sich mit den Frauen hier umgehen ließe. Zwar einige Herren des Hofes stellten sich in den Morgenstunden ein, der Kammerherr und der Hofmarschall, aber auch die Besuche des Kammerherrn wurden kürzer, er sah gedrückt aus, und sprach fast nur von der anhaltenden Unpäßlichkeit des Erbprinzen.

Sehr begierig war Ilse, die Prinzessin kennen zu lernen. Am zweiten Tage nach der Ankunft brachte der Kammerherr die Kunde, daß Ihre Hoheit Herrn und Madame Werner zu festgesetzter Stunde sehen wolle. Ilse stand neben dem Gatten unter Seide und Vergoldung eines fürstlichen Zimmers, die Thür flog auf, eine junge Dame in Halbtrauer schwebte herein. Ilse erkannte auf den ersten Blick die Schwester des Erbprinzen, eine feine zierliche Gestalt, dieselben Augen, nur kecker und glänzender, um den feinen Mund ein reizendes Lächeln. Die Prinzessin neigte gegen sie ernst das kleine Haupt, sprach einige artige Worte zu ihr und wandte sich dann zu Felix, mit dem sie sogleich in lebhaftes Gespräch kam. Ilse sah mit Bewunderung auf die leichten Bewegungen, auf den Takt, mit welchem die Prinzeß Freundliches zu sagen wußte, sie merkte bald, daß aus der schönen Hülle ein lebhafter Geist hervorblickte, den Antworten des Gatten folgten blitzschnell gescheute Einfälle der erlauchten Dame. Zum Schluß wandte sich die Prinzessin wieder an Ilse und sagte, wie sehr ihr Bruder bedaure, daß seine Krankheit ihn des Vergnügens beraube, sie hier zu sehen. Worte und Ton waren sehr gütig, und doch lag etwas von Stolz und fürstlicher Würde darin, was Ilse weh that. Als der Professor bei der Rückfahrt mit Wärme von der liebenswürdigen Dame sprach und ausrief: „Das ist ein ungewöhnlich klarer Geist, wie ihr Aussehen ist auch ihre innere Arbeit von elfenhafter Anmuth,“ da schwieg Ilse still, sie fühlte, daß der Gatte recht hatte, aber ihr war,

als hätte die Prinzessin sie ausgeschlossen von der Annäherung, welche sie ihrem Felix gestattete.

In dieser Stimmung war ihr eine Aufmerksamkeit überraschend und werthvoll. Seit jener Unterredung mit dem Fürsten überbrachte ihr der Hofgärtner jeden Morgen zu derselben Stunde eine Schüssel der prächtigsten Blumen im Auftrage des hohen Herrn. Dabei blieb es nicht, wenige Tage darauf kam der Fürst wieder heran, als Ilse vor der Thür saß. Er frug, ob ein leiser Windzug nicht rathsam mache, in das Haus zu treten; sie geleitete ihn in die Zimmer, er saß dort nieder, forschte angelegentlich, wie sie sich unterhalte, ob sie Bekannte in der Stadt gefunden, und war so gütig um ihr Wohlbefinden bemüht, daß Ilse dem Gatten nach seiner Heimkehr sagte: „Wie trügerisch ist doch die Ansicht, die man über fremde Menschen bildet. Als ich hierher kam, dachte ich mir den Herrn als einen recht hinterhaltigen Mann, und er ist so freundlich und sieht aus wie ein recht guter Hausvater. Nun — Strenge mag bei der großen Wirthschaft hier wohl manchmal nöthig sein."

Das kurze Ansprechen des Fürsten wiederholte sich. Beim nächsten Mal traf er den Professor neben seiner Gattin. Diesmal war der Fürst ernster als sonst. „Wie waren Sie mit dem Erbprinzen zufrieden?" frug er den Professor.

„Die Vortragenden rühmten seinen Fleiß, unter den Studenten hatte er Popularität gewonnen, man sah ihn allgemein mit Bedauern scheiden."

Der Fürst horchte auf das Wort Popularität. „Wie hat der Prinz verstanden sich diese zu erwerben?"

„Er hat Redlichkeit und entschiedenen Willen bewiesen, man hatte Zutrauen zu seinem Charakter."

Der Fürst sah prüfend auf den Professor und erkannte aus der ruhigen Haltung, daß dies nicht unwahre Höflichkeit war.

„Die Zuneigung der Studenten hat sich auch beim Ab-

gange des jungen Herrn durch ein feierliches Ständchen bewiesen," fiel Ilse ein.

„Ich weiß," versetzte der Fürst, „ich nahm an, daß Weidegg dabei etwas reichlich das Seine gethan habe."

„Es war freier Wille und warme Empfindung der Studentenschaft," versicherte der Gelehrte.

Der Fürst schwieg.

„Auch uns Frauen ist der junge Herr lieb geworden," setzte Ilse das Lob fort, „und in unserm Hause sahen wir traurig den Stuhl leer, auf dem Se. Hoheit an unsern Theeabenden gesessen hatte."

Immer noch schwieg der Fürst, endlich begann er in herbem Ton: „Was Sie mir sagen, überrascht mich. Ich darf Sie als Lehrer des Prinzen betrachten und zu Ihnen offener sprechen als gegen meine Umgebung. Der Prinz ist eine schwache Natur, und ich habe kein Vertrauen zu seiner Zukunft."

„Bei uns machte er den Eindruck, daß hinter schüchterner Zurückhaltung doch Anlage zu einem wackern und charakterfesten Wesen vorhanden sei," versetzte der Professor ehrerbietig.

Ilse dachte, daß jetzt der Augenblick sei, dem Prinzen etwas Gutes durchzusetzen. „Wenn ich wagen darf, vor Ew. Hoheit auszusprechen, was auch mein Gatte denkt, der Prinz wünschte sich nähere Kenntniß der Landwirthschaft; da ich auch vom Lande bin, so werden Ew. Hoheit mir verzeihen, wenn ich diese Schule unserem theuren jungen Herrn am liebsten gönnen würde."

„Auf dem Gut Ihres Vaters?" frug der Fürst kurz.

„Wo es auch sei," versetzte Ilse arglos.

„Mir selbst hat er nie etwas von solchen Wünschen gesagt," schloß der Fürst sich erhebend. „In jedem Falle bin ich Ihnen für den Antheil dankbar, den Sie an seiner Zukunft nehmen."

Er entfernte sich mit gehaltenem Gruß zu den Geschäften des Tages. Der Tag wurde hart für Alle, welche mit ihm zu thun hatten. Er ritt mit seinem Adjutanten weit hinaus in eine hügelige Waldlandschaft, wo seine Soldaten nach einem Nachtmarsch Felddienst übten. Sonst kümmerte er sich wenig um militärische Einzelheiten, heut hetzte er die Leute und seine Adjutanten durch plötzliche Aenderungen der Disposition weit umher. Als die Soldaten ermattet heimzogen, besichtigte er noch ein entferntes Gestüt und eine Waldpflanzung und strich stundenlang auf rauhen Bergwegen einher. Niemand machte es ihm zu Dank, nur Tadel und bittere Bemerkungen fielen von seinen Lippen. Am Abend war Hofconcert, todmüde stand der Adjutant im Saale und zählte die Minuten bis zu seinem Rückzuge. Da forderte ihn der Fürst, als er den Hof entließ, noch in sein Arbeitszimmer. Hier setzte sich der Fürst auf einen Lehnsessel in die Nähe des Kamins und sah in die Flamme, legte zuweilen ein Scheit an, hielt den silbernen Griff des Feuerhakens in der Hand, und schlug nach längern Pausen mit dem eisernen Haken an die metallene Einfassung des Feuerrahmens. Unterdeß stand der Adjutant einige Schritt hinter ihm, eine Stunde, zwei Stunden, einer Ohnmacht nah, erst mitten in der Nacht erhob sich der Fürst und sagte: „Sie werden müde sein, ich will Sie nicht länger aufhalten.“ Er sprach das mit sanftem Tone, aber in seinen Augen glitzerte ein unheimlicher Schein, und der Adjutant gestand später seinen nächsten Freunden, er werde den Blick nicht vergessen, solange er lebe.

„Zum dritten Mal hat der Fürst den Pavillon besucht,“ berichtete der Kammerherr dem Erbprinzen, welcher mit verhülltem Hals in seinem Zimmer saß. Der Erbprinz sah auf das Buch nieder, das er vor sich hingelegt hatte. „Fühlen sich die Gäste wohl in ihrer Umgebung?“

„Von Frau Professorin möchte ich das nicht behaupten, ich fürchte, sie geräth hier in eine schwierige Lage. Die auf-

fallende Auszeichnung, welche des Fürsten Hoheit ihr zu Theil werden läßt, und gewisse alte Erinnerungen, welche sich an den Pavillon knüpfen —"

Der Prinz stand auf und sah den Kammerherrn so finster an, daß dieser verstummte.

„Der Fürst war heut sehr ungnädig," fuhr der Kammerherr gedrückt fort. „Als ich über Ew. Hoheit Befinden berichtete, fand ich eine Aufnahme, welche nicht ermuthigend war."

Der Erbprinz trat an das Fenster. „Die Luft ist mild, Weidegg, ich will versuchen, morgen auszugehen."

Der Kammerherr war sehr unsicher, welche Aufnahme dieser Entschluß des Erbprinzen finden werde, er entfernte sich schweigend.

Als der Prinz allein war, riß er den Shawl von seiner Brust und warf ihn in eine Ecke. „Thor, der ich war, ich wollte sie vor dem Geschwätz bewahren und habe Schlimmeres herbeigeführt. Ich selbst sitze hier in der Kartause und der Fürst macht ihr an meiner Statt seine Besuche. Es war ein feiges Mittel. Vermag ich nicht abzuwenden, was über die Arme heraufzieht, so will auch ich meine Rolle in dem Stück spielen, das hier beginnt."

Als der Prinz am nächsten Morgen bei seinem Vater eintrat, begann dieser mit ruhiger Kälte: „Ich höre von Fremden, daß du dir Einblick in eine Landwirthschaft ersehnt hast. Der Wunsch ist verständig. Ich will daran denken, wie du Gelegenheit erhältst, diese Kenntnisse irgendwo auf dem Lande zu erwerben. Das wird auch für deine Gesundheit vortheilhaft sein und deiner Neigung zu poetischem Stillleben entsprechen."

„Ich werde thun, was mein lieber Vater mir befiehlt," antwortete der Erbprinz und verließ das Zimmer.

Der Fürst sah ihm nach und murmelte: „Kein anderer Laut in seiner Kehle als feige Ergebung, stets dieselbe unter=

würfige Geduld. Ihm zuckte keine Miene, keine Wimper, als ich das Unwillkommene befahl. Ist möglich, daß dieser schlaffe Knabe in der Verstellung ein Meister ist, der mich und uns Alle hintergeht?"

Wenn Ilse trotz der Auszeichnung, welche der Fürst ihr zu Theil werden ließ, doch etwas von den dunklen Schatten ahnte, welche über dem Pavillon lagen, weit anders war die Stimmung ihres Gatten. Er lebte bereits mitten in kleinen reizvollen Untersuchungen, zu denen ihm das Antikenkabinet Veranlassung gab, und die Poesie seines ernsten Geistes arbeitete geschäftig, ihm den Aufenthalt in der Residenz mit glänzendem Schein zu umziehen. Er war ein Jäger, der reine Bergluft athmend mit leichtem Schritt auf seinem Jagdgrund schreitet, während um ihn der Sonnenstrahl Moosgrund und Haidekraut vergoldet. Jetzt war für ihn die Zeit gekommen. wo in den Bereich seiner Hand kam, was er seit Jahren geträumt hatte. Zwar die neue Spur der Handschrift blieb undeutlich. Was aus jenen Truhen geworden war, die in dem alten Briefe erwähnt wurden, war noch nicht zu ermitteln. In der Bibliothek des Fürsten, in einer Büchersammlung der Stadt fanden sich weder Handschriften noch andere Bücher, welche aus der Habe des Klosters Rossau eingereiht sein konnten. Er hatte die Bekanntschaft mit dem Oberjägermeister erneuert, auch dieser wußte keinen Raum zu nennen, wo altes Jagdgeräth aufbewahrt werde. Er durchlief alte Verzeichnisse des Marschallamtes, nirgend waren die Kisten zu erkennen. Aber befremdlicher blieb, daß der Name eines fürstlichen Schlosses Solitude auch in der Residenz ganz unbekannt war, kein Druckwerk, kein altes Papier enthielt den Namen. Wenn auch durch einen Brand in der Hofkanzlei viele Akten vernichtet waren, aus dem Erhaltenen mußte sich doch eine Kunde auffinden lassen. Doch das Schloß war, wie aus einer alten Sage, verschwunden und versunken; auch außerhalb des fürst-

lichen Gebietes, in angrenzender Landschaft haftete nirgend dieser Name. Offenbar war er wenig bekannt und bald mit einem andern vertauscht worden. Wie seltsam aber auch dieser Umstand war, durch die Nachricht des Studenten hatte jener alte Brief des Beamten eine Bedeutung gewonnen, die dem Suchenden guten Erfolg wahrscheinlich machte. Denn erst vor wenig Jahren hatte Jemand, der von dem Werth solcher Nachrichten nichts wußte, die Kiste von Rossau gesehen, sie war nicht mehr ein täuschendes Bild aus ferner Vergangenheit, jeden Tag konnte ein glücklicher Zufall darauf führen. Vorläufig nur ein Zufall. Aber wenn der Professor auf das Schieferdach des fürstlichen Schlosses blickte und die großen Treppen hinaufstieg, kam ihm immer die frohe Ahnung, daß er jetzt seinem Fund nahe sei. Mit Hülfe des Kastellans hatte er bereits den ganzen Schloßboden durchsucht, er war unter den mächtigen Balkenlagen des alten Baues herumgeklettert wie ein Marder, und hatte alte Dachkammern geöffnet, deren Schlüsselbart vielleicht seit einem Menschenalter nicht im Schlosse gedreht war. Er hatte nichts gefunden. Aber es gab noch andere Häuser des Fürsten in der Stadt und Umgegend, und sein Entschluß stand fest, in der Stille eines nach dem andern zu durchsuchen.

In dieser Zeit treibender Unruhe, wo die Phantasie stets neue Aussichten öffnete, war ihm der Verkehr mit gefälligen Menschen sehr erfreulich. Er selbst innerlich angeregt, zeigte sich als guter Gesellschafter und beobachtete mit heiterem Antheil das Treiben seiner Umgebung. Der Fürst zeichnete ihn auffallend aus, die Cavaliere waren zuvorkommend, er schritt sicher und ohne Ansprüche neben ihnen dahin.

Der Kammerherr berichtete dem Professor, wie gut er der Prinzessin gefallen habe, und Felix freute sich, daß an einem Vormittage auch sie mit ihrer Hofdame das Antikenkabinet besuchte und um seine Führung bat. Als die Prinzessin sich dankend entfernte, bat sie ihn noch, ihr Bücher anzuweisen, aus denen sie sich selbst ein wenig über den Theil des antiken

Lebens unterrichten könne, dessen Trümmer er ihr gewiesen, sie erzählte ihm von einer antiken Vase, die sie besitze, und forderte ihn auf, diese bei ihr anzusehen.

Jetzt stand der Gelehrte neben der Prinzessin vor der aufgestellten Vase. Er erklärte ihr den Inhalt des Bildes und erzählte Einiges über altgriechische Töpferarbeit. Die Prinzessin führte ihn in ein anderes Zimmer und wies ihm werthvolle Handzeichnungen: „damit Sie Alles sehen, was ich von Kunstsachen besitze.“ Während er diese ansah, begann sie plötzlich: „Sie haben jetzt etwas von uns kennen gelernt, wie sind Sie mit uns zufrieden?“

„Man ist mir sehr freundlich entgegengekommen,“ erwiederte der Professor, „das thut dem Selbstgefühl wohl, mir macht Freude ein Tagesleben zu sehen, das von dem meines Kreises abweicht, und Menschen, welche anders geformt sind.“

„Und worin finden Sie uns anders geformt?“ frug die Prinzessin angelegentlich.

„Die Gewöhnung, sich in jedem Augenblick schicklich darzustellen und unter Andern seine Stellung zu behaupten, giebt den Personen eine leichte Sicherheit, welche sehr wohlthuend wirkt.“

„Das wäre ein Vorzug, den wir mit jedem erträglichen Schauspieler theilen,“ versetzte die Prinzessin.

„In jedem Fall ist es ein Vortheil, immer dieselbe Rolle zu spielen.“

„Sie meinen, es ist deßhalb keine Kunst, wenn wir Virtuosität erwerben und unsere Sache besser machen,“ fiel die Prinzessin lächelnd ein, „aber darin liegt auch eine Gefahr, wir werden von klein so sehr daran gewöhnt, uns angemessen zu erweisen, daß unsere Aufrichtigkeit zuweilen in Gefahr kommt, wir beobachten die Wirkung unserer Worte, und wir denken leicht mehr an die gute Wirkung als den wahrhaften Inhalt der Reden. Ich selbst, während ich mit Ihnen spreche, bemerke mit Vergnügen, wie ich Ihnen gefalle, ich bin auch

nichts weiter als eine arme Prinzessin. Aber wenn Ihnen an uns die Virtuosität im Präsentiren der eigenen Person gefällt, uns zieht ebensosehr ein Wesen an, das sicher in sich ruht, ohne auf äußere Darstellung zu achten, und wir finden vielleicht Mängel in der Form, einen kräftigen Ausdruck und dergleichen grade interessant, immer vorausgesetzt, daß man uns nicht verletzt, denn darin sind wir empfindlich. Wer uns auf die Dauer gefallen will, der thut gut, unsere Ansprüche jeden Augenblick zu schonen. Ich will nicht, daß Sie mich so behandeln," unterbrach sie sich, „aber ich denke dabei doch an Sie. Gestern hörte ich, wie Sie dem Fürsten gradezu widersprachen. Bitte, schonen Sie unsere Schwäche, ich möchte, daß Sie sich recht lange bei uns gefielen."

Der Professor verneigte sich. „Wenn ich im Widerspruch wärmer wurde als nöthig war, so bin ich einer Versuchung unterlegen, welche Männern meines Berufes gefährlich wird. Disputiren ist die Schwäche der Gelehrten."

„Gut, wir rechnen mit unseren Eigenheiten gegen einander ab. Sie aber sind in der glücklichen Lage, stets frischweg anzugreifen, wir immer in der entgegengesetzten, uns vorsichtig zu vertheidigen. Die große Sorge, welche uns von Jugend auf jeden Augenblick am Kleide zieht, ist die, daß wir uns nichts vergeben. Bei Ihnen streitet man sich wahrscheinlich selten um den Vorrang, ich fürchte, auch Ihnen ist sehr gleichgültig, welche Stufe Sie in unserer Rangordnung einnehmen, uns ist dergleichen große Angelegenheit, nicht nur unserm Hofstaat, noch mehr uns selbst. Viele von uns sind Tage lang unglücklich, weil sie nicht bei Tafel den Platz erhalten, den sie beanspruchen. Mancher Besuch unterbleibt deßhalb, alte Verbindungen werden abgebrochen, und es giebt allerlei unfreundliches Gezänk hinter der Scene. Treten wir einmal klugen Leuten von Ihrer Art gegenüber, dann lachen wir wohl selbst über die Schwäche, aber wenige sind frei davon. Auch ich habe schon um meinen Platz bei der Tafel gefochten und

mit dem Fächer Wind gemacht," setzte sie mit muthwilliger Offenheit hinzu.

„Niemand mag sich in jedem Augenblick von den Anschauungen seiner Umgebung frei erhalten," versetzte artig der Professor. „Vor hundert Jahren war im Leben des Bürgers derselbe peinliche Eifer um Rang und gesellige Bevorzugung. Bei uns ist das anders geworden, seit unser Leben einen stärkern geistigen Inhalt erhielt. In Zukunft wird man auch bei Hof über dergleichen als veralteten Trödelkram lächeln."

Die Prinzeß hob drohend den kleinen Finger. „Herr Werner, das sprach wieder der Gelehrte, verbindlich war das nicht. Wir bewegen uns nicht so sehr im Nachtrabe der Mode und guten Lebensart, daß wir hinter den Menschen zurückgeblieben sind, von denen wir uns gesellschaftlich abschließen."

„Vielleicht grade deßhalb," sagte der Professor, „weil man sich abschließt. Der wärmste Herzschlag unserer Nation war von je in der Mitte zwischen oben und unten, von da aus verbreiten sich Bildung und neue Ideen allmälig zu den Fürsten und in das Volk. Sogar Eigenthümlichkeiten und Schwächen einer Zeitbildung steigen in der Regel ein halbes Menschenalter, nachdem die Gebildeten in der Mitte des Volkes darunter gelitten haben, auf die Throne, sie erlangen dort erst Geltung, wenn sie im Volke durch neue Zeitrichtung bereits überwunden sind. Auch deßhalb wird es zuweilen schwer, daß sich Fürst und Volk in ernsten Dingen verstehen."

„O wie haben Sie recht," rief die Prinzessin und trat näher an ihn. „Das ist Verhängniß der Fürsten, unser Aller Unglück, daß die tüchtigste Bildung unserer Zeit selten freundlich auf uns wirkt. Die frische Luft fehlt der Atmosphäre, in der wir leben, wir Alle sind weich und stubenkrank. Was uns nahe tritt, muß sich unsern Vorurtheilen anbequemen, und wir gewöhnen uns, die Menschen nur nach der künstlichen Ordnung zu schätzen, die wir selbst für sie erdacht. Haben

Sie früher einmal mit einem unserer großen Herren in Verbindung gestanden?"

„Nein," versetzte der Professor.

„Haben Sie auch niemals, was Sie geschrieben, einem hohen Herrn übersandt?"

„Ich hatte dazu keine Veranlassung," versetzte der Professor.

„Dann sind Sie sogar unbekannt mit der Scala von Huldbezeigungen, welche wir den Herren Gelehrten gegenüber feststellen. Jetzt mache ich die schöne Belehrung über Thonvasen quitt, die ich von Ihnen erhalten, auch ich gebe Ihnen Unterricht. Setzen Sie sich mir gegenüber, Sie sind jetzt mein Scholar." Die Prinzeß lehnte sich in dem Sessel zurück und zog ihr Gesicht in ernste Falten. „Wir nehmen an, Sie sind fromm und gut und schauen ehrerbietig nach dem Stiele des Reichsapfels hin, den wir in der Hand halten. Ihre erste Sendung kommt, ein ansehnliches Buch; der Titel wird aufgeschlagen: Ueber antike Thonvasen. — Hm hm, wer ist der Mann? Man erkundigt sich ein wenig, es ist gut, wenn bereits gedruckte Notizen über Sie zu haben sind. Darauf anerkennende Antwort aus dem Kabinet, kurze Variation nach dem Formular Numero 1. Ihre zweite Sendung erscheint, ein hübscher Einband, ein angenehmer Eindruck, deßhalb wärmere Anerkennung in verbindlichen Ausdrücken nach Formular 2. Dritte Sendung, wieder dick, der Goldschnitt ist untadelhaft, das Kabinet nimmt das Buch in die Hand und erwägt. Ist der Verfasser eine kleine Leuchte, so tritt er in das Stadium der Busennadel, ist er höherer Beachtung werth, durch bekannten Namen, oder was uns sicherer ist, durch einen Titel, so gelangt er in den Gesichtskreis des Ordens. Ein Orden hat Klassen, welche an Fremde genau nach ihrem Titel ausgetheilt werden. Aber wer beharrlich ist und nicht nachläßt immer auf's neue zu verpflichten, der hüpft allmälig wie der Laubfrosch in Jahreszwischenräumen nach der Höhe."

„Ehrerbietigen Dank für die Belehrung," erwiederte der

Professor, „es sei mir gestattet, in diesem Fall das Kabinet in Schutz zu nehmen. Was sollen die erlauchten Herren zuletzt auf gleichgültige Sendungen anders thun, zumal wenn sie in Menge einlaufen?“

„Es war nur ein gutmüthiges Beispiel,“ sagte die Prinzessin, „wie hübsch wir die Stufen zu unserer Gnade nach allen Richtungen gezimmert haben. Uebrigens sind wir bei dem, was wir den Männern schenken, nicht nur artig, sondern auch ökonomisch für uns selbst besorgt. Wer nicht bunte Bänder zu verschenken hat, fühlt sich sehr genirt. Aber,“ fuhr sie in verändertem Ton fort, „in derselben Weise ist ein großer Theil unserer Thätigkeit auf eitlen Schein und leere Form gerichtet; und weil Hunderte so schwach und abhängig sind, daß sie sich dadurch anziehen lassen, meinen wir Millionen an uns fesseln zu können.“

„Manch kleiner Vortheil wird damit erreicht,“ versetzte der Professor, „nur ein Irrthum ist in der Rechnung: wer die Menschen durch ihre Schwächen, Eitelkeit und Hoffahrt an sich bindet, der erwirbt den besten Theil ihres Lebens doch nicht; in ruhigen Zeiten ist diese beflissene Attraction unnöthig, in der Gefahr erweist sie nur die Stärke eines Strohseils.“

Die Prinzeß nickte eifrig mit dem Haupt. „Man weiß das auch recht gut,“ sagte sie vertraulich, „und man fühlt sich gar nicht wohl und sicher, trotz dem massenhaften Ausstreuen von Huld. Was ich zu Ihnen sage, würde meinen erlauchten Verwandten wie Hochverrath klingen, nur weil ich es ausspreche, nicht weil ich so denke. Halten Sie mich nicht für einen weißen Raben, es giebt Klügere als ich, die in der Stille eben so urtheilen, aber wir finden uns aus den Barrieren nicht heraus, und wir klammern uns daran, obgleich wir wissen, daß die Stütze schwach ist. Denn wie der Kolibri die Schlange, so betrachten wir das Antlitz, welches uns die neue Zeit entgegenhält, mit Schauder und hülfloser Erwartung.“ Sie erhob sich. „Doch ich bin ein Weib und habe kein Recht

über diese großen Verhältnisse mitzusprechen. Wenn mir einmal bange wird, gebrauche ich das Vorrecht der Frauen, zu klagen, das habe ich Ihnen gegenüber reichlich gethan. Denn mir liegt ernstlich daran, Ihnen zu gefallen, Herr Werner. Ich wünsche, daß auch Sie mich als ein Weib betrachten, welches Besseres verdient, als gefällige Worte und höfliche Nichtigkeiten. Gönnen Sie mir recht oft die Freude, an Ihrem Urtheil das meine zu berichtigen."

Sie hielt dem Gelehrten mit herzlichem Vertrauen die Hand entgegen. Werner beugte sich tief herab und verließ das Zimmer. Die Prinzeß sah ihm fröhlich nach.

Der Professor trat warm von dem Gespräch in den Pavillon und erzählte seiner Frau den ganzen Verlauf. „Ich habe nicht für möglich gehalten," rief er, „daß in Frauen dieses Kreises ein so freies und hochsinniges Verständniß ihrer Stellung zu finden sei. Das Schönste war die heitere Unbefangenheit ihres Wesens, ein Liebreiz, der sich jeden Augenblick in Accent und Bewegung aussprach. Die kleine Dame hat mich bezaubert. Ich will ihr sogleich das Buch zurecht machen, das sie sich gewünscht hat." Er setzte sich an den Tisch, strich gedruckte Stellen an und schrieb Bemerkungen auf kleine Zettel, die er hineinlegte.

Ilse saß am Fenster und sah mit großen Augen auf den Gatten. Es war kein Wunder, daß die Prinzeß ihm gefiel, Ilse selbst hatte mit dem Scharfsinn einer Frau erkannt, wie fein sie zu gewinnen wußte. Hier war eine Seele, die sich unter dem Zwang ihres Hofes nach dem Verkehr mit einem feingebildeten Mann sehnte, hier war ein kräftiger Geist, der sich über die Vorurtheile seines Ranges erhob, gewandt, leicht beflügelt, mit schnellem Verständniß. Jetzt hatte diese Frau einen Mann gefunden, zu dem sie aufsehen mußte, und sie legte mit ihrer kleinen Hand die Fesseln um seine Brust.

Es wurde dunkel im Zimmer, noch saß Felix, machte Zeichen und schrieb. Die Strahlen der Abendsonne lagen

auf seinem Haupt, um Ilse schwebten die dunklen Schatten des fremden Raumes. Im Rücken des Gatten erhob sie sich von ihrem Stuhl.

„Er ist gut gegen mich,“ klang es in ihr, „er liebt mich, wie man an Jemandem hängt, den man sich gezogen und zum Vertrauten gemacht hat. Er ist nicht wie andere Männer, daß er meine Rechte hinwerfen wird an eine Fremde, er ist arglos wie ein Kind und merkt nichts von der Gefahr, die ihm und mir droht. Hüte dich, Ilse, daß du den Nachtwandler nicht weckst.“

„Ich Thörin! welches Recht habe ich zu klagen, wenn auch einer Andern seine reiche Seele zu Gute kommt? Bleibt nicht genug von dem Schatz seines Lebens noch für mich? Nein,“ rief sie, und schlang die Hände um den Hals des Gatten, „du gehörst mir und ganz will ich dich haben.“

Der Professor sah auf, sein erstaunter Blick brachte Ilse zur Besinnung. „Verzeih,“ sagte sie tonlos, „ich war in Gedanken.“

„Was hast du, Ilse?“ frug er gutherzig. „Deine Wange ist heiß, bist du krank?“

„Es wird vorübergehen, habe Geduld mit mir.“

Der Professor verließ sein Buch und beschäftigte sich ängstlich mit seiner Frau. „Oeffne das Fenster,“ bat sie leise, „die Luft in dem verschlossenen Raume legt sich schwer auf die Brust.“

Er war so herzlich um sie bemüht, daß sie wieder heiter auf ihn sah: „Es war eine thörichte Schwäche, Felix, sie ist vorüber.“

3.

Zwei neue Gäste.

Der Professor stand mit dem Kammerherrn im Arbeitszimmer des Fürsten. Dieser hielt das Memorial in der Hand, welches Werner über das Antikenkabinet verfaßt hatte. „Erst hierdurch erhalte ich ein Urtheil über den Umfang des Katalogs, welchen Sie für nöthig halten. Ich bin bereit, auf Ihre Vorschläge einzugehen, wenn Sie sich verpflichten wollen, die oberste Leitung der neuen Aufstellung und des Katalogs zu übernehmen. Können Sie uns diesen Dienst nicht erweisen, so bleibt Alles wie bisher, denn nur das große Vertrauen, welches ich zu Ihnen habe, und der Wunsch, Sie in meiner Nähe zu behalten, würde mich veranlassen, die nöthigen Opfer zu bringen. Sie sehen, ich mache das Unternehmen von dem Grade der Zuneigung abhängig, welchen Sie selbst für diese Arbeit hegen."

Der Professor entgegnete, daß seine Anwesenheit für die erste Einrichtung wünschenswerth sein möge, und daß er bereit sei, einige Wochen darauf zu wenden. Später werde genügen, wenn er ab und zu die Fortschritte der Arbeiten prüfe.

„Damit bin ich vorläufig zufrieden," sagte der Fürst mit kurzem Bedacht, „unser Vertrag ist also geschlossen. Ferner aber sehe ich, daß es darauf ankommt, einen Arbeiter zu gewinnen, welcher unter Ihrer Leitung das Detail bewältigt. Der Conservator ist dafür nicht brauchbar?"

Der Professor verneinte dies.

„Und können Sie mir einen solchen Gehülfen vorschlagen?"

Der Professor musterte in Gedanken die älteren Mitglieder seines Kränzchens.

Diesmal fiel dem Kammerherrn sogleich der geeignete Mann ein. „Würde nicht Magister Knips für diese Arbeit passen?"

„In der That," sagte der Professor, „Fleiß, Kenntnisse, seine ganze Persönlichkeit machen ihn vortrefflich geeignet. Ich glaube, daß er auf der Stelle zu haben wäre. Auch für seine Zuverlässigkeit gegenüber den Werthstücken könnte ich bürgen. Aber ich darf diese Verantwortung doch nicht übernehmen, ohne Ew. Hoheit mitzutheilen, daß er einmal in seinem Leben durch Mangel an Vorsicht in einen widerwärtigen Handel verwickelt wurde, der nicht mir, aber mehren seiner Bekannten das Vertrauen zu ihm verringert hat."

Darauf erzählte der Professor schonend für alle Betheiligten die Geschichte von dem gefälschten Pergamentblatt des Tacitus.

Der Fürst hörte mit Interesse zu und erwog. „Ueber den Bestand der Sammlungen erlauben die alten Verzeichnisse augenblickliche Controle. Sie halten den Magister für unschuldig an jenem Betruge?"

„Ich halte ihn dafür," sagte der Gelehrte.

„Dann ersuche ich Sie, dem Mann zu schreiben."

Wenige Tage darauf betrat Magister Knips die Residenz. Er trug Reisetasche und Hutschachtel in eine anspruchslose Herberge, hüllte seinen Leib auf der Stelle in die Gewänder, welche er selbst gegen seine Mutter Lohndienertracht nannte, und suchte den Pavillon des Professors auf. Gabriel sah die Gestalt von Weitem durch blühendes Gesträuch heranziehen, den Kopf auf der Schulter, den Hut in der Hand. Denn Knips erachtete für anständig, im Bann des fürstlichen Schlosses das Haupt entblößt zu tragen, und durchschritt wie eine wandelnde Verbeugung den vornehmen Gesichtskreis. Auch der Professor konnte ein Lächeln nicht bergen, als er den höfisch zugerichteten Magister, glatt und duftend, mit zwei tiefen Verbeugungen vor sich sah. „Der Kammerherr hat Sie für diese Thätigkeit vorgeschlagen, ich habe nicht widersprochen. Denn unter der Voraussetzung, daß sie Ihnen in entsprechender Weise honorirt wird, bietet sie Gelegenheit zu einer großen Anstreng-

ung, welche Sie vielleicht für immer aus kleiner Tagesarbeit heraushebt, und welche bei pflichtgetreuer Ausführung nicht nur einzelne von uns, sondern die ganze Wissenschaft zu lebhaftem Dank verpflichten wird. Ihre Leistung hier mag deßhalb für Ihr späteres Leben entscheidend sein. Denken Sie jede Stunde daran, Herr Magister, daß Sie Gewissenhaftigkeit und Treue nicht nur der Wissenschaft, auch dem Eigenthum des Fürsten zu beweisen haben, welcher Sie vertrauend hierher rief."

„Hochwohlgeborner und hochverehrter Herr Professor," erwiederte Knips, „als ich Dero Brief durchgelesen hatte, war mir nicht zweifelhaft, daß Dero gütiges Wohlwollen mir Gelegenheit geben wollte, einen neuen Menschen anzuziehen. Deßhalb, an die Pforte eines unbekannten Lebens tretend, flehe ich tief bewegt vor Anderem um die Fortdauer von Dero guter Meinung, welche ich in treustem Gehorsam verdienen zu können vertraue."

„Gut also," schloß der Professor, „melden Sie sich bei dem Kammerherrn."

Schon am Tage darauf saß Knips vor einer Reihe antiker Lampen, den Frack durch Ueberziehärmel geschützt, die Feder am Ohr, von Büchern der fürstlichen Bibliothek umgeben. Er schlug nach, verglich, schrieb auf und war rüstig in seiner Arbeit, als wenn er sein Lebtag Commis in einem Nippesgeschäft des alten Roms gewesen wäre. Der Kammerherr meldete vor der Tafel heiter dem Prinzen: „Magister Knips ist da," und der Prinz wiederholte der Schwester: „Der weise Knips ist da." „Ah der Magister," sagte der Fürst ebenfalls mit Laune.

In derselben Woche wurde der Fürst von dem Kammerherrn in die Sammlungen begleitet, damit Knips gelegentlich unter die Augen des Herrn gestellt werde. Der Fürst sah neugierig auf den tiefgekrümmten Mann, dem der Angstschweiß ausbrach, und der jetzt völlig einer Maus glich, welche durch starke Bezauberung verhindert wird, in ihrem Loche zu ver-

schwinden. Der Fürst erkannte sogleich, was er subalterne Natur nannte, und das bleiche breitgedrückte Antlitz, das zurückgezogene Kinn und die wehmüthige Miene schienen ihn zu ergötzen. Im Begriff weiter zu gehen, wies er auf den Bücherwall, aus welchem Knips emporgeschossen war: „Sie haben sich schnell heimisch gemacht, ich hoffe, daß Sie bei uns fanden, was Ihnen an Büchern unentbehrlich ist."

„Maßlosen Wünschen entsagend," jammerte Knips in hohem Ton, „habe ich aus Allerhöchstdero Bibliothek vieles Brauchbare zu entleihen mir in tiefster Unterthänigkeit gestattet, Fehlendes aber mit Beihülfe verehrter Gönner aus den Büchersammlungen meiner Vaterstadt herbeizuschaffen gewagt."

Der Fürst ging mit kurzem Kopfnicken weiter, Magister Knips blieb in der Stellung demüthiger Hingabe stehen, bis der Fürst das Zimmer verlassen hatte, dann sank er auf den Stuhl zurück und schrieb, ohne links und rechts zu sehen, an dem angefangenen Worte weiter. So oft der Fürst das Zimmer betrat und verließ, schnellte er auf und fiel zurück, durch Ehrfurcht in einen Automaten verwandelt.

„Sind Sie mit ihm zufrieden?" frug der Fürst den Professor.

„Noch über Erwarten," antwortete dieser.

Der Kammerherr, froh seiner Empfehlung, erinnerte den Fürsten, daß derselbe Magister sich auch als vortrefflicher Wappenmaler erwiesen habe und merkwürdige Kenntnisse in Brauch und Festordnung der alten Höfe besitze. Als der Fürst den Saal verließ, streifte sein Auge vornehm über das gesenkte Haupt des Kleinen, aber Knips konnte mit dem Erfolge dieser Vorstellung zufrieden sein, er war sehr ehrerbietig und sehr bequem für fernere Verwendung befunden.

Ihm wurde sogleich Gelegenheit, seine Brauchbarkeit in einem außerordentlichen Fall zu beweisen. Die Ordnung des Hofes war in allen Stücken musterhaft, nicht am wenigsten, wenn der Fürst eine Aufmerksamkeit zu erweisen hatte. Ein

vertrauter Kabinetsrath zog vor jedem Geburtstag, bei welchem der Fürst durch sein Herz zu einem Geschenk verpflichtet war, nicht weniger vor Volksfesten, welche die Stiftung eines silbernen Bechers oder andern Beweis fürstlicher Theilnahme nothwendig machten, den Tag des Festes nebst der für das Geschenk ausgesetzten Summe aus seinem Verzeichniß und sandte die Anzeige dem Kammerherrn. Denn dieser war mit dem ehrenvollen, aber schwierigen Amte bekleidet, etwas Passendes zu wählen und anzukaufen. Bei Geburtstagen der fürstlichen Familie hatte der Kammerherr aber nur Vorschläge zu machen, der Fürst entschied selbst über Geschenke und Preise. Jetzt nahte der Geburtstag der Prinzessin. Der Cavalier machte deßhalb ihrer Kammerfrau einen Besuch und erkundigte sich unter der Hand, was die Prinzessin sich wohl wünsche. Auf diesem nicht ungewöhnlichen Wege wurde allerlei festgestellt, der Kammerherr fügte aus eignem Antriebe moderne Kleinigkeiten bei, darunter Vorlegeblätter zu bunten Anfangsbuchstaben, welche grade damals in Album und Briefbogen gemalt wurden, denn er wußte, daß die Prinzessin dergleichen gewünscht hatte. Der Fürst wählte aus der Liste und blieb zuletzt an den Vorlegeblättern hängen. „Diese Pariser Fabrikzeichnungen werden der Prinzessin schwerlich gefallen. Können Sie nicht gemalte Buchstaben alter Pergamente von einem Zeichner copiren lassen? Wer hat mir doch Ihren Magister Knips gerühmt? Er soll kleine Handzeichnungen recht zierlich anfertigen."

Der Kammerherr freute sich ehrerbietig des hohen Einfalls und suchte den Magister auf; Knips versprach, alle Buchstaben des Alphabets nach alten Handschriften zu malen, der Kammerherr besorgte unterdeß die Kapsel. Als die Arbeit des Magisters dem Fürsten vorgelegt wurde, war dieser in der That überrascht. „Das sind ja schöne alte Miniaturen," rief er, „wie kommen Sie dazu?" Jeder Buchstabe stand auf altem Pergament so gemalt, daß, wer flüchtig zusah, nicht erkennen mochte, ob die Arbeit alt oder neu war.

Lange sah der Fürst auf die Blätter. „Dies ist ein staunenswerthes Talent; sorgen Sie dafür, daß der Mann nach dem Werth seiner Leistung entschädigt wird.“ Knips gerieth in ehrfurchtsvolles Entzücken, als ihm der Kammerherr die Zufriedenheit des Fürsten in glänzendem Gepräge zu erkennen gab. Dabei aber blieb es nicht. Denn kurz darauf besuchte der Fürst das Antikenkabinet in einer Stunde, wo Knips darin arbeitete. Der Fürst hielt wieder vor dem Magister an. „Ich habe mich über die Bilder gefreut,“ sagte er, „Sie besitzen eine seltene Virtuosität, Auge und Urtheil durch den Schein des Alterthums zu täuschen.“

„Allerhöchste Gnade möge verzeihen, wenn die Nachahmung wegen Kürze der Zeit nur unvollkommen ausfiel,“ erwiederte der gebeugte Knips.

„Ich bin sehr damit zufrieden,“ entgegnete der Fürst und musterte scharf Antlitz und Haltung des kleinen Mannes. Er fing an, dem Magister ein Interesse zu gönnen. „Es kann Ihnen nicht an Gelegenheit gefehlt haben, diese Kunst in lohnender Weise auszuüben.“

„Allerhöchster fürstlicher Huld blieb vorbehalten, die geringe Fertigkeit für mich werthvoll zu machen,“ versetzte Knips, „bis jetzt habe ich solche Nachbildung nur zu meinem eigenen Vergnügen geübt, oder hie und da als Scherz, um einmal Andere zu necken.“

Der Fürst lächelte und entfernte sich mit einer wohlwollenden Bewegung des Hauptes. Magister Knips war sehr brauchbar befunden.

Die Prinzessin saß an ihrem Schreibtisch, die Feder flog in der kleinen Hand, sie blickte zuweilen in ein Buch von gelehrtem Aussehen und schrieb Stellen ab, welche ihr durch Striche bezeichnet waren. Tritte im Vorzimmer störten die Arbeit, der Erbprinz trat ein, neben ihm ein Offizier in fremder Uniform. „Setzt euch, Kinder,“ rief die Prinzeß. „Lege

deinen Sarras ab, Victor, und komm zu mir. Du bist ein hübscher Junge geworden, man sieht dir's an, daß du dich unter fremden Leuten behauptet hast."

„Man schlägt sich durch," versetzte Victor achselzuckend, und stellte den Säbel vorsichtig in die Nähe, daß er ihn mit der Hand erreichen konnte.

„Sei ruhig," tröstete die Prinzeß, „wir sind jetzt sicher, er hat Geschäfte."

„Wenn er das gesagt hat, wollen wir uns nicht darauf verlassen," versetzte Victor. „Du bist ernster geworden, Siddy, auch das Zimmer ist verändert, Bücher und wieder Bücher," er schlug einen Titel auf. „Archäologie der Kunst. Sprich, was thust du mit dem Zeug?"

„Man schlägt sich durch," wiederholte Siddy achselzuckend.

„Siddy beschützt die Wissenschaft," erklärte der Erbprinz. „Wir haben jetzt gelehrte Theeabende, sie läßt Stücke lesen mit vertheilten Rollen. Nimm dich in Acht, du wirst auch daran müssen."

„Ich lese nur Bösewichte," versetzte Victor, „und allenfalls Bediente."

„Das Beiwerk ist mein Theil," sagte der Erbprinz, „das Beste, was an mich kommt, ist ein gutmüthiger Vater, der zuletzt seinen Segen giebt."

„Er hat keinen andern Ton in seiner Kehle," entschuldigte die Prinzeß, „als ruhigen Biedersinn, er protestirt, wenn er mehr als vier Verse hintereinander vortragen soll, dabei entsteht noch jedesmal eine Pause, in der er sich die Lorgnette zurecht rückt."

„Sein eigentlicher Beruf ist Pastor," spottete Victor, „er würde seiner Gemeinde den Genuß kurzer Predigten und eines tugendhaften Wandels verschaffen."

„Höre, wenn er darin besser sein sollte als du, so wäre das noch kein Verdienst. Victor, du stehst bei uns in

dem Ruf, immer noch sehr unartige Streiche zu machen, und uns wird die Bekanntschaft mit deinen Thorheiten nicht erlassen."

„Verleumdung," rief Victor. „Ich bin bei meinem Regiment übel angesehen wegen allzu schroffer Grundsätze."

„Dann bewahre uns der Himmel vor einem Einbruch deiner Kameraden. Mir ist recht, daß du deinen Urlaub in dieser Galeere zubringen willst, aber ich wundere mich darüber. Du bist frei, dir steht die Welt offen."

„Ja, frei, wie eine Dohle, die aus dem Nest geworfen ist," versetzte Victor, „man hat doch Stunden, wo Einem einfällt, daß die Garnison nicht alle Reize einer Heimath hat."

„Und die suchst du bei uns?" frug die Prinzessin. „Armer Vetter! — Aber du warst unterdeß in Campagne, ich gratulire. Wir hören, du hast dich brav gehalten."

„Ich hatte ein gutes Pferd," lachte Victor.

„Und du hast die große Tour bei den Verwandten gemacht?"

„Ich habe die Mysterien dreier Höfe durchgelesen," versetzte Victor. „Zuerst bei der Cousine, unschuldiger Schäferhof und reizendes Stillleben. Der Hofmarschall trägt eine Stickerei in der Tasche, an der er unter den Damen arbeitet. Die Hofdame kommt mit ihrem Bologneser zum Diner und läßt ihn von der Küche füttern. Jede Woche werden zweimal Leute aus der Stadt auf Thee und Backwerk geladen Wenn die Familie den Thee allein nimmt, wird um Haselnüsse gespielt. Ich glaube, sie werden im Herbst vom ganzen Hofe gesammelt. Dann ging's zum Großonkel an den Hof der sechsfüßigen Grenadiere, ich war der kleinste unter der Gesellschaft, den einen Tag waren alle als Generäle costümirt, den Tag darauf Alle als Nimrods in Jagdröcken und Gamaschen; heut wird exercirt, morgen gejagt, Pulver ist der größte Consum des Hofes; auch das Ballet trägt, wie man sagt, unter dem Flor Uniformen. Endlich kam der große Hof der Tante

Louise. Alle in weißen Köpfen mit Puder, hat Jemand jüngeres Haar, so sucht er es so schnell als möglich los zu werden. Abends tugendhafte Familienunterhaltung, wer medisirt, erhält am nächsten Morgen von der Fürstin eine Aufforderung zu Beiträgen für milde Stiftungen. Prinzeß Minna frug mich, ob ich auch fleißig zur Kirche gehe, und als ich ihr sagte, daß ich wenigstens mit unserm Feldprediger regelmäßig Whist spiele, fiel ich in Verachtung; sie tanzte den ersten Contretanz mit ihrem Bruder, ich bekam erst den zweiten. Die Abendgesellschaft genau nach ihren Würden aus den vier Schachteln geholt, jede in gesonderter Aufstellung. Saal der wirklichen Geheimen, der Kammerherren, des Kleinviehes vom Hofe, und außerdem eine Vorhölle für unvermeidliches Bürgervolk, worin Banquiers und Künstler der höchsten Beachtung harren."

„Dies steife Wesen macht uns vor aller Welt lächerlich," rief der Erbprinz.

Die Prinzeß und Victor lachten über den plötzlichen Eifer. „Seit wann ist Benno roth?" frug Victor.

„Ich höre dies von ihm zum ersten Male," sagte die Prinzeß.

„Ein Fürst soll nur Gentlemen in seine Gesellschaft laden, wer darin ist, steht dem Andern gleich," belehrte der Erbprinz.

Wieder lachten die Andern. „Wir danken für den weisen Spruch, Professor Bonbon," rief Siddy.

„In diesem Zimmer war's, wo wir dich als Eule anzogen, Bonbon, und wo du seufzend unter Siddy's Mantel saßest, als der Fürst uns überraschte."

„Und wo du Strafe erhieltest," versetzte Benno, „weil du mich armen Kerl so verunstaltet."

„Mach's ihm noch einmal," rief Siddy.

„Wie du befiehlst." Victor nahm ein buntes Seidentuch, formte zwei Zipfel durch Knoten zu Ohrbüscheln und verhüllte den Kopf des Erbprinzen, der sich das Manöver

ruhig gefallen ließ. Sein ernsthaftes Gesicht mit den dunklen Augenbrauen blickte abenteuerlich aus der Hülle heraus. „Jetzt fehlt der Federrock," rief Siddy, „den denken wir uns dazu. Ich bin die Wachtel und Victor macht den Hahn. Ich kenne noch die Melodie, die wir uns als Kinder erdacht haben."

Sie flog zum Flügel und fuhr über die Tasten, der Erbprinz drehte den Theaterzettel, welchen er in der Tasche trug, zu einer spitzen Düte und stöhnte hinein: „Uhü, Uhü, Frau Wachtel, ich fresse Sie."

Die Wachtel sang: „Pikwerwitt, alter Uhu, 's macht sich nit." Und der Hahn krähte: „Kikeriki, allerliebste Wachtel, ich liebe Sie."

„Das ist nie wahr gewesen, Victor," sagte die Prinzessin unter dem Spiele.

„Wer weiß," entgegnete er, „Kikeriki."

Das Concert war im besten Gange, Victor sprang auf den Teppich, schlug mit den Händen und krähte, der Erbprinz blies auf seinem Stuhle unermüdlich die Klagelaute des Uhu, Siddy bewegte ihr Köpfchen nach dem Takte, sang ihr Pikwerwit und rief dazwischen: „Ihr seid lächerliche kleine Jungen." Da klopfte es leise, schnell fuhren Alle auf, der Säbel flog an seinen Riemen, die Wachtel war im Nu in eine vornehme Dame verwandelt.

„Des Fürsten Hoheit läßt ersuchen, Höchstdenselben allein zu erwarten," meldete der eintretende Kammerdiener.

„Ich wußte, daß er uns stören würde," rief Victor aufbrechend.

„Hinweg ihr Kinder," rief Prinzeß Sidonie. „Noch einmal, mich freut's, Vetter, daß du wieder da bist, wir Drei wollen zusammen halten. Benno ist brav und mein einziger Trost. Vermeide, so oft der Fürst zugegen ist, dich mit mir zu beschäftigen, ich nehme dir nicht übel, wenn du dich gar nicht um mich kümmerst. Der Spion, welcher mir gesetzt wurde, ist jetzt mein Fräulein, die Lossau, jedes Wort, das du

in ihrer Gegenwart sprichst, wird zugetragen. Die Herren kennst du, lustiger sind sie nicht geworden."

„Da ist Benno's Kammerherr heraufgekommen," frug Victor, „der Fürst sprach heut lange mit ihm."

„Er ist gutmüthig, aber schwach," bemerkte der Erbprinz, „und hängt ganz von seiner Stelle ab. Verlaß ist nicht auf ihn."

„Sei diesmal hübsch artig, Victor," fuhr die Prinzessin fort, „sei ein guter Chinese, trage deinen Zopf regelrecht, und benimm dich genau nach den Privilegien des Knopfes, den du auf deiner Mütze führst. Jetzt macht fort, dort hinaus, die Treppe meiner Kammerfrau hinab."

Prinzeß Sidonie eilte dem Fürsten an die Thür des Empfangzimmers entgegen. Der Fürst durchschritt die Räume bis in ihre Arbeitsstube. Er warf einen Blick in das aufgeschlagene Buch. „Wer hat diese Zeichen gemacht?"

„Herr Werner hat mir die wichtigsten Stellen angestrichen," versetzte die Prinzessin.

„Es ist mir lieb, daß du diese Gelegenheit benützest, dich durch einen ausgezeichneten Gelehrten fördern zu lassen. Er ist, wenn man von dem doctrinären Wesen absieht, welches an diesen Meistern der Bücher hängt, ein bedeutender Mensch. Ich habe den Wunsch, ihm für seine opfervolle Thätigkeit den Aufenthalt so angenehm zu machen, als die Verhältnisse erlauben, und ich ersuche, daß du dabei das Deine thust."

Die Prinzeß verneigte sich stumm, die Finger ihrer Hand schlossen sich krampfhaft zusammen.

„Da es unmöglich ist, ihn und seine Frau dem Hofe näher zu stellen, so wünsche ich, daß du die Fremden einmal zu deinen kleinen Theeabenden einladest."

„Mein gnädigster Vater wolle mir verzeihen, wenn ich nicht sehe, wie dies geschehen kann. Die Abendgesellschaft hat bis jetzt immer nur aus meinen Damen und den ersten Mitgliedern des Hofes bestanden."

„So ändere das," sagte der Fürst kalt, „es bleibt dir

unbenommen, noch einen oder den andern von unsern Beamten mit ihren Frauen herbeizuziehen."

„Verzeihung, mein Vater, da dies bis jetzt niemals geschah, würde Jedermann bemerken, daß die Aenderung nur durch die beiden Fremden veranlaßt ist. Es muß üble Nachrede verursachen, wenn ein zufälliger Besuch umzuwerfen vermag, was an diesem Hofe bis zu diesem Tage für erlaubt gehalten wurde."

„Die Rücksicht auf unartiges Geschwätz soll dich nicht abhalten," versetzte der Fürst gereizt.

„Mein gnädigster Vater möge huldvoll die Rücksichten würdigen, welche mich verhindern etwas dergleichen zu thun. Es würde doch mir, der Frau, nicht ziemen, mich über Sitte und Brauch wegzusetzen, welche mein Fürst und Vater für sich selbst bindend erachtet. Du hast geruht, Herrn Werner bei kleiner Hoftafel den Zutritt zu gestatten, ihn würde auch ich, ohne ungewöhnlichen Anstoß zu erregen, an meinem Theetisch sehn dürfen. Die Frau dagegen ist von meinem gnädigsten Vater niemals mit dem Hofe in Verbindung gebracht. Es würde der Tochter schlecht anstehen, zu wagen, was der Vater selbst nicht gethan."

„Dieser Grund ist ein schlechter Deckmantel für bösen Willen," erwiederte der Fürst, „dich hindert nichts, den Hof ganz wegzulassen."

„Ich kann keine Abendgesellschaft, und sei sie noch so klein, ohne meine Hofdamen laden," erwiederte die Prinzessin hartnäckig, „ich darf von meinen Damen nicht fordern, an so rücksichtslos zusammengeladener Gesellschaft Theil zu nehmen."

„Ich werde dafür sorgen, daß Fräulein von Lossau erscheint," versetzte der Fürst in bitterem Tone, „ich bestehe darauf, daß du im Uebrigen nach meinem Willen thust."

„Verzeihung, mein gnädigster Vater," versetzte die Prinzessin in großer Aufregung, „wenn ich in diesem Fall nicht gehorche."

„Du wagst mir zu trotzen?" rief der Fürst in einem

plötzlichen Ausbruch von Zorn und kam der Prinzessin näher, die Prinzeß erblich und trat wie zur Abwehr hinter einen Stuhl.

„Ich bin hier die einzige Dame unseres Hauses," rief sie, „und ich habe in dieser hohen Stellung Rücksichten zu nehmen, von denen mich nicht der Herr dieses Hofes, nicht mein eigener Vater entbinden kann. Führen Ew. Hoheit eine neue Hofordnung ein, ich werde mich willig fügen, was aber Ew. Hoheit heut von mir verlangen, ist keine neue Ordnung, es ist Unordnung, demüthigend für mich und uns Alle."

„Freche, übermüthige Thörin," rief der Fürst, seiner nicht mehr mächtig, „meinst du meinen Befehlen entwachsen zu sein, weil ich dich einmal aus meiner Hand ließ? Ich habe dich wieder hergezogen, um dich festzuhalten, du bist in meiner Gewalt, keine Sclavin ist es mehr. In diesen Mauern gilt kein Wille, als der meine, und wenn du dich nicht beugst, ich weiß verstockten Sinn zu brechen." Er trat drohend auf sie zu. Die Prinzeß wich an die Wand ihres Zimmers zurück. „Ich weiß, daß ich eine Gefangene bin," rief auch sie mit flammenden Blicken, „ich wußte, seit ich hierher zurückkehrte, daß ich in meinen Kerker trat, ich weiß, daß kein Schrei der Angst aus diesen Mauern dringt, und daß eine Sclavin mehr Schutz findet unter den Menschen, als das Kind eines Fürsten gegen den eigenen Vater. Aber in diesem Zimmer habe ich eine Helferin, zu der ich oft flehend aufsehe, und wenn Ew. Hoheit mir jede Möglichkeit nehmen, bei Lebenden Hülfe zu suchen, ich rufe mir zum Schutz gegen Sie die Todten." Sie riß die Schnur eines Vorhangs, das lebensgroße Bild einer Dame wurde sichtbar, in dem sanften Antlitz ein rührender Zug von Trauer. Die Prinzessin wies auf das Bild und sah nach dem Fürsten: „Wagen Ew. Hoheit die Tochter vor den Augen ihrer Mutter zu beschimpfen."

Der Fürst fuhr zurück, ein rauher Ton drang aus seiner Brust, er wandte sich ab und winkte mit der Hand. „Ver-

Hülle das Bild," sprach er tonlos. — „Rege dich und mich nicht unnöthig auf," begann er mit verändertem Ton, „willst du meinen Wunsch nicht erfüllen, es sei, ich bestehe nicht darauf." Er nahm seinen Hut vom Tisch und fuhr in sanfter Stimme fort: „Du bist bei der Bürgerschaft beliebt, das Wetter ist sommerwarm und verspricht Dauer. Ich werde an deinem Geburtstage den Beamten und der Stadt ein Tagesconcert im Park veranstalten; die Liste der Einladungen werde ich dir durch den Obersthofmeister zuschicken. Am Abend ist Gasttafel und Festoper." Der Fürst schritt durch die Thür ohne die Tochter anzusehen, die Prinzessin folgte ihm bis an das Vorzimmer, wo die Dienerschaft stand. Die Prinzessin machte bei der Thür eine tiefe Verbeugung, der Fürst winkte ihr freundlich mit der Hand. Dann flog die Prinzessin in ihr Zimmer zurück, warf sich vor dem Bild auf den Boden und rang die Hände.

Die Prinzen gingen durch den Park, die Spaziergänger grüßten und sahen ihnen nach. Ehrbar und altbärtig rückte der Erbprinz seinen großen Hut, Victor fuhr leicht an die Husarenmütze und nickte zuweilen einem hübschen Gesichte vertraulich zu. „Alles alte Bekannte," begann er, „es freut Einen doch, daß man hier zu Hause ist."

„Du bist immer ein Liebling der Leute gewesen," sagte der Erbprinz.

„Ich habe sie amüsirt und geärgert," versetzte Victor lachend. „Ich fühle wie Herkules den mütterlichen Boden unter mir und bin zu jeder Missethat aufgelegt. Benno, sieh nicht so gelangweilt aus, das leide ich nicht."

„Wenn du nur alle Tage zu derselben Stunde mit mir spazieren gingest, würdest du auch so aussehen," versetzte Benno und blieb vor einem leeren Wasserbassin stehen, worin vier kleine Bären saßen und nach dem Publikum schauten, das ihnen Brot hinabwarf. Der Erbprinz nahm aus den Händen des Wärters, der mit abgezogener Mütze zu ihm trat, einige Brot-

stücke und warf sie gleichgültig den Bären zu. „Und wenn du auf höchsten Befehl dich alle Tage als populären Freund des Volkes zeigen und die dummen Bären füttern müßtest, so würdest du die Bären auch langweilig finden."

„Bah," rief Victor, „es steht ja nur bei dir, diese Mondkälber unterhaltend zu machen." Er sprang mit einem Satz in den gemauerten Raum unter die Thiere, packte den ersten Bär wie einen Hammel, der zur Wollschur getragen wird, und warf ihn auf den zweiten, ebenso den dritten auf den vierten. Ein greuliches Gebrumm und Ohrfeigen der Bären begann, sie balgten heftig mit einander, das Publikum jauchzte vor Vergnügen. „Ihre Hand, Kamerad," rief der Prinz einem Zuschauer, welcher mit lauten Aeußerungen des Beifalls dem Unfug zusah. „Helfen Sie heraus." Der Angerufene, es war Freund Gabriel, hielt beide Hände herunter. „Hier, Excellenz, schnell, daß die Biester nicht in die Uniformhose beißen." Er zog den Prinzen, der sich mit seinen Füßen an die Mauer stemmte, kräftig herauf, Victor sprang leichtfüßig auf den Mauerrand und gab seinem Beistand einen Schlag auf die Schulter. „Dank, Kamerad, wenn Sie einmal im Loch sitzen, halte ich Ihnen auch die Hand entgegen." Das Volk schrie Bravo, es gab ein ehrerbietiges Gelächter, während unten das Fauchen, Kratzen und Beißen nicht aufhörte.

„Man muß Leben in die Verhältnisse bringen," sagte Victor, „wenn mich dein Vater nicht wegjagt, soll es in acht Tagen an euerm Hofe zugehen, wie hier in der Bärengrube."

„Und ich hab's unterdeß weggekriegt," versetzte Benno bekümmert, „einer sagte zum andern, wenn Der doch auch so viel Courage hätte, und damit meinte er mich."

„Sei ruhig, du bist der Weise; vor einsichtsvollen Leuten setze ich deine Tugend in's helle Licht. Zunächst erbitte ich dein Vertrauen. Welcher Dame vom Theater gönnst du deine Aufmerksamkeit, damit ich dir nicht in den Weg komme? Ich wünsche meine Aussichten bei dir nicht zu ruiniren."

„Man will an mir dergleichen durchaus nicht leiden,“ versetzte Benno.

„Nicht leiden?“ frug Victor erstaunt. „Was ist das wieder für eine Tyrannei? Ist hier guter Ton geworden, tugendhaft zu sein? Dann gönne mir wenigstens eine Mittheilung, welche andere Dame aus politischen Gründen von mir nur aus der Ferne bewundert werden darf.“

„Ich glaube, daß du freie Wahl hast,“ versetzte Prinz Benno gedrückt.

„Heil mir, daß ich nicht Erbprinz bin. Was aber hat den Fürsten veranlaßt mich so gnädig hierher einzuladen?“

„Wir wissen es nicht, auch Siddy war überrascht.“

„Und ich Narr glaubte, sie hätte die Hand im Spiele gehabt.“

„Hätte sie etwas dafür versucht, so wäre dir sicher keine Einladung geworden.“

„Daß er mich nicht gern sieht, ist klar, es war ein kühler Empfang.“

„Vielleicht will er dich verheirathen.“

„Mit wem?“ frug Victor schnell.

„Er hat dich doch veranlaßt, bei den Verwandten herumzureisen,“ versetzte der Erbprinz vorsichtig.

„Er? durchaus nicht. Ich wurde aus einer Hand in die andere spedirt und überall wie ein netter Junge behandelt. Das Ganze war offenbar eine Verabredung.“

„Vielleicht steckt eine unserer großen Ehestifterinnen dahinter,“ sagte der Erbprinz.

„Bei mir nicht, verlaß dich darauf. Ich bin bei sämmtlichen geheimen Müttern unseres Vaterlandes, welche die allerhöchsten Familiengefühle unter Aufsicht genommen haben, sehr schlecht angeschrieben, die rühren meinetwegen keinen Finger.“

„Wenn's also der Vater nicht war und Niemand anders, so hat's der Oberhofmeister gethan.“

„Sei gesegnet für diesen Verdacht,“ rief Victor. „Wenn er mich hierher haben wollte, dann steht Alles gut.“

„Hast du ihn gesprochen?"

„Ich war bei ihm, er ließ sich sogleich vom Feldzug erzählen und sprach in seiner Art freundlich, nicht mehr als sonst."

„Dann war er es, verlaß dich darauf."

„Aber warum?" frug Victor, „was soll ich hier?"

„Das mußt du mich nicht fragen, um mich kümmert er sich wenig."

„Warum lenkst du bei jedem Seitenweg vom Pavillon ab," frug Victor, „habt ihr dort Fußangeln aufgestellt? Wetter, welch prachtvolles Gesicht! Sieh du Duckmäuser. Also ihr seid tugendhaft geworden?"

Der Erbprinz erröthete vor Zorn. „Die Dame dort oben hat Anspruch auf die rücksichtsvollste Behandlung," sagte er finster.

„Das ist also die schöne Fremde," rief Victor. „Sie liest. Wenn sie nur einen Blick herunterwerfen wollte, damit man mehr als das Profil sähe. Wir gehn hinauf, du führst mich ein."

„In keinem Fall," versetzte der Erbprinz, „wenigstens jetzt nicht."

Victor sah ihn verwundert an. „Du weigerst dich mich dieser Dame vorzustellen? Ich brauche dich nicht." Er machte sich von ihm los.

„Du bist toll," rief der Erbprinz ihn zurückhaltend.

„Ich war nie mehr bei Sinnen," entgegnete Victor. Er eilte einem Baum zu, der seine niedrigen Aeste in der Nähe des Fensters emporstreckte und kletterte mit der Behendigkeit einer Katze in die Höhe. Ilse sah auf, erkannte den Erbprinzen und einen aufsteigenden Offizier und trat vom Fenster zurück. Victor brach eine Gerte ab und berührte die Scheiben. Man hörte im Hause schellen, das Fenster wurde geöffnet, Gabriel sah heraus. „Immer in der Luft, Excellenz?" rief er, „was befehlen Dieselben?"

„Richten Sie Ihrer Herrin meine ehrerbietige Bitte aus,

sie in einer dringenden Angelegenheit nur einen Augenblick zu sprechen."

Ilse erschien mit ernstem Gesicht am Fenster, hinter ihr der Diener; der junge Herr hielt sich mit einer Hand fest und griff mit der andern grüßend an seine Mütze. „Ich erbitte Ihre Vergebung, gnädige Frau, daß ich diesen ungewöhnlichen Weg wähle, mich Ihnen vorzustellen, mein Vetter dort unten hat mich wider meinen Willen hier heraufgeschickt."

„Wenn Sie hinunter fallen, mein Herr, nehmen Sie die Ueberzeugung auf den Erdboden mit, daß das Klettern unnütz war, die Thür des Hauses steht offen."

Ilse trat zurück, Victor verneigte sich wieder. „Die Dame ist ganz meiner Meinung," rief er strafend dem Erbprinzen zu, „daß du sehr Unrecht gethan hast, mich von der Thür abzusperren."

„Es giebt nach dieser Etourderie keinen Ausweg, als daß wir sogleich hinaufgehen, und um Entschuldigung bitten," versetzte der Erbprinz zornig.

„Das war ja grade, was ich wollte," rief Victor, „man muß den Menschen nur verständig zureden."

Der Erbprinz trat mit seinem Vetter ein, Ilse empfing die Prinzen mit stummer Verbeugung.

„Dies ist derselbe Mann," begann der Erbprinz, „von dem ich Ihnen, gnädige Frau, bereits erzählt habe, er hieß schon als Knabe bei denen, welche sein Wesen kannten, Junker Eulenspiegel."

„Ew. Hoheit hätte es doch nicht thun sollen," versetzte Ilse traurig, „ich bin hier fremd und einer Mißdeutung mehr ausgesetzt als Andere." Sie wandte sich an den Erbprinzen. „Es ist das erste Mal, daß ich Ew. Hoheit seit Ihrer Genesung sehe."

„Ich bin in Gefahr, wieder aus Ihrer Nähe verbannt zu werden," versetzte der Erbprinz, „und Sie haben das gewollt."

Ilse sah ihn befremdet an.

„Sie haben meinem Vater den Inhalt einer Unterredung mitgetheilt, die ich einst mit Ihnen hatte," fuhr der Erbprinz bekümmert fort. „Sie haben dadurch den Fürsten veranlaßt zu beschließen, daß ich von hier auf das Land versetzt werde."

„Ich möchte um Alles nicht, daß Ew. Hoheit von mir glaubten, ich habe ein Vertrauen verrathen. Waren die harmlosen Worte, die ich zu Ihrem Herrn Vater gesprochen, gegen Ew. Hoheit Wunsch, so kann ich zu meiner Entschuldigung nur sagen, daß sie aus der wärmsten Empfindung für Ew. Hoheit hervorgegangen sind."

Der Erbprinz verneigte sich schweigend.

„Dies Terzett ist nur aus Dissonanzen zusammengesetzt," rief Victor. „Alle drei sind wir gekränkt, Jeder durch die beiden Andern; am tiefsten ich, denn mich hat mein ungefälliger Cousin in die Gefahr gesetzt, gänzlich aus Ihrer Gnade zu fallen, bevor ich sie zu gewinnen Gelegenheit hatte. Dennoch bitte ich um die Erlaubniß, mich Ihnen wieder vorzustellen in besserer Beleuchtung, als mir das Baumlaub dort draußen zukommen ließ."

Die Prinzen empfahlen sich, im Freien sagte Victor: „Ich wollte nur wissen, was die Frau Professorin zu bedeuten hat, ich merke jetzt, daß es für mich in keinem Fall rathsam ist, meine Ehrerbietung geräuschvoll zu Füßen zu legen. Sei mir nicht böse, Benno, ich bin kein Spielverderber, kannst du mich brauchen, so befiehl über mich."

Der Erbprinz blieb stehen und sah seinen Vetter so schmerzlich an, daß dieser auch ernsthaft wurde. „Willst du mir einen Dienst erweisen, für den ich dir dankbar sein werde, weil ich lebe, so hilf dazu, daß die Bewohner jenes Hauses unsere Gegend so schnell als möglich verlassen. Es bringt kein Glück uns nahe zu sein."

„Sag's ihnen doch grade heraus, dir werden sie mehr glauben als mir."

„Welchen Grund soll ich angeben?" frug der Erbprinz.

„Es giebt nur einen, und ich bin der letzte, der ihn aussprechen darf.“

„Die Frau sieht wenigstens aus, als wüßte sie recht gut sich selbst zu berathen,“ tröstete Victor. „Größere Sorge habe ich um dich, ich sehe, du bist in Gefahr diesmal mit dem Fürsten zu sehr einer Meinung zu sein. Wirst du nicht wenigstens Einwürfe wagen, wenn er dich fortschicken will?“

„Mit welchem Recht?“ frug der Erbprinz. „Er ist mein Vater, Victor, und mein Herr. Ich bin der erste seiner Unterthanen, mir ziemt es, der gehorsamste zu sein. Solange er mir nichts befiehlt, was gegen mein Gewissen ist, bin ich verbunden, ihm auf der Stelle zu gehorchen. Das ist die Richtschnur, die ich für mein Thun gezogen habe. Aus innerer Ueberzeugung.“

„Gesetzt aber,“ warf Victor entgegen, „ein Vater wollte seinen Sohn entfernen, um Andern Unheil zu brauen, denen der Sohn Antheil gönnt?“

„Ich meine, der Sohn müßte doch gehen,“ versetzte der Erbprinz, „wie schwer es ihm auch wird; denn ihm ziemt nicht einmal einen Verdacht gegen den Vater in seiner Seele zu dulden.“

„Mehr Sohn als Prinz,“ rief Victor, „und wir sind am Ende, tugendhafter Benno. Ah, Bergau, wohin?“

Der angeredete Hofmarschall versetzte bedrängt: „Nach dem Pavillon, mein Prinz.“

„Haben Sie Näheres über den Schrecken gehört,“ frug Victor geheimnißvoll, „den man im Schlosse des Großonkels gehabt hat? über eine Frau oder vielmehr Erscheinung, die in Wirklichkeit ein Geist war, der als Gespenst auftrat, mit einem Getöse, welches als Gepolter anfing und mit einem Trauermarsch endete, wobei die Thüren zitterten und die Kronleuchter klirrten wie ein Schellengeläut? Nichts gehört?“

„Nicht das Geringste; welche Erscheinung? wann? und wie?“

„Ich weiß durchaus nichts,“ versetzte Victor. „Kommt

Ihnen etwas zu Ohren, so bitte ich um Nachricht.“ Das versprach der Hofmarschall und eilte vorwärts.

Der Hofmarschall war in seinem Dienst untadelhaft, er kannte alle Tafelgedecke und Gläser persönlich, überflog gewissenhaft die Rechnungen, sorgte für einen guten Weinkeller und verstand gründlich die Repräsentation seiner Charge. Außerdem war er ein wackerer Edelmann, fromm, mit reichem Kindersegen beglückt, aber er war nicht, was man einen großen Geist nennt. Diese letzte Eigenschaft machte ihn bisweilen zu einem werthvollen Kämpfer des Hoflagers, denn er verfocht mit der Sicherheit eines Fanatikers den geheiligten Brauch seines Hofes gegen unberechtigte Ansprüche fremder Gäste, und wurde vom Fürsten wohl einmal als Sturmbock benutzt, um eine Mauer anzurennen, welche ein Anderer vorsichtig umging. Heut trat der Hofmarschall bei Ilse ein, im Herzen unwillig über den Auftrag, den er geschickt auszuführen befehligt war. Er traf die Frau Professorin in ungünstiger Stimmung. Die Dreistigkeit Victors, der geheime Vorwurf in den Worten des Erbprinzen hatten sie unzufrieden mit sich selbst gemacht, und mißtrauisch gegen die unklaren Verhältnisse, von welchen sie umgeben war. Der Hofmarschall rührte lange die Bowle um, aus welcher er einzuschenken hatte, er drehte die Unterhaltung auf Ilse's Heimath und ihren Vater, den er nach seiner Annahme einmal bei einer Thierschau gesehen hatte. „Ein schönes Gut, wie man hört, sehr respectabler Charakter.“ Ilse, über jedes Lob ihrer Lieben erfreut, ging arglos auf dies Gespräch ein und erzählte von Gütern und Nachbarn in ihrer Gegend. Endlich begann der Hofmarschall: „Herr Bauer ist jeder Auszeichnung würdig; verzeihen Sie mir deßhalb eine Frage: Hat Ihr Vater denn niemals den Wunsch gehabt, geadelt zu werden?“

„Nein,“ versetzte Ilse und sah den Hofmarschall groß an, „wie sollte er zu diesem Wunsch kommen?“

„Ich enthalte mich aller Bemerkungen über die günstigen

Folgen, welche eine solche Erhebung für die Carriere Ihrer Geschwister haben würde, sie liegen auf der Hand. Es ist leicht zu begreifen, daß bescheidenes Selbstgefühl einen Mann verhindern kann, sich um diesen Vorzug zu bewerben. Ich bin aber überzeugt, daß des Fürsten Hoheit auch im eigenen Interesse eine solche Verleihung gern sehen würde. Denn die Stellung Ihres Herrn Vaters zu meinem gnädigsten Herrn würde dadurch viel günstiger."

„Es ist eine recht günstige Stellung," sagte Ilse.

„Ich darf wohl bei den persönlichen Beziehungen, in welche Sie zu unsern hohen Herrschaften getreten sind, darüber offener sprechen," fuhr der Hofmarschall sicherer fort. „Für des Fürsten Hoheit, und für uns Alle würde werthvoll sein, wenn Höchstderselbe bei gelegentlicher Anwesenheit in jener Gegend ein Haus fände, in welchem eine gastliche Aufnahme möglich wäre."

Erstaunt unterbrach ihn Ilse: „Ich bitte, Herr von Bergau, mir das näher auseinanderzusetzen, ich verstehe von diesen Dingen gar nichts. Der Fürst hat doch schon einigemal unser Haus mit seiner Anwesenheit beehrt."

Der Hofmarschall zuckte die Achseln. „Man hat in der Noth das freundliche Anerbieten Ihres Herrn Vaters angenommen, es mußte immer ein kurzes, wie gelegentliches Absteigen bleiben, denn wenn auch Ihr Vater selbst in seiner amtlichen Stellung für diese Ehre nicht ganz ungeeignet war, so fehlte doch die Hausfrau, welche die Honneurs des Hauses machen konnte."

„Ich vertrat diese Stelle, so gut ich vermochte," sagte Ilse.

Der Hofmarschall verneigte sich. „Es hat Erwägungen gekostet, wie das Frühstück einzurichten wäre, ohne die Frauen des Hauses zu beleidigen, und es war sehr willkommen, daß Herr Bauer ganz davon absah, für die Frauen eine Theilnahme daran zu verlangen. Gestatten Sie mir endlich noch die Bemerkung, eine Standeserhöhung Ihres Vaters würde

sogar für Sie sehr werthvoll sein. Denn Ihr Herr Gemahl ist als Gelehrter von ausgezeichneten Verdiensten ebenfalls in der Lage, daß ein angedeuteter Wunsch desselben ihm Rang und Stand verschaffen könnte, welche ihn bei Hofe etabliren. Unter diesen Voraussetzungen aber würde sich auch für Sie ein Zutritt bei Hofe, wenn auch mit Beschränkungen durchsetzen lassen. Dem Fürsten und der Prinzessin wäre durch unsere Hofordnung Gelegenheit gegeben, Ihnen bisweilen im Schlosse bei Gegenwart der Chargen Zutritt zu gestatten, zu größerem Hofball und Hofconcert wären Einladungen möglich."

Ilse stand auf. „Es ist genug, Herr Hofmarschall, jetzt verstehe ich. Was mein Vater thut, wenn ihm angeboten wird, wovon Sie sprechen, glaube ich zu wissen; er wird lachen und das Angebotene zurückweisen, und er wird sagen, wenn unser bürgerliches Haus unserm Landesherrn nicht gut genug ist darin einzukehren, so verzichten wir auf diese Ehre. Ich aber habe im Zurückweisen nicht die Ruhe, welche ich meinem Vater zutraue, und ich sage Ihnen, mein Herr, wenn ich eine Ahnung gehabt hätte, daß ich als Frau der hiesigen Gesellschaft nicht für vollberechtigt gelte, ich würde keinen Fuß hier her gesetzt haben."

Mit Mühe bezwang Ilse den Zorn welcher in ihr arbeitete. Der Hofmarschall war bestürzt und versuchte sich in zudeckender Rede, aber mit Frau Ilse war nicht mehr zu verhandeln, sie blieb stehen und zwang ihn dadurch zum Aufbruch.

Der Professor fand seine Frau im dunklen Zimmer vor sich hinbrütend. „Willst du einen Adelsbrief haben?" rief sie aufspringend, „er wird auf der Stelle für dich ausgefertigt und für den Vater auch, damit wir alle den Vorzug erhalten, volle Menschen zu werden, mit denen die Leute im Schloß verkehren können, ohne sich gedemüthigt zu fühlen. Es wird ihnen unbequem, daß sie uns nur wie gelegentlich sehen können. Ich weiß jetzt, weßhalb ich allein speise, und weßhalb der Fürst in Bielstein nicht unsere Wohnstube betrat. Uns thut ein neuer Name noth, damit wir die Bildung und den Anstand

erhalten, welche uns würdig machen, zu Hofe zu gehen. Uns noch nicht einmal, vielleicht unsere Kinder. Kannst du das anhören, ohne vor Scham zu erröthen, daß wir hier sind? Sie füttern uns wie fremde Thiere, die sie sich aus Neugierde anschaffen und wohl wieder aus dem Pferch hinausjagen."

„Holla, Ilse," rief Felix, „du verwendest mehr Pathos als nöthig ist. Was kümmern uns die Vorurtheile der Menschen hier? Wir sind hergekommen, weil sie etwas von uns begehrten, wir etwas bei ihnen suchten. Hat der Fürst nicht Alles gethan, uns den Aufenthalt in der Weise angenehm zu machen, wie wir sie gewohnt sind? Wenn die Leute hier durch den Brauch, in dem sie erzogen sind, und durch die Sitte ihres Kreises veranlaßt werden, den Verkehr mit uns durch bestimmte Formen abzugrenzen, was kümmert das uns? Wollen wir ihre Vertrauten werden und mit ihnen zusammen leben, wie mit unsern Freunden daheim? Solches Aufschließen unserer Seelen haben sie sich doch noch nicht verdient. Als wir herkamen, traten wir in ein einfaches Contractverhältniß, wir übernahmen auch die Verpflichtung, uns in ihre Lebensordnung zu fügen."

„Und wir behielten die Freiheit, von hier zu gehen, sobald uns diese Ordnung nicht mehr gefällt."

„Ganz recht," versetzte der Professor, „sobald wir einen ausreichenden Grund haben, sie unerträglich zu finden. Ich meine, das ist nicht der Fall. Man verlangt von uns nichts Entwürdigendes, ja man zeigt uns beflissene Aufmerksamkeit, was kümmert uns der Theil ihres Lebens, den sie uns nicht geben, und den wir zu begehren weder Recht noch Veranlassung haben."

„Täusche uns beide nicht," rief Ilse. „Wenn in unserer Stadt Jemand zu dir sagte, du darfst nur meine Schuhe ansehen, aber den Blick nicht bis zu meinem Gesicht erheben, du darfst nur im Freien mit mir zusammen kommen, aber nicht in meinem Hause, ich kann nur stehend bei dir essen, aber an deinem Tisch niederzusitzen verbietet mir meine Würde,

was wirst du, der du so stolz in deinem Kreise stehst, einem solchen Thoren antworten?"

„Ich werde nach dem Grund seiner Befangenheit fragen, vielleicht ihn bedauern, vielleicht mich von ihm wegwenden."

„So thu's hier," rief Ilse. „Denn wir sind geladene Gäste, vor denen die Hausleute die Thür zusperren."

„Ich wiederhole dir, wir sind nicht Gäste, welche geladen wurden, mit den Menschen hier gesellig zu verkehren. Ich bin zur Arbeit hergerufen, und ich habe diesen Ruf angenommen, weil ich für meine Wissenschaft so Großes suche, daß ich weit andere Uebelstände ertragen müßte, als etwa unbequeme Gewohnheiten des Hofes. Dies wichtigste Interesse darf ich nicht auf's Spiel setzen durch ein Auflehnen gegen gesellige Ansprüche, die mir nicht gefallen. Grade, weil ich ohne besondere Ehrfurcht auf diese Ordnung sehe, stört sie mir nicht die Laune."

„Es thut aber weh und macht zornig, daß Menschen, an deren Leben man Antheil nimmt, an so greulich veraltetem Trödel hängen," rief Ilse immer noch erbittert.

„Das also ist es?" frug Felix. „Wir sorgen auch um das Seelentheil der Anspruchsvollen selbst? Das läßt sich eher hören. Nun, an jedem Privilegium hängt ein alter Fluch, der die Meisten trifft, welche daran Theil haben. Das mag auch von den Vorrechten des Hofes gelten. Das Leben unserer Fürsten ist in den Bann bestimmter Kreise eingeschlossen, Anschauung und Vorurtheil einer Umgebung, die sie sich nicht frei wählen dürfen, umgiebt sie vom ersten Tage ihres Lebens bis zum letzten. Daß sie nicht stärker und freier sind, rührt zum großen Theil von der engen Atmosphäre, in welche sie durch die Etikette gebannt sind. Das ist ein Unglück nicht nur für sie selbst, ist für uns Alle ein Leiden, daß unsere Fürsten so häufig die bürgerliche Gesellschaft mit den Augen eines Kammerjunkers betrachten. Diesen Uebelstand mag man als Mitlebender schmerzlich fühlen. Und ich meine allerdings,

der Kampf, welcher in unserm Vaterlande auf verschiedenen Gebieten entbrannt ist, wird nicht eher mit einem guten Frieden enden, als bis die Gefahren beseitigt sind, welche die alte Hofordnung der Erziehung unserer Fürsten bereitet. Auch scheint mir in der That, daß diese starre Ordnung schon an vielen Stellen durchlöchert ist, die Zeit mag kommen, wo das Unverständige darin ein Stoff für gute Laune und Satire wird. Denn die Etikette der Höfe ist zuletzt ein Ueberrest aus vergangener Zeit, wie unsere Zunftverfassung und ähnlicher veralteter Brauch. Darin hast du recht. Wer sich aber persönlich so sehr reizen läßt, wie du in dieser Stunde, der setzt sich dem Argwohn aus, daß er nur deßhalb zürnt, weil er sich selbst den Zutritt zu abgeschlossenen Kreisen begehrt."

Ilse sah schweigend vor sich nieder. „Dir und mir," fuhr der Professor fort, „geziemt bei zufälliger persönlicher Berührung mit solchen Anschauungen nur Eines: kühle Nichtachtung. Wir wünschen im Interesse unserer Fürsten die Schranken beseitigt, welche ihnen den Verkehr mit ihrem Volke einengen, aber wir haben durchaus nicht Wunsch und Drang, uns an die Stelle derer zu setzen, auf welche die Gebieter unseres Landes jetzt ausschließlich angewiesen sind. Denn im Vertrauen, wir Alle, deren Leben in angestrengter geschäftlicher Thätigkeit verläuft, wir würden in der Regel schlechte Gesellschafter der Fürsten sein, uns fehlt nicht nur die zierliche Sicherheit der Form, die sich eher gewinnen ließe, auch die wohlthuende Gefügigkeit im Tagesverkehr, die Stärkeren werden leicht durch Unabhängigkeit verletzen, die Schwachen durch haltlose Unterwürfigkeit verächtlich werden. Nur die Freiheit der Wahl fordern wir für die Regierenden. Ein Gefühl dürfen wir aber ohne Ueberhebung bewahren, daß Alle, die sich gesellig von unsern Kreisen scheiden, mehr verlieren als wir. Was die Herzen erwärmt, den Geist erhellt, muß man aus dem Volke holen. Wer sich das schwer macht, der entbehrt."

Ilse trat zu ihm und legte ihre Hand in die seine.

„Deßhalb, Frau Ilse," fuhr der Gatte heiter fort, „laß dir ruhig für diese wenigen Wochen gefallen, was um dich vorgeht. Käme dir einmal die Aufforderung, in Wirklichkeit Gast für die Geselligkeit eines Hofes zu werden, dann magst du vorher über deine Ansprüche in Verhandlung treten, und wenn du in solchem Falle ablehnst, dann thust du's mit Lachen."

„Sprichst du so aus sicherer Ruhe deiner Seele?" frug Ilse, und sah den Gatten forschend an, „oder weil dir jetzt sehr viel daran liegt, hier zu bleiben?"

„Mir liegt Alles an meiner Handschrift," versetzte der Professor, „im Uebrigen entbehre ich der Ruhe weniger als du. Denn du hast in deiner Jugend und vollends im letzten Jahr mit warmer Empfindung um Personen dieses Fürstenschlosses gesorgt, du hast dich in einzelnen Stunden ihnen vertraulich nahe gefühlt und deßhalb bist du jetzt mehr verletzt als nöthig wäre."

Ilse nickte bestätigend mit dem Haupt.

„Halt' aus, Ilse," fuhr der Gatte herzlich fort, „denke daran, daß du frei bist und jeden Tag davon fliegen kannst. Aber mir wäre lieb, wenn du mich nicht allein ließest."

„Ist dir das lieb, Felix?" frug Ilse weich.

„Thörin," rief der Professor. „Heut lassen wir das Theater und nehmen unsere Leseabende auf. Ich habe mitgebracht, was dir die Grillen vertreiben soll." Er trug die Lampe auf den Tisch, schlug ein kleines Buch auf und begann: „Es war an einem Pfingstentag, Nobel, der König von allen Thieren, hielt Hof" und so fort.

Frau Ilse saß, die Arbeit in der Hand, neben dem Gatten, wie sonst fiel das Licht der Lampe auf das Antlitz des Geliebten, sie suchte spähend darin zu lesen, ob er noch gegen sie fühle, wie ehemals; bis endlich die Frevelthaten des Fuchses auch ihre Lippen zum Lächeln zogen und sie ihm das Buch aus der Hand nahm, um weiter zu lesen mit ruhigem Athem, behaglich, wie in der Heimath.

„Wie geht es der kranken Frau von Bergau?“ frug am andern Morgen die Prinzeß ihr Hoffräulein, die kleine Gotlinde Thurn.

„Schlecht, Hoheit, sie hat sich sehr alterirt über die plötzliche Abreise ihres Gatten, und ihre Entbindung wird jede Stunde erwartet.“

„Bergau ist verreist? warum jetzt?“ frug die Prinzeß erstaunt.

„Der Fürst hat ihm den Einkauf von Porzellan in einer fremden Stadt befohlen.“

Die Prinzessin sah bedeutsam auf die Vertraute. „Verzeihen Hoheit, daß ich es auszusprechen wage,“ fuhr das Hoffräulein fort, „wir Alle sind empört. Bergau hat gestern, wie man vernimmt, eine Scene mit der fremden Dame im Pavillon gehabt, heut früh hat er von des Fürsten Hoheit den Befehl erhalten unter Ausdrücken, welche jede Einwendung unmöglich machten.“

„Was hat's denn im Pavillon gegeben?“ frug die Prinzessin.

„Das weiß man nicht,“ versetzte das erzürnte Fräulein. „Aus den Andeutungen Bergau's muß man schließen, daß die Fremde Ansprüche erhoben hat, Zutritt bei Hofe gefordert und mit ihrer Abreise gedroht. — Die Anmaßung der Fremden ist unleidlich, wir Alle bitten, daß Hoheit die Gnade haben, unsere Rechte zu vertreten.“

„Gute Linda, ich bin für euch ein gefährlicher Bundesgenosse,“ versetzte die Prinzessin traurig.

Der Geburtstag der Prinzessin wurde von Hof und Stadt gefeiert. Viele Leute trugen Festkleider, lange Züge Gratulirender bewegten sich nach dem Vorzimmer des Fürstenkindes, zwei Diener hatten vollauf zu thun, Listen und Federn darzubieten, damit die Ankommenden ihre Namen einzeichneten. Die Prinzeß empfing am Morgen den Hofstaat; sie erschien zum

ersten Mal in hellen Farben und sah schöner aus als je. In dem geöffneten Seitenzimmer standen die Tische, welche mit Geschenken bedeckt waren, viel wurde von den Damen die prachtvolle Robe bewundert, welche der Fürst seiner Tochter verschrieben hatte, und von den Weisen des Hofes kaum weniger die schöne Arbeit an den Miniaturen des Magisters.

Um drei Uhr begann das Concert im Schloßgarten, Herren und Frauen des Adels, der Beamten und Bürgerschaft traten in den gedeckten Raum, die Damen der Prinzessin begrüßten und ordneten die Frauenwelt durch leise Winke zu einem großen Kreis, hinter welchen die Herren als dunkle Einfassung traten, auf der einen Seite die Familien des Hofes, auf der andern die Stadt. Die Gäste fügten sich mit Behendigkeit dem Zwange der mathematischen Linie, nur auf der Stadtseite gab's kleine Unordnung. Der neue Stadtrath Gottlieb, ein ansehnlicher Fleischermeister, schob Frau und Tochter nach hinten und stellte sich breitbeinig in die Vorderreihe, und es bedurfte einer Aufforderung des Hoffräuleins, um die Zurückgestellten hervorzuziehen. „Ich zahle die Steuern," sagte der gebändigte Gottlieb mit verlegenem Trotz zu seiner Umgebung, aber er begegnete auch bei seinen Nachbarn einem verurtheilenden Lächeln.

Als Ilse neben dem Gatten in die fremde Gesellschaft trat, fühlte sie sich durch die kalten neugierigen Blicke erschreckt, welche von allen Seiten gegen sie stachen. Der Kammerherr führte sie zu der ersten Hofdame, und die Baroneß machte nach kühler Begrüßung eine gehaltene Handbewegung, durch welche Ilse an das Ende der Hofseite gegenüber dem Eingange gestellt wurde. Pünktlich erschienen unter Vortritt der Marschälle die Herrschaften, am Arme des Fürsten strahlend und lächelnd die Prinzeß, hinter ihr die Prinzen. Die Kleider der Damen rauschten wie Wellen bei dem ehrfürchtigen Niedertauchen, hinter ihnen beugte auch der Männerkreis seine Häupter in feierlichem Schwunge. Die Prinzeß machte die tiefe Cercle-

verneigung, ein Meisterstück höchster Hoftechnik, und begann ihren Rundgang. Frau Sonne schien warm wie im Sommer, Alles freute sich des schönen Tages und des frohen Geburtstagskindes; die Prinzeß war wieder von bezaubernder Liebenswürdigkeit, und erwies heut ihr Talent, sich edel darzustellen, in der gehobenen Stimmung, welche, wie man sagt, von der Ausübung schöner Kunst unzertrennlich ist. Vor ihr bewegte sich die Hof dame, zog Einzelne noch durch einen Wink zur Vorderreihe und nannte die Namen, welche der Prinzeß etwa fremd waren. Die Prinzessin hatte für Jeden ein herzliches Wort oder doch ein Kopfnicken und süßes Lächeln, welche das Gefühl gaben, daß man wohl beachtet sei. Der Fürst aber stand heut unter seinen Bürgern mit aller Behäbigkeit eines guten Hausvaters.

„Eine große Zahl alter Freunde und Nachbarn," sagte er dem Oberbürgermeister. „Ich wußte, daß dies ganz nach dem Herzen meines Kindes sein würde. Denn es ist für sie nach schwerer Prüfungszeit wieder das erste Mal, daß sie mit Vielen zusammentrifft, welche freundlichen Antheil an ihrem Leben nehmen."

Aber keine von allen geladenen Frauen sah mit solcher Spannung auf den Cercle der Prinzessin, als Ilse. Sie vergaß ihren Zorn über Standesvorurtheile, sie vergaß auch das Mißbehagen, welches ihr die eigene Einsamkeit unter den fremden Frauen bereitete, und blickte unverwandt auf die junge Fürstin. Etwas von dem Reiz, den die Huld der vornehmen Dame für die Anwesenden hatte, empfand doch auch Ilse. Diese Leichtigkeit, in wenig Minuten so Vielen etwas Wohlthuendes von dem eigenen Wesen zu geben, war ihr ganz neu. Unruhig schaute sie nach ihrem Felix zurück, auch er beobachtete mit Freude die graziösen Bewegungen der Prinzessin. Sie kam näher, Ilse vernahm ihre Fragen und die Antworten der Glücklichen, denen sie nähere Beachtung zu Theil werden ließ, Ilse sah auch, daß das Auge der Prinzessin flüchtig bis zu ihr

hinabstreifte und daß sein Ausdruck ernster wurde. Die Prinzeß hatte sich bei einem alten Fräulein, das vor Ilse stand, verweilt und angelegentlich nach dem Befinden der kranken Mutter erkundigt, jetzt schritt sie langsam an Ilse vorüber, neigte fast unmerklich das Haupt und sagte leise: „Ich höre, Sie wollen uns verlassen.“

Die unerwartete Frage und Kälte in Ton und Angesicht regten den Stolz der Professorin auf, unter dem Strahl ihrer großen Augen hob sich auch die Gestalt der Prinzessin, beide wechselten einen feindseligen Blick, als Ilse antwortete: „Ich bitte Ew. Hoheit um Verzeihung, wenn ich bei meinem Gatten bleibe.“ Die Prinzeß sah auf den Professor, wieder flog ein fröhliches Lachen über ihr Gesicht, sie setzte ihre Wanderung fort. Auch Ilse wandte sich schnell zu ihrem Mann, er schaute durchaus harmlos und vergnügt in die Welt, er hatte von der kleinen Scene gar nichts gemerkt.

Wohl aber der Fürst. Denn er schritt quer durch den Raum auf Ilse zu und begann: „Unter alten Bekannten begrüßen wir auch die neuen. Doch für mich und den Erbprinzen paßt der Ausdruck nicht. Denn wir sind der Gastlichkeit Ihres Hauses oft zu Dank verpflichtet gewesen, und es ist uns besonders werthvoll, daß wir Ihnen heut den Kreis zeigen, in welchem wir heimisch sind. Ich bedaure, daß Ihr Herr Vater nicht unter uns ist, ich hege warme Achtung vor seiner gediegenen Tüchtigkeit, und ich weiß seine Verdienste um die Landschaft sehr wohl zu schätzen. Er hat bei der landwirthschaftlichen Ausstellung einen Preis erhalten, richten Sie ihm meine Glückwünsche aus. Ich hoffe, sein Beispiel wird für mein Land nicht verloren sein.“

Der Fürst verstand gut zu machen, was sein Hof an Ilse versah. Eine Professorfrau hat starke Bedenken gegen Hofbrauch und vornehme Ansprüche. Aber wenn denen, die sie liebt, in feierlicher Versammlung ein wohlverdientes Lob aus erlauchtem Munde zu Theil wird, das freut sie doch trotz

alledem. Nach der verletzenden Frage der Tochter war die glänzende Auszeichnung durch den Vater eine schöne Genugthuung. Ilse sah den Fürsten mit einem Blick inniger Dankbarkeit an, und dieser wandte sich jetzt freundlich zu ihrem Felix, und blieb lange vor ihm stehen. Als er endlich zu Andern trat, hatte die ungewöhnliche Beachtung, welche er den Fremden vor seinem versammelten Volke gönnte, die landesüblichen Folgen; auch die Herren des Hofes schoben sich heran und erwiesen Ilse und dem Professor von der Seite ihre Aufmerksamkeit. Ilse sah jetzt ruhiger in den Kreis und bemerkte, wie der Erbprinz langsam durch die Reihen ging und Herren und Damen nach einer geheimen systematischen Reihenfolge aufsuchte, dabei wohl auf dem Wege anhielt und sein Augenglas bewegte, als ob er etwas überlege; während Prinz Victor als Komet eine durchaus unregelmäßige Bahn wandelte, deren Punkte sich nur bestimmen ließen, wenn man die hübschesten Gesichter heraussuchte. Er hatte lange mit der Tochter des Stadtrath Gottlieb gesprochen und das Fräulein zu einem Lachen gebracht, über das sie selbst so erschrak, daß sie roth wurde und ihr Taschentuch vor den Mund hielt; als er plötzlich neben Ilse stand. „Eine solche Blumenausstellung ist lustig," begann er nachlässig wie zu einem guten Kameraden. „Man muß freilich auch manchen stachligen Cactus in Kauf nehmen."

„Für die Herrschaften, welche mit so Vielen zu sprechen haben, mag sie doch ermüdend sein," sagte Ilse.

„Glauben Sie das ja nicht," versetzte Victor. „Es ist süß, so viel Leute vor sich zu sehen, welche nicht mucksen dürfen, wenn man's ihnen nicht erlaubt; für diesen Genuß erträgt fürstliches Blut noch größere Strapazen. Kennen Sie das Spiel: Dreh dich nicht um, der Plumpsack geht um? Dies hier ist eine Variation, welche zum Vergnügen hoher Herrschaften eingerichtet wurde. Nur daß die Kläpse nicht auf den Rücken, sondern vorn applicirt werden."

Der Kreis gerieth in Bewegung, der Fürst bot der Prin-

zessin den Arm und führte sie in ein großes buntverziertes Zelt, die Gäste folgten, eine Schaar Lakaien bot Erfrischungen. Darauf nahmen die Damen hinter den hohen Herrschaften Platz, die Herren standen in der Runde. Das Concert begann mit majestätischem Paukenschlag und ging nach kurzem Verlauf, unter rasenden Einfällen sämmtlicher Geigen, zu Ende. Jetzt aber begrüßte die Prinzessin auch die Herren, diese allerdings mit minderer Regelmäßigkeit. Ilse ward von Fräulein von Lossau in ein Gespräch verflochten, die Prinzeß aber trat zu Felix Werner und that eifrige Fragen, der Professor wurde warm und erklärte, die Prinzeß frug immer mehr, lachte und antwortete. Der diensthuende Obermarschall blickte verstohlen nach der Uhr, es war höchste Zeit für die Damen des Hofes, sich zum Diner umzukleiden, der Fürst aber winkte ihm zu, sah zufrieden nach der Prinzessin und sagte in bester Laune zu seinem Sohn: „Heut regiert sie, wir warten gern.“

„Meine liebe Hoheit vergißt uns Alle über den Fremden,“ flüsterte Fräulein von Thurn bekümmert dem Prinzen Victor zu.

„Beruhigen Sie deßhalb Ihr treues Herz, Dame Gotlinde,“ tröstete der Prinz. „Unsre Herrin Bradamante hat ihre siegreichen Waffen ein langes Jahr nicht gebraucht; sie würde heut ihre Kraft versuchen, und wenn sie einen Kohlkopf vor sich hätte.“

Am nächsten Morgen saß die Prinzessin unter ihren Hofdamen, der vergangene Tag wurde besprochen wie Brauch ist, die Prinzessin bewundert, über Abwesende ein wenig geurtheilt, und über Toilette und Haltung einiger Stadtmütter Erstaunen ausgedrückt.

„Aber mit der Stadtkämmerin haben Hoheit nicht gesprochen,“ rief Gotlinde Thurn, „die arme Frau hat das als Zurücksetzung empfunden und nach dem Concert geweint.“

„Wo stand sie?“ frug die Prinzeß.

„Nahe bei der Fremden,“ antwortete die Thurn.

„Ah deßhalb," rief die Prinzeß. „Wie sieht sie denn aus?"

„Ein rundes Frauchen mit braunen Augen und rothen Backen. Mein Bruder wohnt in ihrem Hause, daher kenne ich sie. Sie versteht ausgezeichnete Obstkuchen zu backen."

„Mach's gut, Linda," sagte die Prinzeß, „sage ihr etwas Freundliches von mir."

„Darf ich ihr erzählen, daß Hoheit von ihrem guten Kirschsafte gehört haben und gern einige Flaschen davon erhalten würden? Das macht sie überglücklich!"

Die Prinzessin nickte. „Die Tochter des Stadtrath Gottlieb wird eine Schönheit," lobte die Baronin Hallstein.

„Prinz Victor hat alle Andern über ihr vergessen," rief die Lossau gekränkt.

„Wünschen Sie sich Glück, liebe Betty," versetzte die Prinzessin scharf, „wenn Sie von meinem Vetter vergessen werden. Die Aufmerksamkeiten des Prinzen sind in der Regel beunruhigend für die Damen, denen er sie zu Theil werden läßt."

„Aber dankbar sind wir Alle," rief die Hallstein, eine Dame von Muth und Charakter, „daß Ew. Hoheit gegenüber der Frau vom Pavillon den Hof vertreten haben. Die kühle Abfertigung hat allgemein gefreut."

„Meinst du, Wally?" sagte die Prinzeß nachdenkend. „Die Frau ist stolz und hat mir getrotzt. Aber ich hatte sie zuerst verletzt und an einem Tage, wo ich im Vortheil war."

4.

Neckereien.

Das Jahr ließ sich nach jeder Richtung leichtfertig an. Die Schnepfen waren häuslich eingerichtet, bevor die Jäger ihre Wasserstiefeln angelegt hatten, und die Märzbecher hatten wirklich im März geblüht. Der Mond lachte zwischen dem ersten und letzten Viertel jeden Abend mit schief gezogenem Mund, an den Höfen begannen Prinzessinnen mit Professoren nach verlorenen Handschriften zu suchen, und in den Städten zeigten die Bürger eine ungewöhnliche Neigung zu Maitrank und zu gewagten Unternehmungen. Auch ruhige Köpfe erfaßte der Taumel, Stroh und Papier wurden mächtig. Alle Welt trug nicht nur Hüte, auch Mützen von Stroh, alle Welt betheiligte sich an Papiergeschäften und neuen Aktien. Das Haus Hahn kam obenauf. Die Bestellungen der kleinen Kaufleute liefen so massenhaft ein, daß sie gar nicht mehr ausgeführt werden konnten, in allen Winkeln des Hauses saßen Mädchen und nähten Strohbänder zusammen, der Schwefelgeruch wurde auf der Straße und in den Nachbargärten unerträglich. Herr Hummel saß des Abends auf seinem umgestürzten Kahn, wie Napoleon auf Helena als ein überwundener Standpunkt und aufgegebener Mann. Mit zorniger Verachtung schaute er auf den Taumel der Menschheit. Wiederholt forderten ihn seine Bekannten auf, die große Bewegung auf sich wirken zu lassen, Mitglied zu werden von irgend einer Gesellschaft, eine Bank zu gründen, Kohlen zu graben, Eisen zu schmelzen. Er wies alle diese Zumuthungen kurz von sich ab. Wenn er in seine thatlosen Werkstätten ging, welche sich fast nur durch den Kampf gegen Motten erhielten, und sein Buchhalter eine Vermuthung über die nächsten Pariser Hutformen wagte, so lachte er wild und entgegnete: „Ich verbitte mir jede Muthmaßung über die Deckel, welche die Leute brauchen

werden, wenn dieser Schwindel aufhört. Wollen Sie aber durchaus die nächste Mode wissen, so will ich sie Ihnen andeuten. Pechkappen werden die Leute tragen. Ich wundere mich, daß Sie noch an Ihrem Pulte sitzen. Warum machen Sie es nicht wie andere Ihrer Collegen, welche jetzt überall in den Weinhäusern liegen?"

„Herr Hummel, das erlauben mir meine Mittel nicht," versetzte der gedrückte Mann.

„Ihre Mittel?" rief Hummel, „wer frägt jetzt darnach? Schwefelhölzer sind so gut wie baar Geld, die Eckensteher machen Wechselgeschäfte und schenken einander ihre Brustbilder. Warum leben Sie nicht wie der Buchhalter Knips von drüben? Als ich meiner Frau beim Italiener eine Apfelsine kaufte, sah ich ihn in der Hinterstube sitzen, mit einer Flasche Champagner in Eis. Warum setzen Sie sich nicht auch in's Eis in dieser hitzigen Zeit? Es ist Alles ein greulicher Schwindel geworden, ein Sodom und Gomorrha, das Strohfeuer brennt, aber es wird ein Ende mit Schrecken nehmen."

Herr Hummel schloß sein Comptoir und schritt im Zwielicht nach dem Stadtpark, wo er wie ein Geist an der Grenze seines Grundstücks auf- und abwandelte. Aus seinen Betrachtungen wurde er durch ein wildes Gekläff des rothen Hundes geweckt, welcher an eine umschattete Bank des Parks stürzte und wüthend in die Stiefeln und Beinkleider eines Mannes biß. Hummel trat näher, ein Männlein und ein Fräulein flogen auseinander. Hummel war Weltmann genug sich nichts merken zu lassen, aber er zog sich eilig in seinen Garten zurück und setzte dort seine Wanderung im Sturmschritt fort. „Ich hab's gewußt, ich hab's gesagt, ich habe gewarnt. Der arme Teufel." Dabei trat er zornig auf den eignen Buchsbaum und vergaß die Stunde des Abendessens, so daß seine Frau zweimal in den Garten rufen mußte. Auch als er bei Tische saß, finster und mit einem Wetter geladen, äußerte er eine so tiefe Menschenverachtung, daß die Frauen

bald verstummten. Laura machte noch einen Versuch, das Gespräch auf die Frau Bürgermeisterin zu bringen, welcher Hummel große Verehrung bewies, so oft sie vorbei ging, aber er brach in die entsetzlichen Worte aus: „Sie ist auch nichts Besseres als ein Weib.“

„Jetzt ist's genug, Hummel,“ rief seine Frau, „dieses Benehmen ist sehr unerfreulich, und ich muß dich ersuchen deine üble Laune nicht so weit zu treiben, daß sie dich des Urtheils über weiblichen Werth beraubt. Ich kann Vieles verzeihen, aber niemals einen Frevel am Adel menschlicher Natur.“

„Bleib mir vom Leibe mit deinem menschlichen Adel,“ versetzte Hummel, stand vom Tisch auf, rückte heftig den Stuhl an seinen Platz und stürmte in die Nebenstube, wo er im Halbdunkel wieder zornig auf- und abschritt; denn Gabriel lag ihm sehr im Sinn. Allerdings war die gesellschaftliche Stellung dieses Mannes keine hervorragende, er war nicht Verwandter, nicht Hausbesitzer, nicht einmal Bürger. Deßhalb erwog Hert Hummel, daß eine Einmischung in die geheimen Gefühle desselben ihm selbst schwerlich anstehe. Aber zu dieser Erkenntniß drang er nicht ohne Kämpfe durch. Und er vermochte die Stimme, welche in einem Winkel seines Herzens zu Gunsten Gabriels brummte, durchaus nicht zum Schweigen zu bringen.

Unterdeß saßen die Frauen an dem verstörten Tisch. Laura sah finster vor sich nieder, ihr waren solche Scenen nicht neu, und sie wurden ihr immer schmerzlicher. Die Mutter aber war über den unverhohlenen Zorn gegen die Frauenwelt sehr bestürzt und versank unter den Wogen sturmbewegter Gedanken. Sie kam endlich zu der Ueberzeugung, daß Hummel eifersüchtig sei. Das war sehr lächerlich, und es gab durchaus keine erträgliche Veranlassung zu solcher Leidenschaft. Aber die Einfälle der Männer waren von je unberechenbar. Der Mime war den Tag vorher auf ihren Wunsch erschienen, er war sehr unterhaltend gewesen, Braten und

Wein hatten ihm vortrefflich geschmeckt und er hatte ihr beim Abschiede mit kühnem dramatischem Blick die Hand geküßt. War es möglich, daß dieser Blick das Unheil angerichtet hatte? Jetzt ging auch Frau Hummel auf und ab, sah im Vorbeigehen nach dem Spiegel und beschloß als tapfere Hausfrau ihrem Mann noch heut Abend seine Thorheit vorzuhalten. „Geh hinauf, Laura," sagte sie leise zu ihrer Tochter, „ich habe mit deinem Vater allein zu sprechen."

Laura nahm schweigend den Leuchter und trug ihn auf ihren Geheimtisch, sie stellte sich an das Fenster und sah nach dem Nachbarhause hinüber, wo die Lampe des Doctors durch die Vorhänge schimmerte. Sie rang die Hände und rief: „Fort, fort von hier, das ist die einzige Rettung für mich und ihn."

Unterdeß hatte Frau Hummel das Nachtmahl abräumen lassen, sie sammelte noch einmal Muth zu der bevorstehenden schweren Stunde und trat endlich an die Thür des Nebenzimmers, in welchem Herr Hummel noch immer umtobte. „Heinrich," begann sie feierlich, „bist du jetzt im Stande, den Fall, welcher dir alle Haltung geraubt hat, ruhig zu betrachten?"

„Nein," rief Hummel, und warf einen Stiefel an die Thür.

„Ich kenne die Veranlassung deines Zorns," fuhr Frau Hummel fort und blickte verschämt vor sich nieder. „Darüber bedarf es keiner Erklärung. Es ist möglich, daß er sich zuweilen mit Blicken und kleinen Bemerkungen mehr herauswagt als nöthig wäre, aber er ist doch ein talentvoller und liebenswürdiger Mann, und man muß seinem Beruf etwas zu gute halten."

„Er ist ein elender Laffe," rief Herr Hummel und schleuderte den zweiten Stiefel von sich.

„Das ist nicht wahr," rief Frau Hummel eifrig. „Aber wenn es wäre, Heinrich, selbst wenn du ihm jede Unwürdigkeit

zutrauen könntest, vergiß nicht, daß in dem Herzen des Weibes Stolz und Pflichtgefühl wohnen und daß dein Verdacht eine Beleidigung gegen diese schützenden Genien wird."

„Sie ist eine kokette einfältige Gans," rief Hummel und riß seine Schlafschuhe unter dem Bett hervor.

Frau Hummel fuhr entsetzt zurück. „Diese Behandlung hat dein Weib nicht verdient. Du trittst mit Füßen, was dir heilig sein sollte. Komm zu dir, ich beschwöre dich, deine Eifersucht bringt dich dem Wahnsinn nahe."

„Ich eifersüchtig auf solche Person?" rief Hummel verächtlich und klopfte heftig die Asche seiner Pfeife aus. „Dann müßte ich in der That verrückt sein. Laß mich mit all dem Unsinn in Ruhe."

Frau Hummel ergriff ihr Taschentuch und begann zu schluchzen. „Er war mir manchmal eine Erheiterung, er erzählte Geschichten, wie ich sie in meinem Leben nie wieder hören werde, aber wenn er dich so aufregt, daß alle Vernunft deiner Seele schwindet, und du deine Frau durch die unwürdigsten Vögelnamen beschimpfst — ich habe manches Opfer gebracht in unserer Ehe, auch er soll noch am Altar des häuslichen Friedens fallen. Nimm ihn hin, er soll nie wieder eingeladen werden."

„Wer ist Er?" frug Hummel.

„Wer sonst als unser Komiker?"

„Wer ist sie?"

Frau Hummel sah ihn mit einem Blick an, der unzweifelhaft machte, daß sie selbst die Dame war.

„Ist es möglich?" rief Hummel erstaunt. „So schwimmen wir Aepfel? Warum willst du deinen Theaterhanswurst am häuslichen Altar schlachten? Setze ihm lieber etwas Geschlachtetes vor, das wird für alle Theile bequemer sein. Sei ruhig, Philippine. Du bist manchmal undeutlich in deinen Reden und du machst zu viel Geklatsch, du hast deine Theatergespinste im Kopfe und du hast deine Launen und confusen Einfälle, aber

im Uebrigen bist du meine brave Frau, auf die ich nichts kommen lasse, weder vor Andern, noch in meinen Gedanken. Und jetzt fahre mir nicht mehr vor dem Lichte herum, denn ich habe mich entschlossen und ich will ihm einen Brief schreiben."

Während Frau Hummel sich betäubt auf das Sopha setzte, und überlegte, ob sie durch das Lob ihres Gatten gekränkt oder beruhigt sein dürfe, und ob sie sich selbst närrisch getäuscht, oder ob Heinrichs Wahnsinn nur die neue furchtbare Form der Bonhommie angenommen habe, schrieb Herr Hummel wie folgt:

„Mein guter Gabriel, gestern, den 17. hujus, Abends 7¾ Uhr, sah ich auf der Bank Numero 4 der Waldwiese die Dorothee von drüben und Knips junior zusammensitzen. Da Speihahn attakirte, flohen sie auseinander. Dies zur Warnung und weitern Beschlußfassung. Ich bin bereit, nach Ihrer Ordre zu verfahren. Stroh, Gabriel! Ihr affectionirter H. Hummel."

Zu gleicher Zeit mit diesem Schreiben flog ein Brief Laura's an Ilse in den Pavillon. Recht kummervoll schrieb die treue Seele. Die kleinen Händel des Hauses und der Nachbarschaft kränkten sie mehr als nöthig war, von dem Doctor sah sie wenig, und was ihr den bittersten Schmerz machte, sie hatte das letzte Lied ausgegeben, sie wußte dem Doctor nichts mehr zu senden und wollte die Correspondenz ohne Beilage fortsetzen. Verwundert las Ilse einen Satz, dessen Sinn ihr nicht recht verständlich war. „Ich habe mir bei Fräulein Jeannette Erlaubniß ausgewirkt, einzelne Lehrstunden in ihrer Anstalt zu geben, ich will nicht länger ein unnützer Brotesser sein. Seit ich dich aus meiner Nähe verloren, ist es um mich kalt und öde, mein einziger Trost bleibt, daß ich wenigstens vorbereitet bin, auch in die Fremde zu fliegen und dort die Körnchen einzusammeln, welche ich zur Fristung meines Lebens brauche."

„Wo ist mein Mann?" frug Ilse ihr Mädchen.

„Der Herr Professor ist zu Ihrer Hoheit der Frau Prinzessin gegangen.“

„Rufen Sie Gabriel.“

„Er hat eine traurige Nachricht erhalten, er sitzt auf seiner Stube.“

Gleich darauf trat der Diener mit verstörtem Wesen ein. „Was ist geschehen, Gabriel?“ frug Ilse erschrocken.

„Es ist nur in meinen eigenen Sachen,“ versetzte Gabriel mit bebender Stimme, „es ist keine gute Nachricht, welche mir dies Papier zugetragen hat.“ Er griff in den Rock und holte Hummels zerknitterten Brief hervor, wandte sich ab und legte den Kopf auf das Holz des Fensters.

„Armer Gabriel!“ rief Ilse. „Aber noch ist eine Erklärung möglich, welche das Mädchen rechtfertigt.“

„Ich danke Ihnen für den guten Glauben, Frau Professorin,“ versetzte Gabriel feierlich, „aber dieser Brief meldet mein Unglück. Der ihn geschrieben hat, ist zuverlässig wie Gold. Ich wußte Alles, bevor ich ihn erhielt. Sie hat mir auf mein letztes Schreiben nicht geantwortet, sie hat mir die Brieftasche nicht geschickt, und gestern gegen Abend, als ich draußen umherging und grade an sie dachte, flog neben mir eine Lerche in die Höhe und sang mir ein Lied, das mir Gewißheit gab.“

„Das ist Thorheit, Gabriel, Sie dürfen nicht dadurch Ihr Urtheil bestimmen lassen, weil Ihnen zufällig bei einem Vogel trübe Gedanken kommen.“

„Es war deutlich, Frau Professorin,“ versetzte Gabriel traurig. „Grade als die Lerche aufflog und ich an die Dorothee dachte, fielen mir Worte ein, die ich als Kind gehört hatte und seit der Zeit nicht wieder. Es ist kein Aberglaube dabei und ich kann Ihnen den Spruch erzählen: Lerche, liebe Lerche, hoch über dem Rauch, was hast du mir neues zu sagen? Dieser Gedanke kam mir, und darauf vernahm ich so deutlich, als wenn mir Jemand die Antwort in's Ohr spräche:

Zwei Verliebte seh' ich am Haselstrauch, den dritten hör' ich klagen, zwei treten über den Stein in das geweihte Haus, der dritte sitzt allein und wischt sich die Augen aus." Gabriel fuhr nach seinem Taschentuch. „Das war eine sichere Vorbedeutung, die Dorothee verleugnet mich."

„Gabriel, ich fürchte, sie war immer ein Flattergeist," rief Ilse.

„Sie hat selbst ein Herz wie ein Vogel," entschuldigte Gabriel, „sie ist keine ernste Person und hat die Art, Alle freundlich anzulachen. Das wußte ich. Aber, daß sie fröhlich und sorglos war und angenehm scherzte, hat sie mir lieb gemacht. Es war ein Unglück für mich und sie, daß ich von ihr weggehen mußte, grade da sie ihr Gemüth auf mich richtete und die Andern abhielt, welche hübsch gegen sie thaten. Denn ich weiß, der Buchhalter hatte schon lange ein Auge auf sie, er hatte ihr Aussicht gemacht, sie zu heirathen, und das war eine bessere Versorgung, als ich ihr geben konnte."

„Hier muß etwas geschehen," rief Ilse. „Wollen Sie nach der Stadt zurück und selbst zum Rechten sehen? Mein Mann wird Ihnen sogleich die Erlaubniß geben. Vielleicht ist es doch nicht so schlimm."

„Für mich ist es so schlimm, als es sein kann, Frau Professorin. Wollen Sie die Güte haben und für die Dorothee sorgen, daß sie nicht unglücklich wird, so danke ich Ihnen von Herzen. Ich will sie nie wieder sehen. Ja, Frau Professorin, hat man Jemanden lieb, soll man ihn nicht allein lassen, wenn er in Versuchung ist."

Ilse versuchte zu trösten, aber sie fühlte die Worte Gabriels tief in ihrem Herzen. „Der Dritte sitzt allein," klagte es in ihr fort.

Sie stand wieder allein im Saal und sah scheu auf die fremden Wände. Aller Schmerz, der je in diesem Raume eine Menschenseele bewegt hatte, Eifersucht und verletzter Stolz, fieberhafte Erwartung und hoffnungsloses Sehnen, Trauer

um zerstörtes Glück und Grauen vor der Zukunft, Schrei der Angst und Stöhnen eines gequälten Gewissens, herbe Mißtöne aus ferner Vergangenheit, längst verhallt, zerflossen, verweht, sie sandten heut einen undeutlichen zitternden Nachklang in das arglose Herz des Weibes. „Es ist unheimlich hier, und wenn ich in Worte fassen will, was mich ängstigt, so versagen sie. Ich bin keine Gefangene, und doch umgiebt mich die Luft eines Kerkers. Der Kammerherr ließ sich seit Tagen nicht sehen, und der Prinz, der sonst zu mir sprach wie zu einer Freundin, kommt selten, nur auf Minuten, und dann ist es schlimmer, als ob er nicht da wäre. Er ist gedrückt wie ich, und sieht mich an, als fühlte er dieselbe namenlose Angst. Und sein Vater? Wenn er vor mich tritt, ist er ein freundlicher Herr, dem man gut sein könnte, und sobald er mir den Rücken wendet, verzerren sich vor meiner Seele die Züge seines Antlitzes. Es thut nicht wohl, den Großen der Erde nahe zu sein, sie neigen sich Einem zu, öffnen ihre Seele wie gute Freunde, uud kaum fühlt man die Erhebung, daß das Höchste Einem so großes Anrecht gewährt, dann ziehen sich die neckenden Geister plötzlich wieder in ihr unsichtbares Reich zurück, und man kümmert sich, denkt an sie und regt sich auf. Solch Leben nimmt den Frieden.

„Felix sagt, man soll nicht sorgen um diese Sorglosen. Wie kann man Antheil und Sorge meiden, wenn ihrer Seele Wohlfahrt ein Segen für Alle ist?

„Ist es nur darum, Ilse," frug sie, „daß die Gedanken ruhelos fliegen? Oder ist es Stolz, bald verletzt, und bald wieder geschmeichelt, ist es Angst um Geliebtes, das sie mir in der Stille entreißen wollen?

„Weßhalb bangt mir um dich, mein Felix? Warum zage ich, weil er hier ein Weib gefunden hat, das seinem Geiste ebenbürtig ist? Bin ich es nicht auch? An seinem Licht bin ich heraufgewachsen, ich bin nicht mehr die unwissende Land-

frau, die er sich einst von den Heerden geholt hat. Fehlt mir auch der lockende Reiz der vornehmen Dame, was kann sie ihm mehr geben als ich? Er ist kein Knabe und er weiß, daß ich jede Stunde nur für ihn lebe. Ich verachte euch, ihr kläglichen Bilder, wie habt ihr Zugang zu meiner Seele gefunden? Ich bin keine Gefangene dieser Wände, und wenn ich hier weile, wo ihr Macht habt über die Menschen, ich bleibe um seinetwillen. Man soll nicht verlassen den man liebt, das Wort ist auch für mich gesprochen. Aber meines Vaters Kind steht nicht kläglich in der Kammer und wischt sich die Augen, wenn der Geliebte auch einmal mit einer Prinzessin unter dem Haselstrauch sitzt."

Gabriel schlich in einem abgelegenen Theil der Anlagen dahin, da fühlte er einen Schlag auf der Schulter, Prinz Victor stand hinter ihm. „Freund Gabriel?" „Zu Befehl, Hoheit." „Wo gedient?" „Blaue Husaren." „Gut," nickte der Prinz, „wir sind von derselben Waffe. Ich höre, Sie sind ein zuverlässiger Bursch. Wo fehlt's Ihnen?" Er zog seine Börse heraus. „Wir theilen, nehmen Sie, was Sie brauchen."

Gabriel schüttelte den Kopf.

„Dann sind die Weiber schuld," rief der Prinz, „das ist schlimmer. Ist sie stolz?" Gabriel verneinte. „Ist sie ungetreu?" Der arme Bursch wandte sich ab. „Bei den Eltern bin ich leider ein schlechter Fürsprecher," sagte der Prinz theilnehmend, „das Geschlecht der Väter gönnt mir wenig Zutrauen. Wenn's aber gilt, einem Mädchen in's Gewissen zu reden, dann rufen Sie mich."

„Ich danke für den guten Willen, Hoheit, mir ist nicht zu helfen. Das muß hinunter gearbeitet werden." Er wandte sich wieder ab.

„Pfui, Kamerad, haben Sie den Soldatenspruch vergessen: Alle gern haben, Eine lieben, sich um Keine grämen? Wird ja einmal das Herz schwer, so muß man nicht allein umher-

laufen, wie Sie thun. In Ermangelung eines andern Gefährten nehmen Sie vorläufig mit mir vorlieb."

„Das ist zu viel Ehre," sagte der arme Gabriel, nach der Mütze greifend.

Der Prinz hatte ihn während dieser Reden von dem offenen Wege abgeführt in ein dichtes Gebüsch, er setzte sich jetzt auf die Wurzel eines alten Baumes und wies mit einer Handbewegung Gabriel an den nächsten Stamm.

„Hier liegen wir im Versteck, Sie sehen dort hinaus, ich hier auf den Weg, daß uns Niemand überrascht. Wie gefällt Ihnen Ihr Quartier? Haben Sie gute Bekannte gefunden?"

„Ich meine, es ist klug, hier Niemandem zu trauen," antwortete Gabriel vorsichtig.

„Nun," versetzte der Prinz, „ich bin nicht von hier, ich habe nichts dagegen, wenn Sie mit mir eine Ausnahme machen. Nehmen Sie an, wir säßen im Felde, an demselben Feuer und tränken aus einer Feldflasche. Sie haben Recht, es ist hier nicht Alles so sicher wie es aussieht. Das nächtliche Rumoren im Schlosse gefällt mir auch nicht. Sie haben davon gehört?" Gabriel bestätigte lebhaft. „In solchem alten Schloß," fuhr der Prinz behaglich fort, „sind manche Thüren, die Wenige kennen, vielleicht auch Gänge in der Wand. Ob's Geister sind oder etwas Anderes, wer weiß es. Das schleicht daher und kommt auf einmal hervor, wo man nicht dran denkt, und wenn man grade sein Nachthemd angezogen hat, öffnet sich eine geheime Thür, oder eine Diele des Fußbodens steigt in die Höhe, und eine verdammte Erscheinung schwebt herauf, räumt ab, was auf den Tischen ist, und ehe man sich besinnt, ist's wieder verschwunden."

„Wer's leidet, Hoheit," versetzte Gabriel tapfer.

„Ja, wer sich zur Wehr setzen könnte," lachte der Prinz, „es streckt die Hand aus und man ist unbeweglich, es hält dem Schlafenden einen Schwamm vor die Nase und er erwacht nicht."

Gabriel horchte hoch auf.

„Die Leute erzählen, auch in Ihrem Pavillon soll's nicht geheuer sein," fuhr der Prinz fort. „Es wäre doch gut, wenn ein sicherer Mann einmal in der Stille Alles durchsuchte. Findet man einen Zugang, der nicht in Ordnung ist, so sperrt man ihn mit einer Schraube oder mit einem Riegel zu. Es ist freilich unsicher, ob man etwas findet. Denn dergleichen Teufelswerk ist schlau angebracht."

Er winkte bedeutsam zu Gabriel, der gespannt auf ihn starrte.

„Das ist nur ein Gedanke von mir," sagte der Prinz, „wenn aber ein Soldat in fremdem Quartier liegt, so sieht er sich nach einer Sicherheit um für die Zeit, wo seine Leute schlafen."

„Ich verstehe Alles," versetzte Gabriel leise.

„Man muß Andern nicht unnöthige Angst machen," fuhr der Prinz fort. „Aber in der Stille thut man seine Pflicht als braver Junge. Ich sehe, das sind Sie." Der Prinz erhob sich von seiner Baumwurzel. „Können Sie mich einmal brauchen, oder hätten Sie mir etwas zu sagen, was Niemand sonst zu wissen braucht, ich habe einen Burschen, den mit dem großen Schnauzbart, einen guten stillen Menschen, machen Sie seine Bekanntschaft. Im Uebrigen pflegen Sie sich hier. Da lungert ja bei Ihnen noch ein Lakai herum, ist ein Gang zu thun, so kann der ihn abmachen. Es ist gut für eine Herrschaft, wenn in fremdem Hause immer ein zuverlässiger Mann zur Hand ist. Guten Tag, Kamerad. Hoffe, ich habe Sie auf andere Gedanken gebracht."

Er entfernte sich, Gabriel blieb in tiefem Nachdenken zurück. Die Neckerei des Prinzen hatte den treuen Mann aus seinem Schmerz aufgerüttelt, er wirthschaftete jetzt den ganzen Tag geschäftig im Hause, nur des Abends, wenn seine Herrschaft im Theater war, sah man ihn zuweilen neben dem Diener des Prinzen in geräuschloser Unterhaltung auf einer Gartenbank.

An die Wände des Pavillons heftete der Geist trüber Ahnung seine grauen Schleier, im Fürstenschloß aber wirthschaftete unterdeß ein unsichtbarer Kobold anderer Art, Große und Kleine verstörend.

Der Stall war in Bestürzung. Das liebste Reitpferd des Fürsten war ein weißer Ivenacker. Als der Reitknecht am Morgen zu dem Pferde trat, fand er ihm auf der Brust ein großes schwarzes Herz gemalt. Die schändende Farbe ließ sich nicht abwaschen, wahrscheinlich hatte der Bösewicht eine Tinctur, welche für das Haupthaar der Menschen ersonnen war, zu diesem Frevel angewendet. Die Sachverständigen erklärten, nur die Zeit könne den Schaden heilen. Es war unvermeidlich, dem Fürsten Anzeige zu machen, der Herr gerieth in heftigen Zorn, strengste Untersuchung wurde angestellt. Die Nachtwache des Stalles hatte Niemand gesehen, kein fremder Fuß hatte den Raum betreten, nur der Reitknecht des Prinzen, ein schnauzbärtiger Kunde aus fremdem Volk, hatte zugleich mit der übrigen Stallbedienung ein Pferd seines Prinzen besorgt, welches dieser vor Kurzem von einem Verwandten zum Geschenk erhalten. Der Mann wurde verhört, er sprach wenig Deutsch, war nach der Aussage des übrigen Personals harmlos und einfältig, es war durchaus nichts auf ihn zu bringen. Zuletzt wurde der Stallknecht, welcher die Wache gehabt, aus dem Dienst gejagt. Er verschwand aus der Hauptstadt und wäre sehr in's Elend gekommen, wenn nicht Prinz Victor den armen Teufel in seiner Garnison unterbracht hätte.

Das Ballet gerieth in Aufruhr. In dem neuen Ballo tragico „der Nix“ hatte die Prima Ballerina Giuseppa Scarletti eine glänzende Rolle, in der sie grünseidene Höschen mit reichem Silberbesatz tragen sollte. Als sie vor der ersten Aufführung dies Garderobestück, welches für die Rolle bedeutsam war, anlegen wollte, war die Helferin so ungeschickt, ihr dasselbe verkehrt, die Rückseite nach vorn, zu reichen. Die Dame sprach kräftig ihre Ungeduld aus, die Garderobiere drehte das

Stück um, wieder war die Rückseite vorn. Das Kunstwerk wurde näherer Betrachtung unterworfen, man fand mit Entsetzen, daß es wie eine geschlossene Muschel aus zwei Hohlseiten zusammengesetzt war. Die Scarletti gerieth in Furie, dann in Thränen und nervöse Zufälle, der Regisseur, der Intendant wurden gerufen, die Künstlerin erklärte, nach dieser Schmach und Aufregung nicht tanzen zu können. Erst als Prinz Victor, den sie hochschätzte, selbst in die Garderobe kam, ihr seine tiefe Entrüstung auszusprechen, und erst als der Fürst ihr sagen ließ, daß die Kränkung auf's Strengste bestraft werden solle, gewann sie den Muth zurück, welchen die schwierige Rolle nöthig machte. Unterdeß hatte auch die elfenhafte Schnelligkeit des Theaterschneiders den Schaden ihres Kleides gebessert. Sie tanzte superb, aber mit einem schmerzlichen Ausdruck, der ihr sehr gut stand. Schon war der Intendant froh, daß das Unglück so vorübergegangen war, schon wurde in der letzten Decoration die ganze Tiefe der Bühne erschlossen, da zeigten sich plötzlich in der Nixengrotte unter bengalischem Feuer die ausgetauschten Beinkleider, sie hingen friedlich an zwei Zacken eines silbernen Felsens, als wären sie von einem Wassergeist zum Trocknen aufgehängt. Darauf unruhige Bewegung, lautes Gelächter im Publikum, der Vorhang mußte fallen, bevor das bengalische Feuer niedergebrannt war. Alles schnob Rache, aber der Missethäter war wieder nicht zu ermitteln.

Der Dienerschaft sträubte sich das Haar. Man wußte, daß in schweren Zeiten des fürstlichen Hauses eine schwarze Dame durch Corridor und Säle schritt und daß diese Erscheinung der hohen Familie ein Unglück bedeute. Der Glaube war allgemein, selbst der Hofmarschall theilte ihn, seinem eigenen Großvater war die schwarze Frau erschienen, als dieser einst in einsamer Nacht auf die Rückkehr seines gnädigsten Herrn wartete. An einem Abend hatte sich der Hof entfernt und der Hofmarschall schritt, den Lakaien mit der Leuchte vor

sich, durch die leeren Säle, dem Flügel zu, in welchem der Prinz Victor logirt war, um nach Verabredung bei diesem eine stille Cigarre zu rauchen. Plötzlich fuhr der Lakai zurück und wies zitternd in eine Ecke. Dort stand die schwarze Gestalt, das Haupt mit dem Schleier verhüllt, sie erhob drohend die Hand und verschwand durch eine Tapetenthür. Dem Lakaien fiel die Leuchte aus der Hand, der Hofmarschall tappte im Finstern bis zum Vorzimmer des Prinzen und sank dort auf das Sopha. Als der Prinz aus seiner Garderobe eintrat, fand er die Hofcharge in einem Zustand der höchsten Alteration, selbst ein Glas Punschessenz, welches er ihm eigenhändig eingoß, vermochte den Gebeugten nicht aufzurichten. Die Kunde, daß die schwarze Dame erschienen sei, flog durch alle Räume des Schlosses, die bange Erwartung eines Unheils beschäftigte den Hofstaat und die Dienerschaft. Die Lakaien liefen des Abends im Schnellschritt durch die Corridore und erschraken vor dem Wiederhall ihrer eigenen Tritte, die Hofdamen wollten ihre Zimmer gar nicht mehr ohne Begleitung verlassen. Auch der Fürst erfuhr davon, er zog die Augen finster zusammen und sah bei der Tafel verächtlich nach dem Hofmarschall hinüber.

Sogar die Hofdamen blieben nicht verschont. Fräulein von Lossau, welche in dem Damenschloß, einem Flügel des Palais, über den Zimmern der Prinzessin wohnte, kam zur Nacht in der glücklichsten Stimmung nach ihrer Wohnung. Prinz Victor hatte sie auffallend ausgezeichnet, er war sehr drollig gewesen und hatte ihr dabei einigemal Gefühl gezeigt, das bei ihm selten durchbrach. Sie ließ sich von ihrem Mädchen entkleiden, und legte sich unter anmuthigen Gedanken auf ihrem Lager zurecht, Alles wurde still, sie sank in den ersten Schlummer, das Bild des Prinzen gaukelte im Contretanz vor ihr. Da, horch, ein leises Geräusch, es knisterte, Etwas strich langsam unter ihrem Bett dahin. Sie fuhr in die Höhe, der unheimliche Ton hörte auf; schon war sie im Begriff, sich

selbst zu belügen, daß Alles nur eine Einbildung des Schlafes sei, da knisterte und fuhr es wieder unter dem Bett, es stieß an ihre Schlafschuhe, es kam rasselnd hervor, sie hörte ein furchtbares Stöhnen und sah beim matten Schein der Nachtlampe, daß sich eine Kugel langsam hinter dem Stuhle heranschob und vor dem Bette Halt machte. Halb bewußtlos vor Entsetzen fuhr sie aus dem Bett, berührte mit dem nackten Fuß einen fremden Gegenstand, fühlte an der Stelle einen scharfen Schmerz und sank mit einem Schrei zurück. Jetzt erhob sie im Bett gellenden Hülferuf, bis ihr Mädchen herbeistürzte und zitternd das Licht anzündete, das Fräulein wies immer noch schreiend in eine Ecke, wo die stachlige Gespensterkugel jetzt in ruhiger Furchtbarkeit verweilte und sich allmälig als ein großer Igel darstellte, der noch träumerisch von seinem Winterschlaf mit einer Thräne an der Nase dasaß. Das Fräulein wurde vor Schrecken krank. Als der Arzt am frühen Morgen zu ihr eilte, fand er Lakaien und Kammermädchen in geschlossenem Haufen vor ihrer Thür versammelt. An der Thür war ein weißes Schild von Pappe befestigt, darauf mit großen Buchstaben zu lesen: Bettina von Lossau, fürstliche Hofspionin. Wieder wurde strengste Untersuchung befohlen, und wieder wurde der Missethäter nicht ermittelt.

Aber der neckende Geist, welcher sich unter dem Schieferdache des Schlosses einquartirt hatte, trieb nicht nur mit Hof und Dienerschaft seine Possen, er wagte auch den Professor in gelehrter Arbeit zu stören.

Ilse saß allein und betrachtete zerstreut die Bilder zu Reinecke Fuchs, als der Lakai die Thür aufriß: „Des Fürsten Hoheit."

Der Fürst sah über das aufgeschlagene Bild des Buches: „Das ist also die Laune, mit welcher Sie unsere Zustände betrachten. Die Satire der Blätter ist bitter, aber sie enthalten eine unvergängliche Wahrheit."

Ilse schloß erröthend das Buch. „Die unartigen Thiere sind rohe Egoisten, das ist bei Menschen doch anders."

„Meinen Sie?" frug der Fürst. „Wer darüber Erfahrungen gemacht hat, wird nicht so wohlwollend urtheilen. Die zweibeinigen Thiere, welche ihre Zwecke in der Nähe des Herrschers verfolgen, sind in der Mehrzahl ebenso rücksichtslos in ihrem Egoismus und ebenso geneigt, ihre Anhänglichkeit zu betheuern. Es ist nicht leicht, ihre Ansprüche zu bändigen."

„Neben einzelnen argen bilden doch bessere die Mehrzahl, bei denen das Tüchtige überwiegt," wandte Ilse mit bittender Stimme ein.

Der Fürst neigte artig das Haupt. „Wer Alle übersehen soll, muß die Beschränktheit jedes Einzelnen lebhaft empfinden, denn er muß wissen, wo und wie weit er ihm vertrauen darf. Solche Beobachtung fremder Natur, welche stets bemüht ist, das Wesen von dem Schein zu trennen, die Brauchbarkeit zu sondiren und dem Beobachter ein überlegenes Urtheil zu bewahren, schärft den Blick für die Mängel Anderer. Es ist möglich, daß wir bisweilen in der Stille zu streng urtheilen, während Sie, eine Frau mit warmem Gemüth, in die liebenswerthere Schwäche verfallen und das Menschenvolk allzu günstig betrachten."

„Dann ist mein Loos doch glücklicher," rief Ilse und sah den Fürsten mit ehrlichem Kummer an.

„Es ist schöner und beglückender," sagte dieser mit Empfindung, „sich ohne Zwang seinem Gefühl hinzugeben, arglos mit den Wenigen zu verkehren, welche man sich frei erwählt, Unholdes durch eine leichte Wendung zu vermeiden, den Geliebten ein fröhliches Herz zwanglos zu öffnen. Wer aber in der kalten Luft der Geschäfte zu leben verurtheilt ist, im Kampf gegen zahllose Interessen, welche einander feindlich kreuzen, der vermag diese Existenz nur zu ertragen, wenn er sein Tagesleben mit einer Ordnung umgiebt, welche ihm wenigstens eine gehäufte Last des Unwillkommenen fern hält und die Füchse und Wölfe zwingt, ihre harten Köpfe zu beugen. Solche Ord-

nung des Hofes und der Regierung ist kein vollkommenes Werk, oft wird darüber geklagt, vielleicht wurde Ihnen selbst Gelegenheit zu bemerken, daß Brauch und Etikette eines Hofes nicht ohne Härte sind. Dennoch sind sie nothwendig. Denn sie erleichtern uns den Rückzug und erhalten uns in einer gewissen Isolirung, dadurch aber helfen sie uns die innere Freiheit bewahren." Ilse sah vor sich nieder.

„Doch glauben Sie mir," fuhr der Fürst fort, „auch wir bleiben Menschen, wir möchten uns gern der Stunde warm hingeben, und mit Solchen, die uns werth geworden, zwanglos zusammenleben. Wir müssen uns oft resigniren, und wir erleben Augenblicke, wo solche Entsagung sehr schwer wird."

„Aber innerhalb der Hohen Familie fallen diese Rücksichten doch weg," rief Ilse. „Der Vater und seine Kinder, die Geschwister untereinander, diese heiligen Verhältnisse dürfen niemals gestört werden."

Die Miene des Fürsten verfinsterte sich. „Auch sie leiden in der exponirten Stellung. Man lebt nicht zusammen, man sieht sich weniger allein, und häufig von Andern beobachtet. Jeder kommt zum Andern aus seinem besonderen Kreise von Interessen, aus einer Umgebung, die ihn beeinflußt, und die ihm vielleicht das Zutrauen zu seinen nächsten Verwandten mindert. Mein Sohn ist Ihnen bekannt. Er hat alle Anlage zu einem gutherzigen offenen Menschen, Sie werden bemerkt haben, wie argwöhnisch und versteckt er geworden ist."

Ilse vergaß kluge Gedanken und fühlte sich wieder ein wenig stolz als Vertraute.

„Verzeihung," rief sie, „das habe ich nie gefunden, er ist nur schüchtern und zuweilen ein wenig ungelenk."

Der Fürst lächelte. „Sie haben neulich eine Ansicht darüber ausgesprochen, was seiner Zukunft vortheilhaft sein würde. Er soll einmal die Geschäftsführung großer Familiengüter übersehen, ihm wäre allerdings gut, wenn er die Arbeit

des Landwirths aus eigener Anschauung kennen lernte. Er fühlt sich ohnedies am Hofe nicht wohl.“ Ilse nickte mit dem Kopfe. „Auch das haben Sie schon bemerkt?“ frug der Fürst heiter.

Ich will meinem Prinzen doch Gutes rathen, dachte Ilse, wenn es ihm auch nicht ganz bequem ist. „Dann wage ich zu sagen,“ rief sie, „das jetzt grade die beste Zeit gekommen ist. Denn, gnädigster Herr, er muß doch die Frühlingsbestellung lernen, und die ist in vollem Gange, er kommt nur noch zur Gerste zurecht, da darf man nicht aufschieben.“

Dem Fürsten gefiel dieser Eifer sehr. „Nicht so leicht ist der Ort gefunden,“ sagte er.

„Wenn Ew. Hoheit hier in der Nähe eine Domäne haben, wobei ein Schlößchen ist.“

„Dann könnte er recht oft nach der Stadt kommen,“ versetzte der Fürst mit rauher Stimme.

„Das taugt nicht,“ fuhr Ilse eifrig fort. „Er muß zuerst die Arbeit der Leute gründlich kennen und dazu regelmäßig auf dem Felde sein.“

„Einen bessern Rathgeber konnte ich nicht finden,“ sagte der Fürst in vortrefflicher Laune. „In der Nähe fehlt die Gelegenheit. Ich habe an das Gut Ihres Vaters gedacht.“

Ilse stand überrascht auf. „Aber unser Hauswesen ist gar nicht eingerichtet, einen solchen Herrn aufzunehmen,“ versetzte sie mit Zurückhaltung. „Nein, gnädigster Herr, die bürgerliche Ordnung unserer Familie würde nicht für die Ansprüche eines jungen Fürsten passen. Ich schweige von andern Bedenken, die mir früher unbekannt waren, und die mir erst hier auf die Seele gefallen sind. Deßhalb, wenn ich nach meinem Gefühl sprechen darf, bin ich der Meinung, daß dies aus vielen Gründen nicht gut angeht.“

„Es war nur ein Gedanke,“ versetzte der Fürst in der glücklichsten Stimmung. „Der Zweck würde sich vielleicht erreichen lassen, ohne Herrn Bauer unbillig zu beengen. Meine

Absicht war," fuhr er mit ritterlicher Artigkeit fort, „Ihnen und Ihrem Vater einen offenkundigen Beweis meiner Achtung zu geben, ich habe dazu besondere Veranlassung." Er sah Ilse bedeutsam an, sie dachte an den Geburtstag der Prinzessin.

„Ich weiß warum," sagte sie leise.

Der Fürst rückte seinen Stuhl näher. „Ihr Vater hat eine große Familie?" frug er. „Ich erinnere mich dunkel, einige rothbäckige Knaben gesehen zu haben."

„Das waren die Brüder," lachte Ilse, „es sind prächtige Jungen, gnädiger Herr, wenn ich als Schwester loben darf. Sie werden einmal Ew. Hoheit Freude machen. Noch sind sie etwas ungeleckt, aber brav und gescheut. Mein Franz hat mir erst gestern geschrieben, ich möchte Ew. Hoheit von ihm grüßen. Das kleine Kerlchen denkt, dergleichen geht nur so. Nun will ich doch, weil es die Gelegenheit giebt, den Gruß an meinen lieben gnädigen Herrn ausgerichtet haben, es ist ein dummer Kindergruß, aber er kommt aus gutem Herzen." Sie nestelte in ihrer Tasche und brachte einen Brief hervor, der mit schönen Buchstaben bemalt war. „Sehen Ew. Hoheit, so hübsch schreibt das Kind. Ach, aber ich darf den Brief nicht zeigen, denn Hoheit werden darin wieder eine Bestätigung finden, daß die Menschen immer egoistische Wünsche im Hintergrund haben, wenn sie an ihren Fürsten denken. Der unglückliche Junge hat auch einen Wunsch."

„Da haben wir's!" sagte der Fürst.

Ilse wies ihm den Brief, der Fürst faßte gnädig das Papier mit ihr an und seine Hand lag auf der ihren. „Er ist so unverschämt, Ew. Hoheit um einen großen Lederball zum Aufblasen zu bitten. Der Ball ist bereits gekauft."

Sie sprang auf und trug einen riesigen bunten Ball herzu. „Den schicke ich noch heut, und ich schreibe ihm dazu, daß es sich gar nicht zieme, einen so großen Herrn um etwas anzubetteln. Er ist schon neun Jahre, aber er ist noch sehr kindisch. Ew. Hoheit müssen ihm das zu Gute halten."

Ergriffen von der unbefangenen Herzlichkeit sagte der Fürst: „Schreiben Sie ihm zugleich, daß ich ihm sagen lasse, er soll sich den heiteren Sinn und das loyale Gemüth seiner ältesten Schwester durch die Gefahren des Lebens retten. Auch ich fühle, wie sehr Ihr Wesen denen zum Segen ist, welche das Glück haben in Ihrer Nähe zu athmen. In einem Treiben, welches mit aufreibenden Eindrücken angefüllt ist, wo Haß und Argwohn mehr von dem Frieden der Seele nehmen, als die Stunden der Ruhe zurückgeben können, habe ich mir doch Empfänglichkeit bewahrt für die unschuldige Frische eines Gemüthes wie das Ihre ist. Ich freue mich Ihrer von Herzen.“

Wieder legte er seine Hand leise auf die ihre, Ilse sah beschämt durch das Lob ihres lieben Landesherrn vor sich nieder.

Da nahte ein eiliger Schritt, der Fürst erhob sich, der Professor trat ein. Er verneigte sich vor dem Fürsten und sah überrascht auf seine Frau. „Du bist nicht unwohl?“ rief er fröhlich. „Verzeihung, gnädigster Herr, ich kam in Sorge um meine Frau. Ein fremder Knabe zog die Klingel am Antikenkabinet und brachte die Botschaft, der Fremde möge sogleich nach seiner Frau sehen, sie sei erkrankt. Gut, daß es eine Verwechslung war.“

„Ich bin dem Irrthum dankbar,“ versetzte der Fürst, „da er mir Gelegenheit giebt Ihnen selbst zu sagen, was ich vor Madame Werner niederlegen wollte: der Stall hat Befehl Ihnen zu jeder Stunde einen Wagen bereit zu halten, wenn Sie bei Ihren geheimnißvollen Nachforschungen eine Reise in die Umgegend wünschen.“ Er empfahl sich gnädig.

Der Fürst öffnete das Fenster seines Arbeitszimmers, die Luft war schwül, lange hatte die Sonne über der frohen Erde geglänzt, jetzt war sie verschwunden, schwere Wolken wälzten sich wie unförmliche Wasserschläuche über der Stadt und dem Schloß. Der Fürst holte tief Athem, aber die Gewitterluft preßte den Dampf aus den Essen des Schlosses herab an sein Fenster und der Rauch fuhr wie ein grauer Nebel um sein

Haupt. Er riß die Thür der Gallerie auf, welche zu seinen Audienzzimmern führte, und schritt hastig über den Teppich. An den Wänden hing eine Reihe Oelbilder, Köpfe schöner Frauen, denen der Fürst einmal Beachtung geschenkt hatte. Sein Blick irrte von der einen zur andern, am Ende der Reihe war noch ein leerer Platz, er blieb davor stehen und seine Phantasie malte ein Bild hin mit blonden Haaren und einem treuherzigen bürgerlichen Licht in den Augen, rührend wie keines der andern Gesichter.

„So spät!" klang es in ihm. „Es ist die letzte Stelle, und es ist das stärkste Gefühl. Thoren, die uns sagen, daß die Jahre gleichgültig machen. Wenn sie mir begegnet wäre am anderen Ende," er sah die Gallerie hinab, „bei dem Beginn meines Lebens, als ich noch vor einem Rosenstrauch sehnsüchtig an die Wangen des Mädchens dachte und durch den Gesang einer Grasmücke empfindsam gerührt wurde, hätte damals ein solches Weib mir schützend erhalten, was ich für immer verlor?

„Unnütze Frage, die um Vergangenes sorgt. Festhalten muß ich für die Gegenwart, was in den Bereich meiner Hand gekommen ist. Der schwache Jüngling ist ihr gleichgültig, aber sie selbst fühlt sich hier unheimisch, und wenn sie sich mir entwindet, ich bin ohnmächtig sie zurück zu halten. Ich bleibe allein, täglich dieselben gelangweilten Gesichter, deren Gedanken man kennt, bevor sie ausgesprochen werden, denen man ansieht, bevor sie den Mund öffnen, was sie für sich wollen und wie sie sich vorbereiten eine Empfindung zu lügen. Was sie von Witz und Willen haben, das arbeitet in der Stille gegen mich; was ich von ihnen erhalte, ist nur der künstliche Schein des Lebens. Es ist traurig ein Meister zu sein, vor dem sich lebendige Seelen in Maschinen verwandeln, Jahr aus Jahr ein die Klappen am Kopf zu öffnen und das Räderwerk zu betrachten. Ich selbst habe es ihnen eingesetzt," lächelte er, „aber mich langweilt meine Arbeit.

„Ich weiß,“ murmelte er, „daß unter diesen künstlichen Uhren der Zweifel kommt, ob meine unselige Kunst sie zu Lügen der Menschennatur gemacht hat, oder ob ich selbst nur ein Automat bin, welcher aufgezogen nickt und gedankenlos dieselben gnädigen Worte wiederholt. Ich weiß, es giebt Stunden, wo ich über mich selbst die Achseln zucke, wenn ich als Pantalon oder Bramarbas auf der Bühne stolzire, ich merke den Draht, der meine Gedanken bewegt, ich fühle ein Gelüst, meinen eigenen Kopf in den Schraubstock zu stellen und zu bessern, was in mir schadhaft wurde, und ich sehe einen großen Kasten geöffnet, in den man mich wirft, wenn meine Rolle ausgespielt ist.

„Oh,“ stöhnte er aus tiefer Brust, „ich weiß, daß ich wirklich bin, wenn nicht bei Tage, doch bei Nacht. Keinen von meiner Umgebung quälen die einsamen Stunden wie mich, ihnen pocht's nicht fieberheiß an die Schläfe, wenn sie sich in den Winkel legen, nachdem ihr Tagewerk abgeschnurrt ist.

„Wo habe ich Freude zwischen den Ledertapeten dieser Räume oder unter den alten Schildereien der Mutter Natur? Lachen ohne Freude, Zorn über Nichtigkeiten, Alles kalt, gleichgültig, seelenlos.

„Nur in den seltenen Augenblicken, wo ich bei ihr bin, fühle ich mich wie ein anderer Mensch, dann empfinde ich, daß flüssiges Blut in meinen Adern rollt. Wenn sie in ihrer ehrlichen Einfalt von dem Vielen spricht, was sie liebt und worüber sie sich freuen kann, die Frau mit dem Kinderherzen, dann werde auch ich wieder jung wie sie. Sie erzählte von ihrem Bruder Krauskopf. Ich sehe den Knaben vor mir, ein draller Bursch, mit den Augen seiner Schwester, ich sehe wie der kleine Dummkopf in sein Butterbrot beißt, und mir ist das so beweglich, als läse ich eine rührende Geschichte. Ich möchte den Jungen zu mir heraufheben, als wenn ich sein guter Vetter wäre.

„Sie selbst ist wahr und gradsinnig, es ist ein klares

Gemüth und hinter ruhiger Milde birgt sich die starke Leidenschaft. Wie sie auffuhr gegen meinen Boten, den armen Widder Bellyn, der ihr den Adelsbrief in der Tasche zutragen sollte! Sie ist ein Weib, mit der zu leben der Mühe werth ist und für die ein Mann viel thun kann, sie zu erwerben.

„Doch was vermag ich ihr gegenüber? Was ich ihr geben kann, das gilt ihr wenig, was ich ihr nehmen muß, wie wird sie das überwinden?" Er sah scheu auf die leere Stelle der Wand. „Dort sollte einst ein anderes Bild hängen," rief er, „warum hängt es nicht da? Warum liegt die Erinnerung an eine Verschwundene seit alter Zeit in meinem Hirn wie ein Stein, dessen Druck ich fühle bei Tage unter den Menschen, und bei Nacht, wenn ich das müde Haupt mit meinen Händen presse? Das Weib von damals schlief in demselben Zimmer vor vielen, vielen Jahren, wo jetzt die Fremde ruht, und sie wachte nicht auf, als es klug gewesen wäre. Und da sie erwachte und zur Besinnung kam, zersprang in ihrem schwachen Geist eine Feder und sie schwand dahin, wo die Leiber fortleben ohne vernünftige Seelen."

Ein Fieberschauer fuhr ihm durch den Leib, er schüttelte sich und sprang mit einem Satz aus der Gallerie, blickte scheu hinter sich und schlug die Thür zu.

„Die rohe Leidenschaft ist verglüht," fuhr er nach einer Weile fort, „man wird bedächtiger mit den Jahren. Festhalten will ich sie, wie es auch sei. Es ist nicht mehr die sengende Gluth der Jugend, es ist das Herz eines gereiften Mannes, das ich ihr entgegentrage. Mit fester Geduld will ich erwarten, was die Zeit mir bereitet, langsam wird diese Frucht in der warmen Sonne reifen, ich harre aus. Aber festhalten will ich sie. Auch der Mann bei ihr wird aufmerksam, es war ein ungeschickter Vorwand, den er log, auch er entringt sich meiner Hand. Ich muß sie halten, und für diese Kinderherzen giebt es nur ein kindisches Mittel."

Die Schelle tönte, der Diener trat ein und erhielt einen Auftrag.

Magister Knips stand vor dem Fürsten, seine Wangen waren geröthet, in seinen Zügen arbeitete heftige Erregung.

„Haben Sie das Memorial gelesen, welches Professor Werner über die Handschrift abgefaßt hat?" frug der Fürst herablassend. „Was ist Ihre Ansicht darüber?"

„Es ist eine ungeheure staunenswerthe Nachricht, Allerdurchlauchtigster, allergnädigster Fürst und Herr. Wohl darf ich sagen, daß ich diese Entdeckung in allen Gliedern fühle. Wenn es gelänge die Handschrift zu finden, der Ruhm wäre unvergänglich, er würde bei jeder Ausgabe, worin von Handschriften die Rede ist, bis an das letzte Ende der Welt im Vorwort erneuert werden, er müßte den Gelehrten, welchem dieser größte irdische Glücksfall zu Theil wird, auf einmal hoch heraussheben über seine Mitmenschen. Auch der erhabene Fürst, dem nach Titel 22 §. 127 eines hohen Landesgesetzes unzweifelhaft das nächste Recht an dem gefundenen Schatze zusteht, Höchstderselbe würde als Protector einer neuen Aera unserer Kenntniß des betreffenden Römers von den Zungen aller Völker gefeiert werden."

Der Fürst hörte zufrieden diesen Enthusiasmus des Magisters, der in der Begeisterung seine demüthige Haltung vergaß und pathetisch den Arm nach der Richtung ausstreckte, wo er die Strahlenkrone über dem Haupte des Fürsten schweben sah.

„Dies Alles würde geschehen, wenn man den Schatz fände," sagte der Fürst, „noch ist er nicht gefunden."

Knips sank zusammen. „Allerdings ist der Gedanke vermessen, daß ein solches Glück einem Lebenden beschieden sei, dennoch wäre Frevel an der Möglichkeit zu zweifeln."

„Dem Professor Werner scheint viel an dem Funde gelegen," warf der Fürst gleichgültig ein.

„Derselbe müßte nicht ein Gelehrter von gediegenem Ur-

theil sein, wenn er nicht die Wichtigkeit dieses Gewinnstes ebenso tief empfände, als Höchstdero allerunterthänigster Diener und Knecht."

Der Fürst unterbrach den Redenden. „Herr von Weidegg hat Ihnen den Antrag gestellt in meinem Dienst zu bleiben. Sie haben angenommen?"

„Mit den Gefühlen eines geretteten Menschen," rief Knips, „welcher Dank und Segenswünsche in unbegrenzter Verehrung zu Ew. Hoheit Füßen niederzulegen wagt."

„Haben Sie sich bereits verpflichtet?"

„In feierlichster Weise."

„Gut," sagte der Fürst und hielt mit einer Handbewegung den Strom ehrfurchtsvoller Betheurung in den Lippen des Magisters zurück.

„Man hat mir gerühmt, Herr Magister, daß Sie besonderes Glück haben, dergleichen Seltenheiten aufzufinden. Glück," wiederholte der Fürst, „oder was dasselbe ist, Geschick. Halten Sie im Ernst für glaublich, daß die undeutlichen Spuren zu dem verlorenen Schatz führen?"

„Wer darf noch behaupten, daß ein solcher Fund unmöglich ist?" rief der Magister. „Ja wäre mir erlaubt in tiefster Ehrfurcht meine Ansicht auszusprechen, welche wie ein Freudenschrei aus meinem Innern bricht, es ist sogar — ich darf nicht sagen wahrscheinlich — aber es ist doch nicht unwahrscheinlich, daß ein Zufall darauf führt. Jedoch wenn ich mir gestatten darf, eine ehrfurchtsvolle Erfahrung in Worte zu fassen, welche vielleicht nur Aberglaube ist: wenn sich die Handschrift findet, so findet sie sich nicht da, wo man sie erwartet, sondern irgendwo anders. So oft mir bis jetzt in meinem bescheidenen Dasein das Glück eines Fundes zu Theil geworden ist — ich erwähne nur den italienischen Homer von 1488 — so war dies immer gegen alles Vermuthen; und was Allerhöchste Huld meine Geschicklichkeit nannte, das ist, wenn ich das Geheimniß meines Glückes zu offenbaren mich unterfange

im letzten Grunde nichts als der Umstand, daß ich häufig da gesucht habe, wo nach gemeiner menschlicher Vermuthung ein Schatz zu liegen keine Veranlassung hatte."

„Die Aussicht, welche Sie eröffnen, ist jedenfalls für einen Ungeduldigen nicht tröstlich," versetzte der Fürst, „denn das kann lange währen."

„Generationen mögen schwinden," rief Knips, „aber die Gegenwart und Zukunft wird suchen, bis der Codex gefunden ist."

„Das ist mir ein schlechter Trost," lächelte der Fürst, „und ich gestehe, Herr Magister, Sie täuschen durch diese Worte die heitere Erwartung, welche ich hegte, daß Ihre Spürkraft und Geschicklichkeit mir recht bald das Vergnügen machen würde, das Buch in den Händen des Professors zu sehen, das Buch selbst oder doch einen handgreiflichen Beweis seiner Existenz. Ich bin Laie in all diesen Sachen, und ich habe durchaus kein Urtheil über die Wichtigkeit, welche Sie der Entdeckung beilegen. Mir ist es zur Zeit nur um einen Scherz zu thun, oder, ich wiederhole die Worte, welche Sie mir neulich vor den Miniaturen sagten, um eine Neckerei."

Ausdruck und Haltung des Magisters veränderten sich allmälig wie unter der Beschwörung eines Zauberers, er sank zusammen, legte das Haupt auf die Achsel und sah in ängstlicher Spannung auf den Fürsten.

„Kurz gesagt, ich wünsche, daß Herr Werner recht bald auf eine sichere Spur der Handschrift geleitet werde, wenn es nicht möglich ist die Handschrift selbst herbeizuschaffen."

Knips schwieg und starrte auf den Sprechenden.

„Ich ersuche Sie," fuhr der Fürst nachdrücklich fort, „Ihr bereits bewährtes Talent für diesen Zweck in Thätigkeit zu setzen. Ihre Hülfe dabei müßte allerdings mein Geheimniß bleiben, denn ich möchte Herrn Werner gönnen, daß er selbst das Vergnügen empfindet einen Fund zu machen. So ist ja wohl der Ausdruck."

„Es muß eine große Handschrift sein," stöhnte Knips.

„Ich fürchte," versetzte der Fürst nachlässig, „sie ist längst in Stücke zerrissen. Nicht unmöglich, daß sich einige zerstreute Blätter irgendwo erhalten haben."

Der Magister stand wie vom Donner gerührt. „Es ist schwer, den Herrn Professor zu befriedigen."

„Um so größer wird Ihr Verdienst sein, Verdienst und Lohn."

Knips blieb zusammengesunken stehen und schwieg.

„Ist Ihre Zuversicht geschwunden, Herr Magister?" spottete der Fürst. „Es ist doch nicht das erste Mal, daß Ihnen ein solcher Fund gelingt." Er trat dem kleinen Mann näher. „Ich weiß etwas von früheren Proben Ihrer Kunstfertigkeit, und ich bin über den Umfang Ihres Talentes durchaus nicht mehr im Zweifel."

Knips fuhr zusammen, aber er fand noch keine Worte.

„Im Uebrigen bin ich mit Ihrer Thätigkeit zufrieden," fuhr der Fürst mit veränderter Stimme fort, „ich zweifle nicht, daß Sie nach mehrfacher Richtung verstehen werden, sich den Beamten meines Hofes nützlich zu machen und dadurch Ihre eigne Zukunft wohl zu berathen."

„Hohe Ehre," jammerte Knips, und zog sein Taschentuch.

„Was die verlorene Handschrift betrifft," fuhr der Fürst fort, „so wird der Aufenthalt des Herrn Werner, wie ich fürchte, nur vorübergehend sein. Ihnen würde die Aufgabe zufallen, die Nachforschungen in unserem Lande fortzusetzen."

Knips erhob sein Haupt und ein Strahl von Freude fuhr über sein verstörtes Gesicht.

„Hat die Handschrift in der That so großen Werth, wie die Herren Gelehrten meinen, so würde, im Fall nach der Abreise des Professors noch etwas zu entdecken bliebe, für Sie bei uns grade die Thätigkeit gefunden sein, welche Ihnen besonders zusagt."

„Diese Aussicht ist die höchste und gnädigste, welche

meinem Leben zu Theil werden kann," erwiederte Knips muthiger.

„Gut," sagte der Fürst, „verdienen Sie sich jetzt dieses Anrecht und versuchen Sie zunächst, was Ihre Geschicklichkeit vermag."

„Ich werde mir Mühe geben, Ew. Hoheit zu dienen," versetzte der Magister, die Augen auf den Boden geheftet.

Knips verließ das Kabinet. Der kleine Mann, welcher jetzt die Treppe hinabschlich, sah anders aus, als jener glückselige Magister, der vor wenig Minuten hinaufgestiegen war. Das bleiche Gesicht war nach vorn gebeugt und sein Auge irrte scheu über die Mienen der Diener, welche ihn neugierig betrachteten. Er griff mechanisch nach seinem Hut, und er, der Magister, setzte ihn noch im Fürstenschlosse auf sein Haupt. Er trat hinaus auf den Platz, der Sturm fegte durch die Straßen, trieb Staub in Wirbeln um ihn her und jagte ihm die Rockschöße vorwärts. „Er treibt," murmelte Knips, „er treibt, wie kann ich widerstehen? Soll ich zurückkehren in die kalte Kammer zu meinen Correcturen, soll ich mein Lebtag von der Professorengnade abhängen und den stolzen Tröpfen Bücklinge machen, immer in Sorge, daß ein Zufall diesen Gelehrten verräth, wie auch ich einmal ihr Meister war und sie höhnte?

„Hier aber ein gutes Leben, und Gelegenheit, unter Unwissenden der Klügste zu sein und ihnen unentbehrlich zu werden. Ich bin es schon jetzt, der Fürst hat sich zu mir gestellt wie ein Kamerad zum andern, und er kann, wenn ich seinen Willen thue, sich so wenig von mir scheiden, wie das Pergament von der Schrift."

Er wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn. „Ich selbst finde den Codex," fuhr er zuversichtlicher fort. „Jacobi Knipsii sollertia inventum. Ich kenne das große Geheimniß, und ich will suchen Tag für Tag, wo nur ein Kellerwurm kriecht und eine Spinne ihr Gewebe anhängt. Bei mir steht

es dann, ob ich den Professor zum Gehülfen nehme bei der Herausgabe oder einen Andern. Vielleicht nehme ich ihn, und er soll mir dankbar sein. Denn er findet schwerlich den Schatz, er ist viel zu vornehm, um zu horchen und zu spioniren, wo die Truhen versteckt sind."

Der Magister beflügelte seine Schritte, hinter ihm pfiff der Wind in scharfen Tönen, riß vertrocknete Zweige des letzten Jahres vom Baum und warf sie an den Hut des kleinen Mannes. Schneller kreisten die Staubwirbel um seinen Leib, sie bargen das schwarze Festkleid in fahlem Grau, glitten fort mit dem Schreitenden und hüllten ihn ein, daß ihm das Grün der Bäume und die Gestalten der Menschen entschwanden, und er in einer Wolke dahinlief, bedeckt mit Erdenstaub und todten Blättern. Er aber hob wieder sein Taschentuch, seufzte und wischte den Schweiß von seinen Schläfen.

5.

Hummel's Triumph.

Es wurde schwül in der Natur und unter den geschäftigen Menschen. Der Barometer fiel plötzlich, Gewitter und Hagelschauer fuhren über das Land; das Vertrauen schwand, die Aktien wurden werthloses Papier, dem Uebermuth folgte Jammer, auf den Straß.n stand Wasser, die Strohhüte verschwanden wie vom Sturm zerweht.

Wer in dieser wechselvollen Zeit die Gemüthlichkeit des Herrn Hummel beobachten wollte, der mußte die Nachmittagsstunde vor drei Uhr wählen, wo er seine Gartenthür öffnete und sich an den Zaun setzte. In dieser Stunde gab er wohlwollenden Gedanken Audienz, er hörte auf den Schlag der Stadtuhr und regulirte die eigene, las etwas im Tageblatt, zählte die regelmäßigen Spaziergänger, welche alltäglich zu der-

selben Stunde in den Wald und wieder zur Stadt zogen, und hielt darauf, die Bekannten anzureden und ihren Gruß zu empfangen. Diese Bekannten waren meist Hausbesitzer, starke Köpfe, auch Miglieder der Stadtverordneten und des Raths.

Heut saß er an der geöffneten Pforte, sah stolz nach dem Haus gegenüber, in welchem eine innere Bewegung erkennbar war, prüfte die Vorübergehenden und empfing würdig die Grüße und kurzen Anreden der Stadt. Der erste Bekannte war Herr Wenzel, Rentier und sein Gevatter, der seit vielen Jahren jeden Tag des Sommers und Winters denselben Weg durch die Parkwiese machte, um in Transspiration zu kommen. Es war das einzige feste Geschäft seines Lebens, und er sprach deßhalb auch von wenig Anderem. „Guten Tag, Hummel." — „Guten Tag, Wenzel." — „Ist's geglückt?" frug Herr Hummel. — „Es hat lange gedauert, aber es ist geworden," sagte der Rentier. „Ich darf nicht stehen bleiben, ich wollte nur fragen, wie geht's mit Dem drüben?"

„Wie so?" frug Hummel ärgerlich.

„Du weißt nicht, daß sein Buchhalter verschwunden ist?"

„Warum nicht gar!" rief Hummel.

„Sie sagen, er hat Börsengeschäfte gemacht und ist nach Amerika entwischt. Aber ich muß fort, es zieht längs den Häusern. Guten Tag." Der Rentier entfernte sich eilig.

Herr Hummel blieb in großem Erstaunen zurück. „Guten Tag, Herr Hummel," weckte die Stimme des Stadtraths. „Ein warmer Tag, achtzehn Grad im Schatten. Sie haben doch gehört?" er machte mit dem Stockknopf eine Bewegung nach dem Nachbarhause.

„Nichts," rief Hummel, „man lebt an diesem Orte wie verrathen und verkauft. Feuersbrunst, Seuche und Ankunft hoher Personen — es ist ein reiner Zufall, wenn man davon erfährt. Wie ist's mit dem entlaufenen Buchhalter?"

„Er scheint, daß Ihr Nachbar dem Manne zu viel Ver-

trauen geschenkt hat, dieser soll auf den Namen seines Prinzipals in der Stille tolle Aktiengeschäfte gewagt haben und diese Nacht geflohen sein. Man spricht von vierzigtausend."

„Dann ist Hahn ruinirt," sagte Hummel. „Unrettbar. Es sollte mich nicht wundern. Dieser Mann ist immer ein Phantast gewesen."

„Vielleicht ist's nicht so arg," tröstete der Stadtrath sich losmachend.

Herr Hummel blieb mit seinen Gedanken allein. „Natürlich," sagte er zu sich selbst, „das mußte so kommen. Immer oben hinaus, Häuser, Fenster, Gartenspielerei, keine Ruhe, der Mann ist aus wie ein Licht."

Er vergaß die Vorübergehenden, bewegte sich in seinem Hauptgange auf und ab und sah zuweilen verwundert auf die feindlichen Mauern.

„Aus wie ein Licht," wiederholte er mit dem Behagen eines tragischen Schauspielers, welcher den schrecklichsten Ausdruck für ein Kraftwort seiner Rolle zu finden bemüht ist. Ein halbes Menschenalter hatte er sich über den Mann dort drüben geärgert; ehe er noch den ersten Ansatz zu dem Bäuchlein erhielt, das er jetzt stattlich trug, hatte er dieses Mannes Hauswesen und Geschäft gehaßt. Dies Gefühl war seine tägliche Unterhaltung gewesen, es gehörte zu seinem Tagesbedarf wie sein Stiefelknecht und der grüne Kahn. Jetzt kam die Stunde, wo das Schicksal Dem drüben heimzahlte, daß er Herrn Hummel durch sein Dasein gekränkt hatte. Hummel sah auf das Haus und zuckte die Achseln, der Mann, der ihm dieses unförmliche Ding vor die Augen gesetzt, war jetzt in Gefahr, selbst hinausgeschleudert zu werden; er sah auf den Tempel und die Muse, dieses Spielwerk eines armen Teufels wurde nächstens von irgend einem Fremden niedergerissen. Hummel trat in die Wohnstube, auch dort wandelte er auf und ab und erzählte seinen Frauen in kurzen Sätzen das Unglück, er beobachtete von der Seite, daß Frau Philippine erschrocken auf das Sopha

eilte, sich zurechtsetzte und häufig die Hände zusammenschlug, daß Laura in das Nebenzimmer stürzte und ein lautes Weinen nicht bändigen konnte, und er wiederholte mit schauderhaftem Behagen die greulichen Worte: „Er ist aus wie ein Licht.“

Eben so trieb er's in seiner Fabrik, er ging langsam in der Niederlage auf und ab, sah majestätisch auf einen Haufen Hasenhaare, nahm einen der feinsten Hüte aus der Papierkapsel, hielt ihn gegen das Fenster, gab ihm mit der Bürste einen Strich und brummte wieder: „Auch er geht zu Ende.“ Sein Buchhalter kam heut das erste Mal in seinem Leben zu spät an das Pult, er hatte auf dem Wege von dem Unglück vernommen, berichtete aufgeregt seinem Prinzipal und wiederholte zuletzt schadenfroh die Unglücksworte: „Mit dem geht's zu Ende.“ Da sah ihn Hummel mit durchbohrendem Blick an, und schnaubte, daß dem Mann das furchtsame Schreiberherz tief hinabsank: „Sie wollen wohl auch Procurist werden, wie der Ausgekratzte? Ich danke Ihnen für diesen Beweis Ihres Vertrauens, ich kann solche Banditenwirthschaft nicht brauchen, ich bin mein eigener Procurist, Herr, und ich verbitte mir jede Art von Geheimnißkrämerei hinter meinem Rücken.“

„Aber Herr Hummel, ich habe ja keine Geheimnißkrämerei getrieben.“

„Das danke Ihnen der Teufel,“ dröhnte Hummel in seinem wildesten Baß; „es ist kein Verlaß mehr auf Erden, nichts ist fest, die heiligsten Verhältnisse werden gewissenlos ruinirt, auf seine Freunde durfte man schon lange nicht mehr vertrauen, jetzt gehen sogar die Feinde durch die Lappen. Heut legen Sie sich ruhig als Deutscher schlafen, morgen wachen Sie als Franzose auf, und wenn Sie nach Ihrem germanischen Kaffee seufzen, bringt Ihnen die Wirthin eine Schüssel Pariser Spinat an's Bett. Es sollte mir lieb sein, von Ihnen zu erfahren, auf welcher Stelle dieses Erdbodens wir uns jetzt befinden.“

„In der Thalgasse, Herr Hummel.“

„Das sprach aus Ihnen der letzte Rest des guten Genius,

den Sie noch auf Lager haben. Sehen Sie durch das Fenster, was steht dort?" Er wies auf das Nachbarhaus.

„Parkstraße, Herr Hummel."

„Wirklich?" frug Hummel ironisch. „Seit der grauen Vorzeit, wo Ihre Voreltern hier auf den Bäumen saßen und Buchecker knabberten, hieß diese Gegend die Thalgasse. In dieses Thal habe ich den Grund meines Hauses gelegt und einen Zettel eingemauert für spätere Ausgrabungen: Heinrich Hummel, Nummer 1. Jetzt haben die Umtriebe jenes verbrannten Strohmanns auch diese Wahrheit umgeworfen. Trotz meinem Protest beim Rath sind wir polizeilich in Parkarbeiter umgeschrieben. Kaum ist das geschehen, so schreibt sich auch der Buchhalter des Mannes in einen Amerikaner um. Glauben Sie, daß Knips junior, dieser Molch, seine Unthat gewagt hätte, wenn ihm nicht der eigene Prinzipal mit gutem Beispiel vorangegangen wäre? Da haben Sie die Folgen elender Neuerungen. Zwanzig Jahre habe ich an Ihnen herumgestrichen, aber ich glaube, sogar Sie sind jetzt im Stande, Ihren Stuhl umzuwerfen und sich in ein anderes Geschäft umzuschreiben. Pfui, Herr, schämen Sie sich Ihres Jahrhunderts."

Für die Familie Hahn war es ein Trauertag. Der Hausherr war am Morgen zur gewöhnlichen Stunde auf sein Comptoir in der Stadt gegangen und hatte vergebens seinen Buchhalter erwartet. Als er endlich in die Wohnung des jungen Mannes sandte, brachte der Markthelfer die Nachricht zurück, daß derselbe verreist sei und auf seinem Tisch einen Brief an Herrn Hahn zurückgelassen habe. Hahn las den Brief und brach an seinem Pult in jähem Schreck zusammen. Er hatte seinem Geschäft stets als treuer Arbeiter vorgestanden, mit geringen Mitteln hatte er begonnen, durch eigene Kraft war er zum wohlhabenden Mann geworden; aber er hatte in Geldgeschäften seinem gewandten Commis mehr überlassen, als vorsichtig war. Der Mann war unter seinen Augen aufgewachsen, hatte durch geschmeidigen Diensteifer allmälig sein

volles Vertrauen gewonnen und war vor Kurzem mit dem Recht versehen worden, den Namen der Firma unter geschäftliche Verpflichtungen zu setzen. Der neue Procurist war den Versuchungen einer aufgeregten Zeit unterlegen, er hatte hinter dem Rücken seines Prinzipals wilde Speculationen gewagt. In dem Briefe legte er ein offenes Geständniß ab. Für seine Flucht hatte er eine kleine Summe veruntreut, seine Verluste aber hatte Herr Hahn am nächsten Tage mit ungefähr zwanzigtausend Thalern zu decken. Der Blitzstrahl fuhr aus heitrem Himmel in das friedliche Leben eines Bürgerhauses. Herr Hahn sandte nach seinem Sohn, der Doctor eilte zur Polizei, zum Rechtsanwalt, zu Geschäftsfreunden, und immer wieder nach dem Comptoir zurück den Vater zu trösten, der wie gelähmt vor seinem Pulte saß und der Zukunft fassungslos entgegensah.

Der Mittag kam, wo Herr Hahn seiner Frau das Unglück mittheilen mußte, und der Jammer erhob sich in den Wänden des Hauses. Frau Hahn ging verstört durch die Zimmer, vor dem Heerde schrie Dorothee und rang die Hände. In den Stunden des Nachmittags eilte der Doctor wieder zu Bekannten und zu Geldleuten, aber während dieser Woche eines allgemeinen Schreckens, wo Jeder dem Andern mißtraute, war das Geld verschwunden, der Doctor fand nichts als Mitleid und Klagen über die furchtbare Zeit. Die Flucht des Buchhalters machte auch zuverlässige Freunde argwöhnisch gegen den Umfang der Verpflichtungen, welche vielleicht auf der Firma lasteten, selbst auf das Haus war mit den größten Opfern keine ausreichende Summe zu erhalten. Die Gefahr wurde mit jeder Stunde drohender, die Angst größer. Gegen Abend kehrte der Doctor von dem letzten vergeblichen Gange in das Haus seiner Eltern zurück, dem Vater hatte er ein heiteres Antlitz gezeigt und tapfer getröstet, aber in seinem Haupt hämmerte unablässig der Gedanke, daß dieses Unglück auch ihn vollends von der Geliebten scheide. Jetzt saß er müde und allein in der

dunklen Wohnstube und sah nach den erleuchteten Fenstern des Nachbars hinüber.

Er wußte wohl, daß ein Freund seinem Vater in dieser Noth nicht fehlen würde. Aber der Professor war fern, auch war die Hülfe, welche dieser zu leisten vermochte, unzureichend, sie kam im besten Fall zu spät. Nur noch wenige Stunden, und die Entscheidung trat ein. Was dazwischen lag, eine Zeit der Ruhe für Jedermann, wurde dem Vater eine unendliche Qual, wo er hundertfach das Bittere des nächsten Tages durchmachen sollte mit starrem Auge und fieberhaftem Pulsschlag, und dem Sohn bangte um die Wirkung, welche die furchtbare Spannung auf den reizbaren Vater haben mußte.

Da schwebte es leise in das dunkle Zimmer, eine helle Gestalt stand neben dem Doctor, Laura faßte seine Hand und hielt sie mit beiden Händen fest. Sie beugte sich zu ihm herab und blickte in das kummervolle Antlitz. „Ich habe drüben die Noth dieser Stunden durchgefühlt, ich kann die Einsamkeit nicht länger ertragen,“ sagte sie leise. „Ist keine Hülfe?“

„Ich fürchte, keine.“

Sie berührte ihm mit der Hand das lockige Haar. „Sie haben das Loos erwählt, gering zu achten, was sich Andere so ängstlich begehren. Das Licht der Sonne, welche Ihr Haupt verklärt, soll niemals durch die Qualen dieser Erde getrübt werden. Seien Sie stolz, Fritz, nie dürfen Sie es mehr sein als in diesen Stunden, denn Ihnen kann solches Unglück nichts nehmen, was einer Klage werth ist.“

„Mein armer Vater!“ rief Fritz.

„Ihr Vater ist doch glücklich,“ fuhr Laura fort, „denn er hat sich einen Sohn erzogen, dem kaum ein Opfer ist, zu entbehren, was anderen Menschen das beste Glück erscheint. Für wen haben Ihre lieben Eltern gesammelt als für Sie? Heut dürfen Sie ihnen zeigen, wie frei und groß Sie stehen über diesen Sorgen um todtes Metall.“

„Wenn ich auch für mein Leben das Unglück dieses Tages empfinde," sagte der Doctor, „so war es nur um einer Andern willen."

„Ist es Ihnen ein Trost, mein Freund," rief Laura in ausbrechendem Gefühle, „so will ich Ihnen heut sagen, daß ich treu zu Ihnen halte, was auch geschehen möge."

„Liebe Laura!" rief der Doctor, sie aber sang ihm weich wie ein Vogel in das Ohr: „Mir ist's recht, Fritz, daß Sie mir gut sind." Fritz legte seine Wange zärtlich auf ihre Hand. „Ich mühe mich, Ihrer nicht unwerth zu sein," fuhr Laura fort. „Was ich armes Mädchen vermag, versuche ich im Geheim schon lange, um mich frei zu machen von dem kleinen Tand, der an unserm Leben hängt. Ich habe mir Alles überlegt, wie man haushalten kann mit sehr wenig, ich verwende nichts mehr auf unnütze Kleider und solchen Kram. Ich bin eifrig, auch etwas zu verdienen. Ich gebe Stunden, Fritz, und man ist mit mir zufrieden. Der Mensch braucht sehr wenig zum Leben, dahinter bin ich gekommen, ich habe in meiner Stube keine größere Freude als den Gedanken, mich unabhängig zu machen. Das wollte ich Ihnen heut schnell sagen. Und noch Eines, Fritz, wenn ich Sie auch nicht sehe, ich denke immer an Sie und ich sorge um Sie."

Fritz streckte die Arme nach ihr aus, aber sie entzog sich ihm, noch einmal winkte sie an der Thür, dann flog sie über die Straße zurück in ihre Dachstube.

Dort stand sie im Dunkeln mit pochendem Herzen, von außen fiel ein matter Lichtstrahl durch die Scheiben und beleuchtete das Schäferpaar am Tintenfaß, daß es verklärt in der Luft schwebte. Heut dachte Laura nicht an ihr Geheimbuch, sie sah hinüber nach dem Fenster, wo der Geliebte saß, und wieder stürzten ihr die Thränen aus den Augen. Aber sie faßte sich mit kurzem Entschluß, holte in der Küche Licht und einen Topf mit Wasser, suchte Spitzenärmel und Kragen zusammen und weichte sie in einer Schüssel ein, auch

diesen Plunder konnte sie sich allein zurecht machen. Es war wieder eine kleine Ersparniß, es konnte doch einmal dem Fritz zu gute kommen.

Herr Hummel schloß sein Comptoir und setzte seine Wanderungen fort. Die Thür zu Laura's Stube öffnete sich, die Tochter fuhr zusammen, als sie den Vater auf die Schwelle treten sah, feierlich wie einen Boten der Vehme. Hummel bewegte sich auf seine Tochter zu und sah ihr scharf in die verweinten Augen. „Also wegen Dem drüben?“ Laura barg das Gesicht in den Händen, wieder bewältigte sie der Schmerz.

„Da hast du deine Glöckchen,“ brummte er leise. „Da hast du deine Taschentücher und deine Inder. Es ist dort drüben aus.“ Er klopfte ihr mit der großen Hand auf die Schulter. „Höre auf, wir haben ihn nicht umgebracht, eure Schnupftücher beweisen gar nichts.“

Es wurde dunkel, Hummel ging auf der Straße zwischen den beiden Häusern auf und ab, sah das feindliche Haus von der Parkseite an, wo es ihm weniger geläufig war, und sein breites Gesicht verzog sich zu einem triumphirenden Lächeln. Endlich entdeckte er einen Bekannten, der aus dem Nachbarhause eilte, und ging mit starken Schritten hinter ihm her. „Wie stehts?“ frug er, den Arm des Andern fassend, „kann er sich halten?“

Der Geschäftsfreund zuckte die Achseln, „es wird kein Geheimniß bleiben,“ und berichtete über Lage und Gefahr des Gegners.

„Wird er Deckung schaffen?“

Der Andere zuckte wieder die Achseln. „Bis Morgen schwerlich. Geld ist jetzt unter Brüdern nicht zu haben. Natürlich ist der Mann mehr werth, das Geschäft gut, das Haus unverschuldet.“

„Das Haus ist keine zwanzigtausend werth,“ unterbrach ihn Hummel.

„Gleichviel, bei gesundem Stande des Geldmarkts würde

er den Schlag ohne Gefahr aushalten. Jetzt fürchte ich das Schlimmste."

„Ich hab's ja gesagt, er ist aus wie ein Licht," murrte Hummel und drehte sich kurz ab nach seinem Hause.

Im Zimmer des Doctors saßen Vater und Sohn über Briefen und Rechnungen, an den Wänden glänzten im Lampenlicht die goldenen Titel der Bücher und der sauberen Mappen, in denen der Doctor seine Schätze barg, emsiger Sammelfleiß hatte sie aus hundert Winkeln zusammengeholt und hier in stattlicher Ordnung verbunden, jetzt sollten auch sie auseinander flattern in alle Welt. Muthvoll redete der Sohn in die Seele des verzweifelten Vaters. „Ist das Unglück nicht zu wenden, das wie ein Orkan über uns einbrach, wir ertragen es mannhaft, deine Ehre vermagst du zu wahren. Der größte Schmerz, den ich empfinde, ist doch nur, daß ich dir jetzt so wenig nützen kann, und daß der Rath jedes Geschäftsmannes mehr Werth hat, als die Hülfe des eigenen Sohnes."

Der Vater legte das Haupt auf den Tisch, kraftlos und betäubt.

Da ging die Thür auf, aus dem dunkeln Vorsaal trat mit schweren Schritten eine fremde Gestalt in das Zimmer. Der Doctor sprang auf und starrte auf die harten Züge eines wohlbekannten Gesichtes, Herr Hahn aber stieß einen Schrei aus und fuhr von dem Sopha, um das Zimmer zu verlassen. „Herr Hummel," rief der Doctor erschrocken.

„Natürlich," versetzte Hummel, „ich bin's, wer sollte es auch sonst sein?" Er legte ein Packet auf den Tisch. „Hier sind zwanzigtausend Thaler in ehrlichen Stadtobligationen und hier ist eine Empfangsbescheinigung, die Sie beide unterschreiben. Morgen lassen Sie mir dafür eine Hypothek ausstellen auf Ihr Haus, die Papiere werden mir in Natura zurückgezahlt, denn ich will nicht zu Schaden kommen, der Cours ist zu schlecht. Die Hypothek soll für mich auf zehn Jahr unkündbar

sein, damit Sie nicht glauben, ich will Ihnen Ihr Haus nehmen, Sie können zurückzahlen, wann Sie wollen, das Ganze oder in Theilen. Ich kenne Ihr Geschäft, auf Ihr Stroh ist jetzt kein Geld zu erhalten, aber in zehn Jahren kann der Schade überwunden sein. Ich mache nur eine Bedingung, daß kein Mensch von diesem Darlehn erfährt, am wenigsten Ihre Frau, und meine Frau und Tochter. Dazu habe ich meine guten Gründe. Sehen Sie mich doch nicht an, wie die Katze den Kaiser," fuhr er zum Doctor gewendet fort. „Setzen Sie sich hin, zählen Sie die Papiere und die Nummern. Machen Sie keine Worte, ich bin kein Mann von Gefühl, und Redensarten können mir nichts nützen. Ich denke auch an meine Sicherheit. Das Haus ist schwerlich zwanzigtausend Thaler werth, aber es genügt mir. Wenn Sie's wegtragen wollen, werde ich's sehen. Sie haben gesorgt, daß es mir nahe genug vor den Augen steht. Zählen Sie und unterschreiben Sie, Herr Doctor," befahl er, und drückte den Sohn auf einen Stuhl.

„Herr Hummel," begann Hahn etwas undeutlich, denn in seiner Gemüthsbewegung wurden ihm die Worte schwer, „diese Stunde vergesse ich Ihnen nicht bis zu meinem Ende." Er wollte auf ihn zugehen und ihm die Hand reichen, aber es kam ihm heiß aus den Augen und er arbeitete stark mit seinem Taschentuche.

„Setzen auch Sie sich nieder," sagte Hummel, und drückte ihn auf das Sopha. „Gesetztheit und kaltes Blut sind immer die Hauptsache, sie sind besser als chinesisches Zeug. Ich sage Ihnen heut weiter nichts und Sie sagen mir auch kein Wort über diese Angelegenheit. Morgen wird Alles vor Notar und Gericht glatt gemacht, dann quartaliter pünktlich die Zinsen gezahlt, und im Uebrigen bleibt es zwischen uns beim Alten. Denn sehen Sie, wir sind nicht blos Menschen, wir sind auch Geschäftsleute. Als Mensch weiß ich ganz genau, was für gute Seiten Sie haben, auch wenn Sie mich verklagen. Unsere

Häuser aber und unsere Geschäfte stimmen nicht. Wir sind zwanzig Jahr Gegner gewesen mit Haar und Stroh, mit unsern Liebhabereien und unserm Gitterzaun. Das soll so bleiben. Ihre Musen sind mir nicht recht, und meine Hunde sind Ihnen nicht recht, obgleich ich jetzt glaube, daß es dieser Schurke von Buchhalter auch hinter Ihrem Rücken gethan hat. Es ist dieselbe Geschichte wie bei den Wechseln, heimliche Vergiftung mit Auskratzen. Was also nicht stimmt, das braucht nicht zu stimmen. Wenn Sie mich borstig nennen und einen groben Filz, ich will grob gegen Sie sein, und ich will Sie für einen Strohkopf halten, so oft mir der Aerger über Sie kommt. Demungeachtet kann daneben das ruhige Geschäft gehen, welches wir jetzt miteinander machen. Und wenn einmal, was ich nicht hoffen will, mich die Räuber ausplündern, so werden Sie auch da sein, soweit Sie vermögen. Dies weiß ich und ich habe es immer gewußt, und deßhalb bin ich heut gekommen."

Hahn sah mit einem Blicke warmer Dankbarkeit zu ihm auf und griff wieder nach seinem Tuch.

Hummel legte ihm die schwere Hand auf den Kopf, wie einem kleinen Kinde, und sagte leise: „Sie sind ein Phantast, Hahn. — Der Doctor ist fertig, jetzt unterschreiben Sie, und lassen Sie sich beide das Unglück nicht übermäßig zu Herzen gehen. So," fuhr er fort, und bestreute das Papier sorgfältig, „morgen um neun Uhr schicke ich meinen Anwalt auf's Comptoir. Bleiben Sie hier, die Treppe hat schlechtes Licht, aber ich finde mich schon zurecht. Gute Nacht."

Er trat auf die Straße und sah sich geringschätzig nach den feindlichen Mauern um. „Keine Hypothek?" brummte er. „H. Hummel, erste und letzte, zwanzigtausend." In der Familienstube gönnte er seinen Frauen einige beruhigende Worte. „Ich habe mich erkundigt, die Leute werden sich halten. Ich verbitte mir also jedes weitere Geseufz. Wenn ihr wieder einmal der elenden Mode zu Gefallen einen Strohhut braucht,

so könnt ihr das Geld eher zu den Hähnen tragen als zu Andern, ich gebe meine Erlaubniß."

Einige Tage darauf trat Fritz Hahn in das kleine Comptoir des Herrn Hummel. Dieser scheuchte den Buchhalter durch einen Wink mit dem Finger hinaus und begann kühl von seinem Lehnstuhl: „Was bringen Sie mir, Herr Doctor?"

„Mein Vater fühlt die Verpflichtung, dem großen Vertrauen, das Sie ihm bewiesen, dadurch zu entsprechen, daß er Ihnen Einblick in den Stand seines Geschäftes giebt und Sie bittet, ihn in einzelnen Verwicklungen zu unterstützen. Er ist der Meinung, daß er, bis diese Erschütterung überwunden ist, nichts Wichtiges ohne Ihre Beistimmung thun darf."

Hummel lachte hell auf. „Ich soll einen Rath geben, und Ihrem Geschäft? Sie bringen mich in eine Lage, welche ganz unnatürlich ist und gegen welche ich protestire."

Der Doctor legte ihm schweigend die Uebersicht über Activa und Passiva vor die Augen.

„Sie sind ein feiner Kunde," rief Hummel, immer noch erstaunt. „Aber für einen alten Fuchs ist dieses Tellereisen nicht schlau genug." Dabei blickte er doch auf Credit und Debet, und nahm einen Bleistift in die Hand. „Hier finde ich unter den Activis funfzehnhundert Thaler für Bücher, welche verkauft werden sollen, ich habe nicht gewußt, daß Ihr Vater auch diese Liebhaberei hat."

„Es sind meine Bücher, Herr Hummel, ich habe in diesen Jahren weit mehr Geld dafür ausgegeben, als meinen Arbeiten unbedingt nothwendig ist. Ich bin entschlossen, zu verkaufen, was ich entbehren kann; ein Antiquar hat sich bereits erboten, diese Summe in zwei Raten zu zahlen."

„Handwerkszeug darf kein Executor pfänden," sagte Hummel, und machte einen dicken Strich durch den Posten. „Ich glaube zwar, daß es unleserliche Schmöcker sind, aber die Welt hat viele dunkle Winkel, und da Sie einmal eine Vorliebe dafür haben, als Kauz unter Ihren Mitmenschen zu

sitzen, so sollen Sie in Ihrem Loch bleiben." Er betrachtete den Doctor mit einem ironischen Blinzen. „Haben Sie mir nichts weiter zu sagen? Ich meine nicht über das Geschäft Ihres Vaters, das mich gar nichts angeht, sondern über ein anderes Geschäft, das Sie selbst zu betreiben scheinen, wobei Sie den Wunsch haben, sich mit meiner Tochter Laura zu associiren."

Der Doctor erröthete. „Ich hätte einen andern Tag für diese Erklärung gewählt, welche Sie jetzt von mir fordern. Aber auch ich habe den heißen Wunsch, mich darüber mit Ihnen zu verständigen. Ich habe mich lange mit der stillen Hoffnung getragen, daß es der Zeit gelingen könnte, Ihre Abneigung gegen mich zu vermindern."

„Der Zeit?" unterbrach ihn Hummel, „das ist mir lächerlich."

„Jetzt bin ich durch die hochherzige Hülfe, welche Sie meinem Vater geleistet, Ihnen gegenüber in eine Stellung gekommen, welche für mich so schmerzvoll ist, daß ich Sie anflehen muß, mir Ihr Mitgefühl nicht zu versagen. Ich werde bei angestrengter Thätigkeit und glücklichen Zufällen erst nach Jahren in der Lage sein, eine Frau ernähren zu können."

„Brotlose Künste!" unterbrach Herr Hummel brummend.

„Ich liebe Ihre Tochter, und ich kann dies Gefühl nicht opfern. Aber ich habe die Aussicht verloren, ihr eine Zukunft zu bieten, welche den Ansprüchen, die sie zu machen berechtigt ist, einigermaßen entspricht, und die rettende Hülfe, welche Sie meinem Vater gebracht, macht auch mich so abhängig von Ihnen, daß ich meiden muß, was Ihnen Unwillen erregen könnte. Deßhalb sehe ich für mich in eine öde Zukunft."

„Ganz, wie ich erwartet habe," versetzte Hummel, „miserabel."

Der Doctor trat zurück, aber er legte gleich darauf seine Hand auf den Aermel des Nachbarn. „Diese Sprache nutzt Ihnen nichts mehr, Herr Hummel," sagte er lächelnd.

„Edel, aber miserabel," wiederholte Hummel mit Genuß. „Schämen Sie sich, Herr, Sie wollen ein Liebhaber sein? Sie wollen sich unterstehen, meiner Tochter Laura zu gefallen und Sie sind ein solcher schwachherziger Hase mit Seitensprüngen? Wollen Sie Ihre Gefühle nach meiner Hypothek reguliren? Wenn Sie verliebt sind, so fordere ich von Ihnen, daß Sie sich benehmen wie ein springender Löwe, jaloux und mordsüchtig. Pfui, Herr, Sie sind mir ein schöner Adonis, oder wie dieser Nicodemus sonst heißt."

„Herr Hummel, ich bitte Sie um die Hand Ihrer Tochter," rief der Doctor.

„Ich verweigere sie Ihnen," rief Hummel, „Sie verstehen meine Worte falsch. Mir fällt nicht ein, auch noch mein Kind in diese Masse zu werfen. Aber daß ich meine Tochter Ihnen nicht geben will, darf Sie gar nicht irre machen. Ihre verdammte Schuldigkeit ist, wie das Wetter hinterher zu sein. Sie müssen mich angreifen und in mein Haus dringen, wogegen ich mir allerdings vorbehalte, Sie hinaus zu weisen. Aber ich habe es immer gesagt, Ihnen fehlt die Courage."

„Herr Hummel," versetzte der Doctor mit Haltung, „ich erlaube mir die Bemerkung, daß Sie jetzt nicht mehr ausfällig sein dürfen."

„Warum nicht?" frug Hummel. Der Doctor wies auf die Papiere. „Was hier geschehen, macht mir schwer, wieder grob zu werden, es kann Ihnen kein Vergnügen machen, einen Wehrlosen anzugreifen."

„Diese Ansprüche sind mir nur lächerlich," erwiederte Hummel. „Weil ich Ihnen mein Geld gegeben habe, soll ich aufhören, Sie zu behandeln wie Sie verdienen? Weil Sie vielleicht nicht ganz abgeneigt wären, meine Tochter zu heirathen, soll ich Sie mit einer Sammtbürste streicheln? Hat man je solchen Unsinn gehört!"

„Sie irren," fuhr der Doctor artig fort, „wenn Sie meinen, daß ich ganz außer Stande bin, Ihre Sprache zu

reden. Ich gebe mir deßhalb die Ehre, Ihnen zu bemerken, Ihre höhnende Laune versteht so zu verletzen, daß selbst die empfangene Wohlthat ihren Werth verliert."

„Bleiben Sie mir vom Leibe mit Ihrer Wohlthat," versetzte Hummel, „ich war nur wohlthätig aus Rachsucht."

„Darauf will ich Ihnen eben so ehrlich sagen," fuhr der Doctor fort, „daß es auch für mich eine schwere Stunde war, als Sie auf mein Zimmer traten. Ich wußte, wie drückend die Verpflichtung auf meinem Leben lasten würde, die Sie uns auferlegten. Ich sah auf meinen armen Vater, und der Gedanke an sein Unglück schloß mir den Mund. Ich für meinen Theil wäre lieber betteln gegangen, als daß ich von Ihnen Geld genommen hätte."

„Nur weiter!" rief Hummel.

„Was Sie für meinen Vater gethan, giebt Ihnen noch nicht das Recht, mich zu mißhandeln. Dieses Gespräch stärkt mich in der Ueberzeugung, die ich vom ersten Augenblick hatte, daß wir Alles aufbieten müssen, Ihnen so schnell als möglich die erhaltene Summe zurück zu zahlen. Sie haben den Posten für meine Bücher gestrichen, ich werde sie doch verkaufen."

„Unsinn!" rief Hummel.

„Ich werde es thun, wie unbedeutend auch die Summe im Vergleich zu unserer Schuld ist; weil die Tyrannei, welche Sie über mich ausüben wollen, mir unerträglich zu werden droht. Ich wenigstens will Ihnen nicht in dieser Weise verpflichtet sein."

„Sie wollen es doch in einer andern Weise, die Ihnen mehr zusagt."

„Ja," versetzte der Doctor; „da Sie das größte Opfer, welches ich Ihnen bringen konnte, so verächtlich zurückweisen, so werde ich fortfahren, um die Liebe Ihrer Tochter zu werben, auch gegen Ihren Willen. Ich werde versuchen, sie zu sprechen, so oft ich kann, mich ihr so werth zu machen, als ich im

Stande bin. Sie selbst haben mir diesen Weg gezeigt, Sie werden sich gefallen lassen, daß ich ihn betrete, und wenn Sie nicht zufrieden sein sollten, werde ich auf Ihren Unwillen keine Rücksicht nehmen."

„Endlich!" rief Hummel, „es kommt zum Vorschein. Ich sehe doch, daß Sie nicht ganz ohne Bosheit sind. Darum lassen Sie uns ruhig diese Angelegenheit besprechen. Sie sind nicht der Mann, den ich meiner Tochter wünsche. Ich habe Sie von meinem Hause fern gehalten, und es hat nichts genützt. Denn es hat sich doch ein verdammtes Gefühl entsponnen. Deßhalb bin ich der Meinung, dies Geschäft jetzt anders zu betreiben. Ich habe nichts dagegen, wenn Sie manchmal in mein Haus kommen. Sie werden das mit Bescheidenheit thun, ich sehe es Ihnen an. Ich werde Sie als nicht vorhanden betrachten, meine Tochter wird Gelegenheit haben, Sie ruhig mit unsern vier Wänden zu vergleichen. Was daraus wird, warten wir beide ab."

„Auf diesen Vorschlag gehe ich nicht ein," versetzte der Doctor. „Ich bestehe nicht darauf, daß Sie mir in dieser Stunde die Hand Ihrer Tochter bewilligen; den Zutritt zu Ihrer Familie aber nehme ich nur unter der Bedingung an, daß Sie selbst sich gegen mich so verhalten, wie gegen einen Gast Ihres Hauses schicklich ist, und daß Sie gegen mich die Pflichten eines Wirthes freundlich erfüllen. Ich werde nicht dulden, daß Sie in der Weise zu mir sprechen, wie heut unter vier Augen. Eine Kränkung durch Worte oder Nichtachtung ertrage ich von Ihnen am wenigsten. Es liegt mir nicht nur daran, Ihrer Tochter zu gefallen, sondern auch Ihnen angenehmer zu werden. Dazu fordere ich Gelegenheit. Können Sie auf diese Bedingung nicht eingehen, so komme ich lieber gar nicht."

„Humboldt, unternehmen Sie nicht zu viel auf einmal," versetzte Herr Hummel kopfschüttelnd, „denn sehen Sie, ich schätze Sie, aber ich kann Sie wirklich nicht recht leiden. Deßhalb will ich mir überlegen, wie weit ich Ihnen gefällig sein kann,

ich versichere Sie, es wird mir sauer werden. Unterdeß nehmen Sie diese Papiere mit sich. Ihr Vater hat sich die Lehre gekauft, daß er seine Geldgeschäfte selbst besorgt. Im Uebrigen steht die Sache nicht schlecht und er wird sich allein heraushelfen, Sie brauchen dazu weder mich noch einen Andern. Guten Morgen, Herr Doctor."

Der Doctor nahm die Papiere unter den Arm. „Ich bitte um Ihre Hand, Herr Hummel."

„Nicht so hastig," versetzte Hummel.

„Es thut mir leid," sagte der Doctor lächelnd, „aber ich kann es Ihnen heut nicht ersparen."

„Nur aus angeborner Höflichkeit," entgegnete Hummel, „aber nicht aus guter Meinung."

Er reichte ihm die große Hand und ließ sie sich kräftig schütteln. „Ihre Bücher behalten Sie," rief er dem Scheidenden nach. „Den Schwindel kenne ich, Sie werden sich das Zeug doch wieder anschaffen und ich muß am Ende noch einmal mein Geld dazu geben."

6.

Ein Capitel aus der verlorenen Handschrift.

Tobias Bachhuber! Als deine Taufpathen beschlossen, daß du Tobias heißen solltest, haben sie deinem Leben und ihren eigenen Enkeln schlechte Dienste geleistet. Denn wer diesen Namen führt, wird vom Schicksal genöthigt zu erleben, was niemals günstiger benamten Menschen zugemuthet werden darf. Wann hat der Vogel Schwalbe gegen Andere gewagt, was er dem ersten Besitzer deines Namens durch unwürdiges Beschmeißen anthat? Wer hat eine so elende Brautfahrt erlebt, als der arme Sohn des Blinden, Tobias der jüngere? Denn mußte dieser nicht fasten, die Gebetschnüre halten und mit

einem mörderischen Geist kämpfen, grade in den Stunden, in welchen sonst jedem Sterblichen geistiger Kampf höchlich verübelt wird? Auch an dir, seliger Bachhuber, hat sich das Unglück des Namens greulich bewährt. Ob vielleicht der ganze blutige Schwedenkrieg deßhalb entstand, weil dem Schweden ein Gelüst nach deinem Codex ankam, soll hier nicht erörtert werden; man darf vertrauen, daß neue Geschichtsforschung auch noch diesen geheimen Beweggrund an's Licht ziehen wird. Aber unleugbar bist du selbst in dem Kriege jämmerlich drauf gegangen, ja sogar an deinem Schatz, den du verstecktest und gleichsam deponirtest, hängt noch der Fluch deines Namens. Allen, welche damit zu thun haben, werden die Augen geblendet und ein böser Geist würgt ihre Hoffnungen.

Auch den Professor quälte die Blindheit und ängstigte der Dämon. Er hatte nichts gefunden. Mancher wäre ermüdet und hätte abgelassen, ihm wurde der Eifer gesteigert. Denn er suchte keineswegs kopflos, er wußte sehr wohl, daß der Fund an einer langen Kette von Zufällen hing, welche sich jeder Berechnung entzogen. Aber er wollte thun, was in seinen Kräften stand; seine Aufgabe war, der gelehrten Welt die Sicherheit zu geben, daß Archive, Sammlungen und Inventarien des Fürsten gründlich durchsucht seien. Diese Gewißheit wenigstens vermochte er besser zu erlangen als jeder Andere, und er that damit seine Pflicht gegen den Fürsten und seine Wissenschaft. Aber die innere Ungeduld wurde heftiger, die heitere Spannung der ersten Zeit steigerte sich zu unbehaglicher Aufregung, die lange Erwartung, immer getäuscht, störte ihm auch die Stimmung des Tages. Wieder saß er oft in sich gesunken, ja, er sprach täglich von dem Schatze und Ilse konnte es ihm nicht recht machen, ihre Einwürfe, selbst ihr Trost verletzten ihn, denn ihm war sehr ärgerlich, daß sie seinen Eifer gar nicht theilte. Er wußte genau, wie die Handschrift aussehen würde, dick, großes Quadrat, sehr alte Buchstaben, vielleicht aus dem sechsten Jahrhundert, verblichen, manche

Fährten sich zeigten, er verbarg sich niemals mehr, daß die Bosheit der Zeit, des Kaisers und der Ratten arges Spiel damit getrieben habe.

Heut trat der Professor mit gerötheten Wangen in das Arbeitszimmer der Prinzessin.

„Endlich vermag ich gute Nachricht zu bringen. In einem dicken Aktenbündel des Marschallamtes, das mir unbegreiflicherweise bis jetzt entgangen ist, fand ich auf einem einzelnen Blatt eine verlorene Notiz. Die Truhen, welche der Kramer von Bielstein im Anfange des vorigen Jahrhunderts nach dem verschwundenen Schatze sandte, werden darin kurz als No. 1 und 2 bezeichnet, mit dem Bemerk, daß sie Manuscripte des Klosters von Rossau, außerdem alte Armbrüste, Geigen u. s. w. enthalten. Es waren also zwei Truhen, und Handschriften des Klosters lagen darin.“ Die Prinzessin sah neugierig auf das Blatt, welches er vor sie hinlegte.

„Es war Zeit, daß diese Nachricht kam,“ fuhr der Professor fröhlich fort, „denn ich gestehe Ew. Hoheit, das Phantom verfolgte mich bei Tag und Nacht. Dies ist eine werthvolle Bestätigung, daß ich auf richtigem Wege bin.“

„Ja,“ rief die Prinzessin, „ich bin überzeugt, wir finden den Schatz. Wenn ich nur ein wenig dazu helfen könnte! Wäre er durch Beschwörung zu gewinnen, wie gern wollte ich den Zaubergürtel umbinden und Frau Hekate anrufen. Leider ist dieser Weg Geister zu bezwingen veraltet, und die geheime Kunst, durch welche die Herren Gelehrten ihre Schätze heben, ist schwer zu erlernen.“

„Auch ich bin jetzt wenig besser als ein unglücklicher Geisterbanner,“ antwortete der Professor. „Schlecht wäre ich empfohlen, wenn Ew. Hoheit meine Arbeiten nach der Thätigkeit beurtheilen wollte, welche ich hier durch Aufrühren des alten Staubes beweise. Man freut sich und wird getäuscht wie ein Kind. Es ist ein Glück, daß das Schicksal uns Bücherschreiber selten durch solche Gaukeleien neckt; was wir etwa für

Andere gewinnen, hängt nicht mehr vorzugsweise von zufälligem Funde ab."

„Ich aber ahne etwas von dem Ernst der Arbeit, welche ich nicht sehe," rief die Prinzessin, „Ihre Güte hat mir wenigstens ein kleines Guckfenster geöffnet, durch welches ich in die Werkstatt der schaffenden Geister blicken kann. Ich begreife, daß die Arbeit der Gelehrten für Jeden, der zu ihrer stillen Gemeinde gehört, einen unwiderstehlichen Reiz ausüben muß. Ich möchte die Frauen beneiden, denen das Glück wird, solcher Thätigkeit durch ihr ganzes Leben nahe zu sein."

„Wir sind kühne Eroberer am Schreibtisch," antwortete der Professor, „aber dem Eroberer und seiner Umgebung wird oft das Mißverhältniß zwischen innerer Freiheit und äußerer Unbehülflichkeit fühlbar. Wer das wirkliche Leben mit uns durchmacht, der wird uns leicht übersehen und unsere Einseitigkeit schwer ertragen. Denn, Hoheit, die Gelehrten sind selbst wie die Bücher, welche sie schreiben. In der Mehrzahl stehen wir schlecht gerüstet in dem Wirrwarr der Geschäfte, zuweilen hülflos in der vielgestaltigen Thätigkeit unserer Zeit. Wir sind treue Freunde solcher Stunden, in denen der Mensch neue Kraft sucht für den Kampf des Lebens, aber in dem Streit selbst sind wir häufig ungeübte Helfer."

„Dachten Sie bei Ihren Worten an sich selbst?" frug die Prinzessin schnell.

„Nein," versetzte der Professor, „ich trug ein Bild im Sinne, das ich mir aus den Zügen vieler Berufsgenossen zusammengesetzt hatte, aber wenn Ew. Hoheit nach mir fragen, auch ich bin nach dieser Richtung ein regelrechter Gelehrter. Denn ich habe oft Gelegenheit gehabt zu bemerken, wie unfertig mein Urtheil in allen Fragen ist, bei denen nicht mein Wissen oder meine sittlichen Empfindungen mir Sicherheit geben."

„Das ist mir gar nicht recht, Herr Werner," rief die Prinzessin, und lehnte sich gravitätisch auf dem Sessel zurück. „Meine Phantasie war im besten Fluge, ich saß als Gebieterin

der [illegible] bald gefiel, er [illegible] Bücher zu beglücken, und ich mache Sie zu meinem [illegible]."

„Das Vertrauen thut mir wohl," versetzte der Professor, „aber wenn Hoheit einmal in die Lage kommen, einen Gehülfen der Herrschaft zu suchen, so würde ich diese Würde nur dann mit gutem Gewissen annehmen, wenn Ew. Hoheit Insassen vorher alle in der Presse des Buchbinders zurechtgeschnitten wären, wenn sie ein Röckchen aus Pappe trügen und auf ihrem Rücken einen Zettel, der deutlich besagt, was jeder für einen Inhalt hat."

Die Prinzessin lachte, aber ihr Auge ruhte innig auf dem ehrlichen Antlitz des Mannes. Sie sprang auf und trat vor ihn. „Immer sind Sie wahrhaft und klar, und hoch das Haupt."

„Dank für die Beurtheilung," versetzte der Professor fröhlich. „Selbst Ew. Hoheit behandeln mich wie einen Geist, der in einem Buche steckt. Sie rühmen mich so offen, als ob ich die Worte nicht verstände, die man über mich spricht. Ich bitte um Erlaubniß, auch Ew. Hoheit meine Gefühle in einer Recension vorzutragen."

„Wie ich bin, will ich von Ihnen nicht hören," rief die Prinzessin, „denn Sie würden trotz der Harmlosigkeit, die Sie an sich loben, am Ende so viel aus mir herauslesen, als wenn auch ich Goldschnitt und einen Saffianrücken trüge. Aber mir ist ernst zu Muth, wenn ich Sie rühme. Ja, Herr Werner, seit Sie bei uns sind, geht mir ein besseres Verständniß für den Werth des Lebens auf. Sie wissen nicht, welcher Gewinn für mich ist, einen Geist zu beobachten, der, unbekümmert um das kleine Treiben seiner Umgebung, nur seiner hohen Göttin der Wahrheit dient. Uns bedrängt der Lärm des Tages, uns verwirrt die Begehrlichkeit; die Menschen, von denen ich umgeben bin, auch die guten, sie Alle denken und sorgen behaglich um sich selbst und schließen bequeme Verträge zwischen ihrem Pflichtgefühl und ihrem Egoismus. Hier aber erkenne ich eine Selbstlosigkeit und eine unablässige Hingabe des eigenen Daseins

an die höchste [illegible] …oßes und Gewaltiges, daß mich [illegible] …cht, wenn ich Sie ansehe. Ich fühle den Werth [illegible] Daseins wie ein neues Licht, das in meine Seele fällt. Nie habe ich bis jetzt gewußt, daß Andere neben mir einhergehen, begeistert, den Himmel im Herzen. Das ist meine Recension über Sie, Herr Gelehrter, sie ist vielleicht nicht gut geschrieben, aber sie kommt vom Herzen."

Das Auge des Gelehrten strahlte, als er dem Fürstenkinde in das geröthete Antlitz sah, aber er schwieg. Es war eine lange Pause. Die Prinzessin wandte sich ab, und neigte sich über die Bücher. Endlich begann sie mit leiser Stimme: „Sie gehen zu Ihrer Tagesarbeit, ich will es auch. Bevor Sie mich verlassen, bitte ich Sie, mein Lehrer zu sein, ich habe in der Kunstgeschichte, die mir Ihre Güte aus der Bibliothek brachte, eine Stelle bezeichnet, welche mir nicht verständlich war."

Der Professor nahm das aufgeschlagene Buch zur Hand und lachte. „Dies ist die Theorie einer andern Kunst, es ist nicht das rechte Buch." Die Prinzessin las: „Blancmanger zu machen." Sie schlug den Titel auf. „Geistreiches Kochbuch der alten Nürnberger Köchin." Erstaunt wandte sie das Buch um, es war derselbe einfache Bibliothekband. „Wie kommt dies hierher?" rief sie ärgerlich und schellte ihrer Kammerfrau. „Es ist Niemand hier gewesen," betheuerte diese, „als vorhin die Prinzen."

„Ja dann," rief die Prinzessin kleinlaut, „da ist nichts zu hoffen. Wir stehen jetzt unter der Herrschaft eines schadenfrohen Kobolds und müssen warten, ob unser Buch sich findet. Leben Sie wohl, Herr Werner, wenn der Kobold das Buch herausgiebt, rufe ich Sie zurück."

Als der Professor entlassen war, kam die Kammerfrau erschrocken und brachte die verlorene Archäologie in trübseligem Zustande. „Das Buch lag im Käfig des Affen, Jocko hat

[illegible]

[illegible] Kammerherr [illegible] Fürsten. [illegible]

„[illegible]," erwiderte der Kammerherr [illegible].

„Hat Ihre Schwester [illegible] der Frau Fürstin [illegible]?"

„[illegible] ist meine Schwester gewöhnt, [illegible] auf dem Lande zu [illegible]."

„Das ist schade," erwiderte der Fürst. „Sie mag Ursache haben, diesen Hof zu [illegible]. — Vor einiger Zeit haben Sie gegen mich die Ansicht ausgesprochen, daß dem Erbprinzen eine praktische Thätigkeit nützlich wäre; der Gedanke hat mich beschäftigt. Es wird nothwendig, im Herbst dem Prinzen die Möglichkeit eines getrennten Hausstandes zu schaffen. Die alte Oberförsterei ist dafür nicht übel gelegen. Ich habe mich entschlossen, das Haus durch einen Umbau in ein wohnliches Jagdschloß zu verwandeln. Der Erbprinz soll diesen Bau an Ort und Stelle ganz in seinem Sinn anordnen. Sie werden ihn begleiten. Der Baumeister hat Befehl, die Pläne nach den Befehlen des Erbprinzen zu zeichnen. Nur bei dem Kostenanschlag wünsche ich mitzusprechen. Unterdeß wird der Erbprinz sich mit den Zimmern begnügen, welche in der Oberförsterei für mich reservirt sind. Da aber der Bau nicht die ganze Zeit in Anspruch nehmen wird, so mag er seine Muße benützen, in der Wirthschaft des Herrn Bauer einen Einblick in unsern Landbau zu erwerben. Er soll die Feldarbeiten und die Gutsführung kennen. Das Jahr ist bereits vorgeschritten und macht schnellen Aufbruch wünschenswerth. Es ist Befehl ertheilt, die Zimmer einzurichten, rüsten Sie sich zur Reise. Ich hoffe, daß diese Disposition einen Wunsch erfüllt.

den Sie wohl längst gehegt haben. Die schöne Landschaft und der stille Wald werden auch Ihnen nach dem Treiben des Winters eine Erfrischung sein."

Der Kammerherr verbeugte sich erschrocken vor seinem Herrn, der so gnädig die Verbannung vom Hofe aussprach, er eilte zum Erbprinzen und berichtete das Unheil. „Es ist Exil," rief er außer sich.

„Treffen Sie schnell Ihre Anstalten," versetzte der Erbprinz ruhig, „ich bin vorbereitet, noch in dieser Stunde fortzugehen."

Der Erbprinz ging zu seinem Vater. „Ich werde thun, was du befiehlst, und mir Mühe geben, deine Zufriedenheit zu verdienen. Wenn du, mein Vater, diesen Aufenthalt an entlegenem Ort für nützlich hältst, so sage ich mir, du verstehst besser als ich, was meiner Zukunft dient. Aber," fuhr er zögernd fort, „ich darf nicht von hier scheiden, ohne eine Bitte auszusprechen, die mir sehr am Herzen liegt."

„Sprich, Benno," sagte der Fürst gnädig.

„Ich flehe dich an, entlaß den Professor und seine Frau so schnell als möglich aus der Nähe des Hofes."

„Was soll das?" frug der Fürst rauh.

„Der Aufenthalt ist hier für Frau Werner nachtheilig. Ihr Ruf wird durch die ungewöhnliche Lage, in welche sie gekommen ist, gefährdet. Ich bin ihm und ihr zu großem Dank verpflichtet, ihr Glück ist mir theuer und mich quält der Gedanke, daß ihr Verweilen in unserer Gegend den Frieden ihrer Tage zu stören droht."

„Und weßhalb fürchtet deine Dankbarkeit eine Störung des Glückes, das dir so theuer ist?" frug der Fürst.

„Man nimmt an, daß der Pavillon ein verhängnißvoller Aufenthalt für eine ehrbare Frau sei," versetzte der Erbprinz entschlossen.

„Wenn durch die Wohnung gefährdet wird, was du Ehrbarkeit nennst," sagte der Fürst bitter, „dann wird diese Tugend leicht verloren."

[illegible]

[illegible]

[illegible] ich habe vor meiner Umgebung [illegible] und habe ihr selbst eine kalte Miene gezeigt, aber, mein Vater, es ist mir schwer geworden, und die letzten Wochen waren für mich voll bitterer Sorge, denn ich habe die glücklichsten Stunden meiner academischen Zeit in ihrem Kreise verlebt."

Der Fürst hatte sich abgewandt, er zeigte jetzt dem Sohne ein lächelndes Antlitz. „Das also war der Grund deiner Zurückhaltung! Ich hatte vergessen, daß du in den Jahren sanfter Regung stehst, und geneigt bist, in deinem Verhältniß zu Frauen mehr schwärmerisches Gefühl aufzuwenden, als für einen Mann gut ist. Und doch möchte ich dich darum beneiden. Leider gönnt das Leben so weicher Empfindung keine Dauer." Er trat vor den Prinzen und fuhr gütig fort: „Ich leugne nicht, Benno, daß ich die Ankunft dieser Fremden in deinem Interesse anders ansah. Für einen Prinzen von deinem Naturell ist vielleicht nichts so bildend, als zarte Neigung zu einer Frau, welche keine Ansprüche an das äußere Leben des Freundes macht und ihm doch den Reiz eines innigen Seelenbundes gewährt. Dir sind Liebeleien mit den Damen des Hofes oder

mit anspruchsvollen Intrigantinnen gefährlich, du hast dich zu hüten, daß nicht eine Frau, der du dich hingiebst, mit dir spielt und dich selbstsüchtig für ihre Zwecke benutzt. Nach Allem, was ich wußte, war dein Verhältniß zu der Dame im Pavillon grade, was du für deine nächste Zukunft brauchtest. Aus Grundsätzen, denen ich die volle Anerkennung nicht versage, hast du vermieden, diese idyllischen Beziehungen wieder aufzunehmen. Du selbst hast nicht gewollt, was ich dir in guter Meinung bereitete; mir scheint deßhalb, du hast das Recht verloren, in dieser Angelegenheit noch überhaupt etwas zu wollen."

„Vater," rief der Erbprinz, und rang erschreckt die Hände, „daß du mir dies sagst, ist unbarmherzig. Ich hatte die dunkle Ahnung, daß die Einladung zu uns in geheimer Absicht geschehen sei, ich habe diesen Verdacht niedergekämpft und mich darum gescholten. Jetzt aber stehe ich entsetzt vor dem Gedanken, daß ich selbst die Schuld an dem Unglück guter Menschen trage. Deine Worte geben mir das Recht, meine Bitte zu wiederholen: entlaß sie so schnell als möglich, oder du machst deinen Sohn unglücklich."

„Ich lerne dich von ganz neuer Seite kennen," versetzte der Fürst, „und ich bin dir dankbar für den Einblick, den du mir endlich in dein schweigsames Wesen gestattest. Du bist entweder ein überspannter Träumer oder du bist mit einem Talent für Diplomatie versehen, das ich dir niemals zugetraut hätte."

„Ich bin dir gegenüber nichts als wahr," rief der Erbprinz.

„Soll die Frau nach dem Hause Bielstein kommen, um gerettet zu werden?" frug der Fürst höhnend.

„Nein," versetzte der Erbprinz leise.

„Deine Forderung verdient kaum eine Antwort," fuhr der Fürst fort. „Die Fremden sind hergerufen für eine gewisse Zeit, der Mann steht nicht in meinem Dienst, ich bin weder in der Lage sie fort zu schicken, denn sie haben mir keinen

Grund zur Unzufriedenheit gegeben, noch sie wider ihren Willen hier zu halten."

„Verzeihung, mein Vater," rief der Erbprinz, „du selbst hast durch die gnädige Aufmerksamkeit, welche du der Frau täglich zu Theil werden läßt, durch artige Sendungen und öfteren Besuch dem Hof die Meinung erregt, daß du ihr ein besonderes persönliches Interesse zuwendest."

„Ist der Hof so beflissen, dir vorzutragen, was mir, gegenüber dem unziemlichen Benehmen Anderer, schicklich erscheint?" frug der Fürst.

„Mir wird wenig von dem gesagt, was unsere Umgebung spricht, sei überzeugt, daß ich kein offenes Ohr für ihre Vermuthungen habe, aber es ist unvermeidlich, daß auch ich zuweilen hören muß, was Alle beschäftigt und in Harnisch bringt. Denn man wagt sogar zu behaupten, daß sich jeder deine Ungnade zuziehe, der ihr nicht Aufmerksamkeit beweist; und man hält bereits für besonders achtungswerth und charakterfest, ihr Artigkeiten zu versagen. Dich wie sie bedroht die Verläumdung. Vergieb mir, mein Vater, daß ich es grade heraus sage, du selbst hast durch deine Gnade die Frau in die gefährliche Lage gebracht, und deßhalb liegt dir ob, sie daraus zu befreien."

„Der Hof wird immer tugendhaft, wenn sein Herr eine Dame auszeichnet, welche nicht in die Hofkreise gehört; auch du wirst lernen, solche Sittenstrenge gering zu achten," versetzte der Fürst. „Es ist eine ungewöhnliche Neigung, Benno, die dein furchtsames Wesen an die Grenzen der Redefreiheit treibt, welche dem Sohn gegen den Vater gestattet ist."

Dem Erbprinzen röthete sich das bleiche Antlitz. „Ja, mein Vater," rief er, „höre, was jedem andern Ohr Geheimniß bleiben wird. Ich liebe die Frau so warm und von ganzem Herzen, daß ich ihr mit Freude das größte Opfer bringen würde. Die Macht, welche Schönheit und Unschuld des Weibes auf einen Mann ausübt, habe ich bei ihr gefühlt, mehr als

einmal habe ich mich an ihrem lauteren Gemüth aufgerichtet. Ich war selig in ihrer Nähe, und unglücklich, wenn ich nicht in ihre Augen sah. In dem ganzen Jahre habe ich in der Stille an sie gedacht, in diesem schmerzvollen Gefühl bin ich zum Mann herangewachsen. Daß ich jetzt den Muth habe, vor dich zu treten, verdanke ich dem Einfluß, den sie auf mich geübt. Ich weiß, mein Vater, wie unglücklich eine solche Leidenschaft macht, ich kenne die Qual, das geliebte Weib für immer zu entbehren. Was mich erhoben hat in den bittersten Stunden des sehnsüchtigen Verlangens, das war allein der Gedanke an den Frieden ihrer reinen Seele. Jetzt weißt du Alles, mein Geheimniß habe ich zu deinen Füßen niedergelegt, ich flehe, mein Herr und Vater, schone dies Vertrauen. Hast du bisher für mein Wohl gesorgt, heut ist die Stunde, wo du mir den höchsten Beweis deiner Treue geben kannst. Ehre die Frau, welche dein unglücklicher Sohn liebt."

Das Antlitz des Fürsten hatte sich unter den Worten des Sohnes verändert, der Prinz erschrak vor dem feindlichen Ausdruck. „Suche dir für deine Person das Ohr eines fahrenden Ritters, der begierig das Wasser hinuntertrinkt, in welches seine Dame ein Thränchen geweint hat."

„Ja, ich suche deine ritterliche Hülfe, mein Fürst und Herr," rief der Erbprinz außer sich, „ich beschwöre dich, laß mich nicht vergebens werben, ich rufe dich zu einem Dienst für mich und sie, als Prinz unseres erlauchten Hauses und als Mitglied derselben Genossenschaft, deren Devise wir beide tragen. Versage nicht deinen Beistand in ihrer Gefahr."

„Wir stehen nicht im Ordenssaal," versetzte der Fürst kalt, „und die Phrase klingt widerwärtig in die Stimmung des Werkeltages. Ich habe dein Vertrauen nicht begehrt, zu dreist hast du mir's aufgedrungen, wundere dich nicht, daß der Vater über die vermessene Rede zürnt und der Fürst dich ungnädig entläßt."

Der Erbprinz erblich und trat zurück. „Der Zorn des

der Welt da, bereit, meine Völker zu beglücken, und ich machte Sie zu meinem Minister."

„Das Zutrauen thut mir wohl," versetzte der Professor, „aber wenn Hoheit einmal in die Lage kommen, einen Gehülfen der Herrschaft zu suchen, so würde ich diese Würde nur dann mit gutem Gewissen annehmen, wenn Ew. Hoheit Insassen vorher alle in der Presse des Buchbinders zurechtgeschnitten wären, wenn sie ein Röckchen aus Pappe trügen und auf ihrem Rücken einen Zettel, der deutlich besagt, was jeder für einen Inhalt hat."

Die Prinzessin lachte, aber ihr Auge ruhte innig auf dem ehrlichen Antlitz des Mannes. Sie sprang auf und trat vor ihn. „Immer sind Sie wahrhaft und klar, und hoch das Haupt."

„Dank für die Beurtheilung," versetzte der Professor fröhlich. „Selbst Ew. Hoheit behandeln mich wie einen Geist, der in einem Buche steckt, Sie rühmen mich so offen, als ob ich die Worte nicht verstände, die man über mich spricht. Ich bitte um Erlaubniß, auch Ew. Hoheit meine Gefühle in einer Recension vorzutragen."

„Wie ich bin, will ich von Ihnen nicht hören," rief die Prinzessin, „denn Sie würden trotz der Harmlosigkeit, die Sie an sich loben, am Ende so viel aus mir herauslesen, als wenn auch ich Goldschnitt und einen Saffianrücken trüge. Aber mir ist ernst zu Muth, wenn ich Sie rühme. Ja, Herr Werner, seit Sie bei uns sind, geht mir ein besseres Verständniß für den Werth des Lebens auf. Sie wissen nicht, welcher Gewinn für mich ist, einen Geist zu beobachten, der, unbekümmert um das kleine Treiben seiner Umgebung, nur seiner hohen Göttin der Wahrheit dient. Uns bedrängt der Lärm des Tages, uns verwirrt die Begehrlichkeit; die Menschen, von denen ich umgeben bin, auch die guten, sie Alle denken und sorgen behaglich um sich selbst und schließen bequeme Verträge zwischen ihrem Pflichtgefühl und ihrem Egoismus. Hier aber erkenne ich eine Selbstlosigkeit und eine unablässige Hingabe des eigenen Daseins

an die höchste Arbeit des Menschen. Dies ist etwas so Großes und Gewaltiges, daß mich die Bewunderung weich macht, wenn ich Sie ansehe. Ich fühle den Werth solches Daseins wie ein neues Licht, das in meine Seele fällt. Nie habe ich bis jetzt gewußt, daß Andere neben mir einhergehen, begeistert, den Himmel im Herzen. Das ist meine Recension über Sie, Herr Gelehrter, sie ist vielleicht nicht gut geschrieben, aber sie kommt vom Herzen."

Das Auge des Gelehrten strahlte, als er dem Fürstenkinde in das geröthete Antlitz sah, aber er schwieg. Es war eine lange Pause. Die Prinzessin wandte sich ab, und neigte sich über die Bücher. Endlich begann sie mit leiser Stimme: „Sie gehen zu Ihrer Tagesarbeit, ich will es auch. Bevor Sie mich verlassen, bitte ich Sie, mein Lehrer zu sein, ich habe in der Kunstgeschichte, die mir Ihre Güte aus der Bibliothek brachte, eine Stelle bezeichnet, welche mir nicht verständlich war."

Der Professor nahm das aufgeschlagene Buch zur Hand und lachte. „Dies ist die Theorie einer andern Kunst, es ist nicht das rechte Buch." Die Prinzessin las: „Blancmanger zu machen." Sie schlug den Titel auf. „Geistreiches Kochbuch der alten Nürnberger Köchin." Erstaunt wandte sie das Buch um, es war derselbe einfache Bibliothekband. „Wie kommt dies hierher?" rief sie ärgerlich und schellte ihrer Kammerfrau. „Es ist Niemand hier gewesen," betheuerte diese, „als vorhin die Prinzen."

„Ja dann," rief die Prinzessin kleinlaut, „da ist nichts zu hoffen. Wir stehen jetzt unter der Herrschaft eines schadenfrohen Kobolds und müssen warten, ob unser Buch sich findet. Leben Sie wohl, Herr Werner, wenn der Kobold das Buch herausgiebt, rufe ich Sie zurück."

Als der Professor entlassen war, kam die Kammerfrau erschrocken und brachte die verlorene Archäologie in trübseligem Zustande. „Das Buch lag im Käfig des Affen, Jocko hat

emsig darüber studirt, er war wüthend, als ich ihm den Band fortnahm."

Zu derselben Stunde stand der Kammerherr vor dem Fürsten. „Ihre Freunde von der Universität haben sich bei uns eingelebt; ich setze voraus, auch Sie thun das Ihre, ihnen unsere Stadt lieb zu erhalten."

„Professor Werner scheint sehr befriedigt," versetzte der Kammerherr mit Zurückhaltung.

„Hat Ihre Schwester Malwine die Bekanntschaft der Frau Professorin gemacht?"

„Leider ist meine Schwester genöthigt, unsere kranke Tante auf dem Lande zu pflegen."

„Das ist schade," versetzte der Fürst, „sie mag Ursache haben, diesen Zufall zu bedauern. — Vor einiger Zeit haben Sie gegen mich die Ansicht ausgesprochen, daß dem Erbprinzen eine praktische Thätigkeit wohlthun werde; der Gedanke hat mich beschäftigt. Es wird nothwendig, im Bezirk von Rossau die Möglichkeit eines zeitweisen Aufenthalts zu schaffen. Die alte Oberförsterei ist dafür nicht übel geeignet. Ich habe mich entschlossen, das Haus durch einen Umbau in ein wohnliches Jagdschloß zu verwandeln. Der Erbprinz soll diesen Bau an Ort und Stelle ganz in seinem Sinn anordnen, Sie werden ihn begleiten. Der Baudirector hat Befehl, die Pläne nach den Befehlen des Erbprinzen zu zeichnen. Nur bei dem Kostenanschlag wünsche ich mitzusprechen. Unterdeß wird der Erbprinz sich mit den Zimmern begnügen, welche in der Oberförsterei für mich reservirt sind. Da aber der Bau nicht die ganze Zeit in Anspruch nehmen wird, so mag er seine Muße benützen, in der Wirthschaft des Herrn Bauer einen Einblick in unsern Landbau zu erwerben. Er soll die Feldarbeiten und die Buchführung kennen. Das Jahr ist bereits vorgeschritten und macht schnellen Aufbruch wünschenswerth. Es ist Befehl ertheilt, die Zimmer einzurichten, rüsten Sie sich zur Reise. Ich hoffe, daß diese Disposition einen Wunsch erfüllt,

den Sie wohl längst gehegt haben. Die schöne Landschaft und der stille Wald werden auch Ihnen nach dem Treiben des Winters eine Erfrischung sein."

Der Kammerherr verbeugte sich erschrocken vor seinem Herrn, der so gnädig die Verbannung vom Hofe aussprach, er eilte zum Erbprinzen und berichtete das Unheil. „Es ist Exil," rief er außer sich.

„Treffen Sie schnell Ihre Anstalten," versetzte der Erbprinz ruhig, „ich bin vorbereitet, noch in dieser Stunde fortzugehen."

Der Erbprinz ging zu seinem Vater. „Ich werde thun, was du befiehlst, und mir Mühe geben, deine Zufriedenheit zu verdienen. Wenn du, mein Vater, diesen Aufenthalt an entlegenem Ort für nützlich hältst, so sage ich mir, du verstehst besser als ich, was meiner Zukunft dient. Aber," fuhr er zögernd fort, „ich darf nicht von hier scheiden, ohne eine Bitte auszusprechen, die mir sehr am Herzen liegt."

„Sprich, Benno," sagte der Fürst gnädig.

„Ich flehe dich an, entlaß den Professor und seine Frau so schnell als möglich aus der Nähe des Hofes."

„Was soll das?" frug der Fürst rauh.

„Der Aufenthalt ist hier für Frau Werner nachtheilig. Ihr Ruf wird durch die ungewöhnliche Lage, in welche sie gekommen ist, gefährdet. Ich bin ihm und ihr zu großem Dank verpflichtet, ihr Glück ist mir theuer und mich quält der Gedanke, daß ihr Verweilen in unserer Gegend den Frieden ihrer Tage zu stören droht."

„Und weßhalb fürchtet deine Dankbarkeit eine Störung des Glückes, das dir so theuer ist?" frug der Fürst.

„Man nimmt an, daß der Pavillon ein verhängnißvoller Aufenthalt für eine ehrbare Frau sei," versetzte der Erbprinz entschlossen.

„Wenn durch die Wohnung gefährdet wird, was du Ehrbarkeit nennst," sagte der Fürst bitter, „dann wird diese Tugend leicht verloren."

reden. Ich gebe mir deßhalb die Ehre, Ihnen zu bemerken, Ihre höhnende Laune versteht so zu verletzen, daß selbst die empfangene Wohlthat ihren Werth verliert."

„Bleiben Sie mir vom Leibe mit Ihrer Wohlthat," versetzte Hummel, „ich war nur wohlthätig aus Rachsucht."

„Darauf will ich Ihnen eben so ehrlich sagen," fuhr der Doctor fort, „daß es auch für mich eine schwere Stunde war, als Sie auf mein Zimmer traten. Ich wußte, wie drückend die Verpflichtung auf meinem Leben lasten würde, die Sie uns auferlegten. Ich sah auf meinen armen Vater, und der Gedanke an sein Unglück schloß mir den Mund. Ich für meinen Theil wäre lieber betteln gegangen, als daß ich von Ihnen Geld genommen hätte."

„Nur weiter!" rief Hummel.

„Was Sie für meinen Vater gethan, giebt Ihnen noch nicht das Recht, mich zu mißhandeln. Dieses Gespräch stärkt mich in der Ueberzeugung, die ich vom ersten Augenblick hatte, daß wir Alles aufbieten müssen, Ihnen so schnell als möglich die erhaltene Summe zurück zu zahlen. Sie haben den Posten für meine Bücher gestrichen, ich werde sie doch verkaufen."

„Unsinn!" rief Hummel.

„Ich werde es thun, wie unbedeutend auch die Summe im Vergleich zu unserer Schuld ist; weil die Tyrannei, welche Sie über mich ausüben wollen, mir unerträglich zu werden droht. Ich wenigstens will Ihnen nicht in dieser Weise verpflichtet sein."

„Sie wollen es doch in einer andern Weise, die Ihnen mehr zusagt."

„Ja," versetzte der Doctor; „da Sie das größte Opfer, welches ich Ihnen bringen konnte, so verächtlich zurückweisen, so werde ich fortfahren, um die Liebe Ihrer Tochter zu werben, auch gegen Ihren Willen. Ich werde versuchen, sie zu sprechen, so oft ich kann, mich ihr so werth zu machen, als ich im

Stande bin. Sie selbst haben mir diesen Weg gezeigt, Sie werden sich gefallen lassen, daß ich ihn betrete, und wenn Sie nicht zufrieden sein sollten, werde ich auf Ihren Unwillen keine Rücksicht nehmen."

„Endlich!" rief Hummel, „es kommt zum Vorschein. Ich sehe doch, daß Sie nicht ganz ohne Bosheit sind. Darum lassen Sie uns ruhig diese Angelegenheit besprechen. Sie sind nicht der Mann, den ich meiner Tochter wünsche. Ich habe Sie von meinem Hause fern gehalten, und es hat nichts genützt. Denn es hat sich doch ein verdammtes Gefühl entsponnen. Deßhalb bin ich der Meinung, dies Geschäft jetzt anders zu betreiben. Ich habe nichts dagegen, wenn Sie manchmal in mein Haus kommen. Sie werden das mit Bescheidenheit thun, ich sehe es Ihnen an. Ich werde Sie als nicht vorhanden betrachten, meine Tochter wird Gelegenheit haben, Sie ruhig mit unsern vier Wänden zu vergleichen. Was daraus wird, warten wir beide ab."

„Auf diesen Vorschlag gehe ich nicht ein," versetzte der Doctor. „Ich bestehe nicht darauf, daß Sie mir in dieser Stunde die Hand Ihrer Tochter bewilligen; den Zutritt zu Ihrer Familie aber nehme ich nur unter der Bedingung an, daß Sie selbst sich gegen mich so verhalten, wie gegen einen Gast Ihres Hauses schicklich ist, und daß Sie gegen mich die Pflichten eines Wirthes freundlich erfüllen. Ich werde nicht dulden, daß Sie in der Weise zu mir sprechen, wie heut unter vier Augen. Eine Kränkung durch Worte oder Nichtachtung ertrage ich von Ihnen am wenigsten. Es liegt mir nicht nur daran, Ihrer Tochter zu gefallen, sondern auch Ihnen angenehmer zu werden. Dazu fordere ich Gelegenheit. Können Sie auf diese Bedingung nicht eingehen, so komme ich lieber gar nicht."

„Humboldt, unternehmen Sie nicht zu viel auf einmal," versetzte Herr Hummel kopfschüttelnd, „denn sehen Sie, ich schätze Sie, aber ich kann Sie wirklich nicht recht leiden. Deßhalb will ich mir überlegen, wie weit ich Ihnen gefällig sein kann,

ich versichere Sie, es wird mir sauer werden. Unterdeß nehmen Sie diese Papiere mit sich. Ihr Vater hat sich die Lehre gekauft, daß er seine Geldgeschäfte selbst besorgt. Im Uebrigen steht die Sache nicht schlecht und er wird sich allein heraushelfen, Sie brauchen dazu weder mich noch einen Andern. Guten Morgen, Herr Doctor."

Der Doctor nahm die Papiere unter den Arm. „Ich bitte um Ihre Hand, Herr Hummel."

„Nicht so hastig," versetzte Hummel.

„Es thut mir leid," sagte der Doctor lächelnd, „aber ich kann es Ihnen heut nicht ersparen."

„Nur aus angeborner Höflichkeit," entgegnete Hummel, „aber nicht aus guter Meinung."

Er reichte ihm die große Hand und ließ sie sich kräftig schütteln. „Ihre Bücher behalten Sie," rief er dem Scheidenden nach. „Den Schwindel kenne ich, Sie werden sich das Zeug doch wieder anschaffen und ich muß am Ende noch einmal mein Geld dazu geben."

6.

Ein Capitel aus der verlorenen Handschrift.

Tobias Bachhuber! Als deine Taufpathen beschlossen, daß du Tobias heißen solltest, haben sie deinem Leben und ihren eigenen Enkeln schlechte Dienste geleistet. Denn wer diesen Namen führt, wird vom Schicksal genöthigt zu erleben, was niemals günstiger benamten Menschen zugemuthet werden darf. Wann hat der Vogel Schwalbe gegen Andere gewagt, was er dem ersten Besitzer deines Namens durch unwürdiges Beschmeißen anthat? Wer hat eine so elende Brautfahrt erlebt, als der arme Sohn des Blinden, Tobias der jüngere? Denn mußte dieser nicht fasten, die Gebetschnüre halten und mit

einem mörderischen Geist kämpfen, grade in den Stunden, in welchen sonst jedem Sterblichen geistiger Kampf höchlich verübelt wird? Auch an dir, seliger Bachhuber, hat sich das Unglück des Namens greulich bewährt. Ob vielleicht der ganze blutige Schwedenkrieg deßhalb entstand, weil dem Schweden ein Gelüst nach deinem Codex ankam, soll hier nicht erörtert werden; man darf vertrauen, daß neue Geschichtsforschung auch noch diesen geheimen Beweggrund an's Licht ziehen wird. Aber unleugbar bist du selbst in dem Kriege jämmerlich drauf gegangen, ja sogar an deinem Schatz, den du verstecktest und gleichsam deponirtest, hängt noch der Fluch deines Namens. Allen, welche damit zu thun haben, werden die Augen geblendet und ein böser Geist würgt ihre Hoffnungen.

Auch den Professor quälte die Blindheit und ängstigte der Dämon. Er hatte nichts gefunden. Mancher wäre ermüdet und hätte abgelassen, ihm wurde der Eifer gesteigert. Denn er suchte keineswegs kopflos, er wußte sehr wohl, daß der Fund an einer langen Kette von Zufällen hing, welche sich jeder Berechnung entzogen. Aber er wollte thun, was in seinen Kräften stand; seine Aufgabe war, der gelehrten Welt die Sicherheit zu geben, daß Archive, Sammlungen und Inventarien des Fürsten gründlich durchsucht seien. Diese Gewißheit wenigstens vermochte er besser zu erlangen als jeder Andere, und er that damit seine Pflicht gegen den Fürsten und seine Wissenschaft. Aber die innere Ungeduld wurde heftiger, die heitere Spannung der ersten Zeit steigerte sich zu unbehaglicher Aufregung, die lange Erwartung, immer getäuscht, störte ihm auch die Stimmung des Tages. Wieder saß er oft in sich gesunken, ja, er sprach täglich von dem Schatze und Ilse konnte es ihm nicht recht machen, ihre Einwürfe, selbst ihr Trost verletzten ihn, denn ihm war sehr ärgerlich, daß sie seinen Eifer gar nicht theilte. Er wußte genau, wie die Handschrift aussehen würde, dick, großes Quadrat, sehr alte Buchstaben, vielleicht aus dem sechsten Jahrhundert, verblichen, manche

Blätter halb zerstört, er verbarg sich durchaus nicht, daß die Bosheit der Zeit, des Wassers und der Ratten arges Spiel damit getrieben hatte.

Heut trat der Professor mit gerötheten Wangen in das Arbeitszimmer der Prinzessin.

„Endlich vermag ich gute Nachricht zu bringen. In einem kleinen Aktenbündel des Marschallamtes, das mir unbegreiflicherweise bis jetzt entgangen ist, fand ich auf einem einzelnen Blatt eine verlorene Notiz. Die Truhen, welche der Beamte von Bielstein im Anfange des vorigen Jahrhunderts nach dem verschwundenen Schlosse sandte, werden darin kurz als No. 1 und 2 bezeichnet, mit dem Vermerk, daß sie Manuscripte des Klosters von Rossau, außerdem alte Armbruste, Bolzen u. s. w. enthalten. Es waren also zwei Truhen, und Handschriften des Klosters lagen darin." Die Prinzessin sah neugierig auf das Blatt, welches er vor sie hinlegte.

„Es war Zeit, daß diese Nachricht kam," fuhr der Professor fröhlich fort, „denn ich gestehe Ew. Hoheit, das Phantom verfolgte mich bei Tag und Nacht. Dies ist eine werthvolle Bestätigung, daß ich auf richtigem Wege bin."

„Ja," rief die Prinzessin, „ich bin überzeugt, wir finden den Schatz. Wenn ich nur ein wenig dazu helfen könnte! Wäre er durch Beschwörung zu gewinnen, wie gern wollte ich den Zaubergürtel umbinden und Frau Hekate anrufen. Leider ist dieser Weg Geister zu bezwingen veraltet, und die geheime Kunst, durch welche die Herren Gelehrten ihre Schätze heben, ist schwer zu erlernen."

„Auch ich bin jetzt wenig besser als ein unglücklicher Geisterbanner," antwortete der Professor. „Schlecht wäre ich empfohlen, wenn Ew. Hoheit meine Arbeiten nach der Thätigkeit beurtheilen wollte, welche ich hier durch Aufrühren des alten Staubes beweise. Man freut sich und wird getäuscht wie ein Kind. Es ist ein Glück, daß das Schicksal uns Bücherschreiber selten durch solche Gaukeleien neckt; was wir etwa für

Andere gewinnen, hängt nicht mehr vorzugsweise von zufälligem Funde ab."

„Ich aber ahne etwas von dem Ernst der Arbeit, welche ich nicht sehe," rief die Prinzessin, „Ihre Güte hat mir wenigstens ein kleines Guckfenster geöffnet, durch welches ich in die Werkstatt der schaffenden Geister blicken kann. Ich begreife, daß die Arbeit der Gelehrten für Jeden, der zu ihrer stillen Gemeinde gehört, einen unwiderstehlichen Reiz ausüben muß. Ich möchte die Frauen beneiden, denen das Glück wird, solcher Thätigkeit durch ihr ganzes Leben nahe zu sein."

„Wir sind kühne Eroberer am Schreibtisch," antwortete der Professor, „aber dem Eroberer und seiner Umgebung wird oft das Mißverhältniß zwischen innerer Freiheit und äußerer Unbehülflichkeit fühlbar. Wer das wirkliche Leben mit uns durchmacht, der wird uns leicht übersehen und unsere Einseitigkeit schwer ertragen. Denn, Hoheit, die Gelehrten sind selbst wie die Bücher, welche sie schreiben. In der Mehrzahl stehen wir schlecht gerüstet in dem Wirrwarr der Geschäfte, zuweilen hülflos in der vielgestaltigen Thätigkeit unserer Zeit. Wir sind treue Freunde solcher Stunden, in denen der Mensch neue Kraft sucht für den Kampf des Lebens, aber in dem Streit selbst sind wir häufig ungeübte Helfer."

„Dachten Sie bei Ihren Worten an sich selbst?" frug die Prinzessin schnell.

„Nein," versetzte der Professor, „ich trug ein Bild im Sinne, das ich mir aus den Zügen vieler Berufsgenossen zusammengesetzt hatte, aber wenn Ew. Hoheit nach mir fragen, auch ich bin nach dieser Richtung ein regelrechter Gelehrter. Denn ich habe oft Gelegenheit gehabt zu bemerken, wie unfertig mein Urtheil in allen Fragen ist, bei denen nicht mein Wissen oder meine sittlichen Empfindungen mir Sicherheit geben."

„Das ist mir gar nicht recht, Herr Werner," rief die Prinzessin, und lehnte sich gravitätisch auf dem Sessel zurück. „Meine Phantasie war im besten Fluge, ich saß als Gebieterin

der W[illegible]halb zerstört, er ver[illegible] Völker zu beglücken, und ich machte Sie zu meinem Minister.“

„Das Zutrauen thut mir wohl,“ versetzte der Professor, „aber wenn Hoheit einmal in die Lage kommen, einen Gehülfen der Herrschaft zu suchen, so würde ich diese Würde nur dann mit gutem Gewissen annehmen, wenn Ew. Hoheit Insassen vorher alle in der Presse des Buchbinders zurechtgeschnitten wären, wenn sie ein Röckchen aus Pappe trügen und auf ihrem Rücken einen Zettel, der deutlich besagt, was jeder für einen Inhalt hat.“

Die Prinzessin lachte, aber ihr Auge ruhte innig auf dem ehrlichen Antlitz des Mannes. Sie sprang auf und trat vor ihn. „Immer sind Sie wahrhaft und klar, und hoch das Haupt.“

„Dank für die Beurtheilung,“ versetzte der Professor fröhlich. „Selbst Ew. Hoheit behandeln mich wie einen Geist, der in einem Buche steckt, Sie rühmen mich so offen, als ob ich die Worte nicht verstände, die man über mich spricht. Ich bitte um Erlaubniß, auch Ew. Hoheit meine Gefühle in einer Recension vorzutragen.“

„Wie ich bin, will ich von Ihnen nicht hören,“ rief die Prinzessin, „denn Sie würden trotz der Harmlosigkeit, die Sie an sich loben, am Ende so viel aus mir herauslesen, als wenn auch ich Goldschnitt und einen Saffianrücken trüge. Aber mir ist ernst zu Muth, wenn ich Sie rühme. Ja, Herr Werner, seit Sie bei uns sind, geht mir ein besseres Verständniß für den Werth des Lebens auf. Sie wissen nicht, welcher Gewinn für mich ist, einen Geist zu beobachten, der, unbekümmert um das kleine Treiben seiner Umgebung, nur seiner hohen Göttin der Wahrheit dient. Uns bedrängt der Lärm des Tages, uns verwirrt die Begehrlichkeit; die Menschen, von denen ich umgeben bin, auch die guten, sie Alle denken und sorgen behaglich um sich selbst und schließen bequeme Verträge zwischen ihrem Pflichtgefühl und ihrem Egoismus. Hier aber erkenne ich eine Selbstlosigkeit und eine unablässige Hingabe des eigenen Daseins

an die höchste [illegible] mehr vorzugsweise von zu[illegible] so Großes und Gewaltiges, daß mich d[illegible] [illegible]ich macht, wenn ich Sie ansehe. Ich fühle den Werth solches Daseins wie ein neues Licht, das in meine Seele fällt. Nie habe ich bis jetzt gewußt, daß Andere neben mir einhergehen, begeistert, den Himmel im Herzen. Das ist meine Recension über Sie, Herr Gelehrter, sie ist vielleicht nicht gut geschrieben, aber sie kommt vom Herzen."

Das Auge des Gelehrten strahlte, als er dem Fürstenkinde in das geröthete Antlitz sah, aber er schwieg. Es war eine lange Pause. Die Prinzessin wandte sich ab, und neigte sich über die Bücher. Endlich begann sie mit leiser Stimme: „Sie gehen zu Ihrer Tagesarbeit, ich will es auch. Bevor Sie mich verlassen, bitte ich Sie, mein Lehrer zu sein, ich habe in der Kunstgeschichte, die mir Ihre Güte aus der Bibliothek brachte, eine Stelle bezeichnet, welche mir nicht verständlich war."

Der Professor nahm das aufgeschlagene Buch zur Hand und lachte. „Dies ist die Theorie einer andern Kunst, es ist nicht das rechte Buch." Die Prinzessin las: „Blancmanger zu machen." Sie schlug den Titel auf. „Geistreiches Kochbuch der alten Nürnberger Köchin." Erstaunt wandte sie das Buch um, es war derselbe einfache Bibliothekband. „Wie kommt dies hierher?" rief sie ärgerlich und schellte ihrer Kammerfrau. „Es ist Niemand hier gewesen," betheuerte diese, „als vorhin die Prinzen."

„Ja dann," rief die Prinzessin kleinlaut, „da ist nichts zu hoffen. Wir stehen jetzt unter der Herrschaft eines schadenfrohen Kobolds und müssen warten, ob unser Buch sich findet. Leben Sie wohl, Herr Werner, wenn der Kobold das Buch herausgiebt, rufe ich Sie zurück."

Als der Professor entlassen war, kam die Kammerfrau erschrocken und brachte die verlorene Archäologie in trübseligem Zustande. „Das Buch lag im Käfig des Affen, Jocko hat

emsig darüber studirt, er war wüthend, als ich ihm den Band fortnahm."

Zu derselben Stunde stand der Kammerherr vor dem Fürsten. „Ihre Freunde von der Universität haben sich bei uns eingelebt; ich setze voraus, auch Sie thun das Ihre, ihnen unsere Stadt lieb zu erhalten."

„Professor Werner scheint sehr befriedigt," versetzte der Kammerherr mit Zurückhaltung.

„Hat Ihre Schwester Malwine die Bekanntschaft der Frau Professorin gemacht?"

„Leider ist meine Schwester genöthigt, unsere kranke Tante auf dem Lande zu pflegen."

„Das ist schade," versetzte der Fürst, „sie mag Ursache haben, diesen Zufall zu bedauern. — Vor einiger Zeit haben Sie gegen mich die Ansicht ausgesprochen, daß dem Erbprinzen eine praktische Thätigkeit wohlthun werde; der Gedanke hat mich beschäftigt. Es wird nothwendig, im Bezirk von Rossau die Möglichkeit eines zeitweisen Aufenthalts zu schaffen. Die alte Oberförsterei ist dafür nicht übel geeignet. Ich habe mich entschlossen, das Haus durch einen Umbau in ein wohnliches Jagdschloß zu verwandeln. Der Erbprinz soll diesen Bau an Ort und Stelle ganz in seinem Sinn anordnen, Sie werden ihn begleiten. Der Baudirector hat Befehl, die Pläne nach den Befehlen des Erbprinzen zu zeichnen. Nur bei dem Kostenanschlag wünsche ich mitzusprechen. Unterdeß wird der Erbprinz sich mit den Zimmern begnügen, welche in der Oberförsterei für mich reservirt sind. Da aber der Bau nicht die ganze Zeit in Anspruch nehmen wird, so mag er seine Muße benützen, in der Wirthschaft des Herrn Bauer einen Einblick in unsern Landbau zu erwerben. Er soll die Feldarbeiten und die Buchführung kennen. Das Jahr ist bereits vorgeschritten und macht schnellen Aufbruch wünschenswerth. Es ist Befehl ertheilt, die Zimmer einzurichten, rüsten Sie sich zur Reise. Ich hoffe, daß diese Disposition einen Wunsch erfüllt,

den Sie wohl längst gehegt haben. Die schöne Landschaft und der stille Wald werden auch Ihnen nach dem Treiben des Winters eine Erfrischung sein."

Der Kammerherr verbeugte sich erschrocken vor seinem Herrn, der so gnädig die Verbannung vom Hofe aussprach, er eilte zum Erbprinzen und berichtete das Unheil. „Es ist Exil," rief er außer sich.

„Treffen Sie schnell Ihre Anstalten," versetzte der Erbprinz ruhig, „ich bin vorbereitet, noch in dieser Stunde fortzugehen."

Der Erbprinz ging zu seinem Vater. „Ich werde thun, was du befiehlst, und mir Mühe geben, deine Zufriedenheit zu verdienen. Wenn du, mein Vater, diesen Aufenthalt an entlegenem Ort für nützlich hältst, so sage ich mir, du verstehst besser als ich, was meiner Zukunft dient. Aber," fuhr er zögernd fort, „ich darf nicht von hier scheiden, ohne eine Bitte auszusprechen, die mir sehr am Herzen liegt."

„Sprich, Benno," sagte der Fürst gnädig.

„Ich flehe dich an, entlaß den Professor und seine Frau so schnell als möglich aus der Nähe des Hofes."

„Was soll das?" frug der Fürst rauh.

„Der Aufenthalt ist hier für Frau Werner nachtheilig. Ihr Ruf wird durch die ungewöhnliche Lage, in welche sie gekommen ist, gefährdet. Ich bin ihm und ihr zu großem Dank verpflichtet, ihr Glück ist mir theuer und mich quält der Gedanke, daß ihr Verweilen in unserer Gegend den Frieden ihrer Tage zu stören droht."

„Und weßhalb fürchtet deine Dankbarkeit eine Störung des Glückes, das dir so theuer ist?" frug der Fürst.

„Man nimmt an, daß der Pavillon ein verhängnißvoller Aufenthalt für eine ehrbare Frau sei," versetzte der Erbprinz entschlossen.

„Wenn durch die Wohnung gefährdet wird, was du Ehrbarkeit nennst," sagte der Fürst bitter, „dann wird diese Tugend leicht verloren."

„Es ist nicht die Wohnung allein," fuhr der Erbprinz fort. „Die Damen des Hofes haben sich ganz zurückgehalten, die Fremden werden viel besprochen, Geschwätz und Verläumdung sind thätig, ihr schuldloses Leben falsch darzustellen."

„Ich höre mit Erstaunen," versetzte der Fürst, „wie lebhaft deine Sorge für die fremde Frau ist, du selbst hast ihr doch, wenn ich recht vernahm, während dieser Wochen nur wenig von chevaleresker Aufmerksamkeit gegönnt."

„Ich habe es nicht gethan," rief der Erbprinz, „weil ich mich verpflichtet fühlte, wenigstens für meine Person zu vermeiden, was ihr schaden konnte. Ich sah die spöttischen Blicke unserer Herren, als die Fremden ankamen, ich hörte geringschätzige Worte über die neue Schönheit, die in jenem Hause eingeschlossen sei, und mir drehte sich vor Scham und Zorn das Herz um. Deßhalb habe ich mich mit Schmerzen bezwungen, ich habe vor meiner Umgebung Gleichgültigkeit geheuchelt und habe ihr selbst eine kalte Miene gezeigt, aber, mein Vater, es ist mir schwer geworden, und die letzten Wochen waren für mich voll bitterer Sorge, denn ich habe die glücklichsten Stunden meiner academischen Zeit in ihrem Kreise verlebt."

Der Fürst hatte sich abgewandt, er zeigte jetzt dem Sohne ein lächelndes Antlitz. „Das also war der Grund deiner Zurückhaltung! Ich hatte vergessen, daß du in den Jahren sanfter Regung stehst, und geneigt bist, in deinem Verhältniß zu Frauen mehr schwärmerisches Gefühl aufzuwenden, als für einen Mann gut ist. Und doch möchte ich dich darum beneiden. Leider gönnt das Leben so weicher Empfindung keine Dauer." Er trat vor den Prinzen und fuhr gütig fort: „Ich leugne nicht, Benno, daß ich die Ankunft dieser Fremden in deinem Interesse anders ansah. Für einen Prinzen von deinem Naturell ist vielleicht nichts so bildend, als zarte Neigung zu einer Frau, welche keine Ansprüche an das äußere Leben des Freundes macht und ihm doch den Reiz eines innigen Seelenbundes gewährt. Dir sind Liebeleien mit den Damen des Hofes oder

mit anspruchsvollen Intrigantinnen gefährlich, du hast dich zu hüten, daß nicht eine Frau, der du dich hingiebst, mit dir spielt und dich selbstsüchtig für ihre Zwecke benutzt. Nach Allem, was ich wußte, war dein Verhältniß zu der Dame im Pavillon grade, was du für deine nächste Zukunft brauchtest. Aus Grundsätzen, denen ich die volle Anerkennung nicht versage, hast du vermieden, diese idyllischen Beziehungen wieder aufzunehmen. Du selbst hast nicht gewollt, was ich dir in guter Meinung bereitete; mir scheint deßhalb, du hast das Recht verloren, in dieser Angelegenheit noch überhaupt etwas zu wollen."

„Vater," rief der Erbprinz, und rang erschreckt die Hände, „daß du mir dies sagst, ist unbarmherzig. Ich hatte die dunkle Ahnung, daß die Einladung zu uns in geheimer Absicht geschehen sei, ich habe diesen Verdacht niedergekämpft und mich darum gescholten. Jetzt aber stehe ich entsetzt vor dem Gedanken, daß ich selbst die Schuld an dem Unglück guter Menschen trage. Deine Worte geben mir das Recht, meine Bitte zu wiederholen: entlaß sie so schnell als möglich, oder du machst deinen Sohn unglücklich."

„Ich lerne dich von ganz neuer Seite kennen," versetzte der Fürst, „und ich bin dir dankbar für den Einblick, den du mir endlich in dein schweigsames Wesen gestattest. Du bist entweder ein überspannter Träumer oder du bist mit einem Talent für Diplomatie versehen, das ich dir niemals zugetraut hätte."

„Ich bin dir gegenüber nichts als wahr," rief der Erbprinz.

„Soll die Frau nach dem Hause Bielstein kommen, um gerettet zu werden?" frug der Fürst höhnend.

„Nein," versetzte der Erbprinz leise.

„Deine Forderung verdient kaum eine Antwort," fuhr der Fürst fort. „Die Fremden sind hergerufen für eine gewisse Zeit, der Mann steht nicht in meinem Dienst, ich bin weder in der Lage sie fort zu schicken, denn sie haben mir keinen

Grund zur Unzufriedenheit gegeben, noch sie wider ihren Willen hier zu halten."

„Verzeihung, mein Vater," rief der Erbprinz, „du selbst hast durch die gnädige Aufmerksamkeit, welche du der Frau täglich zu Theil werden läßt, durch artige Sendungen und öfteren Besuch dem Hof die Meinung erregt, daß du ihr ein besonderes persönliches Interesse zuwendest."

„Ist der Hof so beflissen, dir vorzutragen, was mir, gegenüber dem unziemlichen Benehmen Anderer, schicklich erscheint?" frug der Fürst.

„Mir wird wenig von dem gesagt, was unsere Umgebung spricht, sei überzeugt, daß ich kein offenes Ohr für ihre Vermuthungen habe, aber es ist unvermeidlich, daß auch ich zuweilen hören muß, was Alle beschäftigt und in Harnisch bringt. Denn man wagt sogar zu behaupten, daß sich jeder deine Ungnade zuziehe, der ihr nicht Aufmerksamkeit beweist; und man hält bereits für besonders achtungswerth und charakterfest, ihr Artigkeiten zu versagen. Dich wie sie bedroht die Verläumdung. Vergieb mir, mein Vater, daß ich es grade heraus sage, du selbst hast durch deine Gnade die Frau in die gefährliche Lage gebracht, und deßhalb liegt dir ob, sie daraus zu befreien."

„Der Hof wird immer tugendhaft, wenn sein Herr eine Dame auszeichnet, welche nicht in die Hofkreise gehört; auch du wirst lernen, solche Sittenstrenge gering zu achten," versetzte der Fürst. „Es ist eine ungewöhnliche Neigung, Benno, die dein furchtsames Wesen an die Grenzen der Redefreiheit treibt, welche dem Sohn gegen den Vater gestattet ist."

Dem Erbprinzen röthete sich das bleiche Antlitz. „Ja, mein Vater," rief er, „höre, was jedem andern Ohr Geheimniß bleiben wird. Ich liebe die Frau so warm und von ganzem Herzen, daß ich ihr mit Freude das größte Opfer bringen würde. Die Macht, welche Schönheit und Unschuld des Weibes auf einen Mann ausübt, habe ich bei ihr gefühlt, mehr als

einmal habe ich mich an ihrem lauteren Gemüth aufgerichtet. Ich war selig in ihrer Nähe, und unglücklich, wenn ich nicht in ihre Augen sah. In dem ganzen Jahre habe ich in der Stille an sie gedacht, in diesem schmerzvollen Gefühl bin ich zum Mann herangewachsen. Daß ich jetzt den Muth habe, vor dich zu treten, verdanke ich dem Einfluß, den sie auf mich geübt. Ich weiß, mein Vater, wie unglücklich eine solche Leidenschaft macht, ich kenne die Qual, das geliebte Weib für immer zu entbehren. Was mich erhoben hat in den bittersten Stunden des sehnsüchtigen Verlangens, das war allein der Gedanke an den Frieden ihrer reinen Seele. Jetzt weißt du Alles, mein Geheimniß habe ich zu deinen Füßen niedergelegt, ich flehe, mein Herr und Vater, schone dies Vertrauen. Hast du bisher für mein Wohl gesorgt, heut ist die Stunde, wo du mir den höchsten Beweis deiner Treue geben kannst. Ehre die Frau, welche dein unglücklicher Sohn liebt."

Das Antlitz des Fürsten hatte sich unter den Worten des Sohnes verändert, der Prinz erschrak vor dem feindlichen Ausdruck. „Suche dir für deine Person das Ohr eines fahrenden Ritters, der begierig das Wasser hinuntertrinkt, in welches seine Dame ein Thränchen geweint hat."

„Ja, ich suche deine ritterliche Hülfe, mein Fürst und Herr," rief der Erbprinz außer sich, „ich beschwöre dich, laß mich nicht vergebens werben, ich rufe dich zu einem Dienst für mich und sie, als Prinz unseres erlauchten Hauses und als Mitglied derselben Genossenschaft, deren Devise wir beide tragen. Versage nicht deinen Beistand in ihrer Gefahr."

„Wir stehen nicht im Ordenssaal," versetzte der Fürst kalt, „und die Phrase klingt widerwärtig in die Stimmung des Werkeltages. Ich habe dein Vertrauen nicht begehrt, zu dreist hast du mir's aufgedrungen, wundere dich nicht, daß der Vater über die vermessene Rede zürnt und der Fürst dich ungnädig entläßt."

Der Erbprinz erblich und trat zurück. „Der Zorn des

Vaters und die Ungnade meines Herrn sind ein Unglück, welches ich tief fühle; aber noch furchtbarer ist mir der Gedanke, daß hier am Hofe ein Unrecht gegen eine Unschuldige verübt wird, ein Unrecht, an welchem auch ich Theil haben soll. Wie schwer dein Zorn mich treffe, ich sage dir doch, du selbst hast die Frau der Mißdeutung ausgesetzt, und solange ich dir gegenüberstehe, werde ich dir das sagen und nicht ablassen mit der Bitte: entferne sie von hier, um ihrer Ehre und um unserer Ehre willen."

„Da deine Worte endlos um dasselbe leere Phantom flattern," versetzte der Fürst, „so ist es Zeit, dieser Unterredung ein Ende zu machen. Du wirst auf der Stelle abreisen, du wirst der Zeit überlassen, ob sie mich vergessen läßt, was ich heut von dir erfahren. Bis dahin magst du in der Einsamkeit darüber nachsinnen, daß du ein Thor warst, als du den Vormund Fremder spielen wolltest, welche vollständig in der Lage sind, für ihr eigenes Heil zu sorgen."

Der Erbprinz verneigte sich. „Hat mein durchlauchtigster Herr noch einen Befehl für mich?" frug er mit zuckenden Lippen.

Finster entgegnete der Fürst: „Dir bleibt nur noch übrig, daß du selbst die Fremden gegen deinen Vater aufregst."

„Ew. Hoheit wissen, daß mir dergleichen nicht geziemen würde."

Der Fürst winkte mit der Hand, der Sohn schied mit stummer Verbeugung.

Der Prinz rief nach seinem Wagen und eilte zu seiner Schwester. Die Prinzeß sah ängstlich in sein verstörtes Gesicht. „Du sollst fort?" rief sie.

„Lebe wohl," sagte er, ihr die Hand reichend, „ich gehe auf's Land, uns noch ein neues Schloß zu bauen, wenn wir einmal die Scene wechseln wollen."

„Wann kehrst du zurück, Benno?"

Der Erbprinz zuckte die Achseln. „Sobald der Fürst be-

fiehlt. Ich habe jetzt den Auftrag, ein wenig Baumeister und Landwirth zu werden, auch dies ist eine nützliche Thätigkeit. Lebe wohl, Sidonie. Sollte der Zufall dich einmal mit Frau Werner zusammenführen, so würde ich dir verbunden sein, wenn du nicht auf das Geschwätz des Hofes achten, sondern daran denken wolltest, daß sie eine wackere Frau ist, und daß ich ihr von früher großen Dank schuldig bin."

„Bist du unzufrieden mit mir, mein Bruder?" frug die Prinzessin ängstlich.

„Mache gut, Siddy, was du noch gut machen kannst, lebe wohl."

Prinz Victor begleitete ihn zum Wagen. Der Erbprinz faßte ihn an der Hand und sah bedeutungsvoll nach dem Pavillon hinüber, Victor nickte. „Es ist mein eigener Vortheil," sagte er. „Ehe ich nach der Garnison gehe, besuche ich dich im Lande des Farrnkrauts, ich erwarte, dich als Bruder Klausner zu finden mit langem Bart und einer Mütze von Baumrinde. Lebe wohl, Ritter Toggenburg, und lerne dort, daß die beste Philosophie auf Erden ist, jeden Tag für verloren zu halten, an dem man keinen dummen Streich gemacht hat. Besorgt man dies Geschäft nicht selbst, so übernehmen Andere die Mühe. Es ist immer lustiger, Hammer zu sein, als Ambos."

Der Fürst war heut während der Hoftafel so finster und schweigsam, daß es den meisten Anwesenden auffiel, nur kurze Bemerkungen fielen von seinem Munde, zuweilen ein herber Scherz, dem man anmerkte, daß die Seele des Fürsten nach Fassung rang; der Hof verstand, daß diese unheimliche Stimmung mit der Abreise des Erbprinzen zusammenhing, und Jeder hütete sich, den Verstörten zu reizen. Der Professor allein genoß den Vorzug, dem Fürsten ein Lächeln abzunöthigen, als er gutlaunig von dem verzauberten Schloß Solitude erzählte. Nach der Tafel sprach der Fürst neben dem Professor mit einem Adjutanten, der Professor wandte sich an den Oberst-

hofmeister, und obgleich er die unzugängliche Artigkeit des Mannes sonst mied, that er heut doch eine gleichgültige Personenfrage. Der Obersthofmeister antwortete verbindlich, daß der nahe Hofmarschall sicher die beste Auskunft geben könne, und veränderte seinen Platz. Gleich darauf trat der Fürst, quer durch die Gesellschaft schreitend, an den Obersthofmeister, zog sich mit diesem in eine Fensternische zurück und begann: „Sie haben mich auf meiner ersten Reise nach Italien begleitet und, wenn mir recht ist, ein wenig meine Liebhaberei für Alterthümer getheilt. Unsere Sammlung wird neu geordnet, an einem Katalog fleißig gearbeitet."

Der Obersthofmeister sprach seine Anerkennung der fürstlichen Liberalität aus.

„Professor Werner ist sehr thätig," fuhr der Fürst fort, „es ist erfreulich, wie gut er zu orientieren versteht." Der Obersthofmeister blieb stumm.

„Sie erinnern sich, Excellenz, wie belustigend uns in Italien die Sammler waren, welche den Fremden durch Lohndiener in ihre Kabinette zogen und um eine erloschene Inschrift endlos gesticulirten. Wie die meisten Menschen an einer fixen Idee leiden, so auch unser Gast. Er argwöhnt, daß in einem Hause unseres Fürstenthums eine alte Handschrift verborgen liege, deßhalb hat er die Tochter des Hausbesitzers geheirathet, und da er trotzdem seinen Schatz nicht gefunden, sucht er jetzt in der Stille dies Nebelbild auf allen Böden der Residenz. Hat er nie gegen Sie darüber gesprochen?"

„Ich habe noch keine Veranlassung gehabt, sein Vertrauen zu suchen," erwiederte der Obersthofmeister.

„Da haben Sie etwas verloren," fuhr der Fürst fort, „er spricht in seiner Weise gut und gern darüber; es wird Sie unterhalten, einmal diese Art von Narrheit näher zu betrachten. Kommen Sie nachher mit ihm in mein Arbeitszimmer."

Der Obersthofmeister verneigte sich und meldete beim

Aufbruch dem Professor, daß der Fürst ihn noch zu sprechen wünsche.

Die Herren traten bei dem Fürsten ein, diesem eine erheiternde Unterhaltung zu schaffen.

„Ich habe Seiner Excellenz erzählt," begann der Fürst, „daß Sie bei uns noch ein besonderes Interesse als Jagdliebhaber verfolgen. Wie steht's mit der Handschrift?"

Der Professor berichtete über seine neue Entdeckung und die beiden Truhen. „Der nächste Jagdgrund, worauf ich hoffe, sind die Böden und Kammern im Sommerschloß der Frau Prinzessin; weigern auch diese eine Beute, so weiß ich mir kaum noch eine undurchsuchte Stätte."

„Es soll mich freuen, wenn Sie recht bald zum Ziele kommen," sagte der Fürst, und blickte zu dem Obersthofmeister hinüber. „Ich nehme an, daß es auch für Ihr eigenes Leben von Wichtigkeit sein würde, diese Handschrift zu finden. Sie werden sich ja wohl dazu verstehen, dieselbe durch den Druck bekannt zu machen."

„Es wäre die größte Aufgabe, die mir werden könnte," versetzte der Professor, „vorausgesetzt, daß Ew. Hoheit Huld mir dies Werk anvertrauen wollten."

„Sie sollen die Arbeit übernehmen und kein Anderer," erwiederte der Fürst lächelnd, „soweit ich ein Recht habe, darüber zu bestimmen. Also das unsichtbare Buch würde für Ihre Wissenschaft in Wahrheit große Bedeutung haben?"

„Die größte Bedeutung. Aber der Inhalt wäre für jeden Gebildeten von hohem Werth, ich meine, er würde auch Ew. Hoheit fesseln," sagte der Professor arglos und freudig, „denn der Römer Tacitus ist in gewissem Sinne ein Hofschriftsteller, Mittelpunkt seiner Erzählung sind die Charaktere der Kaiser, welche in dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Geschicke der alten Welt bestimmt haben. Es ist freilich im Ganzen ein trübes Bild."

„Er ist ein Schriftsteller der Opposition?" sagte der Fürst

„Er ist der große Berichterstatter über eine eigenthümliche Verbildung der Charaktere, welche bei den Herren der antiken Welt eintrat, wir verdanken ihm eine Reihe von psychologischen Schilderungen der Krankheit, welche sich damals auf dem Throne entwickelte."

„Das ist mir neu," versetzte der Fürst, sich auf seinem Stuhl bewegend.

„Ew. Hoheit würden, ich bin überzeugt, mit dem größten Antheil die verschiedenen Formen dieser Seelenkrankheiten betrachten, und Höchstdieselben würden in andern Zeiträumen der Vergangenheit, ja in früheren Zuständen unseres eigenen Volkes viele bedeutsame Seitenbilder finden."

„Sie nehmen also eine besondere Krankheit an, welche nur die Regenten befällt?" frug der Fürst, „die Mediciner werden Ihnen für diese Entdeckung besonderen Dank wissen."

„In der That," rief der Professor eifrig, „ist die furchtbare Bedeutung dieser Erscheinung noch viel zu wenig gewürdigt, keine andere hat auf das Schicksal der Nationen so unermeßlichen Einfluß geübt. Was Pest und Krieg verdarben, ist wenig gegen die verhängnißvolle Verwüstung der Völker, welche durch dies besondere Leiden der Herrscher angerichtet wurde. Denn diese Krankheit, welche noch lange nach Tacitus unter den römischen Imperatoren wüthete, ist kein Leiden, welches auf das alte Rom beschränkt war, sie ist zuverlässig so alt, wie die Despotien des Menschengeschlechts, sie befiel auch später in den christlichen Staaten zahlreiche Herrscher, sie brachte in jeder Zeit anders geformte, groteske Gestalten hervor, sie war durch Jahrtausende der Wurm, welcher, in der Hirnschale eingeschlossen, das Mark des Hauptes verzehrte, das Urtheil vernichtete, die sittlichen Empfindungen zerfraß, bis zuletzt nichts übrig blieb, als der hohle Schein des Lebens. Zuweilen wurde es Wahnsinn, den auch der Arzt nachweisen kann, aber in zahlreichen anderen Fällen hörte die bürgerliche Zurechnungsfähigkeit nicht auf und der geheime Schaden barg sich sorgfäl-

tig. Es gab Perioden, wo nur einzelne festgefügte Seelen sich völlige Gesundheit bewahrten, und wieder andere Jahrhunderte, wo ein frischer Luftzug aus dem Volke die Häupter, welche das Diadem trugen, frei erhielt. Ich bin überzeugt, wer den Beruf hat, die Zustände späterer Zeit genau zu untersuchen, wird im Grunde denselben Verlauf der Krankheit selbst noch in den milderen Formen unserer Bildung erkennen. Meinem Leben liegen diese Beobachtungen fern, auch zeigt der römische Staat allerdings die abenteuerlichsten Formen der Krankheit, denn dort sind die größten Verhältnisse und eine so mächtige Entfaltung der Menschennatur in Tugend und Verkehrtheit, wie seitdem selten in der Geschichte."

„Den Herren Gelehrten aber macht es besondere Freude, diese Leiden früherer Herrscher an's Licht zu stellen?" frug der Fürst.

„Sie sind gewiß lehrreich für alle Zeiten," fuhr der Professor sicher fort, „denn sie prägen durch furchtbare Beispiele die Wahrheit ein, daß der Mann, je höher er steht, um so stärkere Schranken nöthig hat, welche die Willkür seines Wesens bändigen. Ew. Hoheit freies Urtheil und reiche Erfahrung werden schärfer als Jemand aus meinem Lebenskreise beobachten, daß diese Krankheitserscheinungen sich stets da zeigen, wo der Regierende weniger zu scheuen und zu ehren hat, als ein anderer Sterblicher. Was den Menschen in gewöhnlicher Lage gesund erhält, ist doch nur, daß ihm eine strenge und unablässige Controle seines Lebens in jedem Augenblick fühlbar wird, seine Freunde, das Gesetz, die Interessen Anderer umgeben ihn von allen Seiten, sie fordern gebieterisch, daß er Denken und Wollen der Ordnung füge, durch welche Andere ihr Gedeihen sichern. Zu jeder Zeit ist die Gewalt dieser Fesseln bei dem Regenten minder stark; was ihn einengt, vermag er leichter niederzuwerfen, eine ungnädige Handbewegung scheucht den Warnenden für immer von seiner Seite, vom Morgen bis zum Abend ist er mit Personen umgeben, welche ihm be-

quem sind, ihn mahnt kein Freund an seine Pflicht, ihn straft kein Gesetz. Hundert Beispiele lehren, daß frühere Herrscher selbst bei großen äußeren Erfolgen an innerer Verwüstung litten, wo nicht eine starke öffentliche Meinung und kräftige Theilnahme des Volkes am Staat sie unablässig zwang, sich selbst zu behüten. Es liegt nahe, an die riesengroße Kraft eines Feldherrn und Eroberers zn denken, den die Erfolge und Siege des eigenen Lebens in's Wüste und Maaßlose getrieben haben, er war ein furchbarer Phantast geworden, Lügner gegen sich selbst, Lügner gegen die Welt, bevor er gestürzt wurde, und lange bevor er starb. Doch dergleichen zu untersuchen, ist, wie gesagt, nicht mein Beruf."

„Nein," sagte der Fürst tonlos.

„Die entfernte Zeit," begann der Oberfthofmeister, „welche Sie im Auge haben, war aber nicht nur für die Regenten, auch für die Völker eine traurige Epoche. Wenn mir recht ist, war das Gefühl des Absterbens allgemein, auch bewunderte Schriftsteller taugten nicht viel, mir wenigstens sind solche Männer wie Apulejus und Lucian als eitle und kläglich gemeine Menschen erschienen."

Der Professor sah überrascht auf den Hofmann.

„In meiner Jugend las man dergleichen häufiger," fuhr dieser fort. „Ich verdenke den Besseren jener Zeit nicht, wenn sie sich mit Widerwillen von solchem Treiben abwandten und sich in das engste Privatleben oder in die thebanische Wüste zurückzogen. Deßhalb, wenn Sie von einer Krankheit der römischen Imperatoren sprechen, möchte ich entgegnen, daß sie nur Folge einer ungeheuren Erkrankung der Völker ist, obgleich ich sehr wohl einsehe, daß sich während diesem Verderb der Einzelnen ein großer Fortschritt des Menschengeschlechts vollzogen hat, die Befreiung der Völker aus abschließendem Volksthum zu einer Cultureinheit, und der neue Idealismus, welcher durch das Christenthum auf die Erde kam."

„Zuverlässig ist die Form des Staates und die Form der

Bildung, welche die einzelnen Kaiser vorfanden, entscheidend für ihr Leben gewesen. Jedermann ist in diesem Sinne Kind seiner Zeit, und wenn es gilt, das Maaß ihrer Schuld zu bestimmen, dann wird vorsichtiges Abwägen ziemen. Aber was ich die Ehre hatte, Sr. Hoheit als besondern Vorzug des Tacitus anzuführen, ist auch nur die Meisterschaft, mit welcher er die eigenthümlichen Symptome und den Verlauf des Cäsarenwahnsinns schildert."

„Sie waren alle wahnsinnig," unterbrach der Fürst mit heiserer Stimme.

„Verzeihung, gnädiger Herr," entgegnete der Professor arglos. „Augustus wurde auf dem Throne ein besserer Mann, und nach der Zeit, in welcher Tacitus schrieb, haben noch manche gute und maaßvolle Herrscher gelebt. Etwas von dem Fluch, welchen übel beschränkte Macht auf die Seelen ausübte, mag an der Mehrheit der römischen Kaiser erkennbar sein. In den besseren aber lag er wie eine Kränklichkeit, welche, nur selten bemerkbar, immer wieder durch Tüchtigkeit oder gute Natur gebändigt wurde. Eine Anzahl freilich verdarb durchaus, und in ihnen entwickelte sich die Krankheit nach einer bestimmten Stufenfolge, deren innere Gesetzlichkeit wir wohl begreifen."

„Sie wissen also auch, wie den Leuten zu Muthe war?" fuhr der Fürst auf, den Professor scheu anblickend.

Der Obersthofmeister trat in eine Fensternische.

„Der Verlauf der Krankheit ist im Allgemeinen nicht schwer zu verfolgen," versetzte der Professor erfüllt von seinem Gegenstande. „Die Uebernahme der Regierung wirkt zunächst erhebend. Der höchste Erdenberuf steigert auch beschränkte Menschen wie den Claudius, verdorbene Buben wie den Caligula, Nero und Domitian während der ersten Wochen zu einem gewissen pathetischen Adel. Lebhaft ist das Bestreben zu gefallen, beflissen die Arbeit sich durch Gnade festzusetzen; die Scheu vor einflußreichen Persönlichkeiten oder vor dem Widerstreben der Masse zwingt zur Vorsicht. Die Herrschaft aber

hat den Menschen zum Sclaven gemacht, und der Sclavensinn trägt eine Verehrung entgegen, welche den Kaiser äußerlich über andere Menschen hinausstellt, er ist von den Göttern besonders begnadigt, ja seine Seele ein Ausfluß der göttlichen Kraft. In dieser Adoration Aller und der Sicherheit der Herrschaft wuchert bald der Egoismus. Die zufälligen Forderungen eines ungebändigten Willens werden rücksichtslos, die Seele verliert allmälig das Urtheil über Bös und Gut, der persönliche Wunsch erscheint dem Regierenden sofort als Bedürfniß des Staates, jede Laune des Augenblicks heischt Befriedigung. Das Mißtrauen gegen Unabhängige führt zu kopflosem Argwohn, wer sich nicht fügt, wird als Feind beseitigt, wer sich geschmeidig anzupassen versteht, ist sicher, eine Herrschaft über den Herrscher auszuüben. Die Familienbande reißen, die nächsten Verwandten werden als geheime Feinde umlauert, der gleißende Schein eines herzlichen Vertrauens wird bewahrt, plötzlich durchbricht eine Missethat den Schleier, mit welchem Heuchelei ein innerlich hohles Verhältniß umzogen hat."

Der Fürst rückte mühsam seinen Sessel von dem Kaminfeuer in das Dunkel.

Der Professor fuhr eifrig fort: „Die Idee des römischen Staates verliert sich zuletzt ganz aus den Seelen, ja sie wird als feindselig gehaßt, nur persönliche Anhänglichkeit wird gefordert, treue Hingabe an den Staat erscheint als Verbrechen. Diese Hülflosigkeit und das Schwinden des Urtheils über die Tüchtigkeit, ja über die wirkliche Ergebenheit der Menschen bezeichnen einen Fortschritt der Krankheit, durch welchen bereits die Zurechnungsfähigkeit beeinträchtigt wird. In dieser Zeit werden die Bildungselemente immer beschränkter und einseitiger, das Wollen immer eitler und kleinlicher. Ein kindisches Wesen wird sichtbar, Freude an elendem Tand und eitlen Possen, daneben eine bubenhafte Tücke, welche zwecklos verdirbt, es wird Genuß, nicht nur zu quälen, auch die Qualen Anderer zu schauen, unwiderstehlich wird das Gelüst, Imponirendes in

das Gemeine herab zu ziehen, ja auch Gleichgültiges zu zerstören. Sehr merkwürdig ist, wie mit dieser Abnahme der Denkkraft eine unruhige und zerstörende Sinnlichkeit überhand nimmt. Ihre dunkle Gewalt wird übermächtig. Während sonst die Würde des höhern Alters auch dem Schwachen Haltung giebt, verletzt hier das widerliche Bild bejahrter Wüstlinge, wie Tiberius und Claudius. In einer schamlosen und raffinirten Hingabe an Lüste wird die letzte Lebenskraft zerstört."

„Das ist sehr merkwürdig," wiederholte mechanisch der Fürst.

Der Professor schloß: „So vollendet sich der Verderb in vier Stufen, zuerst riesiger Egoismus, dann Argwohn und Heuchelei, dann knabenhafte Unvernunft, das letzte thut widerwärtige Ausschweifung."

Der Fürst erhob sich langsam von seinem Sessel, er strauchelte, der Obersthofmeister trat ängstlich näher, aber der Fürst preßte die Hand auf die Lehne und wandte sich langsam dem Professor zu; ohne ihn anzusehen sagte er langsam: „Ich danke den Herren für eine vergnügte Stunde." Man hörte den Worten die Anstrengung an, welche sie ihm kosteten. Im Hinausgehen frug der Professor leise den Obersthofmeister: „Ich habe den Fürsten gewiß durch die gedehnte Erörterung gelangweilt?"

Der Obersthofmeister sah erstaunt in das freundliche Antlitz des Gelehrten: „Ich zweifle nicht, der Fürst wird Ihnen sehr bald beweisen, daß er aufmerksam zugehört hat."

Als sie auf der Treppe waren, klang ein heiserer Mißton aus der Ferne, der alte Herr fuhr zusammen und lehnte sich an die Wand.

Der Professor lauschte, Alles war still. „Das war wie der Schrei eines wilden Thieres," sagte er.

„Es klang von der Straße," versetzte der Obersthofmeister.

7.

Der Hummeln Cäsarenwahnsinn.

Herr Hahn fuhr an seinem Gartenzaun dahin. Seine Seele war mit Dankbarkeit gefüllt; da diese aber verhindert wurde, durch das gewöhnliche Ventil freundlicher Rede auszuströmen, drang sie ihm in diejenige Kammer seines Hauptes, in welcher er die Pläne für Verschönerung des Gartens aufbewahrte. Der hochherzige Gegner von drüben feierte nächstens seinen Geburtstag, das hatte Herr Hahn auf weitem Umwege entdeckt. An diesem Tage durfte ihm vielleicht ein heimliches Zeichen der Achtung vor Augen gestellt werden. Der größte Schatz im Garten des Herrn Hahn waren seine Topfrosen, Bäumchen und Sträuche von jeder Größe und Farbe, prachtvolle Rosen, welche fast das ganze Jahr blühten und von den Vorübergehenden sehr bewundert wurden. Er trug sie eigenhändig im Garten hin und her und benutzte sie zum Ausputz verschiedener Gruppen. Diese Rosen beschloß er in stiller Huldigung zu widmen. Längst hatte er in der Mitte des feindlichen Gartens eine wüstes Rondel bedauert, das den ganzen Sommer thatlos dalag, als Lagerplatz für den rothen Hund oder eine umherschweifende Katze. Wenn Herr Hummel an seinem Festtage in den Garten trat, sollte das runde Beet in eine blühende Rosengruppe verwandelt sein.

Dieser Gedanke verschaffte Herrn Hahn viele glückliche Stunden und erhob ihn ein wenig aus der Tiefe seines Kummers. Er trug also die Rosen in einen versteckten Winkel, stellte sie vor sich nach Größe und Farbe in Reihe und Glied und schrieb mit Kreide Nummern auf die Töpfe. Bei dem Hause des Parkwärters, welches jetzt als äußerster Vorposten der Stadt am Flusse stand, schwamm ein kleiner Kahn, diesen entlieh Herr Hahn in vertraulichster Weise für einige Nacht-

stunden. Vor dem ersten Morgengrau des feindlichen Geburtstages schlüpfte er aus seinem Hause, trug die Töpfe über den Parkweg in den Kahn und fuhr mit seiner Ladung bis zu der kleinen Treppe, welche aus dem Wasser in den Garten des Herrn Hummel führte. Er schlich mit seinen geliebten Rosen an das runde Beet, ordnete sie geräuschlos nach der Nummer, topfte jede einzelne aus und verwandelte die öde Stätte in ein prachtvolles Rosengebüsch. Als die Sperlinge in der Dachrinne ihre ersten Schimpfreden auf ihn hinabschrieen, hatte er die Erde des Beetes wieder mit kleinem Rechen geebnet. Noch einen vergnügten Blick warf er auf sein Werk, einen zweiten auf die dämmrige Hauswand, hinter welcher Herr Hummel der Ueberraschung des Morgens entgegenschlummerte, dann schlich er mit Grabeisen und leeren Scherben wieder in seinen Kahn, ruderte bis zum Hause des Parkwärters und barg sich und sein Gartengeräth auf dem eigenen Grunde, bevor das erste Sonnenlicht seinen Schornstein rosig anmalte.

Herr Hummel trat zur gewöhnlichen Stunde in die Wohnstube, empfing in guter Laune den Glückwunsch seiner Frauen, blickte gnädig auf den Festkuchen, welchen Frau Philippine neben seinen Kaffee gestellt, und auf die Reisetasche, welche ihm Laura gestickt, nahm seine Zeitung zur Hand und weihte sich durch Theilnahme an den politischen Angelegenheiten der Menschheit für die Geschäfte seines eigenen Lebens. Alles ließ sich gut an, er nahm in der Fabrik und im Comptoir die Gratulationen auf wie ein Lamm, er streichelte den knurrenden Hund und schrieb Geschäftsbriefe voll Hochachtung an seine Kunden.

Als er gegen Mittag zu seinen Frauen zurückkehrte, trat auch der Doctor von drüben in das Zimmer und brachte seinen Glückwunsch dar. Auf der sonnigen Stirn des Hausherrn lagerte sich eine dunkle Wolke und es wetterleuchtete unter seinen ambrosischen Brauen. „Sieh da, auch Saul unter den Propheten! Wollen Sie einen verlorenen Esel nach

dem Hause Ihres Vaters holen? Damit können wir nicht aufwarten. Oder wollen Sie einen Vortrag halten über die Sprache der Orangutangs im Kokoslande?"

„Meine Vorträge sind Ihnen noch nicht lästig geworden," versetzte der Doctor. „Ich komme nicht dazu, weil Ihre gastliche Zuvorkommenheit selbst die Mühe übernimmt, die Anwesenden durch Ergüsse Ihrer guten Laune zu unterhalten. Ich habe Ihnen bereits meinen Wunsch ausgedrückt, niemals Zielpunkt derselben zu sein."

„So vertheidigen Sie sich doch, wenn Sie können," rief Herr Hummel.

„Nur die Rücksicht auf das Behagen der Anwesenden hindert mich," versetzte der Doctor, „Ihnen in Ihren vier Wänden die Antwort zu geben, welche Sie zu wünschen scheinen."

„Es würde mir leid thun, wenn Sie durch meine vier Wände in Nachtheil gesetzt würden," versetzte Hummel. „Ich mache Ihnen den Vorschlag, stellen Sie sich mit mir auf gleichen Fuß, bleiben Sie drüben und stecken Sie den Kopf zum Fenster hinaus, ich werde dasselbe thun, wir können dann über die Straße einander ansingen, wie zwei Canarienvögel."

„Jetzt aber bin ich hier," sagte der Doctor mit einer Verbeugung, „und erhebe den Anspruch, dies Stück Geburtstagskuchen in Frieden und unter freundlichen Gesichtern zu verzehren."

„Dann ersuche ich Sie, ohne übergroßen Schmerz auf mein Gesicht zu verzichten," versetzte Hummel. Er öffnete die Thür nach dem Garten und schritt unzufrieden die Stufen hinab. Schon von Weitem sah er die junge Rosengruppe im Tageslicht unschuldig lächeln. Er umkreiste die Stätte, schüttelte den Kopf und lud seine Frauen in den Garten. „Wer von euch hat diesen Einfall gehabt?" frug er. Die Frauen bezeugten so lebhaft ihre Ueberraschung, daß er von ihrer Unschuld überzeugt wurde; er rief den alten Schließer, den Buchhalter, Alle bewiesen völlige Unwissenheit. Die Miene des Herrn

Hummel wurde finster. „Was heißt das? Hier ist eingeschlichen worden, während wir schliefen, nächtlicher Gartenbau ist nicht nach meinem Geschmack; wer darf sich unterstehen, mein Grundstück ohne Erlaubniß zu betreten? Wer hat diese Naturproducte eingeführt?“

Er ging unruhig die Wasserseite entlang, neben ihm schlich Speihahn. Der Hund kroch die Wassertreppe hinab, roch an einem braunen Holz, welches auf der letzten Stufe lag, stieg wieder zur Höhe, wandte sich gegen das Haus des Herrn Hahn und machte knurrend einen höhnischen Katzenbuckel. Es war so deutlich, als hätte er die freundlichen Worte gesprochen: „Wünsche wohl zu speisen.“

„Richtig,“ rief Hummel, „der Einbrecher hat den Griff des Steuerruders zurückgelassen. Der braune Griff gehört zu dem Kahn des Parkwärters. Tragen Sie ihn hinüber, Klaus, ich fordere Antwort, wer gewagt hat, diesen Kahn hier anzulegen.“ Der Schließer eilte mit dem Holze fort und brachte verlegen die Antwort, Herr Hahn habe sich in der Nacht den Kahn ausgebeten.

„Wenn es Ahnungen giebt,“ rief Hummel zornig, „so war dies eine. Nächtliche Schleicherei Ihres Vaters verbitte ich mir unter allen Umständen,“ fuhr er den Doctor an.

„Ich weiß nichts davon,“ entgegnete der Doctor. „Hat dies mein Vater gethan, so ersuche ich Sie, auch wenn Ihnen an den Rosen nichts liegt, sich doch die gute Meinung gefallen zu lassen.“

„Ich protestire gegen jede Rose, welche auf meinen Weg gestreut werden soll,“ rief Hummel. „Zuerst hatten wir giftige Klößchen aus übler Meinung, und jetzt Rosenblätter aus guter. Ihr Vater sollte an etwas Anderes denken, als an solche Possen. Noch ist der Grund und Boden mein, und dies Scharren der Hähne gedenke ich zu verhindern.“ Er fuhr wild unter die Rosen, packte Stämmchen und Aeste, riß sie aus dem Boden und warf sie in einen wüsten Haufen.

Der Doctor wandte sich finster ab, Laura aber eilte zu dem Vater und sah ihm zornig in das harte Gesicht. „Was du herausreißest," rief sie, „ich setze es mit meinen Händen wieder ein, daß du's nur weißt." Sie lief in eine Ecke des Gartens, trug Töpfe herzu, kniete am Boden und preßte die Stöcke mit ihren kleinen Erdballen wieder in die Gefäße, eben so heftig, als der Vater ausrodete. „Ich will sie pflegen," rief sie dem Doctor zu, „sagen Sie Ihrem lieben Vater, daß nicht Alle in unserm Hause seine Freundlichkeit mißachten."

„Thu', was du nicht lassen kannst," versetzte Herr Hummel ruhiger. „Klaus, was stehen Sie da und glotzen auf ihren Hinterbeinen wie eine Schildkröte? Helfen Sie Fräulein Hummel bei ihrer freundlichen Erdarbeit. Dann tragen Sie die ganze Einbescheerung wieder hinüber zu dem jugendlichen Blumenzüchter. Eine Empfehlung, und er hätte im Dunkeln die Gärten verwechselt. Die Rosen möchte er selber begießen, bis wir jungen Mädchen mit einander zum Tanze gingen. Dann würde ich ihn um das Grünzeug zu einem Kranze bitten." Er drehte der Gesellschaft den Rücken und ging mit starken Schritten nach seinem Comptoir. Laura kauerte am Boden und arbeitete an den gemißhandelten Rosen mit geröthetem Antlitz und düsterer Entschlossenheit. Der Doctor half schweigend. Er hatte seinen Vater wohl hinter dem Zaune gesehen und wußte, wie tief der Arme den neuen Trotz des Gegners empfinden werde. Laura hörte nicht auf, bis alle Blumen so gut als möglich in den Töpfen geborgen waren, dann tauchte sie die Hände in das vorbeifließende Wasser, und ihre Thränen mischten sich mit der Fluth. Sie zog den Doctor nach dem Zimmer. Dort rang sie außer sich die Hände. „Das Leben ist schrecklich, wir gehen beide unter in dem kleinlichen Hader. Es giebt nur eine Rettung für Sie und für mich, sind Sie ein Mann, so finden Sie, was uns löst von diesem Jammer." Sie stürzte aus dem Zimmer, die Mutter winkte heftig dem Doctor, zurück zu bleiben, als dieser folgen wollte.

„Sie ist außer sich," rief Fritz, „was meinen ihre Worte? was fordert sie von mir?"

Die Mutter setzte sich verlegen auf ihren Sorgenstuhl, räusperte sich und zupfte an ihren Aermeln. „Ich muß Ihnen etwas vertrauen, Herr Doctor," begann sie zögernd, „was für uns beide sehr schmerzlich ist, und doch weiß ich mir keinen Rath, und alle Vorstellungen, die ich meinem unglücklichen Kinde mache, sind vergebens. Um Ihnen nichts zu verschweigen, es ist eine große Verirrung, und ich hätte nie erwartet, daß so etwas möglich wäre." Sie hielt an und suchte Kraft in ihrem Taschentuche. Fritz sah ängstlich auf die verstörte Frau Hummel, ein Geheimniß Laura's, das er seit Wochen geahnt, sollte jetzt vernichtend auf seine Hoffnungen fallen.

„Ich will Ihnen ja Alles gestehen, lieber Herr Doctor," fuhr die Mutter mit vielem Seufzen fort, „Laura schätzt Sie unendlich, und der Gedanke, Ihre Frau zu werden, ist ihr, ich darf es im Vertrauen sagen, nicht fremdartig und auch nicht grade unangenehm. Aber sie hat sich etwas in den Kopf gesetzt, was fürchterlich ist und was ich mich schäme über meine Lippen zu bringen."

„Sprechen Sie es aus," rief der Doctor in Verzweiflung.

„Laura will von Ihnen entführt werden."

Fritz saß starr.

„Es ist unmenschlich, daß ich als Mutter diesen Wunsch gegen Sie aussprechen muß, aber ich weiß mir keinen Rath mehr."

„Aber wozu?" frug der Doctor, immer noch betäubt.

„Das grade ist das Schmerzlichste von Allem, und das soll sie Ihnen selbst bekennen. Wie sie auf den Gedanken gekommen ist, durch Poesien oder durch Zeitungslectüre aus der großen Welt, ich weiß es nicht. Aber in ihrer Stimmung, welche immer aufgeregt und tragisch ist, kann ich ihr keinen Widerstand leisten. Ich fürchte mich, meinem Mann darüber eine Mittheilung zu machen, ich beschwöre Sie, thun Sie das

Ihrige mein Kind zu beruhigen. Sie ist von Gefühlen zerrissen und ich vermag den innern Kampf dieser jungfräulichen Brust nicht mehr widerstrebend anzusehen."

„Ich bitte um Erlaubniß," versetzte der Doctor, „darüber sogleich mit Laura zu sprechen." Ohne die Antwort der Mutter abzuwarten, eilte er die Treppe zu Laura's Zimmer hinauf. Er pochte. Als ihm keine Antwort wurde, riß er die Thür auf. Laura saß an ihrem Schreibtisch und schluchzte recht herzlich.

„Liebe, süße Laura," rief der Doctor an ihrer Seite, „ich habe mit Ihrer Mutter gesprochen, lassen Sie mich Alles wissen."

Laura fuhr auf. „Jede warme Empfindung wird mit Hohn beworfen, jede Stunde, in der ich Sie sehe, wird mir durch die Feindseligkeit des Vaters verbittert. Dem ärmsten Mädchen geht das Herz auf, wenn sie die Stimme des geliebten Mannes hört, ich aber muß fragen, ist das die Seligkeit der Liebe? Wenn ich Sie nicht sehe, bangt mir nach Ihnen, und wenn Sie zu uns kommen, fühle ich mich gequält, und lausche ängstlich auf jedes Wort des Vaters. Sie selbst sehe ich freudenlos und niedergeschlagen. Fritz, Ihre Liebe zu mir macht Sie unglücklich!"

„Geduld, Laura," sagte der Doctor, „halten wir aus. Mein Vertrauen zu dem Herzen des Vaters ist besser als das Ihre. Allmählig wird er sich mit meinem Anblick versöhnen."

„Nachdem uns beiden der Muth gebrochen ist, eine große Neigung durch zahllose kleine Widerwärtigkeiten zerdrückt ist. Ich kann Ihre Frau nicht werden, Fritz, auf diesem Wege, zwischen den Händeln unserer feindlichen Häuser, mich verdirbt die enge Straße und der alte Haß. Oft habe ich hier gesessen und mich abgehärmt, daß ich kein Mann bin, der herauskann, sich selbst sein Glück zu suchen. Hören Sie ein Geheimniß, Fritz," rief sie vor ihn tretend, und rang wieder die Hände, „ich werde hier hochmüthig, boshaft und schlecht."

„Davon habe ich noch wenig gemerkt," erwiederte Fritz erstaunt.

„Ich verberge es Ihnen," rief Laura, „aber ich kämpfe täglich mit unreinen Gedanken; ich bin gleichgültig gegen die Liebe der Eltern: wenn der Vater mich auf den Kopf drückt, so schreit der Teufel in mir, er könnt' es auch lassen; wenn die Mutter mich in ihrer Weise zur Geduld ermahnt, so ist mir ihre Rede in der Stille ärgerlich, weil sie vielleicht schönere Worte gebraucht, als nöthig wäre. Den Hund hasse ich so, daß ich ihn manchmal ohne Veranlassung knuffe. Das Gespräch am Sonntagstisch, die Geschichten des alten Schauspielers, der ewige kleine Klatsch der Straße erscheinen mir unerträglich. Ich fühle, daß ich ein garstiges Kind bin, und ich habe manchmal auf dieser Stelle über mich geweint und mich selbst gehaßt. Aber die schlechten Anwandlungen kehren wieder und werden mächtiger. Das wird hier nicht besser, wo wir beide im Banne leben, als zwei verwöhnte Kinder. Wir versinken, Fritz, in dieser Umgebung! Auch die liebende Sorge der Eltern hört auf zu beglücken. Was die Frau Base über Den und über Die klagt, und daß man sich nicht nasse Füße macht, wollene Strümpfe und des Sonntags Kuchen mit Zuckerguß: — das alle Jahre, das ganze Leben hindurch!" Sie riß ihr Memoirenbuch auf und hielt ihm ein Bündel Gedichte und Briefe entgegen. „Hier sind Ihre Briefe, durch diese habe ich Sie liebgewonnen, denn hier sind Sie, wie ich Sie verehre. So will ich Sie immer haben. Wenn ich Sie dann wiederfinde zwischen Ihrem und unserm Hause, wie Sie die Schelte des Vaters ertragen müssen, wie Sie sich ängstlich mühen, es allen Theilen recht zu machen, und wenn ich merke, daß Sie bei jedem rauhen Lüftchen doppelte Shawls tragen, so wird mir heiß und bange auch um Sie, und ich sehe Sie als einen recht verwöhnten Stubengelehrten vor mir, und mich als eine kleine dicke Frau mit einer großen Haube und einem nichtssagenden Gesicht, welche bei der Kaffeetasse sitzt und sich über die täg-

lichen Spaziergänger aufhält, und dieser Gedanke schnürt mir das Herz zusammen."

Fritz erkannte seine Briefe. Längst war ihm zweifellos, daß Laura die stille Vertraute gewesen, aber als er jetzt auf die Geliebte blickte, welche den geheimnißvollen Briefwechsel in die Höhe hielt, da dachte er nicht mehr der Laune, welche ihm soeben wehe gethan hatte, er fühlte nur ihre Treue und die Poesie des zarten Verhältnisses. „Liebe, liebe Laura," rief er sie umschlingend, „unruhig pochendes Herz. Wo ist der fröhliche Uebermuth hin, der dir damals die Hand führte, als du dem armen Sammler das Seil um den Nacken legtest? Mir sind zwei Seelen, mit denen ich innig verkehrte, zu einer geworden, du aber zerlegst mich und dich selbst jetzt klagend in Alltagsmenschen und in höher berechtigte Naturen. Was hat dir dein fröhliches Vertrauen genommen?"

„Unsere Noth, Fritz, und der Schmerz, ohne Freude Sie zu sehen, ohne Erhebung Ihre Stimme zu hören. Sie sind bei mir und Sie sind mir oft ferner, als in jenen Tagen, wo ich Sie gar nicht sah oder nur in Gesellschaft der Freunde." Sie löste sich aus seiner Umarmung. „Liebst du mich, und bist du der Mann, der dies geschrieben, so wage, mich aus dieser Enge hinauszuziehen. Fange mit mir ein neues Leben an, ich will mit dir arbeiten und entbehren, du sollst sehen, daß ich Kraft habe, ich will Tag und Nacht darauf denken, wie ich den Tagesbedarf verdiene, damit du ungestört durch die kleine Noth in deiner Wissenschaft weilen kannst. Sei frisch und keck, wirf die ewigen Bedenken von dir, wage einmal zu thun, was Andere mit Achselzucken betrachten."

„Wenn ich es thäte," antwortete Fritz ernst, „für mich ist das Wagniß gering. Für dich steht auf dem Spiel, woran du jetzt nicht denkst. Wie magst du wähnen, daß ein gewagter Entschluß dir heilsam sei, wenn er einen neuen Mißklang in deine Seele wirft und dich für dein ganzes Leben mit ener Schuld gegen Andere belastet?"

„Wenn ich ein Unrecht auf mich nehme," rief Laura finster, „ich thue es nicht nur für mich. Ich fühle, daß es ein Unrecht ist, ach sehr. Aber ich wage es für unsere Liebe. Niemals wird mein Vater mit gutem Willen Ihre Hand in meine legen. Er weiß, wie ich an Ihnen hänge, und ist nicht so hart, mein Unglück zu wollen, aber er vermag seine Abneigung nicht zu bekämpfen. Heut hat er sich zu der Ansicht gezwungen, daß Sie der Mann sind, dem ich angehöre, morgen kommt ihm wieder die gallige Empfindung, wie sehr ihm das verhaßt ist. Wagen Sie ihm zu trotzen, und Sie werden ihm selbst einen Gefallen thun, beweisen Sie festen Willen, er wird zürnen, aber er wird sich dem Muthigen leichter versöhnen. Er liebt mich," sagte sie leise, „aber er ist fürchterlich hart gegen Andere."

„Ist er das immmer?" frug der Doctor. „Nun so kennt die Tochter doch nicht den ganzen Werth ihres Vaters. Ich würde in dieser Stunde ein Unrecht gegen ihn und dich begehen, wenn ich dir verschwiege, was nach seinem Willen für dich Geheimniß bleiben soll. Höre denn: als mein armer Vater in Verzweiflung neben mir saß, da trat dein Vater in unser Haus und gab uns in einer großartigen Weise die Mittel, um den drohenden Sturz abzuhalten. Weißt du nicht, daß sein Schmollen und Zanken oft Ausdruck eines rauhen Humors ist?"

Laura's Augen hingen an seinem Mund, als wollte sie die Worte von seinen Lippen stehlen. „Das hat der Vater gethan?" rief sie außer sich, hob die Arme zum Himmel und warf sich zu ihrem Memoirentisch nieder. Fritz wollte sie aufheben. „Laß mich," bat sie leidenschaftlich, „es wird vorübergehn, ich bin glücklich, laß mich jetzt allein, Geliebter."

Der Doctor schloß leise die Thür und ging hinab zur Mutter, welche immer noch in Kummer versunken auf dem Sopha saß und alle aufregenden Scenen der Entführung in mütterlicher Angst durchkostete. „Ich bitte Sie, Laura jetzt nicht durch Vorstellungen zu ängstigen," sagte er, „sie selbst wird

die Ruhe wiederfinden, vertrauen wir ihrem wackeren Herzen.“ Mit diesen klugen Worten suchte der Doctor sich selbst zu trösten.

Unterdeß lag Laura auf den Sessel gestützt und bat dem Vater in Gedanken immer wieder ab, wo sie ihm Unrecht gethan. Seit Jahren trug sie den Schmerz mit sich herum, der für das Herz eines Kindes am bittersten ist, heut war der Druck von der Seele genommen. Endlich sprang sie auf, zog ihr Tagebuch hervor, riß ein Blatt und wieder eins heraus, ballte die Blätter zusammen und errichtete in dem Ofen ein kleines Opferfeuer, sie sah zu, bis die letzten Funken am schwarzen Zunder hin und herliefen, dann schloß sie die Ofenthür und eilte aus dem Zimmer.

Herr Hummel saß in seinem Waarenlager vor einem Bataillon neuer Hüte mit breiter Krempe und runder Kappe, welche zur Musterung vor sein Feldherrnauge gestellt waren, und er sprach strafend zu seinem Buchhalter: „Es ist das reine Barbierbecken. Der Mensch verliert seine Hoheit. Allerdings, bei diesen Deckeln wird verdient, Niemand merkt die Katzenhaare, die darin sind; aber sie rauben dem Kopf des deutschen Bürgers den letzten Rest von freier Luft, den er bis jetzt in seinem Cylinder heimlich mit sich herumtrug. In meiner Jugend erkannte man einen Bürger an drei Stücken: auf dem Leibe trug er einen Rock von blauem Tuch, auf dem Kopfe einen schwarzen Hut, und in der Tasche einen großen Hausschlüssel, mit dessen Bart er bei nächtlichem Ueberfall die Nasen der Meuchelmörder abdrehte. Jetzt schießt er in grauer Joppe auf sein Bockbier los, die Hausthüren öffnet man mit kleinen Korkziehern, und die letzten Cylinder werden nächstens für die Kunstsammlungen als Rarität aufgekauft. Sie können nur gleich eine Partie von unserm Fabrikat für die Alterthumsforscher zurückstellen.“

Dies behagliche Gebrumm wurde durch Laura unterbrochen, welche heftig eintrat, den Vater mit flehendem Blick bei der Hand faßte und aus dem Waarenlager in sein kleines Comptoir

zog. Herr Hummel unterwarf sich dieser Führung geduldig wie Lot, den der Engel aus den brennbaren Stoffen des Thales entführte. Als Laura mit dem Vater allein war, fiel sie ihm um den Hals, küßte und streichelte ihm die Wange und brachte lange nichts heraus, als: „mein guter edler Vater.“ Herr Hummel ließ sich diese stürmischen Liebkosungen eine Weile gefallen. „Jetzt ist's genug mit dem Edelmuth. Was willst du? Diese Einleitung ist zu großartig für einen neuen Sonnenschirm oder ein Concertbillet.“

„Vater,“ rief Laura, „ich weiß Alles, was du an unsern Nachbarn gethan hast, ich bitte dich um Verzeihung, ich Unglückliche habe dein Herz verkannt und in vielen Stunden gegen deine Härte gegrollt.“ Sie küßte ihm unter Thränen die Hände.

„Hat dieser Duckmäuser von drüben geschwatzt?“ frug Hummel.

„Er mußte mir's sagen, und es war eine selige Stunde für mich. Jetzt will ich dir Alles bekennen, in Scham und Reue. Vergieb mir,“ sie sank an ihm nieder. „Vater, ich bin krank geworden in diesen Jahren, ich habe dich für lieblos gehalten, das ewige Gesumm und die Feindschaft mit den Nachbarn haben mich sehr unglücklich gemacht, und mir ist das Leben hier oft zur Qual geworden.“

Herr Hummel setzte sich ernsthaft zurecht, doch ein wenig betroffen über das Bekenntniß seines Kindes, und ihm war dunkel, als hätte er in Widerhaarigkeit allerdings etwas zu viel geleistet. „Jetzt ist's genug,“ sagte er. „Das ist Alles aufgeregtes Zeug und Phantasma. Wenn ich mich durch diese Jahre geärgert habe, mir ist es nicht schlecht bekommen, und ich denke, Den drüben auch nicht. Was ist das für eine unpassende Schwermuth, daß du jetzt darüber Lamento erregst.“

„Habe Nachsicht mit mir,“ bat Laura. „Es ist mir in die Seele gekommen als unwiderstehliche Sehnsucht, einmal

hinaus zu springen aus dieser engen Straße. Vater, ich möchte mit einem Satze hinein in die Welt."

„Nicht übel," sagte Herr Hummel, „ich möchte auch einen Satz machen, wenn ich nur wüßte, wo diese lustige Welt zu finden ist."

„Vater, du hast mir oft erzählt, daß du als Wanderbursch aus der kleinen Stadt zogst, wie leicht dir damals im Herzen war, und daß du durch das Wandern zu einem Mann geworden bist."

„Das ist richtig," versetzte Hummel, „es war ein schöner Morgen und es waren acht Groschen in der Tasche. Mir war zu Muthe wie einem geflügelten Spitz."

„Vater, ich möchte auch wandern."

„Du?" frug Hummel. „Mein Ränzel habe ich aufgehoben, es hat nur noch wenig Haare, aber du kannst dir die Stiefeln darüber binden, dann sieht man's nicht."

„Gut, Vater, auch ich will ausziehen und singen, ich gehe unter fremde Leute und suche, die mir gefallen, ich fange dort an, mein Nest zu bauen, ich prüfe meine Kraft und schlage mich durch auf meine eigene Faust."

„Zieh dir Hosen an," sagte Hummel, „du kannst doch nicht allein auf die Wanderschaft gehen."

„Ich will mir auch Jemanden mitnehmen," antwortete Laura leise.

„Unser Mädchen Susanne? sie kann dir die Laterne tragen: die Wege in dieser Welt sind zuweilen kothig."

„Nein, Vater, ich meine den Doctor." Sie erhob sich zu seinem Ohr und flüsterte hinein: „Ich will mich vom Doctor entführen lassen."

„Pfui Spinne!" rief Hummel verwundert, „du vom Doctor? Wenn du den Doctor entführtest, dann wäre noch eher Verstand darin."

„Das will ich auch," versetzte Laura.

„Also Gegenseitigkeit," sagte Hummel. „Höre, die Sache wird

ernst, laß deine Umarmungen unterwegs, halt die Hände an den Leib und mache ein Gesicht, wie einer Bürgerstochter geziemt, und nicht wie eine Komödiantin." Er drückte sie auf ein Stühlchen in der Fensternische. „Jetzt rede deutlich. Also du willst den Doctor entführen. Ich frage, womit? Denn dein Taschengeld reicht nicht weit, und dort drüben ist auch nicht viel für solche Sonntagsvergnügen übrig. Ich frage, warum? Willst du ihn vorher heirathen, so würde dir die Entführung sehr verdacht werden, denn ich habe noch nicht gehört, daß eine Frau ihren angetrauten Mann gewaltsam entführt hat. Willst du ihn nicht heirathen, so giebt es etwas, was du von deiner Mutter her kennen mußt, und was man Sittsamkeit nennt. Also heraus."

„Ich will ihn zum Manne," sagte Laura leise.

„Ah, so pfeift die Drossel. Und war dein Doctor bereit, dich vor einer anständigen Hochzeit zu bewahren und mit dir weg zu laufen?"

„Nein, er sprach wie du, und erinnerte mich, daß ich dir den Schmerz nicht machen dürfe."

„Er ist in einzelnen Stunden menschlich," versetzte Hummel, „ich bin ihm für die gute Meinung verbunden. Endlich frage ich, wohin willst du ihn entführen?"

„Nach Bielstein, Vater, auf das Gut. Dort ist die Kirche, in welcher Ilse getraut wurde."

„Ich verstehe," sagte Hummel, „unsere sind zu geräumig, und was nachher? wollt ihr auf dem Gute in Tagelohn arbeiten?"

„Vater, wenn wir reisen dürften," flehte Laura.

„Warum nicht?" versetzte Hummel ironisch, „etwa nach Amerika als Collegen des Knips junior. Du bist toll wie ein Märzhase. Die rechtmäßige und einzige Tochter von H. Hummel will mit dem Nachbarsohn, der ebenfalls in seiner Art rechtmäßig und einzig ist, in's Schlaraffenland laufen, von Vater und Mutter, aus einem massiven Hause und einem

blühenden Geschäft. Daß diese Stunde in meinem Kalender stehen würde, hätte ich niemals gedacht.“ Er ging bekümmert auf und ab. „Jetzt also höre deinen Vater. Wärst du ein Junge, ich hätte dich gestenzt und getrizt nach meiner Art, welche die Leute eine grobe Art nennen; du aber bist ein Mädchen geworden, die Mutter hat dich nach ihren Grundsätzen gebildet. Jetzt sehe ich mit Schrecken, daß wir dir zu viel Willen gelassen haben und daß du recht unglücklich werden könntest für dein ganzes Leben. Du hast dir den Doctor in den Kopf gesetzt, du hättest eben so gut auf einen lüderlichen tragischen Helden oder auf einen Prinzen verfallen können, und mir wird greulich, wenn ich daran denke.“

„Ich bin aber nicht darauf verfallen,“ versetzte Laura kleinlaut, „denn ich bin meines Vaters Tochter.“

Hummel packte ihre Haarflechten und betrachtete sie kritisch. „Dickkopf,“ sagte er, „aber die Mischung ist anders, es ist etwas von höherer Weiblichkeit dabei, Phantasie mit mimischen Einfällen. Jetzt ist das Unglück da. Und hier ist ein kräftiger Bürstenstrich nöthig.“ Diese Worte wiederholte er einigemal und setzte sich nachdenkend auf seinen Stuhl. „Also du willst meine Einwilligung zu einer kleinen Entführung? Ich gebe sie dir. Unter einer Bedingung. Die Sache bleibt zwischen uns beiden, du thust nichts ohne meinen Willen, auch deine Mutter darf nicht wissen, daß du mit mir davon gesprochen. Du sollst in die Welt kutschiren, aber wie ich haben will. Im Uebrigen danke ich dir für dies Angebinde, das du mir zu meinem Geburtstage machst. Du bist ein schönes Veilchen, das ich mir erzogen habe. Hat man je gehört, daß ein solches Gewächs sich selbst beim Kopfe packt und aus dem Boden reißt?“

Laura umschlang ihn wieder und weinte. „Setze dein Pumpwerk nicht in Bewegung,“ rief Herr Hummel ungerührt, „das kann uns beiden nichts mehr helfen. Glückliche Reise, Fräulein Hummel.“

Laura aber ging nicht, sondern blieb an seinem Halse hängen. Der Vater küßte sie auf die Stirn. „Mach' dich fort, ich muß mir überlegen, mit welcher Bürste ich dich glatt streiche."

Laura verließ das Zimmer, Herr Hummel saß lange allein an seinem Pulte und hielt seinen Kopf mit beiden Händen. Endlich begann er wieder leise den alten Dessauer zu pfeifen, für den eintretenden Buchhalter ein Zeichen, daß weiche Gefühle in ihm überhand nahmen. „Springen Sie hinüber zu dem Doctor, ich lasse ihn ersuchen, sich sogleich hierher zu bemühen."

Der Doctor trat in das Comptoir. Herr Hummel griff in sein Pult und brachte ein kleines Papier hervor. „Hier gebe ich Ihnen das Geschenk zurück, das Sie mir einmal gemacht haben." Der Doctor öffnete, zwei kleine Handschuhe lagen darin.

„Sie können die Handschuhe meiner Tochter an dem Tage geben, wo Sie mit ihr getraut werden, und können ihr sagen, sie kämen von ihrem Vater, dem sie entlaufen wäre." Er wandte sich ab, trat an das Fenster und trommelte auf den Scheiben.

„Ich habe Ihnen bereits früher gesagt, Herr Hummel, daß ich diese Handschuhe nicht zurücknehme. Am wenigsten thue ich es zu diesem Zweck. Wenn mir der glückliche Tag heraufsteigt, wo ich Laura heimführen darf, so wird es nur so geschehen, daß Sie selbst die Hand der Tochter in die meine legen. Ich bitte, lieber Herr Hummel, heben Sie die Handschuhe bis zu diesem Tage auf."

„Sehr verbunden," versetzte Hummel, „Sie sind ein erbärmlicher Don Juan. Ich bin verpflichtet," fuhr er in seinem gewöhnlichen Tone fort, „Ihnen eine Mittheilung zu machen, welche Sie nahe genug angeht: meine Tochter Laura wünscht Sie zu entführen."

„Was jetzt in Laura stürmt," antwortete der Doctor,

„und ihr diesen wilden Gedanken eingegeben hat, ist wohl auch Ihnen kein Geheimniß. Sie fühlt sich gedrückt durch das schwierige Verhältniß, in welchem wir beide zu einander stehen. Ich hoffe, die Aufregung wird vorübergehen."

„Darf ich mir die bescheidene Frage erlauben," frug Hummel, „ob Sie die Absicht haben, sich auf ihren Plan einzulassen?"

„Ich werde es nicht thun," versetzte der Doctor.

„Warum nicht?" frug Hummel kalt, „ich für meinen Theil habe nichts dagegen."

„Das ist für mich ein Grund mehr, Ihnen gegenüber keine Unbesonnenheit zu begehen und keine zuzugeben."

„Ich könnte mein Geld dem Spital vermachen," sagte Herr Hummel.

„Auf diese Bemerkung habe ich nur eine Antwort," versetzte der Doctor, „Sie selbst glauben nicht, daß dieser Umstand mein Thun bestimmt."

„Leider," versetzte Hummel, „ihr seid beide unpraktisches Volk. Sie hoffen also, daß ich Ihnen zuletzt auch ohne Entführung meinen Segen gebe?"

„Ja, ich hoffe darauf," rief der Doctor, „wie Sie sich auch gegen mich stellen, ich vertraue, daß die Güte Ihres Herzens größer sein wird als Ihre Abneigung."

„Verlassen Sie sich nicht auf meine Nachgiebigkeit, Herr Doctor, ich glaube nicht, daß ich Ihnen jemals den Hochzeitsschmaus ausrichten werde. Mein Kind giebt sich mit Vertrauen in Ihre Hand, greifen Sie zu."

„Nein, Herr Hummel," versetzte der Doctor, „ich thue es dennoch nicht."

„Ist meine Tochter im Preis gesunken, weil sie so bereit ist Ihre Frau zu werden?" frug Herr Hummel bitter und seine Stimme klang rauh. „Das arme Mädchen hat in der gelehrten Bekanntschaft allerlei Ideen bekommen, die zu dem einfachen Leben ihres Vaters nicht passen."

„Das ist ungerecht gegen uns Alle, auch gegen die ab-

wesenden Freunde," rief der Doctor unwillig. „Was Laura jetzt stört, ist nur ein wenig Schwärmerei, noch hängt etwas von der kindlichen Poesie der ersten Mädchenjahre in ihr. Wer sie liebt, der mag ihrer lauteren Seele in Allem vertrauen. Nur in Einem muß er ihr gegenüber festes Urtheil behaupten, er wird hier und da milde Kritik ihrer poetischen Einfälle ausüben müssen. Ich aber wäre der Liebe ihres reinen Herzens nicht werth, wenn ich eine übereilte Handlung zugeben wollte, die ihr später Schmerzen bereiten muß. Laura soll nichts thun, was ihrer selbst unwürdig ist."

„Dies also ist indisch?" versetzte Herr Hummel, „es ist ein Funke von gesundem Menschenverstand in Ihren Botocuden und Braminen. Wissen Ihre gelehrten Bücher auch eine Entschuldigung dafür, daß die Tochter sich im Hause ihrer Eltern nicht wohl fühlt?"

„Daran sind Sie allein schuld, Herr Hummel," versetzte der Doctor.

„Hoho," rief Herr Hummel, „auch dieses noch."

„Verzeihen Sie mir eine offene Rede," fuhr der Doctor fort. „Laura's Vater hat die Art, bei aller Liebe für die Seinen ein wenig zu sehr den Tyrannen des Hauses zu spielen. Laura ist von kleinauf gewöhnt mit furchtsamer Scheu auf Ihre kräftige Natur zu blicken, deßhalb fehlt ihr die unbefangene Auffassung Ihres Wesens und die Freude an Ihrer närrischen Laune, welche wohl Fernstehende empfanden. Hätten Sie Laura's Entzücken gesehen, als ich ihr bekannte, was Sie an meinem Vater gethan, Sie würden niemals an ihrem Herzen zweifeln. Jetzt ist ihr die Angst um unsere Zukunft übermächtig geworden. Seien Sie aber überzeugt, wenn Laura ihrer Phantasie nachgeben und sich von dem elterlichen Hause lösen dürfte, das nächste Gefühl würde ihr nagende Reue und Sehnsucht nach den Eltern sein. Auch deßhalb handelt der Mann, welchem sie jetzt ein Opfer bringen will, nicht nur ehrlich, sondern auch klug, wenn er sich dagegen auflehnt."

Herr Hummel sah grimmig auf den Doctor. „Da steht der alte Petz an einen Pfahl gebunden, die jungen Hündlein zausen ihm das Fell und die Hähne krähen über seinem Haupt. Lassen Sie sich warnen durch mein Schicksal. Vermeiden Sie unter allen Umständen weibliche Nachkommenschaft.“ Er schlug mit der Faust auf die Handschuh, packte sie wieder ein, strich das Papier glatt und verschloß das Päckchen in seinen Schreibtisch. „So sperre ich mein Rabenkind wieder ein; im Uebrigen bleibe ich Ihr ergebener Diener. Also Ihre alten Inder sagen Ihnen, daß ich ein drolliger Kauz bin und für fremde Leute ein lustiger Bonvivant. Ist das Ihre Meinung von meinen natürlichen Gaben?“

„Nun,“ versetzte der Doctor mit einer Verbeugung, „ganz so harmlos sind Sie nicht. Gegen mich waren Sie immer ausgezeichnet grob.“

„Ich zanke mich mit Niemand lieber, als mit Ihnen,“ warf Herr Hummel anerkennend dazwischen.

Der Doctor verneigte sich wieder. „Wenn Sie mit andern Menschen spielen, wie mit Kätzchen, so lassen sich die Andern solche Behandlung nur darum gefallen, weil sie im Grunde hinter Ihrem unwirschen Wesen die gute Meinung merken. Ich grade kann Ihnen das sagen, weil ich zu den wenigen Menschen gehöre, denen Sie wirkliche Abneigung gönnen. Und da Sie nebenbei hartnäckig sind, so weiß ich sehr wohl, daß ich noch manchen Strauß mit Ihnen ausfechten muß, und ich bin gar nicht sicher, wie es zuletzt noch zwischen uns werden soll. Das hindert mich übrigens nicht, die verbissene Liebenswürdigkeit Ihrer Natur anzuerkennen.“

„Ich verbitte mir jede weitere Beleuchtung meiner Innerlichkeit,“ rief Herr Hummel. „Ich protestire dagegen, daß Sie mich wie einen Floh im Schattenspiel an die Wand malen. Sie haben eine nichtswürdige Weise, Ihre Mitmenschen mikroskopisch zu behandeln. Was Ihre Thätigkeit als Liebhaber meiner Tochter betrifft, so bin ich damit zufrieden. Sie wollen

mein Kind nicht in der Art haben, wie sie zu haben ist? Ich danke Ihnen für Ihre Bedenken. Wir sind darin ganz einer Meinung, und Sie sollen sie jetzt gar nicht haben." Der Doctor wollte ihn unterbrechen, Hummel winkte mit der Hand. „Jede weitere Rede ist unnütz, Sie verzichten auf die Tochter, aber Sie haben die Achtung des Vaters gerettet, und Sie haben außerdem das Gefühl, zu Laura's Bestem zu handeln. Da Sie ein so großer Biedermann sind, werden Sie sich damit beruhigen. Sie wollen sich dem Cölibat ergeben, ich würde Sie beneiden, wenn mich nicht die Rücksicht auf Madame Hummel daran hinderte."

„Das hilft Ihnen nichts, Herr Hummel," versetzte der Doctor, „ich bin durchaus nicht gesonnen, auf Laura's Hand zu verzichten."

„Ich verstehe," erwiederte Herr Hummel, „Sie wollen fortfahren, mein Kind über die Straße anzuschwärmen. Dies stille Vergnügen kann ich Ihnen leider nicht mehr lange gestatten, denn ich bin allerdings der Meinung, daß Laura auf einige Zeit aus meinem Hause gehen soll. Und da Sie sich statt der Tochter die Hochachtung des Vaters erwählt haben, so wollen wir diesen Punkt in gutem Einvernehmen besprechen. Denn in Einem irren Sie, wenn Sie meinen, daß meine Tochter Laura ihre Phantasieen auf gutes Zureden unterdrückt. Haben Sie nicht auch mir zuweilen in's Gewissen geredet? Es war wirklich für Ihre Jahre alles Mögliche, und es hat Ihnen bei mir gar nichts genützt. Grade so ist's mit diesem hartnäckigen Kinde. Deßwegen bin ich als Vater der Meinung, daß wir wenigstens in etwas dem Unsinn meines Wurms nachgeben. Ueberlegen Sie, wie weit Sie uns gefällig sein können. Sie will zu der Professorin. Nach dieser Residenz, wo mein Miether kein Hauswesen hat, soll sie nicht, aber nach Bielstein ist sie mehrmals eingeladen."

Der Doctor antwortete: „Ich habe dringende Veranlassung in den nächsten Tagen meinen Freund aufzusuchen, gern werde

ich den Umweg über Bielstein wählen, wenn Sie mir gestatten, für diese Fahrt Laura's Reisebegleiter zu sein. Ein Geheimniß aus der Reise mache ich nicht, am wenigsten meinen Eltern."

„Diese Entführung ist so ruppig," versetzte Hummel, „daß ich als Mädchen mich schämen würde, dabei mitzuspielen. Aber man darf von Ihnen nicht viel verlangen. Ich will nicht zu Hause sein, wenn diese Abfahrt vor sich geht, das werden Sie natürlich finden. Ueber die nächste Zukunft meines Kindes habe ich bereits meinen Plan gemacht. Für die Reise übergebe ich Ihnen mein Kind mit Vertrauen."

„Herr Hummel," rief der Doctor unruhig, „ich erbitte größeres Vertrauen. Wie haben Sie über Laura's nächste Zukunft bestimmt?"

„Da Sie sich entschlossen haben mich hochzuachten, so ersuche ich Sie mit der vertraulichen Andeutung zufrieden zu sein, daß ich gar nicht gesonnen bin, Ihnen darüber eine Mittheilung zu machen. Sie behalten meine Werthschätzung, und ich behalte meine Tochter. Unser Vertrag ist geschlossen."

„Der Vertrag ist mir aber durchaus nicht recht, Herr Hummel," rief der Doctor.

„Schweigen Sie. Wenn Sie in Folge dieses Vergleiches Ihre Theatercarriere wieder aufnehmen, so gebe ich Ihnen nur den Rath, spielen Sie niemals Liebhaberrollen: die Zuschauer laufen Ihnen zu allen Thüren hinaus. Also ich behandle die Leute wie Kätzchen? Dann wird also auch Ihr Vater, der behandelte Kater von heut früh wissen, daß ich nur mit ihm gespielt habe. Sie können ihm darüber eine Andeutung machen. Meine Frau hat heut zum Geburtstag einige Hähne gerupft; sollte dieser Braten Ihnen nicht peinliche Gefühle erregen, so wird mich freuen, Sie zu Mittag bei mir zu sehen. Sie werden nicht in die Verlegenheit kommen, mit meiner Tochter allein zu sprechen, denn der Hausmime ist eingeladen, er besorgt die Unterhaltung, Sie können still sitzen. Guten Morgen, Herr Doctor."

Wieder streckte ihm der Doctor die Hand entgegen, Herr Hummel schüttelte Sie eine Weile und brummte dazu. Als er wieder allein in seinem Comptoir saß, klang auf's Neue die Melodie des alten Dessauers in dem engen Raume, und jetzt frisch und herzhaft. Nicht lange, und die zweite der beiden Arien, über deren Töne Herr Hummel unbeschränkt verfügte, brach aus seinem Innern, er ließ auch das liebe Veilchen blühen. Endlich mischte er gar die Trommelschläge des Dessauers und das Veilchen zu einem künstlerischen Mus. Der Buchhalter, welcher wußte, daß dieses Potpourri einen Zustand höchster Frühlingswärme bezeichnete, steckte ehrerbietig lächelnd seinen Kopf in das Comptoir.

„Sie mögen heut auch zu Tische kommen," befahl Herr Hummel gnädig.

8.

Alte Bekannte.

Seit jener Unterredung über römische Kaiser hatte sich der Fürst durch einige Tage seinem Hofe entzogen. Er war krank. Seine nervöse Aufregung war, wie der Leibarzt erklärte, die gewöhnliche Folge einer Verkältung. Nur wenige Bevorzugte erhielten in diesen Tagen Zutritt — unter ihnen auch Magister Knips — sie hatten keine Veranlassung, sich ihrer vertrauten Stellung zu freuen, denn mit dem hohen Kranken war schweres Auskommen.

Heut saß der Fürst in seinem Arbeitszimmer, vor ihm stand ein älterer Beamter mit schlauem Gesicht, welcher die Tagesereignisse der Residenz berichtete, Urtheile, die an öffentlichen Orten über den Fürsten und das hohe Haus gesummt hatten, kleine skandalöse Anekdoten aus Familien, aber auch Beobachtungen, welche im Palais gemacht waren, wohin die

Prinzessin am letzten Tage ausgefahren sei und wen sie bei sich gesehen habe. „Prinz Victor war von drei bis vier Uhr bei der Baronin Hallstein, die er jetzt täglich besucht, am Abend mit Offizieren seines früheren Regiments zusammen, er ist erst gegen Morgen zurückgekehrt. Der Diener hatte Befehl, ihn nicht zu erwarten."

„Wie war's im Pavillon?" frug der Fürst.

„Nach dem Bericht des Lakaien kein Besuch aus der Stadt, auch keine Briefe, Alles wie gewöhnlich. Als die Fremden am Nachmittag vor der Thür saßen, sprach die Frau von einer Reise in die Schweiz, der Mann entgegnete, daß davon nicht die Rede sein könne, bevor er nicht hier zu glücklichem Ende gekommen sei. Darauf verstimmtes Schweigen. Am Abend waren beide im Theater."

Der Fürst nickte und verabschiedete den Beamten. Als er allein saß, rückte er seinen Stuhl an die Wand und lauschte auf den Ton eines Glöckchens, welcher kaum hörbar aus der Tiefe heraufzitterte; schnell öffnete er die Thür einer Wandnische und nahm die Papiere heraus, welche ein vertrauter Secretär durch eine Röhre in der Wand aus dem Unterstock heraufbefördert hatte. Es waren Schreiben von verschiedenen Händen, er durchflog schnell den Inhalt, behielt endlich ein Bündel Kinderbriefe in der Hand. Wieder lächelte er. „Also der große Ball zum Aufblasen hat bereits ein Loch." Die Miene wurde ernst. „Ein ächter Bauer, ihm fehlt jede Empfindung für die Ehre, die Stulpstiefeln eines Prinzen auf seinen Beeten zu sehen." Er nahm einen andern Brief. „Der Erbprinz an seine Schwester. Es ist der erste Brief des frommen Johannes aus Patmos, nichtssagend, als wäre er für mich geschrieben. Das mag wohl auch sein. Der Inhalt ist dürftig und kalt, aber der ihn geschrieben, ist ein Gentleman. Er drückt den Wunsch aus, auch die Schwester möge die schöne Zeit auf dem Lande verleben. Wir sind darin einer Meinung," setzte er in guter Laune hinzu, „Blumen pflücken und mit Ge-

lehrten über die Tugend römischer Damen sprechen. Dieser Wunsch soll allen Theilen erfüllt werden.“ Er legte die Briefe in die Nische zurück und drückte mit dem Fuß eine Feder am Boden, leise rauschte es in der Wand, die Sendung schwebte hinab.

Der Fürst erhob sich von seinem Stuhle und schritt durch das Zimmer. „Meine Gedanken fahren ruhelos um diesen Mann. Ich habe ihn zuvorkommend aufgenommen, ich habe sogar seine verrückten Hoffnungen mit größter Aufmerksamkeit behandelt, und mir begegnet, daß ein unpraktischer Träumer mich blasphemirt. Weßhalb dieser tückische Angriff auf mich? Er that ihn mit dem boshaften Scharfsinn eines Kranken, der besser erkennt als die Gesunden, wo es einem Andern fehlt. Was er schwatzte, war halb leere Reflexion und halb blöde Schlauheit eines Thoren, der auch den Wurm in der Hirnschale mit sich herumträgt. Gleichviel, wir kennen einander, wie der Augur den Genossen. Zwischen uns ist ein Familienhaß aufgebrannt, wie nur Verwandte gegen einander fühlen, ein dauerhafter treuherziger Haß, der sich hinter Lächeln und artigem Beugen des Kopfes verbirgt. Streich um Streich, mein römischer Vetter, du suchst eine Handschrift, die bei mir verborgen liegt, ich aber etwas Anderes, das du mir vorenthältst.“

Er sank in den Sessel zurück und sah scheu nach der Thür. Dann fuhr er mit der Hand in einen Stoß Bücher und zog eine Uebersetzung des Tacitus heraus. Mit dem Finger tippte er auf das Buch. „Der dies schrieb, war auch krank. Er spionirt unablässig um die Seelen seiner Herren; ihre Bilder füllen ihm die Phantasie so sehr, daß ihm das römische Volk und die Millionen anderer Menschen unbedeutend geworden sind, er beargwöhnt jeden Schritt seiner Gebieter und er vermöchte sie doch nicht zu entbehren, wie seine Zeit sie nicht entbehren konnte. Er starrt auf sie wie auf Sonnen, über deren Verfinsterung er grübelt, und die auch ihm, dem kleinen Planeten, sein Licht geben. Schon zweifelt er an einer

vernünftigen Ordnung der Welt, das ist jedem Menschenhirn der Anfang vom Ende. Aber er hat noch Witz genug, einzusehen, daß seine Herren erkrankt sind durch die Erbärmlichkeit von Seinesgleichen, und seine beste Politik ist die des alten Obersthofmeisters, mit stummer Verbeugung zu ertragen."

Er schlug die Blätter auf. „Nur Einer, den er in sein Buch gesperrt hat," begann er wieder, „war ein Mann, von dem zu lesen beweglich ist. Das war die finstere Majestät des Tiberius. Der kannte das Gesindel und verachtete es, bis die elenden Sclaven zuletzt auch ihn unter die Irren steckten. Weißt du, Professor Tacitus, weßhalb der große Kaiser zu einem schwachen Narren wurde? Niemand weiß es, Niemand auf Erden als ich und Meinesgleichen. Er wurde wahnsinnig, weil er nicht aufhören konnte, ein fühlender Mensch zu sein. Viele verachtete er und Viele haßte er, und doch konnte er das kindliche Gefühl nicht missen, zu lieben und zu vertrauen. An diesem Zipfel seines irdischen Lebens faßte ihn ein gemeiner Bursch, der ihm einmal persönliche Aufopferung gezeigt, und zog den starken Geist zu sich herab in den Schmutz. Eine armselige Schwäche des Herzens hat den harten Politiker des kaiserlichen Roms zum Thoren gemacht. Uns alle verderben die weichen Gefühle, welche in einsamer Stunde aufsteigen, untilgbar ist dies Verlangen nach reinem Herzen und treuem Gemüth, unsterblich die Sehnsucht nach den idealen Zuständen des Menschen, welche der Dichter schildert und der Pedant glaubt."

Er las mit halblauter Stimme eine Stelle: „So schreibt der römische Kaiser seinem Senat: Die Götter und Göttinnen sollen mich ärger strafen, als ich mich täglich gestraft fühle, wenn ich weiß, was ich euch, versammelte Väter, schreiben soll, oder wie ich es schreiben soll, oder was ich euch in diesem Augenblicke durchaus nicht schreiben darf."

Er schlug auf das Buch. „Der hat's gefühlt. Den Brief könnte noch mancher Andere schreiben und er könnte

weinen, daß er so schreiben muß.“ Er seufzte tief, der Kopf sank ihm in die Hände und auf den Tisch.

An der Thür regte sich's leise, der Fürst fuhr in die Höhe. Der Kammerdiener meldete: „Hofmarschall von Bergau.“

Der Hofmarschall trat ein. „Die Frau Prinzessin frägt an, zu welcher Stunde sie Ew. Hoheit Lebewohl sagen darf.“

„Lebewohl?“ frug der Fürst sich besinnend. „Weßhalb?“

„Ew. Hoheit haben anzuordnen geruht, daß die Frau Prinzessin heut auf einige Tage nach ihrem Sommerschloß abreist.“

„In der That,“ versetzte der Fürst. „Mir ist heut recht wohl, lieber Bergau, ich wünsche mit der Prinzessin beim Frühstück zusammen zu treffen. Ist auch Ihnen angenehm, daß Sie dort den Dienst leiten?“ frug er freundlich.

„Ich bin meinem gnädigsten Herrn dafür sehr dankbar,“ versetzte aufrichtig der Hofmarschall.

„Welche Dame hat die Prinzessin zur Begleitung gewählt?“

„Da Hoheit die Wahl freigestellt haben, ist Fräulein Gotlinde bestimmt.“

„Ich bin damit einverstanden,“ sagte der Fürst gnädig. „Lassen Sie die gute Gotlinde zum Frühstück laden und stellen Sie sich selbst dabei ein, damit ich Sie Alle vor der Abreise noch einmal um mich sehe. Noch Eins. Herr Werner wird Ihnen nachfolgen, er wünscht für seine gelehrten Zwecke Geräth und Räume des Schlosses zu durchsuchen. Seien Sie ihm in jeder Weise behülflich und lassen Sie es an keiner Aufmerksamkeit fehlen. Ich habe dabei einen vertraulichn Auftrag für Sie.“

Der Hofmarschall machte eine klägliche Miene, welche deutlich protestirte.

„Ich wünsche diesen bedeutenden Mann ganz für uns zu gewinnen,“ fuhr der Fürst fort. „Sondiren Sie, welche äußere Stellung oder Auszeichnung ihm willkommen wäre. Ich bemerke, daß mir viel daran liegt, ihn festzuhalten.“

Der Hofmarschall antwortete bekümmert: „Ew. Hoheit betheure ich, daß ich das hohe Vertrauen ehrfurchtsvoll zu schätzen weiß, und doch consternirt mich dieser Auftrag. Denn er setzt mich wieder in Gefahr, den Unwillen meines gnädigen Herrn zu erregen. Mir wurde hinreichende Gelegenheit, zu bemerken, daß bei diesen Leuten auf ein dankbares Entgegenkommen nicht zu rechnen ist.“

„Sie müssen nichts bieten, nur aus ihm einen Wunsch herauslocken,“ versetzte der Fürst trocken.

„Wenn dieser Wunsch aber in das Maaßlose hinausschweifen sollte?“ frug der Hofmarschall unsicher.

„So hüten Sie sich, zu widersprechen, überlassen Sie mir die Entscheidung, ob ich ihn für maaßlos halte. Senden Sie mir sofort Nachricht.“ Der Fürst winkte Entlassung, beobachtete scharf Verbeugung und Abtritt des Hofmarschalls und sah ihm kopfschüttelnd nach. „Er ist noch nicht alt, und schon trifft ihn der Fluch, er wird grotesk. Hier ist auch ein Räthsel menschlicher Natur für euch, ihr Gelehrten, daß Jemand, der alle Stunden Miene und Haltung beherrschen muß, der im täglichen Verkehr mit Anspruchsvollen Takt und gute Form sehr nöthig hat, daß grade der in alten Tagen leicht dem Schicksal verfällt, diesen besten Erwerb seines Lebens zu verlieren, haltlos zu schwatzen und durch ungebändigten Egoismus lästig zu werden. Du weißt die Antwort darauf, Kaiser Tiberius, weßhalb der Dienst bei dir, dem klugen Mann, deine Diener allmälig zu Karikaturen ihres eigenen Wesens gemacht hat. Nun, sie haben sich an dir gerächt, es ist Alles in der Ordnung. In dem Gefüge der Welt ist eine verzweifelte Vernunft; Jammer, o Jammer, daß wir beide geringe Veranlassung haben, uns darüber zu freuen.“ Er stöhnte und wieder verbarg er das Haupt in den Händen.

Kurz darauf hielt Ilse im Pavillon neue Briefe aus der Heimath in der Hand. „Wie kann vierblättriger Klee aus gut

geschlossenem Briefe verloren gehen?" frug sie den Gatten. „Luise hat an ihrem Geburtstage einige Kleeblätter gefunden und in dem vorletzten Briefe dir geschickt, damit du Glück haben solltest. Das Kind kommt in die Jahre, wo solches Spiel Freude macht. Der getrocknete Klee lag nicht in ihrem Briefe, und da sie flüchtig ist, schalt ich sie darum in meiner Antwort. Heut betheuert sie, ihn ganz zuletzt in das Couvert gesteckt zu haben."

„Er mag dir selbst beim Aufbrechen des Briefes herausgefallen sein," tröstete der Professor.

„Der Vater ist nicht mit uns zufrieden," fuhr Ilse bekümmert fort, „ihm ist nicht recht, daß der Prinz in seine Nähe gekommen ist, er fürchtet Störungen für die Wirthschaft und das Geschwätz der Leute. Worüber wollen die Leute schwatzen? Clara ist doch noch ein halbes Kind, und der Prinz wohnt ja gar nicht auf unserm Gute."

„Alles ist grau auf der Erde," klagte sie, „das Licht der lieben Sonne fehlt überall. Auch hier die Verstörung, der Fürst krank, unser Prinz verschwunden, wie vom Sturm weggefegt. Wie konnte der Prinz abreisen, ohne guten Tag, guten Weg zu sagen? Darüber kann ich mich nicht beruhigen. Denn das haben wir nicht um ihn verdient und nicht um seinen geschmeidigen Kammerherrn. Ich fürchte, er geht nicht gern auf das Land, und er zürnt mir, Felix, weil ich einige Worte darüber gesagt. Wenn er unzufrieden ist, so wird er ganz schweigsam und gleichgültig sein, darauf kenne ich ihn, und darüber wird sich wieder mein Vater ärgern. Das kann nicht gut thun, und mir liegt die Sache schwer auf dem Herzen."

„Läßt dir dieser Kummer noch Raum für die Geschäfte anderer Leute," begann der Professor fröhlich, „so gönne auch mir einigen Antheil. Ich meine, das einsame Schloß gefunden zu haben, das ich so lange suchte, aus dieser Chronik sehe ich, daß noch im vorigen Jahrhundert der Landsitz, nach welchem

die Prinzessin abreist, mitten im Walde lag. Ich höre, in den entlegenen Mauern wird viel alter Hausrath aufbewahrt. Mir ist zu Muthe, wie in meiner Kindheit am Vorabend meines Geburtstages. Ich habe dem Schicksal einen großen Wunschzettel geschrieben, und wenn ich an die Stunde denke, wo diese Einbescheerung mir werden kann, fühle ich dieselbe pochende Erwartung, die dem Knaben den Schlaf verscheuchte. Es ist ja kindisch, Ilse," fuhr er fort, seiner Frau die Hand reichend. „Ich weiß es, habe auch du Nachsicht mit mir, ich habe dich oft mit meinen Träumen gelangweilt, das wird jetzt ein Ende nehmen. Denn dort endet zwar nicht die Hoffnung, den Schatz einmal zu finden, wohl aber ist dort die letzte Stäte, wo ich ihn zu suchen Veranlassung habe."

„Wie aber, Felix, wenn du das Buch wieder nicht findest?" frug Ilse traurig und hielt seine Hand fest.

Die Stirne des Professors zog sich finster zusammen, er wandte sich kurz ab und sagte rauh: „Dann suche ich weiter. — Wäre doch Fritz gekommen."

„Sollte er denn kommen?" frug Ilse verwundert.

„Ich habe ihn darum ersucht," versetzte der Gatte. „Er antwortete, daß die Geschäfte seines Vaters und sein Verhältniß mit Laura ihn noch zurückhalten. Auch für ihn scheint sich eine Krisis vorzubereiten. Er erhebt gegen das Verzeichniß, das ich hier fand, Bedenken, die ich für unbegründet halte."

„O wäre er bei uns!" rief Ilse, „ich sehne mich nach einem befreundeten Gesicht wie ein Reisender, der Tage lang durch öde Wildniß fährt."

Der Professor wies zum Fenster hinaus. „Diese Wildniß sieht doch menschlich genug aus, und ein Besuch, den du dir forderst, fährt bereits vor das Haus."

Ilse hörte das Rollen fremder Räder, welche unsichere Gleise in den fürstlichen Kies zogen. Ein Wagen hielt vor dem Pavillon, der ländliche Kutscher klatschte mit der Peitsche. Die Diener eilten vor die Thür, Gabriel knöpfte an der Leder-

decke des Wagens, eine kleine Dame fuhr heraus, gab dem Lakaien ein Packet und Gabriel eine Schachtel, und rief dem Kutscher zu, wegen des Anspannens nachzufragen. Eilig stieg sie die Treppe herauf und verschlang auf dem Wege die Malerei und die Gipsschnörkel mit ihren Augen.

„Das ist große Freude, Frau Oberamtmann," rief Ilse erfreut an der Stubenthür. Der Professor eilte der Fremden entgegen und bot ihr den Arm.

„Meine theure Ilse," rief die kleine Dame, „verehrter Herr Professor, da bin ich! Denn Rollmaus hat für seine Geschwisterkinder die Aufsicht über ein Gut in der Nähe erhalten, und da er in diese Gegend reisen mußte um zum Rechten zu sehen und nur kurze Zeit verweilen wird, so dachte ich wegen der Annehmlichkeit des Wiedersehens Ihnen beiden einen Besuch zu machen. Der Vater grüßt und die Geschwister, von denen Clara sich ausbildet wie Ihr jüngerer Zwilling."

„Herein, herein," rief Ilse, „Sie selbst sind der beste Gruß aus der Heimath."

Die Rollmaus blieb an der Thüre stehen. „Ich bitte nur einen Augenblick," rief sie auf die Schachtel zeigend.

„Sie kommen zu alten Freunden."

„Ich bitte dennoch, damit ich diesem decolletirten Hause keine Schande mache."

Die Frau Oberamtmann wurde in ein Nebenzimmer geführt, die Schachtel geöffnet und nachdem die gute Haube aufgesetzt und weiße Randverzierungen um Hals und Arme gesteckt waren, flatterte die gelehrte Frau mit Ilse in die Wohnstube. „Prachtvoll," rief sie und sah bewundernd nach der Decke, wo der Liebesgott ihr sein Mohnbüschel entgegenstreckte. „Man erkennt an dem Flitzbogen auf der Stelle, daß es ein Cupido ist, welchen man sogar öfter auf Pfefferkuchenbildern sieht, wo er zwischen zwei brennenden Herzen steht. Verehrter Herr Professor, das Glück uns wieder zu sehen und in solcher Umgebung, ist wirklich sehr groß. Ich habe mich lange auf diese

Stunde gefreut, wobei ich Ihnen zugleich meinen Dank sage für die letzten übersandten Werke, in denen ich bis zur Reformation vorgedrungen bin. Rollmaus wäre gern mitgekommen, aber die Brennerei macht ihm zu thun wegen der alten Blase, welche dort herausgenommen werden muß."

Bei dieser Begrüßung fuhren die Augen der Frau Oberamtmann neugierig in alle Winkel der Stube. „Wer hätte gedacht, liebe Ilse, daß Sie und der Herr Professor mit unseren fürstlichen Personen in ein freundschaftliches Verhältniß kommen würden? Ich muß Ihnen gestehen, daß ich mich bereits beim Herfahren nach dem fürstlichen Hof umgesehen habe, welcher aber wahrscheinlich auf der andern Seite liegt, da ich hier nur Gartengewächse erblicke."

„Es ist keine Wirthschaft bei dem Schloß," erklärte Ilse, „nur der Stall ist geblieben und die große Küche."

„Man spricht von sechs Köchen," rief die Rollmaus, „welche alle vorzugsweise Mundköche sind, obgleich ich nicht weiß, für welchen andern Theil des menschlichen Körpers sonst noch gekocht werden soll. Aber die Originalitäten bei einem Hofe sind überhaupt sehr groß, wozu auch die Silberwäscherinnen gehören, von denen ich wirklich nicht glaube, daß sie ihre Pflicht thun; wenigstens ist das kleine Courant in unserm Lande sehr schmutzig und es wäre ein großes Scheuerfest dafür nothwendig. Man sagt, daß der junge Prinz jetzt auf die Oberförsterei kommt; unser Oberförster ist in voller Occupation, er flucht über die Einquartirung und hat sich neue Uniform bestellt." Sie wurde ernsthaft, fiel in Gedanken und es entstand eine Pause, aus welcher sie sich dadurch zog, daß sie ihre Nasenspitze faßte, Ilse gutmüthig ansah und dieser die Hand drückte. „Es scheint Regenwetter zu kommen," fuhr sie kleinlaut fort, „und die Landwirthe klagen, daß der Käfer im Frühjahr den Raps gefressen hat. Hier freilich ist's wie im Paradiese, obgleich ich hoffe, daß keine wilden Thiere herumspazieren, und jetzt auch keine Zeit ist, wo man Aepfel mit Vergnügen vom Baume

brechen kann. Dagegen hat sich hier in der Residenz etwas aufgethan, was sehr merkwürdig sein soll. Denn wie ich mit Rollmaus nach dem Gute kam, erzählte der Inspector von einer Wahrsagerin, welche den Leuten dieser Stadt wunderbare Dinge prophezeit. Wissen Sie etwas Sicheres über ihre Qualität?“

„Wir haben wenig Bekannte,“ antwortete Ilse, „Neuigkeiten erfahren wir nur aus den Blättern.“

„Mir wäre wirklich lieb zu hören, was an der Person ist. Denn ich habe in der letzten Zeit das Studium der Phrenologie angefangen, und ich höre, lieber Herr Professor, daß auch diese Forschung von mehren Seiten angefochten wird. Ich selbst bin darüber unsicher. Ich habe den Kopf von Rollmaus untersucht, und bin erschrocken, wie sehr an seinen Ohren der Zerstörungstrieb entwickelt ist, während er doch bei jedem Tassenhenkel, den die Mädchen abbrechen, unzufrieden wird. Wiewohl ich wieder, lieber Herr Professor, auf Ihrer Stirn das Denkvermögen bestätigt finde. Die Buckel sind sehr groß, womit ich nicht sagen will, daß sie Ihnen schlecht stehen. Um aber wieder auf die Wahrsagerin zu kommen, so hat sie dem Inspector gesagt, daß er verheirathet war, daß seine Frau gestorben ist und daß er zwei Kinder hat, und daß er noch eine Frau nehmen wird, welche ihm wieder einen Nachwuchs von zweien importiren wird. Und das ist Alles richtig, denn er geht bereits auf Freiersfüßen. Nun frage ich Sie, woher kann die Person das wissen?“

„Vielleicht kennt sie den Inspector,“ versetzte der Professor, unter seinen Papieren aufräumend. „Ich rathe nicht ihrer Kunst zu vertrauen und ich kann Ihnen auch das Studium der Phrenologie nicht empfehlen. Jetzt aber lassen Sie uns wissen, wie lange Sie bei uns bleiben, ich bin genöthigt, in das Museum zu gehen, und will Sie bei meiner Rückkehr wiederfinden.“

„Ich kann einige Stunden bleiben,“ tröstete die Rollmaus

„ich habe drei Meilen zu fahren, aber die Wege hier sind besser, als bei uns. Obgleich auch jetzt über unserer Chaussee gebaut wird, die Wegebauer karren schon bei der Stadt Rossau, denken Sie, liebe Ilse, die steinerne Brücke zwischen der Stadt und Ihrem Gute ist bereits abgebrochen, sie haben eine Nothbrücke gezimmert. Also auf einige Stunden bitte ich Sie, mit mir in Ermangelung eines Besseren vorlieb zu nehmen."

Der Professor entfernte sich, die Frauen sprachen vertraulich über die Familien der Heimath, wobei die Rollmaus sich wissenschaftlicher Untersuchungen nicht ganz begab, denn sie fuhr mitten in der Unterhaltung mit dem Finger an Ilse's Schläfe und bat um Erlaubniß, ihren Scheitel zu befühlen, worauf sie erfreut sagte: „Es ist viel Aufrichtigkeit da, wie ich immer vorausgesetzt habe." Dabei sah sie Ilse bedeutungsvoll an. Sie war redselig und herzlich, aber sie verrieth eine Befangenheit, welche Ilse auf die ungewohnte Umgebung schob.

Nachdem die Frau Oberamtmann die Wohnung bewundert hatte, die Bilder beurtheilt und den Stoff der Möbelüberzüge befühlt, wies Ilse auf das Sonnenlicht, welches aus den Regenwolken brach, und machte den Vorschlag, durch die Parkanlagen zu gehen. Erfreut stimmte die Frau Oberamtmann bei, sie wandelte mit festem Landschritt neben ihrer Führerin, und Ilse hatte viel zu thun, die Fragen der aufgeregten Dame zu beantworten. Dabei kamen sie in einen Theil der Anlagen, welcher in dieser Stunde den eleganten Leuten der Residenz zur Promenade diente. „Welche Ueberraschung!" rief die Rollmaus plötzlich, und faßte Ilse's Arm. „Hochfürstliches Costüm." Bei einer Biegung des Weges wurde der Hut eines Lakaien sichtbar, die Prinzessin, begleitet von Fräulein Gotlinde und dem Prinzen Victor, kam grade auf sie zu. Unter ehrfurchtsvollen Grüßen der Spaziergänger näherten sich die Herrschaften, auch Ilse trat zur Seite und verneigte sich. Die Prinzessin blieb stehen. „Wir sind im Begriff, Sie aufzusuchen," begann sie freundlich, „mein Bruder war zu schneller Abreise

veranlaßt, er wird Ihrem Vater sagen, wie leid ihm that, daß er Ihre Grüße nicht in das väterliche Haus mitnehmen konnte." Ihre Augen streiften über die Frau Oberamtmann, welche sich mit beiden Händen auf ihren Schirm stützte und den Kopf vorbeugte um keine Silbe von den Lippen der erlauchten Dame zu verlieren. Ilse nannte den Namen: „Eine treue Nachbarin aus der Gegend von Rossau, welche für einige Tage hier in der Nähe weilt." Die Rollmaus tauchte tief herab, und sagte fast bewußtlos vor Schreck: „Es ist nur drei Meilen von hier, in Krötendorf, obwohl mit gnädigster Erlaubniß nicht mehr Kröten daselbst wohnen, als an andern anständigen Orten."

„Sie sind auf dem Spaziergange," sprach die Prinzessin zu Ilse, „wollen Sie mich nicht ein Stück begleiten?" Sie winkte Ilse neben sich und setzte zwischen ihr und dem Hoffräulein den Weg fort, Prinz Victor blieb zurück und gesellte sich zur Frau Oberamtmann.

„Also die Kröten werden auf Ihrem Gut nicht gemästet?" begann der Prinz die Unterhaltung.

„Nein, mein Gnädiger," versetzte die Rollmaus, verlegen an ihrem Schirme nestelnd. „Ich weiß wirklich nicht, wie ich Sie durch eine richtige Titulatur coordiniren soll."

„Prinz Victor," erwiederte der junge Herr nachlässig.

„Ich bitte um Verzeihung, daß mir dieser ehrenvolle Name noch keine Befriedigung gewährt. Darf ich noch um die sonstige Titulatur bitten, welche bei Pfarrern durch Hochehrwürden ausgedrückt wird? Denn bei fürstlichen Personen anzustoßen, ist nicht erfreulich, und mir sind diese Adressen nicht geläufig."

„Nennen Hochwohlgebornen mich Hoheit, so wird uns beiden Recht geschehen."

„Ganz wie Sie befehlen," rief die Rollmaus erfreut.

„Sie sind näher mit der Frau Professorin bekannt?"

„Seit ihrer Kindheit," erklärte die Frau Oberamtmann,

„ich war ihrer seligen Mutter befreundet, und ich darf wohl sagen, ich habe Freude und Trauer mit unserer lieben Ilse getheilt, Prinz Victor Hoheit kann ihr treues Herz unmöglich so gut kennen als Unsereiner. Zuletzt ist sie durch die gelehrte Bekanntschaft in andere Atmosphäre gekommen, aber schon vor der Verlobung, als die Fackeln brannten und ihre Geschwister Fichtenäste trugen, war mir deutlich, das daraus eine Partie werden mußte."

„Gut," sagte der Prinz, „wie lange bleiben Sie in unserer Nähe?"

„Nur bis Ende der Woche, denn die Wirthschaft geht bei Rollmaus jeder Residenz vor, was auch gar nicht zu verwundern ist, da er nicht Neigung zur Wissenschaft hat, welche mich beseelt. Wozu in der Stadt bessere Gelegenheit ist, obgleich man auch auf dem Lande seine Beobachtungen macht, an Köpfen und andern Naturgegenständen."

„Das Wetter ist unsicher, Ihr Wagen ist doch von allen Seiten geschlossen?" unterbrach sie der Prinz.

„Es ist eine Britschka mit ledernem Verdeck," versetzte die Rollmaus. „Wogegen ich offenherzig gestehen will, daß es mir bei diesem Besuche ein ganz unerwartetes Vergnügen ist, Hoheit hier neben mir zu sehen, denn ich habe schon von Ihnen allerlei gehört."

„Ich werde Ihnen sehr dankbar sein," versetzte der Prinz, „wenn Sie mir ganz freundschaftlich sagen, was Sie gehört haben. Ich habe bis jetzt geglaubt, daß mein Ruf noch lange nicht so arg ist, als er sein könnte."

„Es mag Jemand noch so edel sein, er entgeht der Nachrede nicht," rief die Rollmaus eifrig. „Man spricht von Streichen. Ich fürchte, Hoheit werden mir verübeln, wenn ich diese Nichtswürdigkeiten in den Mund nehme."

„Sprechen Sie nur etwas," versetzte der Prinz, „was es auch sei."

„Man behauptet, daß Hoheit debuschiren, daß Hoheit als

ein lustiger Vogel leben und noch Anderes, was ich zu wiederholen mich genire."

„Nur heraus," ermunterte der Prinz.

„Daß Hoheit andere Leute zum Narren haben."

„Das thut weh," versetzte der Prinz. „Ist Ihr Kutscher ein beherzter Mann?"

„Er ist nur etwas grob, sogar gegen Rollmaus, der ihm Vieles nachsieht."

„Glauben Sie mir, Frau Oberamtmann," fuhr der Prinz fort, „es ist eine trauriges Geschäft, Prinz zu sein. Unruhe vom Morgen bis zum Abend. Jeder will haben und Keiner bringt etwas, außer Rechnungen. Darüber geht die Heiterkeit verloren, man wird trübsinnig und schleicht durch die Büsche. Meine liebste Erholung ist am Abend ein friedliches Gespräch mit meiner guten alten Amme und Erzieherin, der verwittweten Cliquot, und eine kleine Patience, die ich mit meinen vier königlichen Freunden lege. Zuletzt zählt man die guten Werke zusammen, die man den Tag zu Stande gebracht hat, seufzt, daß ihrer so wenig sind, und sucht seinen Stiefelknecht. Wir sind die Opfer unseres Standes. Wenn ich die Frau Professorin um etwas beneide, so ist es ihr Diener Gabriel, ein zuverlässiger Mann, den ich auch Ihrem Wohlwollen empfehle."

„Ich kenne ihn bereits," versetzte die Rollmaus. „Wobei ich bekennen muß, daß die Selbstbiographie, welche Sie von sich geben, mit Allem übereinstimmt, was ich bei Hoheit an dem Organismus des Kopfes entdecke, soweit nicht der Hut die Aussicht benimmt, was freilich sehr der Fall ist."

„Ich wäre meiner Hirnschale dankbar," brummte der Prinz, „wenn sie bei Jedermann meinen Worten so leicht Glauben verschaffen wollte."

„Es wird mir, solange ich lebe, sowohl Plaisir als Souvenir sein," fuhr die Rollmaus mit einem schreitenden Knixe fort, „daß mir der Zufall diesen intimen Commers mit Ew. Hoheit verschafft hat. Die Erinnerung daran will ich mir,

wenn ich dies sagen darf, durch Ew. Hoheit Bild vexiren, von dem ich hoffe, daß es in den Handlungen zu haben sein wird. Man stellt sich davor, wenn man sich grade im Singularis befindet, wie jetzt mein Sohn Karl vor seiner Grammatik, und denkt an die vergangenen Stunden."

Prinz Victor sah die Rollmaus mit einem Blicke innigen Wohlwollens an. „Ich werde nie dulden, daß Sie mein Portrait kaufen, ich bitte um die Erlaubniß, Ihnen ein Exemplar als Andenken zu übersenden. Es ist leider nicht so getroffen, wie ich wünsche. Der Maler hat mich stärker aufgefaßt, auch mit dem Anzug bin ich nicht ganz zufrieden, er sieht einem geistlichen Talar gar zu ähnlich. Indeß bitte ich, den Ueberfluß freundlich hinweg zu denken. Hält Oberamtmann Rollmaus auf gute Pferde? Zieht er die Fohlen selbst?"

„Immer, Hoheit, er ist deßwegen bei den Nachbarn berühmt."

Der Prinz wandte sich in einem ganz neuen Interesse zu der kleinen Dame. „Könnte man vielleicht mit ihm ein Geschäft machen? Ich suche einige dauerhafte Reitpferde. Wie ist er beim Handel?" frug er treuherzig.

„Er ist ein sehr guter Wirth," versetzte die Rollmaus zögernd und sah den Prinzen mit heimlichem Bedauern an. „In Pferden gilt er seinen Bekannten für sehr erfahren, und — und wenn ich es sagen darf, für frottirt."

„Was heißt das?" frug der Prinz.

„Ich bitte um Vergebung," rief die Rollmaus ängstlich, „es würde für mich als Gattin nicht wohlanständig sein, wenn ich das unangenehme Wort gerieben verwenden wollte."

Der Prinz zog die Lippen zu einem leisen Hauch zusammen, welcher fast wie ein resignirtes Pfeifen klang. „Also er ist Hochwohlgeboren sehr unähnlich. Dann wird schwerlich etwas zu machen sein. Hat Frau Professorin nicht Lust, Sie auf einige Tage im Dorf der Kröten zu besuchen?"

„Es wäre uns die größte Freude," rief die Rollmaus, „aber das Haus steht leer und ist nicht eingerichtet, wir müssen uns behelfen, auch die Küche ist kalt."

„Also nur für den äußersten Nothfall," sagte der Prinz.

Unterdeß schritt Ilse an der Seite der Prinzessin durch die Gruppen der grüßenden Städter, ihr war das Herz nicht so leicht, als ihrer Frau Oberamtmann. Die Prinzessin sprach gütig zu ihr, aber über Gleichgültiges, wandte sich auch wohl nach der andern Seite zu ihrem Hoffräulein. Es war offenbar nicht der Wunsch, sich mit Ilse zu unterhalten, was die Aufforderung veranlaßt hatte, es war eine Schaustellung der Huld vor den Leuten, das empfand Ilse deutlich, sie fühlte die Absicht heraus, frug sich in der Stille, weßhalb das nöthig sei, und ihr Stolz bäumte gegen eine Huld auf, die nicht vom Herzen kam. In dem belebtesten Theil der Promenade wurde Ilse noch eine Weile von der Prinzessin festgehalten. „Ich verlasse heut die Residenz," sagte die Prinzessin, „und gehe für Tage oder Wochen auf das Land, vielleicht wird mir das Vergnügen, Sie dort zu sehen." Auch Prinz Victor rückte verbindlich an seinem Hut und sagte nichts als die Worte: „Die Luft wird schwül."

Ilse grübelte über dem kleinen Vorfall, als sie mit ihrer Begleiterin dem Pavillon zuging, sie antwortete zerstreut den begeisterten Reden der Frau Oberamtmann und sah nur mit halbem Blick auf die Spaziergänger, von denen jetzt viele auch vor ihr den Hut zogen.

Gabriel hatte der Frau Oberamtmann zu Ehren für Kaffee gesorgt und in dem abgeschlossenen Raume vor der Thür den Tisch gedeckt. Dort saßen die Frauen nieder, die Rollmaus sah entzückt auf blühende Azaleen, rühmte den Kuchen der Residenz und noch weit mehr die hohen Herrschaften, und plauderte in ihrer besten Laune fort, während Ilse ernsthaft vor sich niedersah. „Einige Fürstlichkeiten habe ich gesehen, jetzt hätte ich noch Lust zur Wahrsagerin. Es ist merkwürdig,

liebe Ilse, daß meine schätzbare Verbindung mit dem Herrn Professor immer nach dem Ahnungsvermögen hinarbeitet. Als ich ihn zuerst sah, kam das Gespräch auf meine Jette, welche jetzt als Schenkwirthin recht dick wird, und heut wieder auf die Wahrsagerin. Es ist wirklich kein Vorwitz, wenn ich den Wunsch habe, diese Person zu befragen. Mir liegt nichts daran, meine Zukunft zu erfahren, da ich ohnedies genau weiß, wie Alles geschehen wird. Denn wir leben gewissermaßen in natürlichen Verhältnissen; zuerst kommen die Kinder, dann wachsen sie groß, man wird älter und wenn man nicht stirbt, bleibt man noch eine Weile am Leben. Das ist mir nie scrupulös gewesen, und ich wüßte nicht, was mir die Person darin Neues entdecken könnte. Es müßte denn ein Unglück sein, das uns passiren soll, und das will ich gar nicht prophezeit haben. Mir ist es vielmehr nur um die Belehrung, ob eine solche Person mehr weiß, als wir andern. Denn in unserer Zeit wird auch das Ahnungsvermögen bezweifelt, und mir selbst hat nie etwas geahnt, außer einmal bei Zahnschmerz, wo mir träumte, daß ich eine Pfeife rauchte, was denn auch geschah und garstige Wirkungen hatte, welche aber nicht wunderbar genannt werden können."

„Vielleicht weiß die Wahrsagerin zuweilen mehr als Andere," versetzte Ilse zerstreut, „weil sie irgendwo die Kenntniß fremder Verhältnisse erworben hat."

„Ich habe mir schon etwas ausgedacht," rief die Oberamtmann, „ich würde sie nur wegen der silbernen Suppenkelle fragen, welche auf eine unerklärliche Weise aus unserer Küche verschwunden ist."

„Was will die Frau daran wenden, wenn ich's ihr sage?" frug eine hohle Stimme. Die Rollmaus fuhr in die Höhe. An der Hausecke stand ein großes Weib hinter den Topfgewächsen, von den Schultern hing ihr ein verschlissener Mantel, das Haupt war mit einem dunklen Tuche verhüllt, hinter welchem zwei blitzende Augen nach den Frauen stachen. Die Rollmaus

faßte Ilse's Arm und rief erschreckt: „Das ist die Wahrsagerin selbst, liebe Ilse, ich erbitte Ihren Rath, soll ich sie fragen?"

Das Weib trat vorsichtig hinter dem Strauchwerk hervor, stellte sich vor Ilse und lüftete das Kopftuch. Ilse erhob sich und sah unruhig auf die scharfen Züge eines verfallenen Gesichts. „Die Zigeunerin!" rief sie zurücktretend.

„Eine Kesselflickerfrau," rief die Rollmaus unwillig, „dieses Ahnungsvermögen kenne ich, es hängt mit Hühnermausen zusammen und mit noch schlimmeren Dingen. Erst stehlen sie und verstecken und dann verkünden sie, wo das Gestohlene liegt."

Die Fremde achtete nicht auf den Angriff der Frau Oberamtmann. „Meine Leute sind gehetzt worden wie die Füchse im Wald, der Frost hat sie getödtet, eure Wächter haben sie gefangen, die noch leben, liegen zwischen Mauern und klirren mit der Kette. Ich ziehe allein durch das Land. Schöne Frau, denken Sie nicht daran, was in jener Nacht die Männer gethan, denken Sie nur an das, was ich Ihnen vorausgesagt. Ist es nicht eingetroffen? Jetzt sehen Sie auf das steinerne Haus dort drüben, und Sie sehen wie er langsam auf dem Kieswege herankommt bis in die Stube, in welcher der nackte Knabe an der Decke hängt."

Ilse's Antlitz zog sich zusammen. „Ich verstehe den Sinn eurer Rede nicht, nur Eines höre ich, daß Ihr hier Bescheid wißt."

„Manches Jahr sind meine Füße durch den Schnee geglitten," fuhr die Landstreicherin fort, „seit ich zum letzten Mal durch die Pforte dieser schwarzen Thiere getreten bin." Sie wies auf die beiden Engel mit Tulpengewinden. „Jetzt hat die Krankheit auch mich geschlagen." Sie streckte ihre Hand aus. „Geben Sie junge Frau, einer Kranken von der Landstraße, die einst denselben Weg gegangen ist, den Sie jetzt schreiten."

Ilse's Wange röthete sich, sie sah starr auf die Bettlerin und schüttelte verneinend das Haupt. „Nicht Geld will ich von Ihnen," fuhr die Bettlerin fort. „Bitten Sie für mich bei dem

Geiste dieses Hauses, wenn er Ihnen einmal erscheint. Ich bin müde und suche ein Lager für mein Haupt. Sagen Sie ihm, die Fremde, der er das Zeichen umgehangen hat," sie wies auf ihren Hals, „bittet um seine Hülfe."

Ilse stand unbeweglich, ihre Wangen glühten und ihr Auge sah zornig auf das Weib.

„Was wenden Sie daran, Ihr Silber wieder zu finden?" frug zur Rollmaus gewandt die Bettlerin in verändertem Ton.

„Ihr also seid die Wahrsagerin?" fuhr die Rollmaus entrüstet auf sie ein, „nicht einen Kreuzer wende ich an euch. Wer euren Kopf untersucht, würde einen schönen Organismus darauf finden. Solche kauderwelsche Worte habe ich schon oft gehört. Macht euch fort, bevor die Polizei kommt. Eine von eurem Volk hat meiner Großmagd prophezeit, sie würde einen Gutsbesitzer heirathen, und ich mußte das Mädchen abschaffen, welche sonst brauchbar war, weil sie anfing, gegen Rollmaus selbst zu scharmuziren, obgleich dieser nur darüber lachte. Geht, wir wollen nichts mit euch zu thun haben."

„Denken Sie an meine Bitte," rief die Fremde Ilse zu, „ich komme wieder."

Die Frau wandte sich ab und verschwand hinter dem Hause.

„Es sind Bälger," rief die Oberamtmann in tiefem Aerger, „glauben Sie nichts von Allem, was sie sagen. Diese hier sprach noch ärgern Unsinn als die andern. Ich glaube gar, liebe Ilse, Sie lassen sich zu Herzen gehen, was dieser Betteltanz parlirte."

„Sie kennt dies Haus, sie wußte wohl, was sie sprach," versetzte Ilse tonlos.

„Natürlich," rief die Rollmaus, „sie schweifen umher und gucken durch alle Ritze, sie haben ein gutes Gedächtniß für anderer Leute Geschäfte, nur an ihre eigene Dieberei wollen sie nicht erinnert sein. Dieses Object hier habe ich sehr im Verdacht wegen meiner Suppenkelle. Wenn das die berühmte

Wahrsagerin sein sollte, dann ist mir alle Forschung verleidet. Ach, und ich sehe, Ihnen auch."

„Ich kenne das Weib," versetzte Ilse, „sie gehört zu der Bande, die unsere Kinder bestahl und den Arm meines Felix verwundete. Jetzt tritt die unheimliche Gestalt wie ein Gespenst vor meine Seele und ihre dunklen Worte erregen mir Grauen. Sie drohte, wieder zu kommen, mich faßt die Angst, daß dieses Weib noch einmal an mich heranschleicht. Hinweg von hier."

Ilse eilte in das Haus, die Oberamtmann folgte und rieth wohlwollend: „Kommt sie wieder, so wird sie weggejagt. Für dieses Ahnungsvermögen giebt es kein besseres Mittel als Arrest bei Wasser und Brot."

Ilse stand im Wohnzimmer, auch dort sah sie sich scheu um. „Der ihr das Kreuz umhing, war der Herr dieses Schlosses; und als sie damals am Hofthor die wüsten Worte zu mir sprach, meinte sie nicht meinen Felix."

„Acht Groschen meinte sie und nichts weiter," tröstete die Rollmaus.

„Wie darf sie wagen, mein Leben mit dem ihren zu vergleichen? Wie weiß sie, ob der Herr dieses Hauses auf meine Worte hört?"

Die Oberamtmann mühte sich vergebens, durch verständige Betrachtungen über die Nichtswürdigkeit weiblicher Vagabonden zu beruhigen. Ilse sah mit gefalteten Händen vor sich hin, die Trostsprüche der wackern Freundin verhallten vor ihrem Ohr.

Im Hause sprachen fremde Stimmen, Gabriel öffnete die Thür und meldete den Hausmeister. Der alte Mann trat diensteifrig ein und bat, die Störung zu entschuldigen. „Mein gnädigster Herr befahl mir anzufragen, ob vielleicht eine fremde Landstreicherin hier bettelte. Sie hat sich in das Schloß geschlichen, Zugang zu der Frau Prinzessin gesucht und diese erschreckt, als Hochdieselbe abreisen wollte. Seine Hoheit lassen vor der Fremden warnen, sie ist eine gefährliche Person."

„Sie war hier," versetzte Ilse, „und sprach wilde Reden, sie ließ merken, daß sie im Hause bekannt sei."

Der Hausmeister sah bekümmert aus, als er fortfuhr: „Es ist lange her, da hatte die hochselige Fürstin sich einmal eines singenden Mädchens erbarmt, dem die Mutter an der Landstraße gestorben war. Sie ließ das Geschöpf unterrichten, und weil es drollig war und sich gut anließ, wurde es zuletzt in's Schloß genommen und zu kleinen Diensten gebraucht, aber es hat den Herrschaften schlecht gelohnt. In einer Zeit, wo die hohe Familie schweres Unglück traf, fiel die Person in die Gewohnheit ihrer Kinderzeit zurück, sie stahl und wurde unsichtbar. Heut will ein Diener in dem fremden Weibe das Mädchen wiedererkannt haben. Das hat der Kammerdiener Sr. Hoheit zugetragen, und der gnädige Herr, welcher ohnedies leidend ist, hat sich darüber aufgeregt. Bereits suchen die Landreiter auf allen Straßen nach der Fremden."

Der Alte empfahl sich, Ilse sah ihm finster nach, aber sie sagte doch ruhiger zur Oberamtmann: „Daher also die Sprache der Landstreicherin, welche anders klang, als sonst bei bettelndem Volk, und daher ihr Wunsch, die Verzeihung des Fürsten zu erhalten."

Jetzt aber saß die Rollmaus gedrückt und kleinlaut. „Ach, liebe Ilse, wenn die Hexe wirklich hier unter den fürstlichen Personen gelebt hat, dann mag sie Vielerlei wissen, was in diesem Hause geschehen ist, denn die Leute sprechen nichts Gutes davon, und sie sagen, daß in früherer Zeit hier fürstliche Amoretten gewohnt haben. Das Haus kann ja nichts dafür, und wir Andern auch nicht, es ist nur deßhalb, weil der Erbprinz jetzt zu Ihrem Vater kommt und Sie ihn schon von der Universität kennen. Darüber schütteln die Menschen ihre Köpfe, es ist dummes Geschwätz."

„Was für Geschwätz?" rief Ilse mit rauher Stimme, und faßte die Hand der Oberamtmann.

„Man redet, Sie seien die Ursache, daß der Prinz in

unsere Gegend kommt. Wir würden uns Alle sehr freuen, wenn Sie vor Ihrer Reise noch den Vater besuchten, wie verabredet war, aber ich glaube wirklich, solange der Prinz dort ist, wäre besser, wenn Sie hier blieben oder auch wo anders. Es ist nur zur Vorsicht," fügte sie beruhigend zu, „und Sie müssen sich das nicht zu Herzen nehmen."

Ilse stand abgewandt, lautlos, unbeweglich, die Oberamtmann fuhr in tröstender Rede fort, aber Ilse vernahm kaum noch ihre Worte.

Man lehrt nicht umsonst junge Prinzen landwirthschaftliche Maschinen drehen und sich duelliren, Frau Ilse; das Lehrgeld wird dir bezahlt, doppelt, in neuem Gepräge, wie Hofbrauch ist.

Es war eine lange bangsame Stille im Zimmer. Ilse sah wild umher, dann nahm sie einen Rohrstuhl, setzte sich der Oberamtmann gegenüber, ihre Finger flogen über einer Handarbeit. „Sprechen wir nicht mehr von solchen Verläumdungen," sagte sie. „Was macht Ihr Sohn Karl? Sind Sie mit seinem Fleiß zufrieden? Und wie geht's mit dem Clavier? Es ist immer gut, wenn er etwas Musik versteht."

Die Oberamtmann kam über den Tänzen, welche ihr Sohn Karl spielte, wieder zu guter Laune, sie schwatzte fort, Ilse hörte schweigend zu und zählte über den Stichen, welche sie mit bunten Wollfäden machte.

Der Professor kehrte zurück, kurz darauf fuhr der Kutscher vor. Frau Rollmaus verschwand in die Nebenstube, ihren Kopfputz in die Schachtel zu packen, dann nahm sie wortreichen Abschied von ihrem lieben Herrn Professor. Die letzten Worte Ilse's waren: „Es mag lange dauern, bis wir uns wiedersehen, erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, auch wenn ich fern bin."

„Was meinten deine feierlichen Worte beim Abschied der Nachbarin?" frug der Professor verwundert.

„Sie meinen, daß wir hier in einem Hause sind, in welchem einer ehrlichen Frau vor den Wänden graut," rief Ilse mit

flammendem Blick. „und sie meinen, daß ich fort will von hier und daß es für dich Zeit ist, dein Weib wegzuführen aus einem ungesunden Leben.“

Sie erzählte ihm mit fliegendem Athem, was ihr die Kellmaus geklagt, die Bettlerin zugeraunt.

„Ich bin verstrickt, Felix,“ rief sie, „durch meine eigene Schuld, ich klage dir's. Wie ich mich gehalten gegen den jungen Prinzen, mein Gott weiß, ich habe keinen Gedanken gehabt, der deinem Weibe Unehre machte, aber ich bin unvorsichtig gewesen und ich büße dafür schrecklich, schrecklich! Jetzt verstehe ich, was mich wie eine Ahnung gequält hat in den letzten Wochen. Liebst du mich, so führe mich schnell fort von hier, denn der Boden brennt unter meinem Fuße.“

Auch den Professor packte ein scharfes Weh, als er sein Weib in Schmerzen ringen sah, die so bitter sind, daß sie die stärkste Seele einer Frau betäuben, die edelste Kraft für Stunden zerbrechen. „Mir ist widerwärtig und demüthigend wie dir, dem Häßlichen in das nackte Angesicht zu sehen, ich bin bereit, Alles zu thun, was ich vermag, um dich von diesem Leide zu lösen. Laß uns ruhig erwägen, wie das geschehen kann. Nicht in solcher Leidenschaft darfst du, was dir ziemt, beschließen, denn dir fehlt jetzt die Freiheit, das Rechte zu wählen. An welchem alten Hause, das ein Miether bezieht, das ein Gastwirth öffnet, hängen nicht peinliche Erinnerungen? Müßiges Geschwätz vermag selbst der nicht von seinem Haupte zu bannen, der in ungewohnter Umgebung gleichförmig hinlebt. Wende den Blick ab von dem Gemeinen. Um seinetwillen aufzubrechen wie Flüchtlinge, ziemt nicht dir und nicht mir. Was haben wir gethan, Ilse, daß wir unser Selbstgefühl verlieren? Gegen die feindselige Arbeit des thörichten Zufalls giebt es nur eine Weisheit, sicher vorwärts gehen und wenig darum sorgen. Dann verhallt und verklingt der Mißton von selbst im Geräusch der Straße. Wer sich davon stören läßt, der vergrößert ihn durch seine eigenen Schmerzen. Gesetzt, wir brechen plötzlich auf aus diesem

Hause. Du würdest in die Fremde das Gefühl tragen, daß du als Besiegte von hier gehst, und unaufhörlich würde dich die Sorge verfolgen, daß ein mißtönendes Gemurmel hinter uns nicht zum Schweigen gebracht ist."

„Du sprichst sehr kalt und verständig," rief Ilse in innerer Empörung, „trotz deiner Worte fühlst du wenig die Kränkung deines Weibes."

„Wärest du in der Fassung, die ich sonst an dir ehre, du würdest so ungerechte Klage nicht über deine Lippen bringen," versetzte der Gatte finster. „Wenn ich dich in Gefahr sähe, ich würde noch diese Stunde mit dir fortziehen; habe ich erst nöthig, darüber gegen dich ein Wort zu verlieren? Aber selbst gegen das Geschwätz der Schwachen ist dir dieser Aufenthalt hier vorläufig der beste Schutz, denn der Prinz ist fern, du aber weilst zurückgezogen bei deinem Gatten."

„Ich weiß, woher diese Gleichgültigkeit kommt," murmelte Ilse.

„Du weißt, was mich hier fesselt," rief der Professor, „und wärst du mir, was du sein solltest, Verbündete bei meinen Hoffnungen, und hättest du dasselbe Gefühl für den Werth des Gutes, das ich suche, du würdest gleich mir empfinden, daß ich keinen ablenkenden Schritt thun darf, wenn ich nicht erkenne, daß er nöthig ist. — Ertrage nur noch für den nächsten Tag diesen Aufenthalt, liebe Ilse, wie unbehaglich er dir heut erscheint," fuhr er herzlich fort. „Ich bin eingeladen, in dem Landschloß der Prinzessin zu suchen, dort wird sich, wie ich ahne, finden, was uns von hier frei macht."

„Gehe nicht!" rief Ilse vor ihn tretend, „laß mich nicht allein in dieser fürchterlichen Unsicherheit, in einer Angst, die mich schaudern macht vor mir selbst und vor jedem fremden Laut, den ich in diesen Räumen höre."

„Angst?" rief der Professor unwillig, „eine Angst vor Gespenstern. Selten ist das Leben in der Fremde so leicht und bequem, als uns dieser Aufenthalt. Mißklänge giebt es

überall, und nur unser ist die Schuld, wenn wir sie übermäßig empfinden."

„Gehe nicht!" rief Ilse von Neuem. „Ja, es sind Gespenster, die mich verfolgen, sie hängen bei Tag und Nacht über meinem Haupte. Gehe nicht, Felix," rief sie, die Hand erhebend, „dich lockt nicht die Handschrift allein, auch das Weib, das dich dort erwartet. Das weiß ich seit den ersten Tagen in dieser Stadt, ich sehe, wie der Zauber ihrer flüchtigen Seele dich umgarnt. Ich habe die Furcht bis heut in mir niedergekämpft mit dem Vertrauen, das ich zu meinem geliebten Manne haben muß. Gehst du jetzt, Felix, wo ich mich an dich klammern möchte, wo ich jeden Augenblick bei deiner Stimme Trost suche, so kommt mir der Zweifel an dir und der furchtbare Gedanke, daß meine Noth dir gleichgültig ist, weil du selbst kalt gegen mich wurdest."

„Wohin bist du gerathen, Ilse!" rief der Gelehrte erschrocken, „ist mein Weib, das so spricht? wann habe ich dir je meine Empfindungen verhüllt? Und vermagst du nicht in meiner Seele zu lesen, wie in einem aufgeschlagenen Buch? Das also war es, was so schwer auf dir lag! Grade das hätte ich nicht für möglich gehalten," sagte er treuherzig und bekümmert.

„Nein, nein," rief Ilse außer sich, „ich habe Unrecht, ich weiß es, achte nicht auf meine Worte, ich vertraue dir, ich halte mich an dich, o Felix, ich müßte verzweifeln, wenn dieser Halt mir bräche." Sie warf sich an seinen Hals und schluchzte. Der Gatte umschlang sie, auch ihm wurden die Augen naß bei dem Jammer seines Weibes. „Bleibe bei mir, mein Felix!" fuhr Ilse weinend fort, „nur jetzt laß mich nicht allein, ich bin immer noch ein kindisches einfältiges Herz, habe Geduld mit mir. Ich bin hier krank, ich weiß nicht, woher das kommt; ich liege an deinem Herzen, und ich zittere davor, daß du mir fremd werden könntest, ich weiß, daß du mein bist, und ich ringe dabei mit der ängstlichen Ahnung, daß ich dich hier verlieren werde. Wenn du zur Thür hinausgehst, ist

mir als müßte ich einen Abschied von dir nehmen auf immer, und wenn du zurückkehrst, sehe ich dich zweifelnd an, als wärst du mir in wenig Stunden verwandelt. Ich bin unglücklich, Felix, und das Unglück macht mißtrauisch, ich bin schwach und klein geworden, und ich scheue mich, dir es zu sagen, weil ich fürchte, daß du mich deßhalb gering achten könntest. Bleibe hier, Geliebter, gehe nicht zu der Prinzessin, nur morgen nicht."

Der Gatte faßte ihr Haupt und sah ihr in die verweinten Augen. „Wenn morgen nicht," sagte er herzlich, „dann doch übermorgen, oder an anderem Tage. Ersparen kann ich uns die kurze Fahrt von wenigen Stunden nicht, sie aufgeben wäre ein Unrecht, das wir beide nicht auf uns laden dürfen. Je länger ich zögere, Ilse, um so länger sehe ich dich festgehalten in diesen Wänden. Ist nicht klug, schnell zu thun, was uns frei macht, auch in deinem Sinne?"

Ilse löste sich aus seiner Umarmung. „Du sprichst verständig in einer Stunde, wo ich einen andern Ton aus deiner Brust hoffte," sagte sie ruhiger. „Ich weiß, Felix, du willst mir nicht wehe thun, und ich hoffe, du bist auch in dieser Rede wahr gegen mich und verbirgst mir nichts. Aber ich fühle mit tiefem Herzen ein altes Weh, das mich an trüben Tagen überfallen hat, seit ich dich kenne. Du denkst anders als ich, und du fühlst anders in manchen Dingen, der einzelne Mensch und sein Leiden gilt dir wenig gegen die großen Gedanken, die du mit dir herumträgst, du stehst auf der Höhe in klarer Luft und hast keinen Antheil an der Angst und Noth im Thale zu deinen Füßen. Klar ist die Luft, aber kalt, und mich friert dabei."

„Das ist die Art des Mannes," sagte der Professor, tiefer bewegt durch den gehaltenen Schmerz seines Weibes, als durch ihre laute Klage.

„Nein," antwortete Ilse vor sich hinstarrend, „das ist die Art des Gelehrten."

In der Nacht, als der Gelehrte längst im Schlummer

lag, da erhob sich das Weib an seiner Seite vom Lager und spähte durch die Dämmerung auf das Antlitz des geliebten Mannes. Sie stand auf und ergriff die Nachtlampe, daß der gelbe Schein auf sein ruhiges Antlitz fiel, und große Thränen sanken aus ihren Augen auf sein Haupt. Dann setzte sie sich vor ihn, rang die Hände und bändigte mit Anstrengung das Weinen und den Krampf, welche ihr den Leib erschütterten.

9.

Im Thurm der Prinzessin.

Als die Prinzessin von ihrem drängenden Vater in die Heimath zurückgerufen wurde, hatte das erlauchte Haus, dessen Namen sie jetzt trug, nicht nur darauf bestanden, daß sie fortan einige Monate des Jahres an dem Wohnsitz ihres verstorbenen Gemahls zubringe, auch daß ihr in der Residenz des Vaters ein gesonderter Hofhalt eingerichtet werde. Darüber war ein Vertrag geschlossen, welcher allerdings den Zweck hatte, der jungen Fürstin eine gewisse Selbstständigkeit zu wahren. Um den Wortlaut des Vertrags zu erfüllen, wurde der Prinzessin ein fürstliches Schloß auf dem Lande als Wohnsitz überwiesen, da in der Residenz selbst kein geeignetes Gebäude vorhanden war. Das Schloß lag eine halbe Tagereise von der Stadt, am Fuße belaubter Hügel, zwischen Wäldern und Dorffluren, im Sommer ein anmuthiger Ruhesitz; die Prinzessin hatte dort bereits einige Monate ihres Trauerjahrs zugebracht.

Es war ein warmer Tag, an welchem der Professor nach dem Schlosse fuhr. Die Luft war durch das Gewitter der Nacht nicht abgekühlt, der strömende Regenguß hatte Furchen in die glatte Kunststraße gerissen, zwischen den Ackerbeeten stand das Wasser, an dem üppigen Grün des Rasens, an den

Blättern der Wegpflanzen hingen die Tropfen, eine feuchte Brutwärme lag über der Erde, der Wasserdunst färbte die entfernten Höhen mit dunklem Blau. Am Himmel zogen die Wolken flüchtig dahin, bald verhüllten sie neckend die Sonne und warfen ihre Schatten über die sprossende Flur, bald öffneten sie den Lichtstrahlen ein Thor, dann flog ein feuriger Glanz über Baumgipfel, Dächer und den fruchtbaren Grund. Schneller Schatten und heller Schein am Himmel und auf der Erde, erst deckte das Wolkenheer mit grauen Gewändern den gradlinigen Weg, welchen der Gelehrte fuhr, wieder lag die Straße vor ihm als ein goldener Pfad, der zum ersehnten Ziele führt.

Grelles Licht und dunkler Schatten flogen auch durch die Seele des Gelehrten. „Die Schrift wird gefunden; sie bleibt uns verborgen," rief es in ihm und sein Auge umwölkte sich. „Wenn sie nicht gefunden wird? Viele werden dann mit Verwunderung lesen, wie täuschend der Schein war, wie nahe die Möglichkeit; mancher wird bedauernd auf seine Hoffnung verzichten, die ihm über den Worten des Klosterbruders aufgeht; doch den Schmerz der Entsagung wird Keiner fühlen wie ich. Ein Gedanke, der durch Jahre die Phantasie unterhalten, die Augen auf einen Punkt gerichtet hat, ist mir übermächtig geworden. Mit tausend Eindrücken aus alter und neuer Zeit spielt des Mannes freier Geist, er bändigt ihre Gewalt durch abwägenden Verstand und Kraft des Willens. Mir aber ist ein kleines Bild aus verloschenen Zügen des alten Buches so tief in die Seele gedrungen, daß die Hoffnung zu erwerben das Blut in den Adern hüpfen macht, und die Furcht zu verlieren die Spannung der Muskeln lähmt. Allzugroß ist der Eifer, das weiß ich, er hat mich hart gemacht gegen die kindliche Angst meines Weibes, auch ich bin nicht stärker geworden, seit ich auf dem unsicheren Pfad eines Wildschützen dahinfahre. Jeder hüte sich, daß ihm seine Träume nicht die Herrenrechte des Geistes verringern, auch der Traum guter

Stunden, wo die Seele sich arglos einer großen Empfindung hingiebt, mag abwenden von dem geraden Wege der nächsten Pflicht."

Das goldene Licht flog über sein Antlitz. „Wenn sie aber gefunden wird. Es ist nur ein kleiner Theil unseres Wissens aus alter Zeit, der in ihr verborgen liegt. Und doch würde grade dieser Fund eine verdämmerte Landschaft mit hellem Glanze füllen, und einige Jahrzehnte des alten Lebens würden für unser Auge in festen Umrissen sichtbar werden, als ob sie in nächster Vergangenheit lägen. Der Fund könnte hundert Räthsel lösen und tausend neue aufregen, jedes spätere Geschlecht dürfte der größeren Habe sich freuen und mit besserer Kraft neuen Aufschluß begehren. Auch ihr wünsche ich die Freude eines Fundes, welche dort im Schlosse so warmherzig meine Sorge theilt, auch ihr wäre eine große Erinnerung für immer, daß sie wohlthuenden Antheil gehabt an der ersten Arbeit des Suchenden."

Höher stiegen die Berge, farbiger wurden ihre Massen. Die Linien der Vorhügel schieden sich von der nebligen Ferne, zwischen dem schwarzen Wald öffneten sich blaue Mündungen der Thäler. Der Wagen rollte in einen wohlgehegten Forst, gedrängte Föhren und Fichten schlossen eine Weile die Aussicht; als die Straße wieder in's Freie führte durch Rasenflächen und Baumgruppen, lag das Schloß gerade vor den Augen des Gelehrten. Ein mächtiger alter Thurm mit Zinnen gekrönt, ragte aus niedrigem Gehölz, über ihm stand die Sonne des Nachmittags und malte lange Regenstreifen in den Dunst der Luft. Das braune Mauerwerk hob sich in der einsamen Landschaft wie der letzte Pfeiler eines zertrümmerten Riesenbaues, nur an der hellen Steinfassung der wohlgefügten Fenster erkannte man, daß es wohnliche Räume enthielt. An den Thurm gelehnt stieg das kleine Schloß herauf, mit steilem Dach und spitzbogigen Fenstern, in seiner mäßigen Größe ein seltsamer Genosse des gewaltigen Thurmbaues. Aber trotz dem

Mißverhältniß der verbundenen Theile war das Ganze ein stattlicher Ueberrest des Mittelalters, vielen Geschlechtern hatten die festen Mauern zu Schutz und Wehr gedient.

Wilder Wein sandte seine Ranken bis auf das Dach des Hauses und um die Fenster des Thurmes, welcher in sieben Stockwerken aufstieg, durch starke Strebepfeiler gestützt. In der Höhe wuchs Quendel und Gras aus den Fugen des verwitterten Steins, aber die Grashalme, welche noch vor wenig Tagen den Grund bedeckt hatten, waren ausgerissen, Hofraum und Thüren hatten sich für die neuen Bewohner festlich geschmückt, Blumentreppen und Topfgewächse waren reichlich aufgestellt. Nur an einer Ecke war die schnelle Arbeit nicht beendet, der grünliche Schimmer am Boden und ein Schwarm schwarzer Vögel, der um die Zinne des Thurmes flatterte, gaben Zeugniß, daß der Bau leer von Menschen in einsamer Landschaft gestanden hatte.

Der Professor sprang aus dem Wagen, der Marschall winkte ihm von der Rampe Grüße zu und führte ihn selbst in das einfache Gastzimmer. Kurz darauf leitete er ihn durch einen gewölbten Gang des Schlosses in den Thurm. Die Prinzessin stand, von einem Spaziergang zurückgekehrt, den Sommerhut in der Hand, am Eingang des Thurmes. „Willkommen in meiner Solitude," rief sie dem Gelehrten entgegen, „glücklich sei die Stunde, in welcher dies alte Haus Ihnen die Thüren öffnet. Hier stehen Sie an der Pforte meines Reiches, ich habe mich fast in jedem Stockwerk des Thurmes angesiedelt, er ist unser Frauenzwinger. Wenn diese feste Eichenthür verschlossen wird, können wir Frauen ein Amazonenreich gründen und die ganze Männerwelt, soweit sie hier sichtbar wird, gefahrlos mit Tannzapfen bewerfen. Denn dies ist die Frucht, welche hier am besten gedeiht. Kommen Sie, Herr Werner, ich führe Sie der Stätte zu, auf welcher Ihre Gedanken jetzt mehr verweilen, als bei uns Kindern der Gegenwart."

Eine steinerne Wendeltreppe verband die Stockwerke des

Thurms, jedes enthielt Zimmer und Kabinette, nur das höchste war Bodenraum. Die Prinzessin wies geheimnißvoll die Treppe hinauf. „Dort oben unter der Plattform ist Alles vollgestopft mit altem Hausrath. Ich konnte schon gestern der Neugierde nicht widerstehen, einmal in die Kammern zu blicken, es liegt in wirrem Haufen durcheinander, wir werden Arbeit haben."

Der Professor sah freudig auf das wohlerhaltene Steinwerk der bogigen Thüren und auf die kunstvolle Arbeit des alten Schlossers. Es war in neuer Zeit wenig gethan, um den alten Schmuck der Wände ansehnlich zu machen und kleine Schäden zu bessern. Aber wer Antheil nahm an Meißel und Schnitzmesser der alten Bauherren, der erkannte überall mit Behagen, daß der Thurm leicht zu einem Prachtstück alten Stils geformt werden konnte. Der Diener öffnete die Thür zu den Zimmern der Prinzessin. Auch diese waren einfach hergerichtet, die zerschlagene Glasmalerei der kleinen Fenster war durch bunte Scheiben kunstlos ausgebessert, nur Bruchstücke der alten Bilder hafteten in dem Blei.

„Hier ist noch viel zu thun," erklärte die Prinzessin, „das soll in den nächsten Jahren allmälig geschehen."

Im Vorzimmer klirrten die Schlüssel des Kastellans, der Professor wandte sich nach der Thür. „Einen Augenblick Geduld," rief die Prinzessin, sie flog in ein Nebenzimmer und kehrte in einem grauen Mantel mit Kappe zurück, der sie faltig umhüllte, nur das feine Antlitz war sichtbar, die großen strahlenden Augen und der lächelnde Mund. „Das ist die Gnomentracht, in der ich den staubigen Geistern des Bodens zu nahen wage."

Sie stiegen zu dem höchsten Stockwerk hinauf. Während der Kastellan am Gebund den Schlüssel suchte, befühlte der Professor das Holz der Thür und bemerkte mechanisch: „wieder schöne Schlosserarbeit." Aber sein Auge fuhr unruhig an den Umrissen der Thür umher.

„Ich hoffe," sagte die Prinzessin leise.

„Alles sieht hoffnungsvoll aus," versetzte der Gelehrte.

Die dicke Thür ächzte in ihren Angeln. Ein großer Raum öffnete sich dem suchenden Blick. Durch enge Mauerluken fiel ein scharfes Licht auf die geheimnißvolle Stätte, in dem gradlinigen Luftstrom wirbelten die Atome des Staubes, davor und dahinter dämmrige Dunkelheit. Hochgethürmt, ineinander geschoben lag hier alter Hausrath; riesige Schränke mit ausgebrochenen Thüren, plumpe Tische mit Kugeln am Ende der Beine, Stühle mit gradliniger Lehne und Lederpolstern, aus denen das Roßhaar quoll; dazwischen Bruchstücke alter Waffen, Hellebarden, zerfressene Schienen, verrostete Helme. Undeutlich ragten die Formen durcheinander, Stuhlbeine, Holzplatten mit eingelegter Arbeit, eine Rundung von altem Eisen. Es war ein trödelhaftes Gewirr künstlicher Gebilde aus mehren Jahrhunderten. Die Hand berührte den Tisch, an welchem ein Zeitgenosse Luthers getrunken hatte, der Fuß stieß an einen Schrein, dem Kroaten und Schweden die Thür ausgeschlagen, auf dem weißlackirten Sessel mit dem zerfressenen Sammetpolster hatte einst ein Hoffräulein gesessen im Reifrock mit gepudertem Haar, jetzt ruhten sie zusammengeschichtet in wüstem Haufen, die abgethanen Hülsen früherer Geschlechter, halb zerstört und ganz vergessen, leere Puppengehäuse, aus denen die Schmetterlinge geflogen waren. Alles lag mit graulicher Leichendecke überzogen, mit dem letzten Schutt des geschwundenen Lebens. Zu Pulver zerrieben kräuselte sich in der Luft, was einst Form und Körper war, feindlich ballte der Staub seine Wolken gegen die Eintretenden, welche kamen, an seinem Besitzthum zu rühren, das er mit dicken Lagen überzog; er hing sich an Haare und Kleider des neuen Lebens und quoll langsam durch die geöffnete Thür hinab den Räumen zu, wo bunte Farbe und glänzender Schmuck die Menschen umgab, um auch dort den endlosen Kampf der Vergangenheit gegen das Neue zu führen, den stillen Kampf, der sich täglich erneut im Großen wie im Kleinen, der Neues alt macht und

Altes auflöst, um zuletzt die Keime jungen Lebens hülfreich zu nähren.

Der Professor sah wie ein Falk zwischen Tisch- und Stuhlbeinen in den dämmerigen Hintergrund. „Hier ist vor Kurzem geräumt worden,“ sagte er, „über die vordern Möbeln ist gefegt.“

„Ich habe gestern versucht, ein wenig zu säubern,“ sagte der Kastellan, „weil Ihre Hoheit den Wunsch aussprach, hier einzutreten, aber wir sind nicht weit gekommen.“

„Haben Sie das Geräth des Raumes früher einmal durchsucht?“ frug der Professor.

„Nein,“ versetzte der Mann, „ich bin erst im vorigen Jahre durch des Fürsten Hoheit hierher versetzt.“

„Besteht ein Verzeichniß der Sachen?“

Der Mann verneinte.

„Wissen Sie, daß Kisten oder Truhen hier stehen?“

„Ich meine dergleichen bemerkt zu haben,“ antwortete der Kastellan.

„Holen Sie die Arbeiter, das Geräth hinauszuschaffen,“ befahl die Prinzessin. „Heut wird jedes Stück dieses Bodens betrachtet.“

Der Kastellan eilte hinab, der Professor suchte wieder durch die aufgethürmten Massen zu spähen, aber das grelle Licht in der Höhe blendete die Augen. Er sah auf das Fürstenkind; sie stand im hellen Gewande an der Thür wie die Fee des Schlosses, welche in die Wohnung der altbärtigen Hausgeister gestiegen ist, ihre Huldigungen entgegen zu nehmen.

„Es wird eine lange Arbeit und Ew. Hoheit werden sich an dem Umherschleppen der staubigen Möbeln nicht erfreuen.“

„Ich bleibe bei Ihnen,“ rief die Prinzessin. „Ist der Antheil, den ich an dem Funde haben kann, auch winzig klein, ich will ihm doch nicht entsagen.“

Beide schwiegen, der Gelehrte rückte ungeduldig über den Stühlen. In der Staubwolke flatterten Motten auf und

eine Mauerschwalbe flog aus dem Nest, das sie an der Fensterluke gebaut hatte. Alles war still, nur ein leises Klopfen klang regelmäßig wie der Pendelschlag der Uhr in dem wüsten Raum.

„Das ist die Todtenuhr," flüsterte die Prinzessin.

„Der Holzwurm thut seine Arbeit im Dienst der Natur, er löst was abgelebt ist in seine Elemente."

Es wurde still im Holz. Nach einer Weile tickte der Wurm wieder, darauf ein zweiter, sie hämmerten und nagten emsig: dahin, dahin, hinab! Ueber dem Haupt der Suchenden aber krächzten die Dohlen und aus der Tiefe zog leise der Gesang einer Nachtigall in die Arbeit der Todtengräber.

Die Arbeiter kamen, sie trugen ein Stück des Geräthes nach dem andern auf Vorraum und Treppe. Dichter wirbelte der mißfarbige Staub, die Prinzessin flüchtete sich in den Vorsaal, der Professor aber verließ nicht seinen Posten. Er griff selbst zu, hob und rückte in der vordersten Reihe. Er trat einen Augenblick an die Thür, Athem zu holen, lachend empfing ihn die Prinzessin. „Sie sind verwandelt, als hätten auch Sie in der Kammer dieser Auferstehung geharrt. Und mir geht es, wie ich merke, nicht besser."

„Ich sehe eine Truhe," meldete der Professor und eilte zurück. Noch ein wirrer Knäuel von Stuhlbeinen und Lehnen wurde abgehoben, dann faßten die Arbeiter einen kleinen Kasten, welcher im Dunkeln stand. „Setzt hin," rief der Kastellan und fuhr schnell mit dem großen Borstbesen darüber. Das Gefäß wurde an das Licht getragen, es war eine Truhe von Kienholz mit gewölbtem Deckel, die Oelfarbe des Anstrichs an vielen Stellen geschwunden, an den Ecken eiserne Beschläge, ein rostiges Schloß, das den Schließhaken festhielt, aber locker im Holze hing. Auf dem Deckel der Kiste war verstäubt und abgerieben eine 2 in schwarzer Farbe sichtbar. Der Professor ließ die Kiste zu den Füßen der Prinzessin niedersetzen. Er wies auf die Ziffer. „Dies ist wahrscheinlich eine der Truhen,

die der Beamte von Rossau nach dem Schloß Solitude geschickt hat," sagte er mit erkünstelter Ruhe, aber seine Stimme bebte. Die Prinzessin kauerte neben ihm nieder und versuchte den Deckel zu heben, das Schloß löste sich aus dem Holz, die Kiste ging auf.

Oben lag ein dickes Buch in Pergament gebunden. Schnell wie der Löwe nach seiner Beute fuhr der Professor darnach, aber legte es sogleich wieder hin. Es war ein altes Meßbuch, auf Pergament geschrieben, die Deckel schadhaft und zerrissen, die Lagen des Pergaments hingen locker am Bande. Er griff wieder in die Kiste, ein zerrissenes Jagdnetz füllte den übrigen Raum, außerdem einige schadhafte Armbrüste, ein Bündel Bolzen, kleines Eisenwerk. Er erhob sich, seine Wange war entfärbt, aber sein Auge glühte. „Das ist die zweite Nummer, wo ist die erste?" rief er. Er sprang in den Raum zurück, die Prinzessin folgte. „Vorwärts, ihr Männer," befahl er, „holt die andere Truhe." Die Männer hoben und räumten. „Dort steht noch etwas," rief einer der Arbeiter; der Professor eilte vor ihm zur Stelle, hob und zog, es war nur ein leerer Kasten.

Die Arbeit ging fort. Auch den Hofmarschall hatte die Neugierde herbeigetrieben, er musterte eifrig die alten Möbeln, und ließ zusammenstellen, was nach seiner Ansicht noch ausgebessert und im Schlosse aufgestellt werden mochte. Die Treppe füllte sich mit Hausrath, auch ein Zimmer der Dienerinnen wurde geöffnet und mit alten Sachen besetzt. Eine Stunde war verronnen, der Raum wurde leerer, die Sonne stand tief, ihre Strahlen malten das Bild der Mauerluke roth an die entgegenstehende Wand, die andere Kiste fand sich nicht. „Schafft Alles hinaus," rief der Professor, „das letzte Holz." Ein Haufen alter Spieße, zerschlagene Gläser und Thonkrüge wurden aus dem Winkel hervorgeholt, abgefallene Tischbeine, gesplitterte Fourniere, in der Ecke noch ein großer Zinnkrug, der Raum war leer. Auf dem Boden lagen zernagte Holz-

stückchen, an denen der Todtenwurm sein Werk bereits gethan.

Der Professor trat wieder in die Thür. „Diese Kammer ist geräumt," sagte er mit künstlicher Ruhe dem Kastellan. „Oeffnen Sie den Nebenraum."

„Ich glaube nicht, daß sich darin etwas findet," versetzte der ermüdete Mann. „Dort liegen wohl nur alte Bretter und Oefen, die früher im Schlosse gestanden haben."

„Hinein!" mahnte der Professor.

Der Kastellan öffnete zögernd die Thür, eine zweite Kammer, noch größer, noch weniger einladend bot sich dem Blick, rußige Kacheln, Ziegeln und Schieferplatten lagen berghoch am Eingange, darüber hölzernes Rüstzeug, das wahrscheinlich bei der letzten Reparatur des Schlosses gebraucht war.

„Mir ist lieb, daß ich dies sehe," rief der Hofmarschall, „solche Belastung des Oberstocks ist ungehörig. Dies Zeug muß ganz aus dem Thurm geschafft werden." Der Professor war auf einen Berg von Schieferplatten gestiegen und suchte in der Finsterniß nach der andern Truhe, aber das Chaos war wieder zu groß.

„Ich lasse sogleich aufräumen," tröstete der Hofmarschall, „aber das mag längere Zeit dauern, wir kommen heut schwerlich zu Ende."

Der Professor sah bittend auf die Prinzessin.. „Nehmen Sie mehr Leute," rief sie.

„Auch darüber vergeht die letzte Tageszeit," versetzte der Hofmarschall verständig. „Wir sehen, wie weit wir kommen. In jedem Fall soll der Herr Professor morgen bei guter Zeit den Zugang gebahnt finden."

„Unterdeß schütteln wir den ersten Staub von unsren Gewändern," sagte die Prinzessin, „und treten in meinem Bibliothekzimmer ab; es liegt grade unter uns, Sie können von dort die Arbeit der räumenden Leute überwachen. Die Truhe schaffen wir zu meinen Büchern. Ich nehme sie mit

mir, und ich erwarte Sie.“ Zwei Männer trugen die gefundene Nummer 2 in die Bibliothek, widerwillig ging der Professor nach seiner Stube, sich umzukleiden.

Die Prinzessin schritt, den Gelehrten erwartend, über den Teppich, auf welchen die alte Truhe gestellt war. Nicht mit freiem Herzen sah sie dieser Zusammenkunft entgegen, sie barg in ihrer Seele einen Wunsch und einen Auftrag. Ihr Abschied vom Fürsten war diesmal freundlicher gewesen als seit Jahren; der Herr hatte sie vor dem Aufbruch in ein Seitenzimmer geführt und zu ihr über Werner gesprochen. „Du weißt, daß man dem ehrlichen Bergau nicht allzuviel überlassen darf, mir wäre lieb, wenn auch du etwas dazu thätest, den Gelehrten in unserer Nähe zu halten. Ich habe mich in dieser kurzen Zeit an ihn gewöhnt und würde die anregenden Stunden ungern missen. Aber ich denke nicht an mich allein. Ich werde älter, deinem Bruder wäre grade ein solcher Mann für sein ganzes Leben von höchstem Werth, ein Mann in voller Kraft, der gegenüber unsrem zerstreuenden Treiben immer gesammelt und sicher in seinen Interessen steht. Das Verständniß dafür wünsche ich euch beiden erhalten und gesteigert, auch dir, Sidonie. Ich habe mit besonderer Genugthuung gesehen, wie warm die Empfindung ist, mit welcher du die Studien unserer gelehrten Männer begleitest. Deine Seele wird durch das Zwitschern der artigen Vögel, welche uns umgeben, nicht hinreichend unterhalten, grade dir mag einige Nachhülfe von kundiger Seite eine edlere Auffassung der Welt öffnen. Suche diesen Mann zu gewinnen, jede Art von lästiger Verpflichtung soll ihm erspart bleiben; was jetzt etwa seine Stellung unsicher macht, hebt sich von selbst, sobald er bei uns eingebürgert ist. Ich fordere nicht, daß du mit ihm sprichst, ich wünsche es nur; und ich möchte dir den Glauben beibringen, daß ich dabei auch an deine Zukunft denke.“

Ohne Zweifel war das der Fall.

Die Prinzessin hatte die Worte des Vaters mit der stillen

Kritik gehört, welche diese beiden Blutsverwandten gegenseitig auszuüben gewöhnt waren. Aber der Ton, den die feine Zunge des Fürsten in ihre Seele sandte, klang diesmal so voll in ihr wieder, daß sie ihre Bereitwilligkeit aussprach, mit Herrn Werner zu reden.

„Wenn du etwas dergleichen unternimmst,“ hatte der Fürst zuletzt gesagt, „so thue es nicht halb. Benütze den milden Einfluß, den du etwa auf ihn ausüben kannst; laß zu festem Wort und Versprechen werden, was der Gelehrte uns zu bewilligen geneigt ist.“

Jetzt dachte die Prinzessin unruhig dieser Worte. Ach, sie hätte dem werthen Mann gern denselben Wunsch aus eigenem Herzen an das seine gelegt, und sie empfand ein Mißbehagen darüber, daß ihr geheimer Gedanke auch Wille eines Andern war.

Der Professor trat in die Bibliothek der Prinzessin, er sah flüchtig auf die Gipsabgüsse und Bücher, welche frisch ausgepackt und ungeordnet umherstanden. „Schwer trägt sich die Erwartung,“ sagte er, „wenn sie so heftig aufgeregt ist. Man könnte lachen über den höhnischen Zufall, der uns einen Bruder entgegen getragen, an welchem nichts liegt, und den andern vorenthält, der unermeßlich wichtig wäre.“

Die Prinzessin wies mit der Hand nach der Thür, draußen auf der Treppe klang der Tritt tragender Leute. „Nur noch kleine Geduld, ist's nicht mehr heut, dann morgen in der Frühe.“

„Morgen,“ rief der Professor, „dazwischen liegt eine Nacht. Unterdeß pocht unablässig der Wurm, arbeiten die Kräfte der Zerstörung. Zahllos sind die Möglichkeiten, welche uns von einer Hoffnung scheiden, sicher ist nur der Erwerb, den wir in der Hand halten.“ Er betrachtete die Truhe. „Sie ist weit kleiner, als ich wähnte, wie zufällig lag das Meßbuch darin, noch ist nicht einmal ganz sicher, woher sie stammt, und noch ist sehr zweifelhaft, was in der andern Kiste verborgen liegt.“

Die Prinzessin öffnete den Deckel. „Unterdeß halten wir uns an das Wenige, das wir gefunden.“ Sie hob den Pergamentband heraus und legte ihn in die Hand des Gelehrten. Einzelne Blätter glitten abwärts, der Professor griff darnach, sein Auge zog sich zusammen, er sprang an das Fenster. „Zwei Blätter, welche nicht hineingehören.“ Er las. „Ein Stück der Handschrift ist gefunden,“ rief er. Er hielt der Prinzessin die Blätter hin, seine Hand zitterte, und die Erschütterung arbeitete so heftig in seinem Antlitz, daß er sich abwandte. Er eilte an den Tisch und suchte in dem Meßbuch, Seite für Seite schlug er heftig um vom Anfang bis zum Ende. Die Prinzessin hielt die Blätter erwartungsvoll in der Hand, sie trat zu ihm; als er das Haupt erhob, sah er zwei große Augen in zärtlichem Mitgefühl auf sich geheftet. Wieder ergriff er die beiden Blätter. „Was ich hier halte,“ rief er, „ist zugleich werthvoll und trostlos, man möchte weinen, daß es nicht mehr ist, es ist ein Bruchstück aus dem sechsten Buch der Annalen des Tacitus, das wir bereits einmal in anderer Handschrift besitzen. Dies waren zwei Blätter einer Pergamentlage, zwischen denen mehre verloren sind. Die Schrift ist wohlerhalten, besser als ich gedacht hatte, sie ist den Zügen nach im zwölften Jahrhundert von einem Deutschen geschrieben.“ Er suchte im Licht der Abendsonne schnell nach dem Inhalt. Die Prinzessin blickte über seine Schulter neugierig auf die dicken Buchstaben der Mönchshand. „Es ist richtig,“ fuhr er ruhiger fort, „der Fund ist von hohem Interesse. Es wird lehrreich sein, diese Handschrift mit der einzigen vorhandenen zu vergleichen.“ Er sah wieder nach. „Ob es eine Abschrift ist,“ murmelte er, „vielleicht weisen beide auf gemeinsame Quelle. Also auch die Handschrift, welche wir suchen, muß zerrissen sein, diese Blätter sind herausgefallen und vielleicht während des Einpackens in ein falsches Buch geschoben. Noch ist Manches räthselhaft, aber die Thatsache scheint mir fest zu stehen, wir halten hier einen Ueberrest der Handschrift von Rossau,

und dieser Fund darf eine Bürgschaft sein, daß auch das Uebrige nahe. Wie viel?" fuhr er finster auf, „und in welchem Zustande?" Wieder hörte er unruhig auf den Tritt der Männer, welche die Kammer räumten. Er stürmte aus dem Zimmer die Treppe hinan, aber er kehrte nach wenigen Augenblicken zurück." „Das geht langsam," sagte er, „noch ist nichts zu sehen."

„Ich weiß gar nicht, ob ich wünschen darf, daß es schnell gehe," rief die Prinzessin munter, aber ihr Auge strafte den lachenden Mund Lügen. „Wissen Sie auch, daß ich uneigennützig bin, wenn ich Ihnen helfe, die Handschrift zu finden? Solange Sie suchen, gehören Sie uns. Haben Sie den Schatz gehoben, dann ziehen Sie sich in Ihr unsichtbares Reich zurück, und uns bleibt das Nachsehen. Ich habe Lust, die übrigen Kammern des Hauses vor Ihnen zu verschließen und nur Jahr um Jahr eine zu öffnen, bis Sie sich ganz zu uns gewöhnt haben."

„Das wäre grausam nicht nur gegen mich," versetzte der Professor.

Die Prinzessin trat ihm gegenüber. „Ich spreche nicht eitle Worte," sprach sie schnell in verändertem Tone. „Der Fürst wünscht, daß Sie sich bei uns ansiedeln. Bergau hat Auftrag, über Aeußerlichkeiten, welche Ihren Entschluß nicht bestimmen werden, mit Ihnen zu verhandeln. Wenn ich dieselbe Bitte ausspreche, so folge ich meinem eignen Herzen."

„Sehr unerwartet tritt diese Forderung an mich," antwortete der Gelehrte erstaunt. „Mein Brauch ist, dergleichen still und in verschiedenen Stimmungen zu erwägen, ich bitte Ew. Hoheit, in dieser Stunde keine Antwort zu fordern."

„Ich kann sie Ihnen nicht ersparen," rief die Prinzessin. „Denn ich möchte in meiner Weise selbst um Sie werben. Sie sollen Amt und Thätigkeit sich hier so frei wählen, als unsere Verhältnisse gestatten, man will Sie in aller Weise auszeichnen und jeden Wunsch, dessen Befriedigung in der Macht des Fürsten steht, erfüllen."

„Ich bin Universitätslehrer," versetzte der Professor, „ich bin es mit Freude, nicht ohne Erfolg. Mein ganzes Wesen, der Gang meiner Bildung weisen mich auf diesen Beruf. Die Rechte und Pflichten, welche mein Leben umschließen, halten mich mit festen Banden. Ich habe Schüler, ich stehe mitten in dem Werk, das ich in ihre Seele schreibe."

„Sie werden nirgend Schüler finden, die Ihnen treuer ergeben sind und wärmer an Ihnen hängen, als meinen Bruder und mich."

„Ich bin kein Lehrer, der auf die Dauer einen Fürsten zu fördern vermag, ich bin gewöhnt an die strenge Methode meiner Wissenschaft und die stille Arbeit unter meinen Büchern."

„Der letzte Theil Ihrer Thätigkeit wenigstens geht hier der Welt nicht verloren. Grade hier sollen Sie Muße finden, vielleicht mehr, als unter Ihren Studenten."

„Das neue Leben würde mir neue Pflichten bringen," versetzte der Professor, „und als Mann müßte ich sie mir fordern. Es würde mir auch Zerstreuung bieten, an welche ich nicht gewöhnt bin. Sie laden sich einen Mann, den Sie für fest halten; wohl, er steht fest in seinem Kreise, es besteht keine Bürgschaft dafür, daß er Ihnen in anderm Leben ebenso erscheinen werde. Vertrauen Sie nicht, daß ich Ruhe und Sammlung, wie sie der Arbeiter bedarf, mir in veränderter Stellung bewahrte, und mein Mißbehagen über innere Störungen würde auch meiner Umgebung fühlbar sein. Schmeichelnd tönt der neue Ruf mir in das Ohr. Aber selbst wenn ich hier für mein Haus und meine Privatverhältnisse Alles hoffen dürfte, was dem Leben Behagen giebt, ich müßte doch da verharren, wo ich meiner Persönlichkeit nach am besten nütze. Ich habe heut die Ueberzeugung nicht, daß mir dies hier gelingen würde."

Die Prinzessin sah betrübt vor sich hin. Immer noch klangen von draußen die Tritte der Männer, welche die Handschrift von aufgehäuftem Schutt befreiten.

„Und doch," fuhr der Professor fort, „wenn uns das Glück wird, die Handschrift zu finden, so werden viele Tage, vielleicht viele Jahre meines Lebens durch eine neue Aufgabe in Anspruch genommen, welche so groß ist, daß ich dann meine Amtsthätigkeit als eine Last empfinden dürfte. Dann hätte ich das Recht zu fragen, in welcher Umgebung ich für dieses Werk am besten gefördert werde. Für diesen Fall würde mir auch das Recht zu Theil, die Academie für längere Zeit zu verlassen. Finde ich nicht, so wird mir doch sehr schwer werden, von hier zu scheiden, meine Seele wird noch lange ruhelos um diese Stätte schweben."

„So lasse ich Sie nicht frei," rief die Prinzessin, „ich höre nur die Worte Pflicht und Pergament. Gilt Ihnen denn gar nichts die Neigung, welche wir Ihnen entgegentragen? Vergessen Sie in diesem Augenblick, daß ich eine Frau bin, und betrachten Sie mich als einen warmherzigen Knaben, der hingebend zu Ihnen aufsieht, und der nicht ganz unwerth ist, daß Sie an seiner Seele Antheil nehmen."

Der Professor sah auf den Schüler, der vor ihm stand und kein Weib sein wollte. Die Fürstin hatte nie verführerischer ausgesehen, er blickte auf die gerötheten Wangen, auf die Augen, welche so herzlich an seinem Antlitz hingen, und auf die rothen Lippen, die vor innerer Bewegung zuckten. „Meine Schüler sehen sonst anders aus," sagte er leise, „und sie sind gewöhnt, strengere Kritik auch an ihrem Lehrer zu üben."

„Ertragen Sie einmal," rief die Prinzessin, „daß Sie in einem empfänglichen Gemüth reine Bewunderung finden. Ich habe Ihnen früher gesagt, wie werthvoll mir ist, Sie zu kennen, ich bin keine Kaiserin, welche ein Reich regiert, und ich will Ihre Kraft nicht verwenden für meine Geschäfte. Aber ich würde für ein hohes Glück halten, Ihrem Geiste nahe zu sein, die edlen Worte aus Ihrem Munde zu hören. Ich fühle die Sehnsucht, das Leben mit den klaren Augen eines Mannes anzusehen. Sie haben mir leicht, wie spielend, Räthsel gelöst,

die mich quälten, und Fragen beantwortet, mit denen ich seit Jahren rang. Herr Werner, Sie haben sich mir gütig zugeneigt; wenn Sie von hier gehen, werde ich da, wo ich jetzt am liebsten weile, mich vereinsamt finden. Wäre ich ein Mann, ich zöge Ihrer Lehre nach, ich bin hier gefesselt, und ich winke Sie zu mir."

Hingerissen lauschte der Gelehrte auf die weiche Stimme, welche so innig zu überreden wußte.

„Ich bitte nicht für mich allein," fuhr die Prinzessin näher tretend fort, „auch mein Bruder bedarf eines Freundes. Ihm wird einst die Aufgabe, für Viele zu sorgen. Was Sie an seinem Geiste thun, das gereicht Andern zum Heil. Wenn ich aus der Gegenwart mich träume in die Zukunft unseres Hauses, dieses Landes, so fühle ich stolz, daß wir Geschwister eine Ahnung von dem haben, was unsere Zeit von ihren Fürsten fordert, und ich fühle den Ehrgeiz, daß wir beide uns vor Andern würdig dieses hohen Berufes erweisen. Ich hoffe in meiner Heimath ein neues Leben entfaltet, den Bruder und mich umgeben von den besten Geistern unseres Volkes; was ein guter Fürst zu spenden vermag, reiche Einfassung eines wohlbefestigten Daseins, das sehe ich tüchtiger Geisteskraft zugetheilt. So leben wir verständig und ernsthaft, wie unsere Zeit verlangt, mit einander, es soll kein lustiger Hof werden in altem Stil, aber es soll ein herzlicher Verkehr sein zwischen dem Fürsten und dem Geist der Nation. Das wird uns freier und besser machen, es mag auch dem Ganzen zu gut kommen, es kann noch späteren Zeiten eine frohe Erinnerung sein. Wenn ich mir solche Zukunft denke, dann, Herr Werner, sehe ich Sie als lieben Gefährten unseres Lebens, und der Gedanke macht mich stolz und glücklich."

Die Sonne sank, ihr letzter Strahl fiel glühend auf die Fürstin und das Haupt des Mannes. Süß tönte das Lied der Nachtigall im Fliederbusch, der Gelehrte stand schweigend der schönen Frau gegenüber, welche ihm das Leben so rosig

malte; ihm pochte das Herz, und seine Kraft ward klein. Wieder sah er nahe vor sich zwei strahlende Augen, und noch einmal tönten die bittenden Worte: „Bleiben Sie bei uns," ihm mit hinreißendem Zauber in das Ohr.

Da rauschte es leise an der Prinzessin nieder, die Blätter der Handschrift, welche sie berührt hatte, fielen auf den Boden. Der Professor bückte sich darnach und schnellte in die Höhe. „Ew. Hoheit sehen mit fröhlichem Blick in die Zukunft," begann er weich, „mein Auge ist gewöhnt, die einzelnen Zeilen in der Schrift vergangener Zeit zu lesen. Hier liegt meine nächste Aufgabe, um diese Blätter flattern meine Träume. Ich bin nur ein Mann der Schreibstube, und ich werde weniger, wenn ich mehr zu sein fordere. Ich weiß, daß ich Vieles entbehre: in dieser Stunde, wo das leichtbeschwingte Leben so schön vor mir glänzt, fühle ich dies tiefer als je. Aber mein bestes Glück muß sein, daß ich aus stillen Wänden in andere Seele senke, was dort zur Blüthe und Frucht wird. Und meine größte Belohnung muß sein, daß ein Anderer in guten Stunden, wo er sich der eigenen Tüchtigkeit bewußt wird, mit flüchtiger Erinnerung auch des entfernten Lehrers denkt, seines Lehrers, der nur einer war unter Tausenden, die ihn gebildet haben, nur ein einzelner Säemann auf den unabsehbaren Feldern unserer Wissenschaft."

So sprach der Gelehrte. Aber als er mit mühsam erkämpfter Haltung sagte, was wahrhaft und ehrlich war, da dachte er nicht allein an die Wahrheit, und nicht allein an den Schatz, den er suchte, sondern an den größern, den er verlassen, um mit der schönen Fee des Thurmschlosses auf die Jagd zu ziehen. Er hörte die flehenden Worte: „Geh nicht, Felix!" und sie waren ihm eine Mahnung zu guter Stunde. „Wenn ich zu ihr kehre, wird sie wohl mit mir zufrieden sein," sann der Arglose. Es wurde ihm erspart, sie darum zu fragen.

Unten rollte schnell ein Wagen heran, der meldende Diener nahte dem Zimmer. „So starr Ihr Wille, so fest Ihr Sinn,"

rief die Prinzessin leidenschaftlich. „Aber auch ich bin eine hartnäckige Mahnerin; ich setze meine Werbung fort, Herr Werner. Krieg zwischen uns beiden. Auf Wiedersehen zum Abend.“ Sie eilte die Stufen hinab. Das Abendlicht schwand hinter einer finstern Wolkenwand, der Wasserdampf schwebte in langen Streifen über die Wiesen und hing sich an die Wipfel der Bäume, und um die Mauern des Thurmes flogen krächzend die Dohlen. Oben knarrte die Thür der Kammer, der Kastellan rasselte mit den Schlüsseln, während der Gelehrte liebevoll auf die Blätter sah, welche er in der Hand hielt.

10.

Ilse's Flucht.

Ilse war am Morgen dieses Tages von dem Abschiedsgruß des Gatten erwacht, sie saß an ihrem Lager und horchte auf die rollenden Räder. „Das war eine bangsame Nacht,“ sagte sie, „nach den Thränen und der Angst kamen die Träume. Ich hing über einem Abgrund, tief unten im Nebel rauschte ein Wassersturz, Felix hielt mich von oben an einem Tuch, seine Kraft ließ nach, ich fühlte das an dem Tuche, aber ich hatte im Traume keine Sorge, es war mir lieb, daß Felix mich losließ und nicht mit mir hinabsank. Schwebe in Frieden abwärts, mein Traum, zu deiner Pforte von Elfenbein, du warst ein guter Traum, denn sonst habt ihr einen Hang zum Schlechten, und manchmal muß man sich euer schämen.

„Er fährt dahin und ich bin allein. Nein, mein Felix, du weilst bei mir, auch wenn ich deine Stimme nicht höre. Ich war gestern heftig gegen dich, das thut mir sehr leid. Ich trage dich doch in mir herum, ganz nach deiner Lehre vom Geist des Menschen, der in den Andern übergeht. Das

Stück Felix, welches ich in mir bewahre, wollen wir heut in Ehren halten und still ausdauern in dem häßlichen Hause."

Sie öffnete die Vorhänge. „Es wird wieder ein trüber Tag, die Finken sitzen schon am Fenster und schreien nach der säumigen Frau, die heut das Frühstück ihrer Kleinen verschlief. Draußen blüht es, und die großen Blätter des Rhabarbers blähen sich vor Behagen in der feuchten Luft. Dem Vater aber muß des Regens zu viel werden, die Saat leidet. Nicht Jedem kann es der liebe Gott zugleich recht machen, begehrlich sind wir Alle.

„In der Heimath schwatzen sie über mich. Die Nachbarin sagte nicht das Aergste was sie wußte. Dergleichen bin ich nicht gewohnt. Als ich das Weib meines Felix wurde, da meinte ich enthoben zu sein über jede Niedrigkeit der Erde, jetzt aber fühle ich die Stiche in meiner Seele."

Sie hielt die Hand über die Augen. „Keine Thräne heut?" rief sie aufspringend. „Wenn die Gedanken mir wild umherziehen, ich will mir selbst beweisen, daß auch ich etwas von einem Gelehrten habe, ich will ruhig auf mein eignes Herz sehen, und sein Pochen stillen durch kluges Nachdenken. Als er zuerst zu uns kam und der schöne Inhalt seiner Rede mich aufregte, da verfolgte mich sein Bild in meine Kammer; ich nahm ein Buch, aber ich wußte nicht, was ich las, ich ergriff eine Rechnung, aber ich konnte nicht mehr zusammenzählen, ich merkte, daß es wild in mir werden wollte. Und es war doch ein Unrecht, so an einen Mann zu denken, der mir derzeit noch ein Fremder war. Da ging ich mit meiner Angst in die Kinderstube, räumte allen Geschwistern ihre Sachen auf und sah nach, ob die Knaben etwas zerrissen hatten. Ich war damals ein sehr hausbackenes Ding. Ach, ich bin's immer geblieben; ich hoffe, heut soll es mir helfen. Ich suche den leichten Kram zusammen. Denn mir ist doch, als wäre mir die Reise nahe, dafür ist gut, wenn Alles gerüstet ist." Sie öffnete Schrank und Kommode, zog ihren Koffer hervor und packte ein.

„Wohin?" frug sie leise, „in die Weite? Wie lange ist's her, da hatte ich große Flügel wie eine Schwalbe und flog mit meinen Gedanken froh in die Fremde, und jetzt sind dem armen Schwälbchen die Flügel gelähmt, ich sitze allein auf meinem Zweig, ich möchte mich tief verstecken in die Blätter und ich fürchte mich vor dem Flattern und Schwatzen der Nachbarn." Sie stützte das Haupt müde in die Hand. „Wo soll ich hin?" seufzte sie, „zum Vater soll ich nicht, wie soll ich jetzt Berge und alte Säulen mit Freude schauen? wie kann man ein Herz haben für die Bilder der Natur und für das Treiben vergangener Völker, wenn das eigene Leben nicht in Ordnung ist?

„Man soll sich immer betrachten als das Kind des ganzen Menschengeschlechts, sagt mein Felix, und das Haupt frei halten für den hohen Gedanken, daß die Millionen Gestorbener und Lebender mit uns verbunden sind zu einer unauflöslichen Einheit. Wer aber nimmt mir ab, von denen, die waren und um mich sind, was mir durch die Seele stürmt und was stets auf's Neue quälend in mir aufsteigt? wer löst mich von der Unzufriedenheit mit mir selbst und von einer heißen Angst um das Kommende? Ach, es ist eine Lehre für die großen Stunden des Menschen, wo er ruhig um sich schaut, aber die Lehre ist zu hoch für den armen Gequälten."

Sie nahm die kleine Bibel von dem Schrank, welche ihr der gute Pfarrer auf dem Stein beim Abschied geschenkt hatte, und zog sie aus ihrer Kapsel. „Ich habe lange versäumt, in dir zu lesen, liebes Buch, denn wenn ich deine Blätter aufschlage, so fühle ich mich wie ein doppeltes Wesen, die alte Ilse wird lebendig, die einst deinen Worten ohne Grübeln vertraute, und dazwischen sehe ich wieder mit den Augen meines Mannes prüfend auf manche Blätter, und ich frage, ob auch noch jeder Ausspruch, den ich hier finde, mein Gedanke sein darf. Das kindliche Vertrauen habe ich verloren, und was ich dafür erhalten, ich fühle, daß es vor Unsicherheit nicht schützt.

Auch wenn ich die Hände zusammenlege und bitte, wie ich als Kind gelernt, so weiß ich, daß ich um nichts bitten darf, als um die Kraft, selbst zu überwinden, was mir den Muth beschwert."

Der Gärtner trat in das Zimmer, heut wie jeden Morgen, und bot einen Korb Blumen, welchen der Herr des Schlosses ihr sandte. Ilse fuhr auf und wies nach dem Tisch. „Setzen Sie hin," sagte sie kalt, ohne den Korb zu berühren. Sonst hatte sie dem Mann oft ihre Freude gezeigt an dem schönen Blüthenschmuck, den er gezogen, und der Gärtner, dem immer weh that, daß die vornehmen Herrschaften über das Seltenste wegsahen, hatte sich an den warmen Antheil der fremden Frau so gewöhnt, daß er jeden Morgen selbst die Blumen brachte und ihr die neuen Lieblinge des Glashauses nannte. Das Beste, was er hatte, schnitt er für sie ab. „Die Andern merken es doch nicht," sagte er, „und sie behält auch die lateinischen Namen."

Heut setzte er gekränkt den Blumenkorb hin. „Es sind neue Pantoffelblumen dabei," begann er vorwurfsvoll, „es ist mein Sortiment, Sie sehen diese Arten nicht wieder." Ilse fühlte das Leid des Gärtners, sie trat mit Ueberwindung an den Tisch und sagte: „Wohl sind sie sehr schön. Aber die Blumen, lieber Herr, verlangen auch ein leichtes Herz, und das fehlt mir jetzt. Ich verdiene heut Ihre Freundlichkeit schlecht, seien Sie mir darum nicht böse."

„Wenn Sie nur auf die graugefleckten achten wollen," rief der Gärtner in Künstlerbegeisterung, „diese sind mein Stolz und sonst nirgend in der Welt zu haben."

Ilse rühmte die grauen. Manches Jahr habe ich mich gemüht," fuhr der Gärtner fort, „ich habe Alles gethan, um guten Samen zu erhalten, immer kam Gewöhnliches. Als ich fast den Muth verloren hatte, blühten in einem Jahre alle die neuen Arten. Nicht meine Kunst that es," fügte er ehrlich hinzu, „es ist ein Geheimniß der Natur, sie hat mir das Glück gegeben und meine Sorge abgethan ganz auf einmal."

„Sie hatten sich doch darum bemüht und wacker das Ihre gethan,“ antwortete Ilse, „handelt man so, dann mag man auch dem guten Geiste des Lebens vertrauen.“

Der Gärtner ging beruhigt von dannen, Ilse sah auf die Blumen. „Auch er, der euch zu mir sandte, ist mir zur Angst geworden. Und doch war er der Einzige hier, der mir gleichmäßige Freundlichkeit und eine gute Haltung gezeigt hat. Felix hat recht, es ist für uns kein Grund, seinetwegen unruhig zu sein. Wer weiß, ob er große Schuld hat an den häßlichen Reden, die um dieses Haus fliegen. Ich darf ihm nicht Unrecht thun. Aber wenn ich seine Blumen betrachte, ist mir jetzt, als läge eine Natter darin, denn ich weiß nicht, ist seine Seele lauter oder unrein, ich verstehe seine Art nicht, und das macht unsicher und argwöhnich.“ Sie stieß den Korb weg und wandte sich ab.

Das Mädchen, welches ihr zur Bedienung übergeben war, kam betrübt in das Zimmer und bat, ihr bis morgen Urlaub zu geben, weil ihre Mutter auf einem Dorf in der Nähe schwer erkrankt sei. Ilse erkundigte sich gütig nach der Krankheit, gab ihr mit Wünschen und gutem Rath die erbetene Freiheit. Das Mädchen schlich verstört aus der Thür, Ilse sah ihr traurig nach. „Auch ihr ist das Herz schwer. Es trifft sich gut, daß Felix nicht zu Hause ist, da kann ich mir allein helfen. Es wird ein stiller Tag werden, nach dem Sturm von gestern ist mir das recht.“

Wieder klopfte es, der Kastellan vom Schlosse brachte die Briefe, welche ihm der Postbote auch für den Pavillon abgab. Es waren heut Briefe der Geschwister, die den regelmäßigen Verkehr zwischen dem Stein und seiner entfernten Tochter unterhielten. Ueber das ernste Gesicht von Frau Ilse flog ein Strahl der Freude.

„Das ist ein guter Morgengruß,“ sagte sie, „ich will heut meiner Bande ausführlich antworten, wer weiß, ob in den nächsten Wochen Zeit dafür ist.“ Sie eilte an den Schreibtisch,

las, lachte und schrieb, die Angst war von ihr genommen, sie plauderte als frohes Kind in den Redensarten und Gedanken der Kinderstube. Darüber verrannen die Stunden, Gabriel trug das Mittagsmahl auf und ab. Als er sie am Nachmittag wieder über die Briefe geneigt fand, blieb er hinter ihr stehen und kämpfte mit sich, ob er sie anreden sollte, aber da Ilse so tief in ihre Arbeit versenkt war, nickte er vor sich hin und schloß die Thür.

Zuletzt schrieb Ilse an den Vater. Wieder wurde ihr das Haupt schwer, und aus der Tiefe stieg die Angst und legte sich brennend um ihre Brust. Sie sprang vom Schreibtisch auf und ging heftig durch das Zimmer. Da, als sie dem Fenster nahe kam, sah sie, daß der Herr des Schlosses langsam auf dem Kieswege dem Pavillon zuschritt.

Ilse trat schnell zurück. Nicht ungewohnt waren ihr die kurzen Besuche des Fürsten, heut aber blickte sie scheu auf die Wände, das Blut schoß ihr zu dem Herzen, sie preßte die Hände auf die Brust und rang nach Fassung.

Die Thür flog auf. „Ich komme zu hören,“ begann der Fürst, „wie Sie die Einsamkeit dieser Stunden ertragen. Auch mein Haus ist geräumt, die Kinder sind von mir gezogen, es ist leer unter dem Schiefer des großen Baues.“

„Ich habe die Muße benützt mit entfernten Freunden zu verkehren,“ antwortete Ilse. Sie wollte heut die Namen der Kinder vor dem Fürsten nicht nennen.

„Gehört zu diesen Freunden auch das kleine Volk, welches in der Ferne auf dem Steine umherspringt?“ frug der Fürst lächelnd, „haben die Kinder vom Gute wieder ihre Wünsche an's Herz gelegt?“ Er ergriff einen Stuhl und lud Ilse zum Sitzen ein.

Seine Haltung gab auch ihr größere Ruhe, er sah in diesem Augenblick aus wie ein kluger und wohlwollender Mann.

„Ja, Hoheit,“ versetzte Ilse. „Diesmal aber war meine jüngere Schwester Luise die eifrigste Briefstellerin.“

„Verspricht sie Ihnen ähnlich zu werden?“ frug der Fürst freundlich.

„Sie ist jetzt zwölf Jahr,“ versetzte Ilse gehalten, „sie hat Gefühle über Alles, und ihre Phantasie fliegt um jeden Strohhalm. Es sieht fast aus, als ob sie die Dichterin der Kinderstube sein wollte. Ich weiß nicht, wie dieser phantastische Sinn in unsere Wirthschaft gekommen ist. Sie erzählt mir in ihrem Brief eine ganze lange Geschichte, die ihr selbst begegnet sei, und die doch nichts ist als ein kleines Mährchen, das sie irgendwo gelesen hat. Denn seit ich in der Stadt bin, sind mehr Mährchenbücher auf den Stein gekommen, als in meiner Jugend.“

„Wahrscheinlich ist es nur kindliche Eitelkeit,“ sagte der Fürst freundlich, „welche sie antreibt eine Erfindung für Wahrheit auszugeben.“

„So ist es auch,“ antwortete Ilse lebhafter. „Sie will sich im Walde verirrt haben, und als sie einsam unter den Pilzen saß, kamen die kleinen Thiere unseres Hofes, die sie sonst füttert, die weiße Maus im Käfig, das Kätzchen und der Schäferhund, setzten sich um sie und liefen vor ihr her, bis sie sich aus dem Walde fand. Die Katze neben der Maus, Hoheit, das war dumm! Diese Geschichte erzählt sie dreist als Wirklichkeit und fordert mich noch auf sie rührend zu finden. Das wurde doch zu arg, ich habe ihr aber auch meine Meinung gesagt.“

Der Fürst lachte, er lachte von Herzen. Es war ein seltener Klang, der an den Wänden des dunklen Zimmers dahinzog, und verwundert schaute der Liebesgott oben auf den lustigen Mann herab. „Darf ich fragen, welche Kritik dem poetischen Gemüth zuertheilt wurde?“ frug der Fürst. „In dem Mährchen ist doch eine poetische Idee, daß Freundlichkeit, welche man Andern erwiesen, zur rechten Stunde wieder vergolten wird. Das ist leider nur Dichtereinfall, die Wirklichkeit kennt solche Dankbarkeit selten.“

„Man soll auch im Leben nicht auf fremde Hülfe bauen," versetzte Ilse fest. „Und man soll Freundlichkeit Andern nicht erweisen, damit sie vergolten wird. Es ist ja besondere Freude, wenn ein Ton, den man in die Welt gerufen hat, als Echo wieder herzlich zu uns zurückklingt, aber man soll nicht darauf vertrauen; ein verirrtes Kind soll tapfer seine fünf Sinne zusammennehmen, damit es den Weg zur Heimath selbst findet. Vor Allem aber soll man nicht poetische Einfälle für ein erlebtes Ereigniß ausgeben. Darüber gab's wieder Schelte, denn, Ew. Hoheit, Mädchen in diesen Jahren muß man immer zu richtiger Besinnung zwingen, sie verlieren sich leicht in Träumerei."

Der Fürst lachte wieder. Wo weilen die klugen Thiere, Frau Ilse, welche dir freundlichen Rath geben in deiner Noth?

„Sie waren zu streng," fuhr der Fürst fort. „Auch uns Erwachsenen täuscht die Hexe Phantasie ewig das Urtheil; man ängstigt sich ohne Grund und man hofft und vertraut ohne Berechtigung. Wer immer vermöchte, das unbefangene Urtheil über die eigene Lage zu bewahren, der wäre so frei, daß er das Leben schwerlich noch ertrüge."

„Die Phantasie verwirrt uns," antwortete Ilse umherblickend, „aber sie warnt uns auch."

„Was ist alle Wärme der Empfindung, jede Hingabe an andere Menschen?" fuhr der Fürst traurig fort, „nichts als ein feiner Selbstbetrug. Wenn ich jetzt mir mit der frohen Empfindung schmeichle, daß es mir gelang, einen Antheil auch an Ihrem Herzen für mich zu gewinnen, zuletzt ist auch das nur eine Täuschung; aber es ist ein Traum, den ich mir sorgfältig erhalte, denn er thut mir wohl. Mit einem Genuß, den ich lange entbehrt, höre ich auf die ehrlichen Worte Ihrer Stimme, und mich peinigt der Gedanke, daß ich dies anmuthige Behagen je wieder missen soll. Es hat für mich höheren Werth, als Sie wohl meinen."

„Ew. Hoheit sprechen zu mir, wie zu einem recht guten Freunde," versetzte Ilse sich hoch aufrichtend, „und wenn ich

den Ausdruck, womit Sie mir dies Gütige sagen, zu Herzen nehme, so muß ich glauben, daß Ihnen ganz so zu Muthe ist, wie Sie reden. Mir aber stört jetzt dieselbe Phantasie, welche Sie tadeln und loben, auch das Vertrauen, welches ich gern zu Ew. Hoheit haben möchte. Und ich will darüber nicht schweigen, denn mir thut weh, nach solchem lieben Wort etwas gegen Sie auf dem Herzen zu behalten." Sie stand schnell auf. „Mir stört meinen Frieden, daß ich in einem Hause wohne, welches der Fuß anderer Frauen meidet."

Der Fürst blickte überrascht auf die Frau, welche mit fester Haltung die innere Unruhe beherrschte. „Die Wahrsagerin," murmelte er.

„Ew. Hoheit wissen so gut, welche Dienste die Phantasie thut," fuhr Ilse schmerzlich fort. „Mich hat sie gequält, und mir wird schwer in diesem Raum an die Achtung zu glauben, deren Ew. Hoheit mich versichern."

„Was hat man Ihnen zugetragen?" frug der Fürst mit scharfem Ton.

„Was Ew. Hoheit aus meinem Munde zu hören nicht verlangen dürfen," versetzte Ilse stolz. „Es ist möglich, daß ein Herr vom Hofe über dergleichen gleichgültiger denkt. Das sage ich mir selbst. Mir aber hat Unglück gebracht, daß ich hier bin. Es ist ein Fleck auf einem saubern Gewande, mein Auge haftet starr darauf, ich wasche ihn weg mit meiner Hand, und doch liegt er immer wieder vor mir, denn es ist ein Schatten, der von außen darüber fällt."

Der Fürst sah finster vor sich hin. „Ich benütze die Ausreden nicht, welche Sie selbst dem Herrn eines Hofes in den Mund legen, denn ich fühle in diesem Augenblicke tief und leidenschaftlich wie Sie, daß man Ihnen ein Unrecht gethan. Ich habe nur eine Entschuldigung," fuhr er in gehobener Stimme fort, „Sie kamen her, mir fremd, und wenig ahnte ich, welchen Schatz man in meiner Nähe barg. Seitdem haben Sie bei kurzem Gruß und Kommen für mich eine Bedeutung

gewonnen, der ich mich widerstandslos hingebe. Selten erlaubt mir das Schicksal unverhüllt zu sagen, was ich empfinde. Ich scheue mich, die hochtrabenden Worte eines Jünglings zu gebrauchen, denn ich will Sie nicht beunruhigen. Glauben Sie aber nicht, daß ich gegen Sie weniger stark fühle, weil ich meine Bewegung zu verbergen weiß."

Ilse stand in der Mitte des Zimmers, ein flammendes Roth fuhr ihr über die Wangen. „Ich bitte Ew. Hoheit kein Wort weiter zu sprechen, denn mir ziemt nicht das zu hören."

Der Fürst lächelte bitter. „Schon habe ich Sie verletzt, und Sie machen mir schnell deutlich, daß eine Täuschung war, wenn ich auf Ihre Neigung hoffte. Und doch bin ich Ihnen gegenüber so arm, daß ich Sie bitte, Ihr Mitgefühl einer Leidenschaft nicht zu versagen, die so heiß in mir glüht, daß sie mir in dieser Stunde die Herrschaft über mich selbst genommen hat."

Ilse flüsterte vor sich hin: „Hinweg von hier!"

„Entsagen Sie diesem Gedanken," rief der Fürst außer sich. „Ich kann Ihren Anblick, den Klang Ihrer Stimme nicht entbehren. Wie spärlich er mich erfreut, er ist das Glück meiner Tage, in einem Leben ohne Freude und Liebe das einzige große Gefühl. Daß ich Sie mir nahe weiß, hält mich aufrecht im Kampfe gegen Gedanken, die mich in düsteren Stunden betäuben. Wie der andächtige Wanderer auf das Glöcklein des Eremiten lauscht, so horche ich auf den leisen Ton, der aus Ihrem Leben in das meine klingt. Lassen Sie sich die Hingabe des einsamen Mannes gefallen," fuhr er ruhiger fort. „Ich gelobe, Ihr Zartgefühl nicht mehr zu kränken, ich gelobe, mich mit dem Anrecht an Ihr Leben zu begnügen, das Sie mir in freier Wahl geben."

„Mich aber reut jedes Wort, das ich zu Ew. Hoheit gesprochen, und mich reut jede Stunde, in der ich ehrfürchtig Ihrer gedacht,' rief Ilse in aufloderndem Zorn. „Ich war

ein armes gläubiges Kind," fuhr sie außer sich fort, „und ich habe für meinen Fürsten die Hände gefaltet, ehe mein Auge ihn gesehen, jetzt, da ich ihn kenne, graut mir vor ihm, und ich raffe mein Kleid zusammen und spreche: Hebe dich weg von mir."

Der Fürst fiel in einen Stuhl. „Es ist ein alter Fluch, der aus diesen Wänden in mein Ohr braust, es ist nicht Ihre Seele, die mich von sich stößt. Von Ihren Lippen soll nur das Wort der Liebe und des Erbarmens kommen. Nicht der Versucher bin ich, selbst ein Wanderer in der Wüste, nichts um mich, als öder Sand und starrer Fels. Und ich höre verschmachtend ein Kinderlachen, ich sehe die blondgelockte Schaar bei mir vorüberziehen, ich sehe zwei Augen mit warmem Gruß auf mich geheftet, und eine Hand, die dem Müden mit der gefüllten Schale zuwinkt, und wie ein Nebelbild ist Alles verschwunden, ich bleibe allein und ich verderbe." Er schlug die Hände vor die Augen. Ilse erwiederte kein Wort, sie stand abgewandt und blickte durch das Fenster nach den Wolken, welche flüchtig am Himmel zogen.

Es war still im Zimmer. Keines regte sich und Keines sprach. Langsam erhob sich der Fürst, er trat vor Ilse, wie verglast waren seine Augen, und seine Bewegungen mühsam und gezwungen. „Hat Sie verletzt, was ich in überströmendem Eifer sprach, so vergessen Sie es. Ich habe Ihnen gezeigt, daß auch ich noch nicht frei von der Schwäche lebe, vergeblich auf einen verwandten Herzschlag zu hoffen. Denken Sie nur daran, daß ich ein Irrender bin, der bei Ihnen Trost gesucht hat, es war eine demüthige Frage, können Sie keine Antwort geben, so zürnen Sie doch dem armen Bittenden nicht." Ein langer Blick fiel auf sie, heiße Leidenschaft, tödtlich verletzter Stolz und etwas anderes, das der Frau Entsetzen erregte, lag in seinem Auge, fest und starr sah auch sie ihm in das Antlitz, er hob warnend den Finger und schritt zur Thür hinaus.

Sie lauschte auf die Tritte des Schreitenden, sie merkte

jede Treppenstufe, die er hinabstieg, als sich die Hausthür hinter ihm schloß, riß sie an der Klingel.

Gabriel, der im Vorzimmer gestanden, trat schnell herein. „Ich will fort von hier,“ rief Ilse.

„Wohin, Frau Professorin?“ frug der erschrockene Diener.

Wohin? brauste es in Ilse's Ohr.

„Zu meinem Mann,“ rief sie, aber als sie die eigenen Worte hörte, fuhr sie zusammen; auch er war in einem Hause des Fürsten, er war bei der Tochter des argen Mannes, er selbst nicht sicher dort, sein Weib nicht sicher bei ihm. Wohin? wirbelte ihr im Hirn. Beim Vater auf dem Stein war der Sohn des argen Mannes; sie dürfe nicht hinkommen, hatte die Nachbarin gesagt. Sie senkte betäubt das Haupt, das Gefühl der Hülflosigkeit legte sich centnerschwer auf sie. Aber sie erhob sich wieder und trat nahe zu Gabriel. „Ich will dies Haus verlassen,“ sagte sie, „ich will diese Stadt verlassen, noch heut, auf der Stelle.“ Der Diener rang die Hände. „Ich wußte, daß es so kommen würde,“ rief er.

„Sie wußten es?“ frug Ilse finster, „und ich nicht und mein Gatte nicht? Lag denn auf der Straße für Jedermann sichtbar, was ihm und mir Geheimniß war?“

„Ich merkte, daß es hier sehr unheimlich ist,“ antwortete Gabriel, „und daß Niemand dem vornehmen Herrn traut, welcher dort hinausging. Wie durfte ich Ihnen sagen, was nur mein einfältiger Gedanke war?“

„Es ist nicht gut, wenn man sich zu wenig um die Reden der Leute kümmert,“ versetzte Ilse. „Ich will an einen Ort, wo ich eine Frau finde, Gabriel. Schaffen Sie mir sogleich einen Wagen und begleiten Sie mich zur Frau Oberamtmann. Wir lassen Alles hier, Sie kehren in das Haus zurück, damit Sie zur Stelle sind, wenn mein Mann eintrifft.“

„Woher soll ich den Wagen nehmen?“ frug Gabriel zögernd.

„Aus der Stadt, und nicht aus dem Marstall.“

Gabriel stand und überlegte, endlich sagte er kurz: „Ich gehe, Frau Professorin, haben Sie die Güte zu verhindern, daß der Lakai nicht zusieht, wenn Sie sich zur Reise bereiten."

„Niemand darf es wissen," rief Ilse heftig. Gabriel eilte hinaus, Ilse verriegelte die Thür und flog in das Nebenzimmer. Dort suchte sie das Unentbehrliche für die Reise zusammen, Hut und Hülle. Sie schloß alle Behälter und packte die Schlüssel in ein Bund. „Wenn Felix kommt, soll er nicht sagen, daß ich kopflos entlaufen sei." Sie ging auch an seinen Arbeitstisch und versiegelte die Briefe in einem Packet. „Damit kein neugieriges Auge auf euch blickt," sagte sie. Als sie die Briefe der Kinder und ihre eigenen Antworten zusammenschloß, überfiel sie ein Schauer und sie barg das Bündel schnell unter den übrigen Schriften. Sie war fertig, Gabriel kehrte noch nicht zurück, er säumte lange. Mit festem Schritt ging sie durch die Zimmer. „Fremder seid ihr mir geworden, je länger ich hier weilte. Die Pracht des ersten Abends, wo ist sie geblieben? Es war ein kalter Glanz, feindselig meinem Leben, könnte ich jede Erinnerung an euch aus der Seele reißen, es wäre mir lieb." Sie setzte sich auf die Stelle, wo sie in der Nacht über den schlafenden Gatten geblickt. „Das war der letzte traurige Blick auf sein liebes Haupt, wann sehe ich es wieder? Ich gehe von dir, mein Felix. Wer uns das gesagt hätte, als wir nebeneinander vor dem Altare standen! Ich lasse dich zurück unter argdenkenden Menschen, dich, auch dich in Gefahr, und ich gehe allein in die Fremde, Rettung für mich zu suchen, weit weg von dir. Wer uns das gesagt noch vor wenig Tagen, ich hätte ihn einen Lügner gescholten in sein Angesicht. Ich gehe, mein Felix, um mich zu retten für dich, denke daran," bat sie vor dem Lager, „und zürne mir nicht. Um Kleineres ginge ich nicht." Sie sank an den Kissen nieder und rang die Hände in thränenlosem Schmerz. Lange lag sie so, endlich pochte es an der äußern Thür, sie sprang auf

und öffnete, aber sie fuhr zurück, als sie in das bleiche Antlitz des treuen Dieners sah.

„Ich habe keinen Wagen bestellt," denn es würde nichts nützen."

„Was heißt das?" frug Ilse finster.

„Der Wagen, welcher hier vorfährt, würde die Frau Professorin nicht dahin bringen, wo Sie wollen, nur dahin, wo Andere wollen."

„So gehen wir selbst und nehmen in der Stadt ein Fuhrwerk, wie es auch sei."

„Wohin wir gehen," versetzte Gabriel, „werden wir beobachtet, wenn ich einen Wagen rufe, wird er wieder abbestellt."

„Sie sind selbst erschrocken, Gabriel, und Sie sehen Gefahren, wo keine sind," versetzte Ilse unwillig.

„Wenn auch ein ehrlicher Mann Sie zu der Frau Oberamtmann fährt," fuhr Gabriel fort, „so ist doch zweifelhaft, ob Sie auf dem Gute ankommen. Sehen Sie den Mann dort unten am Schlosse? Er geht langsam wie ein Spaziergänger, aber er verwendet kein Auge von diesem Hause. Das ist einer von unsern Wächtern, und er ist nicht der einzige."

„Wer hat Ihnen das gesagt?" frug Ilse.

„Ich habe einen guten Freund hier, der zum Schlosse gehört," versetzte Gabriel zögernd, „zürnen Sie nicht, Frau Professorin, daß ich bei ihm anfrug, denn er kennt alle Schliche. Es ist ja möglich, sagt mir dieser, daß es glückt. Denn man kann die Leute in der Stadt doch nicht zu Räubern oder Betrügern machen, aber es ist unsicher und gefährlich."

Ilse ergriff ihren Hut und Mantel.

„Ich gehe, Gabriel," sagte sie ruhig. „Wollen Sie mich auf meinem Gange begleiten?"

„Liebe Frau Professorin, wohin Sie wollen," rief Gabriel. „Hören Sie aber erst auf meinen Vorschlag. Der Bekannte meint, das Sicherste ist, wenn der Herr Oberamtmann Sie selbst abholen kommt und zwar am Abend. Die Abende sind

finster, und Sie können dann vielleicht aus dem Hause gehen, ohne daß der Lakai oder ein Anderer es bemerkt."

„Eine Gefangene!" rief Ilse. — „Wer ist Ihr Bekannter?" frug sie Gabriel scharf ansehend.

„Er ist sicher wie Gold," betheuerte Gabriel, „und ich werde es der Frau Professorin später gern erzählen, nur heut bitte ich mich nicht zu fragen, denn er hat wegen seiner eigenen Sicherheit gefordert, daß kein Mensch von ihm erfahre."

„Ihrer Treue vertraue ich," versetzte Ilse kalt, „aber Sie selbst können getäuscht werden. Fremdem Rath folge ich nicht."

„Er hat mir ein Pferd angeboten," rief Gabriel, „es steht bereits vor der Stadt. Wenn Sie mir eine Zeile an den Herrn Oberamtmann mitgeben, ich reite selbst und bringe den Wagen bei guter Zeit."

Ilse sah finster auf den Diener. „Darüber vergehen viele Stunden, ich will nicht allein hier bleiben. Ich gehe zu Fuß auf der Landstraße zu meinen Freunden."

„Sehen doch Frau Professorin nach dem Himmel, ein Wetter zieht herauf."

„Es ist mir recht," rief Ilse, „ich gehe nicht zum ersten Mal durch den Regen. Wollen Sie mich nicht begleiten, so erwarten Sie hier meinen Mann und sagen ihm, ich wäre hinausgegangen auf meine Heimath zu, wenn ich bei guten Leuten bin, werde ich ihm schreiben."

Gabriel rang die Hände, Ilse knüpfte Hut und Mantel um.

Da erhob sich unten im Hausflur ein lauter Wortwechsel, Gabriel riß die Thür auf, eine fremde Baßstimme zürnte heftig gegen den Lakaien: „Ich aber sage Ihnen, Levkoy, oder was für eine Pflanze Sie sonst sind, ich bin nicht der Mann, der sich die Thür vor der Nase zuschlagen läßt; sie ist zu Hause."

Ilse warf Hut und Mantel von sich, sprang an die Treppe und rief hinunter: „Herr Hummel!"

„Gehorsamster Diener, Frau Professorin," rief Hummel herauf. „Ich komme sogleich, ich will nur erst diesem Major-

domus meine Hochachtung aussprechen. Sie sind ein Intrigant, Herr, und ein Subject, dem ich diejenige Behandlung wünsche, welche es verdient: dreijährige Hasel und stramm angezogen. Ich komme, Frau Professorin.“ Er stieg schwerfällig die Treppe herauf, Ilse flog ihm entgegen, führte ihn an der Hand in ihr Zimmer, und so übermächtig wurde ihr jetzt die Erschütterung, daß sie ihr Haupt auf seine Schulter legte und weinte.

Herr Hummel hielt still und sah theilnehmend auf Frau Ilse.

„Also das ist Hofbrauch?“ frug er leise, „und in diesem Tone wird hier Conversation gemacht?“

„Mein Gatte ist verreist, ich will hinweg Herr Hummel, helfen Sie mir in's Freie.“

„Das ist ganz mein Fall,“ versetzte Hummel, „ich bin ohnedies mitten in einem Entführungsgeschäft; ich komme in diese Stadt, um Ihnen wegen meiner Tochter Laura eine Bitte vorzutragen und bei schwarzen Herren hierselbst Einiges in Ordnung zu bringen. Wohin wollen Sie reisen?“

„Zu guten Freunden, welche mich in das Haus meines Vaters bringen.“

„Dies ist der rechte Weg,“ versetzte Hummel. „In verzweifeltem Fall, wenn Alles in der Welt wankt, soll das Kind zum Vater zurück. Diese Treue bleibt, sie ist zwanzig Jahr alt, bevor die des Mannes anfängt. Da Ihr Herr Vater nicht vorhanden ist, so erlauben Sie, daß ein Anderer, der auch weiß, was die Sorge um ein Kind heißt, bei Ihnen die Stelle des Vaters vertritt.“

Ilse hielt sich an ihm fest, Hummel drückte ihr in seiner Weise zart die Hand, es war doch ein kräftiger Druck.

„Jetzt Ruhe und kaltes Blut. Es kann keine geringe Sache sein, welche Sie so stark bewegt. Ich verlasse Sie nicht eher, bis ich Sie gut aufgehoben weiß.“ Er sah auf Gabriel, der ihm ein Zeichen machte. „Sie also, Frau Professorin, kümmern sich um gar nichts. Setzen Sie sich ruhig hin und erlauben Sie, daß ich

mich mit Gabriel bespreche. Ich sorge Ihnen für Alles, und ich stehe für Alles."

Ilse blickte ihn dankbar an und setzte sich gehorsam nieder. Hummel winkte Gabriel in das Nebenzimmer. „Was ist hier vorgefallen?" frug er.

„Der Herr ist auf einige Tage verreist, unterdeß ist man unartig gegen die Frau Professorin geworden, hier gehen große Schlechtigkeiten vor, man will sie nicht abreisen lassen."

„Meine Miether nicht abreisen lassen?" rief Herr Hummel, „lächerlich! Ich habe einen Reisepaß bis Paris in der Tasche, wir springen über dieses Land hinweg wie Heupferde. Ich hole sogleich eine Fuhre." Gabriel schüttelte den Kopf. Die Vertrauten handelten eine Weile mit einander. Herr Hummel kam zurück und sagte mit größerem Ernst zu Ilse: „Jetzt bitte ich, setzen Sie sich an den Schreibtisch, und verfassen Sie einige Zeilen an den Herrn Oberamtmann; an den Mann und nicht an die Frau, sonst giebt's Confusion; er soll sogleich nach Empfang dieses Schreibens mit einem geschlossenen Wagen hierher kommen, er soll in der Vorstadt beim schwarzen Bär mit dem Wagen halten, er soll seinen Wagen nicht verlassen, es wäre ein großer Freundesdienst. Weiter nichts. Diesen Brief schafft Gabriel an die Adresse. Wie er ihn besorgt, ist ganz seine Sache und kümmert uns nicht, will er fliegen, wie dieser zweideutige Genius an der Decke, welcher seinen Paletot vergessen hat, so wird das um so besser sein. Also der Brief ist fertig, verzeihen Sie, wenn ich ihn lese. Alles richtig und genau. Schnell fort, Gabriel. Sobald Sie beim Schlosse vorüber sind, dann Carriere, bis dahin benehmen Sie sich als ruhiger Menschenfreund, ich erlaube Ihnen, meinen Dessauer zu pfeifen, wenn Sie das im Stande sind. Sollte man Sie fragen, so besorgen Sie für mich Geschäfte."

Gabriel eilte zur Thür hinaus. Hummel rückte sich einen Stuhl vor Frau Ilse und sah auf seine Uhr. „Sie werden fünf Stunden auf den Wagen warten, wenn Alles gut geht.

Unterdeß müssen Sie mich bei sich ertragen, ich verlasse dieses Haus nicht ohne Sie. Lassen Sie sich den Aufschub nicht leid sein, mir ist er lieb, denn ich habe mit Ihnen als mit einer braven Frau, vor welcher ich mit wahrem Respect den Hut abnehme, auch über meine Angelegenheiten zu sprechen, welche mir sehr auf dem Herzen liegen. Wir haben Zeit genug dafür. Ich habe auch dem Herrn Professor einige Papiere mitgebracht, es kommt wenig darauf an, sie werden aber hier auf den Tisch gelegt, damit wir als Geschäftsleute einander gegenüber sitzen. Dann aber werde ich mich freuen, wenn Sie dem Judas im Bedientenzimmer meinetwegen einen Auftrag geben. Haben Sie jedoch die Güte, vorher Alles wegzuräumen, was daran erinnert, daß Sie von mir entführt sein wollen."

Ilse sah ihn unsicher an. „Was darf ich dem Mann sagen, Herr Hummel?"

„Sie sind eine so gute Hausfrau," versetzte Hummel verbindlich, „daß ich Ihnen durchaus überlassen kann, was Sie mir vorsetzen wollen. Ich bin den ganzen Tag gereist." Er machte eine kleine Handbewegung nach seiner Weste.

Ilse sprang auf, sie mußte trotz ihrer Angst lächeln über das sorgliche Wesen des Hauswirths. „Verzeihen Sie mir, Herr Hummel."

„Das ist die rechte Stimmung," versetzte Hummel, „es giebt kein besseres Mittel gegen das Tragische, als einen gedeckten Tisch. Ich bitte deßhalb nicht um einen Teller, sondern um zwei, es würde mir nicht munden, wenn Sie zusehen wollten. Glauben Sie mir, Frau Professorin, die edelsten Gefühle sind unzuverlässig, wenn nicht ein ehrliches Butterbrot gleichsam als Stempel darauf gedrückt worden ist. Das macht ruhig und fest. Und Sie werden heut diese Tugenden noch nöthig haben."

Ilse schellte. „Erscheint das Besteck," fuhr Hummel fort, „so nennen Sie ihm meinen Namen und Firma. Ich reise überhaupt nicht incognito, und ich wünsche hier gar nicht mysteriös betrachtet zu werden."

Der Lakai erschien, Ilse gab ihm Auftrag, in der Restauration das Nöthige zu holen, und frug, wie er dazu gekommen sei, ihre Anwesenheit vor ihrem lieben Hauswirth zu verleugnen.

Der Mann stotterte eine Entschuldigung und entfernte sich eilig.

„Als ich in dies Haus kam, wußte ich bereits, daß hier nicht Alles in Ordnung war. Ich frug im Schlosse nach Ihnen und erhielt keine genügende Auskunft, ich frug hinter dem Schlosse einen Mann, welcher umherstrich, nach Ihrer Behausung. Er sah mich an wie ein Kreuzschnabel. Sie wären verreist, behauptete er, und versuchte, meine Geheimnisse auszupumpen. Darüber gab es eine kurze Unterhaltung, wobei Kreuzschnabel seine Bosheit kund gab, weil ich ihn wegen Unbekanntschaft mit seinem gewöhnlichen Titel einen Spion nannte. Der Wachtposten trat dazu, und ich sah, die Herren Confratres hatten Lust, mich festzuhalten. Da kam ein junger Herr des Weges, frug die Andern nach dem Grund des Lärms, und sagte, er wüßte, daß Sie zu Hause wären. Er begleitete mich bis vor dieses Haus, frug höflich nach meinem Namen, nannte mir auch den seinen, Lieutenant Baumläufer, und rieth, ich sollte mich ja nicht abschrecken lassen, das Dienervolk sei unverschämt, Sie aber würden sich freuen, einen alten Freund zu sehen. Er muß auch Ihnen bekannt sein.“

Der Lakai deckte den Tisch. So oft er Herrn Hummel die Teller bot, sah ihn dieser mit vernichtendem Blick an, und beeiferte sich nicht, ihm sein Amt leicht zu machen. Dagegen bot er Frau Ilse ritterlich die Speisen und ermahnte sie durch ein bedeutungsvolles Räuspern, sich vorzusehen. Während der Diener abräumte, begann Hummel sich zurecht rückend: „Jetzt erlaube ich mir, von unsern Geschäften zu sprechen, es wird ein langer Vortrag, haben Sie Geduld.“

Es war Abend geworden, Finsterniß lag über dem unheimlichen Hause, das Wetter zog herauf, die Fenster klirrten

im Winde und der Regen rauschte. Ilse saß wie im Traum. Zwischen dem heftigen Sturm des versinkenden Tages und der bangen Erwartung einer wilden Nacht lagerte sich vor ihr die behagliche Prosa der Parkstraße, furchtlos, sicher, mit sich und der Welt zufrieden, soweit diese Welt nicht grade ärgerlich wurde. Aber sie fühlte, wie wohlthuend dieser Gegensatz war, sie vergaß sogar ihre eigene Lage und hörte mit inniger Theilnahme auf den Bericht des Vaters. „Ich spreche mit einer Tochter," sagte Herr Hummel, „die zu ihrem Vater zurückgeht, ihr sage ich, was ich Niemandem sonst erzähle, mir ist's hart, zu ertragen, daß mein Kind mich verlassen will." Er sprach über das Kind, welches sie beide liebten, und jeder von ihnen hatte Freude an dem andern. So verrannen einige Stunden.

Der Lakai kam wieder und frug respectvoll die Frau Professorin, ob sie Gabriel weggeschickt.

„Er ist in meinem Auftrage ausgegangen," brummte Herr Hummel gegen den Fragenden, „er besorgt für mich Geschäfte von Geldeswerth, mit denen ich Ihre Ehrlichkeit nicht belästigen wollte. Wenn sich noch Jemand aus der Stadt nach mir erkundigt, so bitte ich Sie zu befehlen, Frau Professorin, daß dieser Mann nicht auch mich verleugnet."

Er sah wieder nach seiner Uhr. „Vier Stunden," sagte er. „War das Pferd gut, und hat Gabriel sich nicht in der Finsterniß verirrt, so können wir ihn jeden Augenblick erwarten. Ist's ihm nicht geglückt, so seien Sie immer ohne Sorgen, ich führe Sie doch aus dem Hause." Unten schellte es, die Hausthür wurde geöffnet, Gabriel trat ein. Die Freude lachte aus seinem Gesicht. „Punkt zehn Uhr hält der Wagen vor der Herberge," sagte er vorsichtig, „ich bin schnell vorausgeritten."

Ilse sprang auf, wieder flog der Schreck des Tages, die Sorge um die Zukunft durch ihr Haupt. „Bleiben Sie sitzen," mahnte Hummel wieder, „starkes Umhergehen ist verdächtig, ich halte unterdeß mit Gabriel hier daneben noch einmal Rath."

Diese Berathung währte lange Zeit, endlich kam Herr Hummel zurück und sagte ernsthaft: „Jetzt, Frau Professorin, machen Sie sich bereit; wir haben eine Viertelstunde zu gehen, lassen Sie sich unser Thun ruhig gefallen, es ist Alles sorgfältig bedacht.“

Herr Hummel schellte, Gabriel, der zu dem Späher im Unterstock zurückgekehrt war, trat ein wie gewöhnlich, er zog Schlüssel und einen Schraubenzieher aus der Tasche. „Ich habe die kleine Hintertreppe schon in den ersten Wochen verschlossen und die Thür mit einer großen Schraube gesperrt, die Leute wissen nicht, daß ich die Schlüssel habe.“ Er ging in einen Nebenraum der Hinterstube und öffnete den Zugang einer verborgenen Treppe. Herr Hummel schlich ihm nach. „Ich will wissen, wo ich wieder eingelassen werden soll,“ sagte er zurückkehrend zu Frau Ilse. „Wenn ich Sie hinausgeführt habe, muß hier Jemand als Ihr Geist umherpoltern, sonst dürfte die ganze Mühe vergeblich sein. Gabriel führt Sie die Hintertreppe hinab, während ich zur Vorderthür hinausgehe und den Lakaien unterhalte. Ich treffe Sie eine kurze Strecke von diesem Hause im Gebüsch, Gabriel führt Sie zu mir; ich werde mich zurechtfinden.“ Ilse faßte ängstlich seine Hand. „Ich hoffe, Alles soll gut gehen,“ sagte Herr Hummel bedächtig. „Sorgen Sie für einen Mantel, der Sie so unkenntlich macht als möglich.“

Ilse flog an den Schreibtisch und schrieb mit fliegender Eil die Worte: „Lebe wohl, Geliebter, ich gehe zum Vater.“ Noch einmal überkam sie der Schmerz, sie rang die Hände und weinte. Hummel stand achtungsvoll zur Seite, endlich legte er die Hand auf ihre Schulter: „Die Zeit verrinnt.“ Ilse sprang auf, schloß den Zettel in ein Couvert, reichte ihn Gabriel und verhüllte schnell ihr Haupt. „Jetzt vorwärts,“ mahnte Herr Hummel mit leisem Gebrumm, „zu beiden Thüren hinaus. Ich gehe zuerst. Ich empfehle mich Ihnen, Frau Professorin,“ rief er laut durch die offene Thür zurück,

„wünsche wohl zu ruhen.“ Wuchtig schritt er die Treppe hinab, der Lakai stand auf den letzten Stufen. Kommen Sie einmal her, Jüngling,“ rief Hummel, „ich wünsche Sie nach Ihrem Tode ausgestopft und vor dem Rathhause aufgestellt als ein Musterbild von Wahrheitsliebe für spätere Zeiten. Wenn ich wiederkomme, und verlassen Sie sich darauf, ich werde mir wieder das Vergnügen machen, Ihnen meine Hochachtung auszusprechen, dann will ich dem Herrn Professor die ganze Erbärmlichkeit Ihres Daseins enthüllen. Ich habe große Lust, Ihre Nichtsnutzigkeit im hiesigen Tageblatte bekannt zu machen damit Sie zur Vogelscheuche werden für Jedermann.“

Der Diener hörte mit gesenkten Augen zu und verneigte sich spöttisch. „Gute Nacht, Höfling,“ rief Herr Hummel hinausgehend, und schlug die Thür hinter sich zu.

Herr Hummel wandelte im Geschäftsschritt vom Hause abwärts zur linken Seite, wo ein Pfad in das Dickicht führte; dort verbarg er seine Gestalt dem trüben Licht der Laternen. Der Regen strömte und der Wind rauschte in den Gipfeln. Herr Hummel sah sich vorsichtig um, als er in die dichte Finsterniß des Platzes trat, an welchem einst Gabriel und der Prinz von den Gespenstern des Schlosses zu einander gesprochen. Ein leises Rascheln im Gebüsch, eine hohe Gestalt trat zu ihm und faßte seinen Arm. „Gut,“ sagte Herr Hummel leise, „vorläufig gerettet. Schnell zurück, Gabriel, und erwarten Sie mich zur Zeit. Wir aber suchen dunkle Wege und meiden die Laternen, im Hellen verbergen Sie Ihr Gesicht unter dem Schleier.“ Ilse schritt am Arm ihres Hauswirths hinein in die Nacht, gedeckt durch den großen Schirm, welchen Herr Hummel über sie hielt.

Im Rücken der Flüchtigen schlugen die Thurmglocken die zehnte Abendstunde, als sich die Umrisse der letzten Herberge vor dem Thor von dem düstern Himmel abhoben. „Nicht früher, nicht später,“ sagte Herr Hummel, und hemmte den Schritt der eilenden Begleiterin. In demselben Augenblick

kam ihnen ein Wagen langsam aus der Finsterniß entgegen. Ilse's Arm zuckte. „Ruhig," bat Herr Hummel, „sehen Sie nach, ob das Ihre Freunde sind."

„Ich erkenne die Blässe," flüsterte Ilse athemlos. Herr Hummel trat an den verdeckten Kutschersitz, auf welchem zwei Männer saßen, und frug mit schnell erfundener Parole: „Kröten?"

„Dorf," antwortete eine feste Stimme. Der Oberamtmann sprang zu Ilse herab, in dem Wagen rührte sich's, ein Zipfel der Lederdecke wurde geöffnet, eine kleine Hand fuhr heraus. Hummel ergriff und schüttelte sie. „Als Zugabe angenehm," sagte er. Ohne ein Wort zu sprechen knöpfte der Oberamtmann die Lederdecke auf. „Meine liebe Freundin," rief von innen eine zitternde Frauenstimme. Ilse wandte sich zu Herrn Hummel. „Keine Worte," sagte dieser, „gute Fahrt." Ilse wurde hineingeschoben, die Frau Oberamtmann faßte Ilse's Arm und hielt ihn kräftig fest. Während Oberamtmann Rollmaus das Leder wieder zuknöpfte, begrüßte ihn Herr Hummel. „Ich freue mich," sagte er. „Für Austausch der Namen ist die Gelegenheit nicht günstig. Auch ist unsere Klasse in der Naturgeschichte nicht dieselbe, aber die Pünktlichkeit zu rechter Stunde war gegenseitig und der gute Wille." Der Oberamtmann schwang sich wieder auf den Kutschersitz und ergriff die Zügel. Er wendete den Wagen, Herr Hummel klopfte noch einmal an das nasse Leder, gemächlich trabten die Pferde in's Freie, dann hörte Herr Hummel einen kurzen Zuruf, mit gestrecktem Lauf ging es in die Finsterniß hinein.

Hummel sah dem Wagen nach, bis dieser durch den dichten Regenschleier verdeckt war, warf noch einen prüfenden Blick auf die leere Straße und eilte wieder der Stadtgegend zu, in welcher das Schloß lag. Durch die entlegenen Theile der Anlagen suchte er den Pavillon; an derselben Stelle, wo Gabriel die Herrin ihm übergeben hatte, tauchte er in den tiefen Schatten der Bäume und tappte vorsichtig durch das nasse Gebüsch bis

an die Hinterseite des Hauses. Er fühlte sich an der Wand entlang. „Setzen Sie sich auf die Schwelle,“ flüsterte Gabriel, „ich ziehe Ihre Stiefeln aus.“

„Kann diese Hoftoilette mir nicht erspart werden?“ summte Hummel, „Strumpfhosen sind gegen meine Natur.“

„Alles ist umsonst, wenn man Sie auf der Treppe hört.“

Hummel schlich hinter Gabriel die Treppe hinauf in finstere Stuben. „Hier sind die Zimmer der Frau Professorin. Sie müssen im Dunkeln auf und ab gehen und zuweilen mit den Stühlen rücken, bis ich Sie rufe. Es ist jetzt noch ein anderer Aufpasser gekommen, sie sprechen unten mit einander, ich fürchte, sie haben einen Argwohn, daß wir etwas im Schilde führen, sie sehen mich sehr von der Seite an. Der Lakai trägt jeden Tag die Lampen aus den Wohnzimmern, daran darf nichts geändert werden, er schöpft Verdacht, wenn er nicht hört, daß Jemand in den Nebenstuben umhergeht. Ist Alles zur Ruhe, dann verläßt der Lakai das Haus, dann können wir mit einander sprechen.“

„Es ist gegen mein Gewissen, Gabriel,“ brummte Hummel, „in einem fremden Hause ohne Erlaubniß des Eigenthümers oder des Miethers zu verweilen.“

„Still,“ mahnte Gabriel ängstlich, „ich höre den Mann auf der Treppe, schließen Sie hinter mir die Thür.“

Herr Hummel stand allein im Finstern, er setzte seine Stiefeln neben den Lehnstuhl, umkreiste beide und gab ihnen zuweilen einen Ruck. „Immer zart,“ dachte er, „denn es ist der Tritt einer Professorsfrau. Die Anforderungen, die in diesen Zeiten an einen Hausbesitzer gemacht werden, übersteigen alle Gedanken. Entführung aus fremden Häusern und Damenrollen in nächtlicher Finsterniß.“ Draußen hörte man die Schritte der Männer, er stieß an seine Stiefeln. „Dunkelheit in fremdem Hause ist mit nichten wünschenswerth,“ fuhr er bei sich fort, „ich habe immer einen Haß gegen finstere Räume gehabt, seit ich einmal in ein Kellerloch fiel, dieser Nebel ist

nur gut für Katzen und Spitzbuben. Das Jämmerlichste aber für einen Bürger ist, wenn man ihm seine Stiefeln vorenthält." Er hörte einen leisen Tritt im Nebenzimmer, und wieder rückte er an dem Stuhl.

Endlich wurde es still im Hause, Herr Hummel setzte sich in dem Lehnsessel zurecht und sah sich müde in dem fremden Zimmer um. Von draußen fiel durch einen Ritz der Vorhänge ein matter Lichtschein an die Wand, die Quaste eines Vorhanges, der vergoldete Knauf eines Sessels schimmerten in der Dunkelheit. Jetzt zog Herr Hummel unwiderruflich die Stiefeln an und ergab sich noch eine Weile mißfälliger Beurtheilung der Welt. Indeß, seine Bürgerstunde war gekommen, und heut hatte ihn die Reise ermüdet. Er versank allmälig in träumerisches Sinnen, sein letzter deutlicher Gedanke war, „nur in dieser fürstlichen Finsterniß nicht schnarchen." Mit diesem Vorsatz schloß er die Augen und sagte den Sorgen der Welt Valet.

Im Schlafe war ihm, als höre er ein leises Geräusch, er öffnete die Augen und blickte in dem Zimmer umher. Undeutlich sah er, daß eine Wand anders aussah als sonst. Der große Spiegel, welcher in die Wandfläche gefügt war, schien verschwunden, ihm kam vor, als ob eine verhüllte Gestalt in der Wand stehe und sich bewege. Er war ein beherzter Mann, aber der Schreck fuhr ihm durch die Glieder. Er verschanzte sich hinter dem Stuhl. „Ist dies nur ein Schattenspiel," begann er mit stockender Stimme, „so bitte ich, sich nicht stören zu lassen; ich bewundere die Kunst, aber ich trage meine Geldbörse nicht bei mir. Behaupten Sie aber ein Mensch zu sein, so fordere ich größere Deutlichkeit, ich fordere die landesüblichen Rundungen hinten und vorn. Ich selbst habe die Ehre, mich Ihnen bei dieser mangelhaften Beleuchtung vorzustellen. Hutfabrikant Heinrich Hummel, meine Legitimation ist in Ordnung, Reisepaß nach Paris." Er fuhr mit der Hand nach der Brusttasche. „Da ein anständiger Bürger verpflichtet ist, sich in

diesen gefährlichen Zeiten zu schützen, so steht in meinem Paß polizeilich bemerkt: avec un pistolet. Bitte, dies freundlich zu berücksichtigen." Er zog ein Taschenpistol heraus und hielt es vor sich. Wieder sah er nach der Stelle, nichts war zu sehen. Der Spiegel stand wie vorher. Er rieb sich die Augen. „Dummes Zeug," sagte er, „es war am Ende nur eine verschlafene Einbildung."

Draußen wurde die Hausthür geschlossen. Noch eine Weile stand er, argwöhnisch umherblickend, und der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Endlich hörte er das Klopfen Gabriels an der Thür. Er öffnete, nahm ihm schnell das Licht aus der Hand, trat zu dem Spiegel und beleuchtete Rahmen und Wand. „Er steht eisenfest," sagte er vor sich hin, „es war nur eine Täuschung." Aber er ergriff doch eilig seinen Hut und zog den Diener aus dem Zimmer. „Für heut ist's genug," brummte er, „ich wünsche, schnell aus diesem Hause geschafft zu werden. Mir ist nicht recht, daß Sie allein hier bleiben, Gabriel. Morgen früh suche ich Sie auf, ich habe den Tag über in der Stadt zu thun. Versuchen Sie, zu schlafen, wir werden beide in unserm Bette an diese Intrigue denken, und an sie, welche noch ein sicheres Dach sucht zum Schutz gegen Nachtwind und Gespenster."

Ilse fuhr durch die Nacht. Um sie rauschte der Regen, der Sturm tobte durch die Bäume, hoch spritzte das Wasser aus den Gleisen um Pferde und Wagen. Nur zwischen den Gestalten der Männer auf dem Vordersitz sah sie ein Stück des Nachthimmels, der schwer und schwarz über der Flüchtigen hing. Zuweilen blickte ein Lichtfunke aus dem Fenster eines Hauses, dann wieder nichts als Regen, Sturm und schwarze Nacht. Die Nachbarin hielt immer noch ihre Hand, auch sie schwieg ängstlich während der unheimlichen Fahrt. Ilse fuhr hinein in die Welt, in eine lichtarme, sturmgepeitschte, thränenreiche Welt. Unsicherheit und bange Sorge überall, wenn sie an den Geliebten dachte, den sie in den Händen des Verfolgers

zurückließ, wenn sie das bekümmerte Antlitz des Vaters vor sich sah, und die Fluren des Gutes, wo der Jüngling weilte, dessen Nähe ihr jetzt mit neuem Schmerz drohte. Aber sie saß hochaufgerichtet. „Wenn er zurückkehrt zu der Thür, über welcher die schwarzen Engel schweben, dann wird er vergebens nach seinem Weibe fragen. Ich aber habe gethan, was ich mußte, der Herr meines Lebens walte über mir.“

Hinter dem Wagen klang Hufschlag, er kam näher, wo sich der Feldweg zum Gute schied von der großen Landstraße, fuhr auf schäumendem Pferde ein Reiter heran, er rief denen auf dem Kutschersitz zu, Wagen und Reiter stürmten einige Augenblicke neben einander vorwärts, dann hielt der Reiter sein Roß zurück. Der Oberamtmann warf einen Baumzweig in den Wagen. „Den hat der Reiter für Frau Ilse hergebracht, er sei von dem Baum unter ihrem Fenster und die Rechnung sei bezahlt.“

11.

Der Obersthofmeister.

Zu derselben Stunde, in welcher Ilse den tröstenden Worten ihres Hauswirths lauschte, fuhr der Wagen des Obersthofmeisters an das Thurmschloß der Prinzessin. Erstaunt hörte die Prinzessin die Meldung des Dieners, und flog in ihr Empfangzimmer hinab. Der Professor ließ die Truhe mit ihrem Inhalt in sein Zimmer schaffen, und hatte sich eben über die Handschrift gebeugt, als der Hofmarschall eintrat, um seines Auftrags ledig zu werden.

Unterdeß erwartete die Prinzessin den alten Herrn.

Die Charge des Obersthofmeisters theilte ihm den Ehrendienst bei der Prinzessin zu, sie galt für eine achtungsvolle

Entfernung von der Person des Fürsten. An dem Flügel des Schlosses, den die Prinzessin bewohnte, sah man seinen Wagen jeden Morgen zu derselben Stunde vorfahren. Sein persönliches Verhältniß zu der jungen Herrin schien kühl, in Hofgesellschaften wurde er von ihr nur soweit schicklich war ausgezeichnet, die Bittsteller erfuhren zuweilen, daß ihre Gesuche ihm mitgetheilt waren. In der Stadt galt er für einen gutherzigen Mann, er wurde wegen seiner Wohlthätigkeit von den Bürgern mit Achtung betrachtet und war der einzige unter den Herren des Hofes, über welchen nie ein abgeneigtes Urtheil laut wurde. Er wohnte in einem altfränkischen Hause, von Gärten umgeben, war unverheirathet, und lebte als reicher Mann, ohne nahe Verwandte, still vor sich hin. Er war, wie man annahm, ohne regelmäßigen Einfluß, er stand nicht in Gunst, und wurde deßhalb von den jüngeren Cavalieren mit ritterlicher Achtung behandelt. Trotzdem war er dem Fürsten und Hofe unentbehrlich. Er war der Großwürdenträger, nothwendig für die Repräsentation, er war Rathgeber in Familienangelegenheiten, Gesandter und Begleiter bei feierlichen Staatsactionen. Denn er war von früher an den meisten Höfen Europa's wohl bekannt, hatte Verbindungen in der großen Diplomatie, er genoß die besondere Gnade einiger Souveraine, an deren gutem Willen dem Fürsten gelegen sein mußte, und da bei unseren Höfen die Meinung, die ein Hofmann in der Fremde genießt, auch für das Urtheil des Schlosses maßgebend zu sein pflegt, so machte den Oberſthofmeister der Briefwechsel, in dem er mit den Leitern auswärtiger Politik stehen sollte, und die reiche Auswahl, welche ihm unter breiten Bändern freistand, für den Fürsten selbst zu *einer Autorität*, welche eben so lästig als schätzenswerth war, für den Hof aber zum stillen Rathgeber und zur letzten Zuflucht in schwierigen Fragen.

Jetzt öffnete dem alten Herrn der Diener mit tiefer Verbeugung die Thür zum Empfangraum der Prinzessin. Gleichgültige Fragen und Antworten wurden gewechselt, dann trat

die Prinzessin in das Nebenzimmer, und forderte ihre treue Kammerfrau durch einen Wink auf, vorn Wache zu halten. Als die Unterredung vor dem Ohr jedes Lauschers gesichert war, änderte sich die Haltung der Prinzessin, sie eilte auf den alten Herrn zu und sah ihm fragend in das ernste Gesicht: „Ist etwas vorgefallen? Nichts Kleines hat Sie veranlaßt, sich hierher in die Wildniß zu bemühen. Was haben Sie Ihrem Töchterchen zu sagen? ist es Lob oder sind es Schelte?“

„Ich erfülle nur meine Pflicht,“ versetzte der alte Herr, „wenn ich mich einstelle, um Ew. Hoheit Befehle entgegen zu nehmen, und nachzusehen, ob der Aufenthalt meiner gnädigsten Herrin schicklich vorgerichtet ist.“

„Excellenz kommen zu schelten,“ rief die Prinzessin zurücktretend, „denn Sie haben kein freundliches Wort für Ihr kleines Weibchen.“

Der Obersthofmeister neigte entschuldigend das weiße Haupt. „Wenn ich Ew. Hoheit ernster erscheine als sonst, so sind es vielleicht nur die Grillen eines alten Mannes, welche sich zu ungelegener Zeit eingestellt haben. Ich bitte um Erlaubniß, mich durch Ew. Hoheit Anblick davon zu befreien. Die leidende Gesundheit des Fürsten legt uns Allen Sorge auf, sie mahnt an die Vergänglichkeit jedes Lebens. Selbst der guten Laune des Prinzen Victor gelang nicht, mich von trüben Gedanken zu lösen.“

„Wie geht es dem Vetter?“ frug die Prinzessin leicht.

„Er überwindet die Schwierigkeit, ein Prinz zu sein, in seiner wunderlichen Weise,“ versetzte der Obersthofmeister, „aber es ist ein tüchtiger Kern in ihm, er vermag wohl ernste Sachen klug zu behandeln. Mich freut,“ setzte der Hofmann hinzu, „daß meine gnädigste Herrin warm für einen Verwandten empfindet, der Höchstderselben treu ergeben ist.“

„Er war gegen mich stets nett und zuverlässig,“ sagte die Prinzessin obenhin. „Jetzt aber haben Sie mich hart genug gestraft. Was Sie mir zu sagen haben, darf zwischen uns

beiden nicht so verhandelt werden.“ Sie faßte einen Sessel und schob ihn in die Mitte der Stube. „Hier sitzen Sie nieder, mein würdiger Herr, und mir erlauben Sie, daß ich die Hand des Freundes fasse, wenn er mir sagt, was ihm um meinetwillen Sorge macht.“ Sie rückte sich ein niedriges Tabouret herzu, hielt mit beiden Händen die Rechte des alten Herrn, und sah ihm spähend in die Augen. „Hoheit kennen das Mittel, mir zu dreister Bitte Muth zu machen,“ sagte der Hofmann lächelnd.

„So ist's besser,“ rief die Prinzessin erleichtert, „ich höre die Stimme, und ich halte die Hand, denen ich am liebsten vertraue.“

„Ich aber wünsche Ew. Hoheit eine stärkere und nähere Stütze als mich selbst,“ begann der alte Herr ernsthaft.

Die Prinzessin fuhr in die Höhe. „Das also war's, was Excellenz zu dieser Reise bestimmte?“ rief sie ängstlich.

„Das war die Sorge, welche mich beschäftigte. Es ist nichts weiter als eine Ansicht,“ entschuldigte der Oberthofmeister sein Haupt neigend.

„Und das soll mich ruhiger machen?“ rief die Prinzessin. „Was hat mir bis jetzt die Möglichkeit geschafft zu leben, als Ew. Excellenz Ansichten.“

„Da Ew. Hoheit, noch in der Wittwentrauer, zur Heimath gefordert wurden, war mir der Wunsch des Fürsten willkommen, weil ich dadurch das Recht erhielt, dies Gespräch mit Ew. Hoheit zu führen.“ Er wies mit feiner Handbewegung auf den Sitz, die Prinzessin eilte wieder an seine Seite. „Auch jetzt, wo ich Ew. Hoheit vor mir sehe in dem heitern Glanz der Jugend, überreich ausgestattet, Andere zu beglücken und des besten Glückes theilhaftig zu werden, vermag ich den Gedanken nicht abzuwehren, daß Ihnen Unrecht ist, auf die Freuden des Hauses zu verzichten.“

„Ich habe dies Glück genossen, und habe es verloren,“ rief die Prinzessin. „Jetzt bin ich vertraut mit dem Gedanken,

Manchem zu entsagen. Ich suche mir dafür eine Entschädigung, welche auch Sie nicht für unwürdig halten."

„Es ist ein Unterschied zwischen uns von mehr als funfzig Jahren," sagte der alte Herr. „Was mir, dem unbedeutenden Manne, freisteht, das wird der Tochter des hohen Geschlechtes nicht ebenso leicht gestattet. Ich bitte meine geliebte Herrin um Erlaubniß," fuhr er mit leiser Stimme fort, „heut an den Vorhang zu rühren, welcher ein finsteres Bild aus Ihrer frühen Jugend verhüllt. Sie waren Zeugin der Scene, welche den Fürsten von Ihrer erlauchten Mutter schied."

„Es ist eine dunkle Erinnerung," flüsterte die Prinzessin, ängstlich zu dem alten Herrn aufsehend, „die Mutter machte dem Fürsten Vorwürfe, es war etwas über den unseligen Pavillon. Der Fürst gerieth in eine Aufregung, die furchtbar war. Ich, das kleine Mädchen, lief herzu und umschlang das Knie der Mutter, er schleuderte mich fort, —" die Prinzeß verhüllte die Augen. Der alte Herr machte eine abwehrende Bewegung, und fuhr fort: „Die Nachwirkung dieser Scene wurde verderblich für das Leben einer edlen Frau, aber auch für Sie selbst. Damals äußerte sich zuerst die krankhafte Reizbarkeit des Fürsten, welche seitdem seine Stimmung verdüstert. Von jener Stunde sieht der Fürst in Ihnen eine lebende Zeugin dessen, was er selbst als seine Krankheit und seine Schuld empfindet. Er hat sich Jahre lang gemüht, Ihnen durch Güte und Aufmerksamkeiten jenen Eindruck zu verwischen, er hat nie geglaubt, daß ihm das gelungen ist. Scham, Argwohn, Furcht haben ihm stets wieder das Verhältniß zu Ihnen verdorben. Er will Sie nicht von sich lassen, weil er fürchtet, daß Ihr Vertrauen einem andern Menschen verrathen könnte, was er selbst sich zu bergen bemüht ist. Er hat widerwillig der ersten Werbung nachgegeben, er wird auch eine zweite sehr unfreundlich empfangen, denn er wünscht nicht, Ew. Hoheit wieder vermählt zu sehen. Wohl aber freut er sich in den Stunden, wo über seinem ungewöhnlichen Geist

finstere Wolken liegen, des Gedankens, daß Ew. Hoheit das Recht verlieren könnten, ihm in der Stille Vorwürfe zu machen. In ihm nagt, daß er die fürstliche Würde seiner Gemahlin tödtlich gekränkt hat, ihn beschäftigt jetzt der Gedanke, daß auch Ew. Hoheit über andern Verhältnissen vergessen könnten, was Beruf einer Fürstin ist."

„Er hofft vergebens," rief die Prinzessin außer sich. „Nie wird eine unwürdige Leidenschaft mich vor seine Füße werfen; nicht umsonst bin ich das Kind Ihrer Sorge gewesen."

„Was ist unwürdig für eine Fürstin?" frug der Obersthofmeister nachdenkend. „Daß Ew. Hoheit sich frei erhalten von den kleinen Passionen, welche bei der Quadrille eines Maskenballs aufflattern, davon ist man überzeugt. Aber auch das geistvolle Spiel mit schönen und großen Interessen vermag einer Frau das Leben zu stören. Leicht hängt sich Schwärmerei an den feinsten geistigen Genuß, mehr als einmal ist ein Weib grade da in der größten Gefahr gewesen, wo sie, von außen kräftig angeregt, sich höher, freier, edler fühlte als sonst. Es ist schwer, eine entzückende Musik zu hören, und dem Künstler, der sie uns geschaffen, warme Theilnahme zu versagen."

Die Prinzessin sah vor sich nieder.

„Gesetzt den Fall," fuhr der Obersthofmeister fort, „daß ein Kranker in galliger Laune so grübelte, und für solchen Zweck handelte, die Gesunde würde sich wohl hüten, ihm den Willen zu thun."

„Sie würde sich aber auch nicht stören lassen in dem, was sie für Ehre und Reichthum ihres Lebens hält," rief die Prinzessin zu dem Alten aufsehend.

„Gewiß nicht," versetzte dieser, „wenn solche Güter in der That durch die spielende Hingabe einer Frau an Kunst oder Wissenschaft zu erwerben sind. Am schwersten wird eine Fürstin dabei Befriedigung finden. Niemand verdenkt einer Frau aus dem Volke, wenn sie ein großes Talent zum Lebensberuf

macht; vermag sie, als Sängerin oder Malerin sich zu befriedigen und Anderen zu gefallen, so lacht ihr alle Welt freudig entgegen. Wenn aber meine gnädigste Prinzessin ihr schönes musikalisches Talent benutzen wollte, öffentliche Concerte zu geben, weßhalb würden die Menschen darüber die Achseln zucken? Nicht, weil Ew. Hoheit Talent geringer ist als das einer andern Künstlerin, sondern weil man Ihrem Leben andere Aufgaben zutheilt. Die Nation stellt an ihre Fürsten sehr bestimmte ideale Forderungen. Wenn leider den fürstlichen Herren unserer Zeit nicht leicht wird, diesen Idealen zu entsprechen, für die Frauen der erlauchten Geschlechter macht die ernste Richtung der Gegenwart dies eher möglich als in meiner Jugend. Eine Fürstin unseres Volkes soll das edele Vorbild einer guten Hausfrau sein, nichts mehr, nichts Anderes. Treu und wohlthuend und fest gegen ihren Gatten, sorgfältig in den Pflichten des Tages, warmherzig gegen Bedürftige, gütig und theilnehmend gegen Alle, denen der Vorzug wird, ihr zu nahen. Hat sie Geist, sie soll sich hüten zu glänzen, hat sie Talent für die Geschäfte, sie soll sich wahren eine Intrigantin zu werden. Sogar die schöne Virtuosität geselliger Talente wird sie mit größter Bescheidenheit üben. Wohlgewogenes Gleichgewicht der weiblichen Vorzüge ist der beste Schmuck einer Fürstin, ihre höchste Ehre, daß sie liebenswerther und besser ist als die Andern, ohne daß man darüber erstaunt, in Allem gut und tüchtig, nach keiner Richtung anspruchsvoll. Denn sie steht zu hoch, um für sich zu begehren und zu erobern."

Die Prinzessin saß neben dem Sprechenden, das Haupt auf den Arm gestützt, sie sah traurig vor sich hin.

„Meine theure Fürstin hört dergleichen nicht zum ersten Mal aus meinem Munde. Oft habe ich um die Gefahr gesorgt, welche Ihnen ein hochfliegender Geist und die behende Phantasie bereiten, das Wiegengeschenk einer neidischen Fee, welche Ew. Hoheit zu glänzend und verführerisch machte. Denn diese brillante Begabung trägt die Schuld, daß Sie keine vornehme

Natur sind, wie Ihr erlauchter Bruder, der Erbprinz. Zu lebhaft ist das Bedürfniß, sich geltend zu machen und auf Andere zu wirken. Den Bruder durfte man mit vollem Vertrauen seiner guten Art überlassen, jedes Einreden in seine Seele war bei dem vielgeplagten Kinde vom Uebel. Die reiche Künstlernatur aber, welche mit so großen Augen auf mich sieht, habe ich stets vor einer feinen Koketterie der Empfindung zu schützen gesucht. Ich bin jetzt ein harter Mahner an hohe Pflichten, weil ich Gefahren ahne, welche diese eroberungslustige Seele über sich und Andere heraufbeschwört."

„Ich höre aus liebevollen Worten einen harten Vorwurf," versetzte die Prinzessin gehalten. „Ich soll mich vermählen, — um vornehm zu werden."

„Meiner lieben Hoheit wünsche ich, daß sie dieses große Ziel erreiche, als Hausfrau eines Gemahls, der Ihrer Hingabe nicht unwerth ist. Nur auf diesem Wege darf eine Fürstin wahres Glück erwarten. Auch dies Glück wird nicht ohne Entsagung erworben, ich weiß es, Jedem ist schwer, sich selbst zu beschränken, wer im Purpur geboren ist, übt diese Tugend zehnmal schwerer als ein Anderer. Verzeihung," fuhr er fort, „ich bin geschwätzig geworden, wie uns Alten vom Hofe zuweilen begegnet."

„Nicht zu viel hat mir mein Freund gesagt, noch zu wenig," rief die Prinzessin bewegt. „Mir ist der Gedanke lieb geworden, still vor mich hinzuleben, umgeben von Männern, die mich das Höchste lehren, was eine Frau zu erwerben vermag. Auch auf diesem Wege finde ich zarte Pflichten, edle Bande, welche mich mit den Besten vereinen, auch ein solches Leben ist einer Fürstin nicht unwerth; mehr als eine hat in früherer Zeit dies Loos gewählt, und die Nachwelt denkt ihrer mit Achtung."

„Ew. Hoheit meint nicht Königin Christine von Schweden," versetzte der Oberfthofmeister. „Aber auch anderen war solche Wahl selten zum Heil. Denn Ew. Hoheit erwäge, wenn

eine Fürstin sich mit weisen Männern umgiebt, sie meint dabei immer einen Mann, der ihr der weiseste ist."

Die Prinzessin schwieg und sah vor sich hin.

„Wir haben lange der Fürstinnen gedacht," begann der alte Herr, „man darf auch das Schicksal der Männer beachten, welche durch zarte Bande an das Leben einer erlauchten Frau geschlossen werden. Gesetzt, es gelänge, einen Freund zu finden, der ohne unziemliches Fordern mit Selbstverleugnung und Devotion sein Leben den bewegten und wechselvollen Tagen einer Fürstin widmet: viel muß er aufopfern und entbehren. Recht des Mannes ist, daß das Weib sich ihm hingiebt; hier soll ein Mann die Kraft, ja auch die Leidenschaft seiner Natur in Fesseln legen für eine Frau, welche nicht ihm gehört, der er nur vorsichtig in einzelnen Stunden nahen darf wie der Freund dem Freunde, die ihn selbst betrachtet als eine gewiß sehr werthvolle Habe, zuerst als schönen Schmuck, zuletzt im besten Fall als nützliches Hausgeräth. Am schlechtesten steht auf diesem Posten der Künstler, der Gelehrte, ich habe immer vor solchem wandelnden Conversationslexikon eines fürstlichen Haushalts Bedauern gefühlt. Auch große Talente gleichen dann den Philosophen des alten Roms, welche mit langem Bart und dem Mantel ihrer Schule im Schweif einer vornehmen Dame durch die Straßen zogen."

Die Prinzessin stand auf und wandte sich ab.

„Besser allerdings ist die Lage des Mannes," schloß der Obersthofmeister, „dem seine Persönlichkeit gestattet, das ganze Leben seiner hohen Freundin durch stille Arbeit zu leiten. Aber auch er muß nicht nur selbst das Schönste missen, er wird auch seiner Herrin beim reinsten Willen nicht immer ein Glück sein. Wer mehr sein will als ein treuer Diener, der vermindert die Sicherheit seiner Herrin. Wird solche ritterliche Hingabe angeboten, so mag ein edles Weib zögern, sie anzunehmen; sie hervorzulocken, ziemt einer Fürstin nicht."

Der Prinzessin stürzten die Thränen aus den Augen, sie

wandte sich schnell dem Alten zu. „Ich kenne ein solches Leben," rief sie, „das in unaufhörlicher Selbstverleugnung drei Frauen unseres Hauses zum Segen war. O, mein Vater, ich weiß wohl, was Sie uns gewesen sind, haben Sie Geduld mit Ihrem armen Pflegekinde, ich ringe gegen Ihre Worte, es wird mir schwer, ihnen mein Ohr zu öffnen, und doch weiß ich, Sie sind der einzige sichere Halt, den ich bis jetzt im Leben gehabt habe, Ihre Mahnung der einzige Zuruf, der meine Jugend vor dem Verderben bewahrte." Wieder faßte sie seine Hand und ihr Haupt sank an seine Schulter.

„Ich habe Ihre Großmutter geliebt," erwiederte der alte Herr mit zitternder Stimme, „es war in einer Zeit, wo dergleichen leichtherzig aufgefaßt wurde, ein reines Verhältniß, ich habe für sie gelebt, ich habe ihr täglich entsagt; sie war doch unglücklich, denn sie war Gemahlin eines andern Mannes, und grade die heiligsten Pflichten wurden ihr durch mein Leben erschwert. Ich habe Ihre Mutter als sorglicher Diener behütet, ich habe doch nicht verhindert, daß sie unglücklich wurde und in dem Gefühl ihres Elends starb. Jetzt halte ich das dritte Geschlecht an meinem Herzen und ich möchte, bevor ich von hier scheide, daß mein Leben und das Leiden der Mütter Ihnen zur Lehre sei. Habe ich je für Sie gesorgt, so thue ich es jetzt, hat mein liebes Kind je aus meinen Worten das Herz eines väterlichen Freundes gefühlt, so soll sie jetzt meinen Rath nicht gering achten, wie nüchtern er auch glänzende Träume störe."

„Ich will Ihrer Worte denken," rief die Prinzessin, „ich will mich mühen, zu entsagen, aber, Vater, mein gütiger Vater, es wird mir schwer."

Der alte Herr rückte sich schnell zusammen und unterbrach ihre Worte. „Es ist genug," sagte er in der Haltung seines Amtes, „Hoheit haben heut große Nachsicht gegen mich geübt, noch leben Andere, welche auch ihren Antheil an höchster Huld begehren."

Es klopfte an der Thür, die Kammerfrau trat ein. „Der Diener meldet, das Fräulein Gotlinde und die Herren im Theezimmer harren."

„Ich habe mit Sr. Excellenz noch über Geschäfte zu sprechen," antwortete die Prinzessin leise, „ich lasse Gotlinde bitten, bei unserm Gast meine Stelle zu vertreten."

Der Abend lag über dem Thurmschloß, die Fledermaus flog aus ihrem Schlupfwinkel in der geräumten Kammer, sie zog ihre Kreise im Hofraum des Schlosses und schnalzte verwundert, daß sie in einer leeren Behausung erwacht war. Die Eule flog in die Thurmluke und suchte mit runden Augen nach der alten Stuhllehne, von der sie sonst auf die dummen Mäuse gelauert hatte, und die Todenuhr, die der Gelehrte aus der einsamen Kammer unter die lebenden Menschen hinabgetragen hatte, nagte und tickte auf der Treppe und in den Zimmern des Schlosses. Der Regen schlug an die Mauern und der Sturmwind heulte um den Thurm. Das Weib des Gelehrten fuhr durch die Nacht flüchtig wie ein gehetztes Wild, er aber schritt noch in seinem Zimmer auf und ab und formte träumend aus den gefundenen Blättern die ganze verlorene Handschrift. Und wieder wunderte er sich, daß sie ganz anders aussah, als er seit Jahren gedacht hatte.

Auch um das Fürstenschloß in der Residenz heulte der Wind und große Regentropfen schlugen an die Fenster, auch dort tobten die Gewalten der Natur und forderten Zugang in die feste Burg der Menschen. Säle und geschmückte Zimmer füllte das Dunkel der Nacht wie ein finsterer Rauch, nur die Laternen aus den Anlagen warfen ihren bleichen Schein durch die Fenster, er hing an den Hüllen der Kronleuchter und dem goldenen Zierrath der Wände, und machte die Oede der menschlichen Räume noch trauriger. Die Schloßuhr rief in melancholischem Schlage durch das Haus, daß die erste Stunde des

des neuen Tages gekommen sei. Dann wieder Stille, öde Stille überall. Zuweilen knisterte es in dem Parket des Fußbodens, und durch eine geöffnete Scheibe blies der Zugwind in die Vorhänge, welche schwarz um die Fenster hingen wie Leichenschmuck, der aufgesteckt wird beim Begräbniß eines Hausgenossen. Hier und da schien ein spärlicher Strahl aus der Tiefe auf die Bilder an der Wand, dort hingen in der fremden Tracht ihrer Zeit die Ahnen des Fürstenhauses, und wenn bei Tage der Kastellan die neugierigen Fremden durch die Säle geleitete, dann nannte er ihre Namen und sprach die Worte des Lobes über sie, welche er eingelernt hatte. Viele Geschlechter hatten in diesen Räumen gehaust, stattliche Männer und schöne Frauen hatten sich hier im Reigen geschwungen, in goldenen Bechern war der Wein geflossen, gnädige Worte, festliche Rede und das leise Gemurmel der Liebe waren hier gehört worden, der Glanz jeder früheren Zeit war überboten durch reicheren Zierrath der späteren. Alles aber war verschwunden und verweht, über den bunten Farben lag die Schwärze der Nacht und des Todes. Die sich einst hier verbeugt und des bunten Gewühls geladener Gäste gefreut, sie Alle waren hinabgestiegen zur Tiefe, nichts war geblieben in dieser Stunde als traurige Leere und unheimliche Stille und eine einzelne Gestalt, welche geräuschlos wie ein Geist auf dem glatten Boden dahinschlich. Es war der Herr dieses Schlosses. Das Haupt vorgebeugt wie im Traume, ging er bei den Bildern seiner Ahnen vorüber.

„Das scheue Reh entlief," flüsterte er, „der Panther sprang zu kurz, heulend schleicht er, das Haupt gesenkt, in seine Kluft zurück. Die große Katze konnte ihre Krallen nicht bergen. Die Jagd ist aus, es ist Zeit, den Hammer dieser Brust in Ruhe zu setzen.

„Es war nur ein Weib, ein kleines unbekanntes Menschenleben, aber die Gaunerin Phantasie hat meine Sinne an ihren Leib gebunden, ihr allein gehört, was ich von Wärme

und Hingabe für das Menschenvolk übrig habe." Er blieb vor einem Bilde stehen, auf welches das trübe Licht einer gedämpften Lampe fiel. „Du Alter im Harnisch weißt, wie Einem zu Muth ist, der flüchtig von Haus und Hof zieht und seinem Feind überlassen muß, was ihm lieb war. Als du aus dem Schlosse deiner Väter eiltest, ein heimathloser Flüchtling, verfolgt von der Meute fremder Söldner, da war dir elend zu Muth und du warfst einen wilden Fluch hinter dich. Aermer fühlt sich dein Enkel, der jetzt flüchtig durch das Erbe gleitet, daß du ihm überlassen, dir blieb die Hoffnung im harten Herzen, ich habe heut Alles verloren, wofür zu athmen der Mühe lohnt. Sie ist meinen Wächtern entflohen. Wohin? Auf den Stein zu ihrem Vater! Fluch der Stunde, wo ich selbst, durch ihre Worte getäuscht, den Knaben in ihre Berge sandte."

Er schlich weiter. „Die dritte Station auf dem Wege zum Ende," grübelte er, „ist eitles und nichtiges Spiel und bubenhafte Tücke. So sagte der gelehrte Pedant. Es traf ein, ich bin entstellt zu einem kindischen Zerrbild meiner Natur. Kläglich ist das Geflecht des Netzes, welches ich um ihre Glieder legte, fester Wille vermochte es im Augenblick zu zerreißen. Er hatte recht, knabenhaft war das Spiel. Durch einen Federbart wollte ich ihn festhalten, und bevor noch die Kunst des Magisters ihre Wirkung gethan, störte ich mir selbst den Erfolg durch die zitternde Hast meiner Leidenschaft. Wenn ihm die Kunde kommt, daß sein Weib entflohen, dann schnürt auch er seine Bücher und höhnt mich in sicherer Ferne. Schlechter Spieler, der an die Spielbank trat mit gutem Vorsatz, Stück um Stück auf das grüne Tuch zu setzen, und der im Wahnsinn den Beutel hinwarf und durch eine Kugel Alles verlor. Fluch über ihn und mich! Er darf nicht von mir, er darf sie nicht sehen. Doch was nützt ihn zu halten, wenn ich nicht seine Glieder in Eisen schmiede oder seinen Leib da

unten berge, wo wir alle geborgen werden, wenn die Andern Macht erhalten, sich unser zu entledigen. Du lügst, Professor, wenn du mich deinen alten Kaisern vergleichst. Mir graut bei dem Gedanken an Dinge, die jene lachend thaten, und mein Hirn weigert sich zu denken, was einst ein kurzer Wink der Hand befahl.

„Eine Kugel und ein Würfel für zwei," fuhr er fort, „das ist ein lustiges Spiel, von Meinesgleichen erfunden. Wie's trifft, der Eine fällt, der Andere springt davon. Wir würfeln, Professor, wer von uns beiden dem Gegner diesen letzten Dienst erweist. Und ich werde dir zunicken, du Träumer, wenn ich der Glückliche bin, der zur Ruhe gebracht wird.

„Reicht dein Witz aus, Philosoph, dein Schicksal vorauszusehen, wie jenem alten Sterndeuter gelang, den dein Tiberius nach der eigenen Zukunft frug? Laß uns versuchen, wie weise du bist."

Er stand wieder still und sah unruhig auf die dunklen Bilder. „Ihr schüttelt mit den Köpfen, ihr Alten an der Wand, mancher von euch hat gethan, was Anderen leid wurde, ihr seid Alle ehrenvoll eingesargt mit Trauermarschall und Leichenpferd, man hat Lieder gesungen euch zu Ehren und die Gelehrten haben lateinische Wehklagen geschmiedet und geseufzt, daß der goldene Regen aufhörte, der aus eurer Hand auf sie herabfiel. Dort steht einer von euch," rief er, und sah mit starrem Auge in einen Winkel, „dort schwebt der Wehegeist heran, der schwarze Schatten, der durch dieses Haus fährt, wenn das Unglück naht, die Schuld und die Buße. Es fährt dahin, die Narren zu schrecken, wesenlos, ein Spuk meiner kranken Laune. Ich sehe, wie es die Hand hebt, es scheucht, und mir graut vor der Malerei meines Gehirns. Hinweg," rief er laut, „hinweg! Ich bin der Herr des Hauses!" Er lief durch die Zimmer und strauchelte, der schwarze

Schatten eilte hinter ihm. Der Fürst stürzte auf den Fußboden.

Er rief laut nach Hülfe in dem öden Raum. Als der vertraute Diener aus dem Vorzimmer des Fürsten herzueilte, fand er seinen Herrn auf der Erde liegen. „Ich hörte einen gellenden Ruf," rief der Fürst, sich wild erhebend, „wer hat geschrieen über meinem Haupt?"

Der Diener versetzte zitternd: „Ich weiß nicht, wer es war, ich hörte den Ruf und eilte herbei."

„Ich war es wohl selbst," sagte der Fürst tonlos, „mich überkam die Schwäche."

Am frühen Morgen rief der Professor den Kastellan und stürmte die Thurmtreppe hinauf, er fuhr in der Kammer umher und rückte an Bohlen und Brettern, er fand manchen vergessenen Kasten, nicht den, welchen er suchte. Er ließ den Kastellan jeden Nebenraum des Schlosses öffnen, schritt durch die Böden und Keller, nirgend eine Spur. Er suchte bei dem Förster, welcher in einem Nebenhause wohnte, auch dieser wußte keine Auskunft zu geben. Als der Gelehrte wieder in sein Zimmer trat, legte er das Haupt auf seine Hände. Aber er schalt sich und bändigte sich. „Zu sehr habe ich die kühle Umsicht verloren, welche Fritz die höchste Tugend des Sammlers nennt. Gewöhne dich an den Gedanken zu entsagen und prüfe ruhig die Hoffnung, welche noch dauert. Sei auch nicht undankbar für das Wenige, das du gewonnen." Aber ihm wurde schwer, bei den gefundenen Blättern zu verweilen und er ging wieder sinnend auf und ab. Er hörte Stimmen im Hofe, eiliges Laufen in dem Gange, endlich meldete ein Lakai die Ankunft des Fürsten, und daß dieser den Professor beim Frühstück zu sehen wünsche.

An der Thurmseite, welche der Morgensonne entgegen lag, war unter blühendem Gesträuch die Tafel gedeckt. Als der

Professor unter das Dach trat, welches die Stelle vor Regen und Sonnenstrahlen schützte, fand er neben der Dienerschaft auch die Forstbeamten aufgestellt, und außer dem Marschall den Obersthofmeister, welcher unruhiger als der Professor die plötzliche Ankunft des Fürsten bedachte.

Der alte Herr näherte sich dem Gelehrten und sprach Gleichgültiges. „Wie lange gedenken Sie hier zu bleiben?“ frug er verbindlich.

„Ich werde um Erlaubniß bitten, in der nächsten Stunde nach der Stadt abzureisen, ich bin fertig.“

Es währte lange, bis die Herrschaften kamen. Als der Fürst aus der Thür trat, fiel sein leidendes Aussehen allen Anwesenden auf, seine Bewegungen waren hastig, die Züge verstört, die Blicke fuhren unstät über die Gesellschaft. Er wandte sich zuerst mit harter Frage an den Förster. „Wie durften Sie das widrige Geschrei der Dohlen am Thurme leiden? Es war Ihre Sache dort aufzuräumen.“

„Ihre Hoheit, die Frau Prinzessin, hatte in vorigem Sommer für die Vögel gebeten.“

„Mir ist der Ton unerträglich,“ sagte der Fürst, „bringen Sie Gewehre und machen Sie sich bereit, einigemal darunter zu schießen.“

Da der Verbrauch von Jagdpulver zu den regelmäßigen Landfreuden des Hofes gehörte, und der Fürst auch in der Umgebung des Schlosses gern selbst einmal auf einen Raubvogel oder ein anderes lockendes Ziel sein Gewehr richtete, fand der Hof diesen Auftrag weniger hart als der Gelehrte.

Der Fürst wandte sich an den Obersthofmeister.

„Ich bin überrascht, Excellenz hier zu finden,“ sagte er, „ich wußte nicht, daß auch Sie sich für dies Stillleben Urlaub ertheilt haben.“

„Mein gnädigster Herr durfte überrascht sein, wenn ich meine Pflicht nicht gethan hätte. Es war meine Absicht, Eurer

Hoheit noch heute in der Residenz über das Befinden der Frau Prinzessin zu berichten."

„Also darum?" sagte der Fürst, „ich hatte vergessen, daß mein Obersthofmeister seines Wächteramtes nicht müde wird."

„Ein Amt, das man fast ein halbes Jahrhundert im Dienst des erlauchten Hauses geübt hat, wird zur Gewohnheit," versetzte der Obersthofmeister. „Ew. Hoheit haben den Eifer eines Dieners, der sich gern nützlich machen möchte, sonst mit Nachsicht beurtheilt."

Der Fürst wandte sich an den Hofmarschall und frug mit gedämpfter Stimme: „Will er bleiben?"

Der Hofmarschall versetzte gedrückt: „Es war kein Versprechen, nicht einmal ein Wunsch aus ihm zu holen."

„Ich wußte es bereits," versetzte der Fürst rauh. Er wandte sich zu dem Professor, und zwang sich heftig zu freundlicher Miene, als er sagte: „Ich habe von meiner Tochter gehört, welchen Verlauf Ihr Feldzug gegen Stuhlbeine genommen hat. Ich wünsche darüber noch mit Ihnen allein zu sprechen."

Man nahm Platz. Der Fürst starrte vor sich hin und trank einige Gläser Wein, auch die Prinzessin saß schweigend, es war eine einsilbige Unterhaltung. Nur der Obersthofmeister wurde gesprächig, er frug nach einer Büste Winkelmans und sprach von dem lebhaften Antheil, welchen die Nation jedem ungewöhnlichen Schicksal ihrer geistigen Führer zuwendet.

„Es muß doch ein angenehmes Gefühl sein," sagte er verbindlich zum Professor, „gewissermaßen von der ganzen civilisirten Welt gehütet zu werden. In hundert Fällen vergeht das Privatleben unserer großen Gelehrten ohne besondere Ereignisse und doch beschäftigt sich unser Volk so gern mit dem Lebenslauf der Geschiedenen. Wen ein günstiger Zufall mit Herren Ihresgleichen in Berührung setzt, der mag sich

vorsehen, daß er nicht unter den Händen später Biographen für alle Ewigkeit mit einem entstellenden Strich versehen wird. Ich gestehe," fügte er lächelnd hinzu, „daß diese Scheu mich mancher interessanten Bekanntschaft beraubt hat."

Der Professor erwiederte ruhig: „Das Volk ist sich bewußt, daß es zuerst durch die Arbeit der Studierstuben aus dem Elend heraufgekommen ist, bei längeren Erfolgen im politischen Leben wird auch die Theilnahme an den Trägern unserer bisherigen Cultur auf ein bescheideneres Maaß zurückgeführt werden."

„Ich habe dem Fürsten erzählt, daß Sie hier doch etwas gefunden," bemerkte die Prinzessin über den Tisch.

„Da ist nahebei ein merkwürdiger Fund in altem Hünengrabe gemacht," knüpfte der Oberſthofmeister an und berichtete weitläufig über Todtenurnen.

Aber der Fürst selbst wandte sich an den Gelehrten. „Jetzt ist doch Hoffnung, daß sich auch das Uebrige finden wird."

„Leider weiß ich nicht mehr, wo ich suchen soll," erwiederte der Professor.

„Was Sie gefunden haben," fuhr der Fürst mit Selbstüberwindung fort, „ist also unbedeutend."

Dem Professor war nicht recht, daß die Rede wieder auf die Handschrift kam, er empfand Mißbehagen von seinem Römer zu erzählen. „Es sind einige Kapitel aus dem sechsten Buch der Annalen," versetzte er mit Haltung.

„Als Ew. Hoheit in Pompeji standen," fiel der Oberſthofmeister ein, „erregten die eingekratzten Aufschriften der Wände Aufmerksamkeit. In diesen Tagen fiel mir eine hübsche Abhandlung darüber in die Hand. Es ist fesselnd, das lebhafte Volk des alten Unteritaliens in den unbefangenen Aeußerungen seiner Liebe und seines Hasses zu beobachten. Man fühlt sich bei den naiven Ausrufungen der klein:n Leute fast ebenso lebhaft in die alte Zeit versetzt, als wenn man jetzt ein Zeitungs-

blatt in die Hand nimmt, das vor mehren Jahren geschrieben wurde. Wer den Bürgern Pompejis gesagt hätte, daß man nach achtzehn Jahrhunderten noch wissen würde, wen sie in zufälliger Verstimmung einmal feindselig behandelt haben, dem hätten sie es schwerlich geglaubt. Wir freilich sind vorsichtiger."

„Also das war der Haß kleiner Leute," versetzte der Fürst zerstreut, „Tacitus weiß davon nichts, ihn kümmert der Scandal des Hofes. Wahrscheinlich hatte er auch eine Charge."

Die Prinzessin sah unruhig auf den Fürsten. „Ist von dem Inhalt der beiden Pergamentblätter auch etwas für uns Frauen interessant?" frug sie wieder ablenkend.

„Nichts Neues," versetzte der Gelehrte, „da, wie ich die Ehre hatte, Ew. Hoheit zu sagen, uns dieselbe Stelle bereits aus einer italienischen Handschrift bekannt ist. Es sind kleine Ereignisse im römischen Senat."

„Zank der versammelten Väter," warf der Fürst nachlässig ein, „es waren elende Sclaven. Ist das Alles?"

„Am Schluß stand noch eine Anekdote aus dem Privatleben des Tiberius. Der verstörte Geist des Fürsten klammert sich an die Astrologie; er ruft Sterndeuter zu sich und läßt in das Meer schleudern, die er in Verdacht eines Betruges hat. Auch der kluge Trasyllus wird über den verhängnißvollen Felsenpfad zu ihm geführt, er verkündet die verborgenen Geheimnisse des kaiserlichen Lebens. Da forscht Tiberius lauernd, ob er auch wisse, was ihm selbst der gegenwärtige Tag bringen werde. Der Philosoph frägt die Gestirne und ruft zitternd aus: „Bedenklich ist meine Lage, ich sehe mich in Todesgefahr." An dieser Stelle bricht unser Bruchstück ab. Der Vorfall mag sich wiederholt haben, dieselbe Anekdote haftet an mehr als einem Fürstenleben."

Um die Zinne des Thurmes flog die Schaar der Dohlen,

sie schwatzten und schrieen und erzählten einander, daß unten der Weidmann stand, der ein Wild suchte.

Der Fürst erhob sich schnell. „Diesem Geschrei der schwarzen Vögel soll ein Ende gemacht werden," er winkte dem Büchsenspanner. Der Mann trat heran und legte ein Gewehr in die Hand des Fürsten. Der Fürst setzte den Kolben auf die Erde und wandte sich zu dem Professor, während die Prinzessin beunruhigt durch die letzten Worte des Gelehrten mit ihrem Gefolge abseits stand und um Fassung rang.

„Die Prinzessin hat mir gesagt," begann der Fürst, „daß Sie Bedenken tragen, einen Wunsch zu erfüllen, der uns Allen große Bedeutung gewonnen hat. Ich hoffe, daß die Hindernisse nicht unüberwindlich sein werden."

„Mir ziemt," versetzte der Professor, erfreut durch die gütigen Worte des Fürsten, „einen so ehrenvollen Antrag ruhig zu erwägen. Ich habe nicht nur auf meine Wissenschaft Rücksicht zu nehmen, auch auf Anderes."

„Worauf?" frug der Fürst.

„Auf den Wunsch einer geliebten Frau," sagte der Professor. Ein plötzliches Zucken kam über die Glieder des Fürsten.

„Und wie betrachten Sie Ihr Verhältniß zu mir?" frug der Fürst mit heiserer Stimme.

Der Gelehrte sah den Fürsten an, aus den Augen sprühte tödlicher Haß und der glitzernde Schein des bösen Blickes, er sah die Mündung des Gewehres gegen seine Brust gerichtet und daß der gehobene Fuß des Fürsten um den Drücker fuhr. Der Wetterstrahl zuckte, kein Raum zur Flucht, keine Zeit zur Regung; der Gedanke des letzten Augenblicks fuhr ihm durch das Haupt. Er erblickte vor sich das verzerrte Antlitz des Kaisers Tiberius und er sagte leise: „Ich stehe auf dem Pfad des Todes."

„Der Fürst sinkt!" schrie der Oberhofmeister. Er warf

sich mit ausgestreckten Armen gegen den Herrn und ergriff seine Hände. Der Fürst wankte, das Gewehr fiel zu Boden, er selbst wurde von den Armen der Herbeieilenden aufgefangen.

Die Prinzessin flog herzu und sah fragend dem Gelehrten in das bleiche Antlitz. „Den Fürsten überkam ein plötzlicher Schwindel," antwortete dieser ruhig.

„Der Herr wird ohnmächtig," rief der Obersthofmeister. „Wie geht es Ihnen, Herr Werner?" Die Hände des alten Mannes zitterten.

Gebrochen hing der Fürst in den Armen seiner Begleiter, er wurde nach dem Schloß getragen.

Die Umstehenden sprachen in warmen Worten ihren Schreck über den Zufall aus, die Prinzessin eilte dem kranken Fürsten nach. Ehe der Obersthofmeister folgte, sagte er noch zum Professor, indem er ihm prüfend in's Auge sah: „Nicht zum ersten Mal erkrankt der Fürst an solchem Zufall, Ihnen kam das überraschend, Sie wußten nicht, daß der Fürst leidend ist?"

„Ich weiß es seit heut," versetzte kalt der Gelehrte.

Wenige Minuten darauf trat der Obersthofmeister in das Zimmer des Professors, welcher sich zur Abreise bereitete.

„Ich komme, Ihre Nachsicht zu erbitten," begann der Obersthofmeister. „Denn ich muß Ihnen durch ein Bekenntniß lästig werden, welches für mich peinlich ist. Sie haben neulich in meiner Gegenwart dem Fürsten von dem Cäsarenwahnsinn römischer Kaiser berichtet. Was Sie damals sagten, war mir sehr lehrreich."

„Ich ahne jetzt," versetzte der Professor finster, „daß der Ort dafür sehr wenig geeignet war."

„Mehr als Sie annehmen," versetzte der Hofmann trocken. „Für mich war vorzugsweise lehrreich nicht was Sie sagten, sondern daß Sie es sagten. Ich hatte nicht für möglich ge-

halten, daß Jemand so scharfsinnig Vergangenes combiniren, und so bereitwillig auf ein Urtheil über seine Umgebung verzichten könnte. Sie haben damals einem Kranken seine eigene Krankheitsgeschichte erzählt."

„Ich habe darüber so eben Beobachtungen gemacht," versetzte der Gelehrte.

„Der Fürst ist gemüthskrank. Es ist jetzt nothwendig, daß Sie es wissen. Ich habe Ihnen noch ein zweites Bekenntniß abzulegen. Mir ist begegnet, daß ich Sie falsch beurtheilt habe."

„Es würde mir von Werth sein, wenn Ihr gegenwärtiges Urtheil günstiger wäre als das frühere," versetzte der Professor mit Haltung.

„In Ihrem Sinne, ja," fuhr der Obersthofmeister fort. „Ich habe Sie in Ihren hiesigen Beziehungen längere Zeit für einen vorsichtigen Mann gehalten, der klug seine Zwecke verfolgt, ich habe erfahren, daß Sie das nicht sind, sondern etwas Anderes."

„Ein ehrlicher Mann, Excellenz," versetzte der Professor.

„Wir haben einander nichts vorzuwerfen," entgegnete der Hofmann das Haupt neigend, „wie Sie den Fürsten, so habe ich Sie selbst unrichtig beurtheilt. Aber mein Versehen ist das größere. Denn ich bin der ältere, und ich habe nicht wie Sie die Entschuldigung eines besonders reichen Geistes, welcher zuweilen erschwert, andere Naturen unbefangen aufzufassen. Eine Entschuldigung aber haben wir beide. Es ist selten leicht, solchen gerecht zu werden, welche in andern Kreisen aufgewachsen sind, und in Tugenden und Schwächen fremdartige Mischung zeigen. Befriedigung oder Verletzung des eigenen Selbstgefühls irrt uns allen das Urtheil. Wo die gemüthlichen Neigungen abweichen, entfremdet Mißbehagen, wo kräftig Töne der eigenen Brust sympathisch wiederklingen, gefährdet schnelle Annäherung. So habe ich Ihre ehrliche Unbefangen-

heit zu niedrig geschätzt, ich zahle in dieser Stunde die Buße, denn ich übergebe Ihnen ein Geheimniß in dem Vertrauen, daß Sie es mit hohem Sinn aufnehmen werden."

„Ich nehme an, daß Excellenz mir diese Mittheilung nicht ohne bestimmte Veranlassung machen."

„Man geht damit um, Sie in unserer Stadt festzuhalten," warf der Obersthofmeister hin.

„Mir sind seit gestern Anträge in dieser Richtung zugegangen."

Der Obersthofmeister fuhr fort: „Ich habe nicht nöthig, um Ihre Antwort zu sorgen. Sie haben die Meinung kennen gelernt, welche sich hinter artiger Hülle verbarg. Wissen Sie, weßhalb der Fürst Ihnen den Antrag gemacht hat?"

„Nein. Bis zu diesem Morgen habe ich nicht gezweifelt, daß ein gewisses persönliches Wohlwollen und die Ansicht, daß ich hier nützlich sein könnte, der Beweggrund war."

„Sie irren," versetzte der Obersthofmeister. „Man will Sie nicht blos deßhalb festhalten, um Sie für vergängliche Privatinteressen zu verwenden, das letzte Motiv sind, wie ich annehme, die Grillen eines Kranken, welcher in Ihnen bald einen Gegner sieht, bald einen Scharfsinn fürchtet, der schonungslos krankhafte Stimmungen vor der Welt aufdecken könnte. Sie sollen hier festgebannt werden, man will Sie streicheln, kratzen, beobachten, verfolgen. Sie sind ein Gegenstand des Interesses, der Scheu und Abneigung geworden."

Der Professor stand auf. „Was ich erlebt und was Sie mir sagen, zwingt mich diese Stätte augenblicklich zu verlassen."

„Ich wünsche nicht," sagte der Obersthofmeister, „daß Sie mit einem lauten Mißton von hier scheiden, wenn dies vermieden werden kann; um Ihretwillen nicht, und wegen manchem von uns nicht."

Der Professor trat an den Tisch, auf welchem die Pergamentblätter lagen. „Ich erbitte Ihre Geduld, wenn ich nicht sogleich ruhige Haltung wiederfinde. Die Lage, in welche wir versetzt sind, ist wie aus einem fremden Jahrhundert, sie steht in furchtbarem Gegensatz zu der heitern Sicherheit, womit wir das eigene Leben und die Seelen unserer Zeitgenossen betrachten."

„Heitere Sicherheit?" frug der Oberſthofmeister traurig. „An Höfen wenigstens dürfen Sie diese nicht suchen, und nirgend, wo der Einzelne aus dem Privatleben heraustritt. Heitere Sicherheit! Auch ich möchte fragen, ob wir aus Einem Jahrhundert sind. Schwerlich hat es eine Zeit gegeben, wo so Vieles unsicher, das Alte so abgelebt und das Neue so schwach war."

Der Professor hob erstaunt das Haupt bei der lauten Klage des Greises. Der Oberſthofmeister fuhr zürnend fort: „Ich höre überall von den Hoffnungen, die man im Volke hat, ich sehe häufig ein junges burschikoses Vertrauen. Es ist freilich noch weit von gereifter Kraft, aber ich verarge einem gemüthvollen Manne nicht, wenn er darauf Hoffnungen setzt. Ja ich darf einräumen, daß dieser jugendliche Muth in der That die beste Hoffnung ist, welche wir haben. Aber ich bin ein alter Mann, ich vermag dies Neue nirgend, wo es über die Interessen des Privatlebens hinausstrebt, imponirend zu finden. Ich fühle die Abnahme der Lebenskraft in der Luft, welche mich umgiebt. Meine Jugend fällt in eine Zeit, wo die beste Bildung der Nation den Höfen nahe stand; meine eigenen Vorfahren haben durch sechs Jahrhunderte an den Thorheiten und Verbrechen, aber auch an dem Stolz ihrer Zeit eifrig Theil genommen, ich bin zum Manne erwachsen in der Vorstellung, daß Fürsten und Adel die geborenen Führer der Nation sind. Ich sehe mit Trauer, daß sie auf lange, vielleicht für immer diese Führung verlieren. Manches, was Sie neulich erzählten,

paßt genau auf die letzten Jahrzehnte, welche ich durchlebt. Es war eine schmerzvolle Zeit. Die dumpfe Schwäche im Leben des Volkes hat am meisten auf den Höhen verwüstet. Auch da hat es nicht an einzelnen ehrenwerthen und kräftigen Männern gefehlt. Welche Zeit hätte sie ganz entbehrt? Aber, was die edelste Blüthe der Volkskraft sein sollte, das ist grade in dieser leeren und schaalen Zeit am tiefsten erkrankt."

Der Professor warf ein: „Ist Grund zur Trauer, wo vielleicht der Einzelne verliert, das Ganze gewonnen hat?"

„Zuverlässig nicht," versetzte der Hofmann, „wenn nur der Gewinn für das Ganze so sicher stünde. Aber mit Erstaunen sehe ich, daß grade die größten Angelegenheiten der Nation von allen Seiten schülerhaft klein betrieben werden. Vieles Werthvolle ist verloren, Besseres nicht gewonnen. Die Feinheit der Empfindung, welche sich sonst in allen Formen des Verkehrs sehr wohlthuend ausdrückte, discrete Behandlung wichtiger Geschäfte werden selten. Wenn dieser Vorzug nicht ausreicht, Charaktere zu bilden, wie sie vielleicht die Gegenwart braucht, er machte doch das Leben gefällig und schön. Was einst häufig war an den Höfen und den Geschäften, sicheres Gefühl der Ueberlegenheit, graziöse Herrschaft über Andere, das müssen wir entbehren. Die Diplomatie hat aufgehört vornehm zu sein. Man brüskirt, man avanturirt, nicht nur der Adel der Gesinnung, sogar der anmuthige Schein desselben fehlen, an den Höfen hat unsichere Kleinlichkeit, ein mürrisches, gereiztes, abschließendes Wesen überhand genommen, in der Diplomatie Ungezogenheiten und Leichtsinn ohne Kenntnisse und ohne männlichen Willen. Unsere Prinzen klirren als armirte Müßiggänger einher, die alte Hofzucht ist verloren, man fühlt sich haltlos auf der Defensive und sucht in thörichten Uebergriffen sein Heil. Es ist schwer sich die Empfindung fern zu halten, daß es mit diesem Treiben unaufhaltsam abwärts gehe."

Der Professor lächelte über die Trauer des alten Herrn.

„Ich verdenke Ihnen nicht," fuhr der Obersthofmeister fort, „wenn Sie das Unglück dieser Verwandlung weniger schmerzlich empfinden als ich. Es ist nur schade, daß es immer noch die höchsten irdischen Interessen sind, mit welchen in solcher Weise gespielt wird."

„Ist denn aber das Unglück so allgemein?" versetzte der Professor.

„Unserem vielgestaltigen Leben fehlt es nicht an glänzenden Ausnahmen," sagte der Obersthofmeister. „Es war uns auch in der Zeit, wo wir vor der Welt die größten Trauerspiele aufführten, noch vergönnt, hier und da eine heitere Novelle zu conserviren. Kaum jemals hat es uns ganz an einem Lande gefehlt, welches die fünf Charaktere eines guten Hofes in dauerndem Zusammenleben vereinte: einen gradsinnigen Herrn, eine liebenswürdige Fürstin, einen hochgesinnten Staatsmann, eine geistreiche Hofdame und unter den Cavalieren einen überlegenen Geist. Aber die Stätten sind selten geworden."

„Waren sie jemals häufig?"

„Sie waren in der Zeit, aus welcher meine ersten Erinnerungen stammen, der Stolz unserer Nation," versetzte der Obersthofmeister.

„Grade in jener Zeit haben wir auch Anderes gewonnen, worauf wir noch jetzt stolz sind," entgegnete der Gelehrte. „Es waren kurze Jahrzehnte, in welchen die Höfe für Asyle der freiesten Zeitbildung galten, und nur durch die seltsamen politischen Schicksale unseres Volkes ist diese Führerschaft möglich geworden. Jetzt ist sie auf andere Kreise übergegangen, und für die vornehme Bildung Einzelner haben wir die vermehrte Tüchtigkeit Vieler eingetauscht."

„Auch hierbei ist ein Verlust," rief der Obersthofmeister, „daß vornehme Naturen überhaupt selten geworden sind. Ich bin bereit, die großen Fortschritte anzuerkennen, welche das

Bürgerthum in den letzten funfzig Jahren gemacht hat. Aber die Tüchtigkeit, welche das Volk in Erwerb und Verkehr entwickelt, ist zu selten verbunden mit sicherem Selbstgefühl, ja auch selten mit der festgegründeten Stellung, deren eine politische Kraft bedarf. Zu häufig ist das Schwanken zwischen unzufriedenem Trotz und übergroßer Fügsamkeit, hoch fliegt die Begehrlichkeit, zu klein ist der Opfermuth. Ueberall hat der Wohlstand zugenommen, wer dürfte das leugnen? Nicht in demselben Grade das Verständniß für die höchsten Angelegenheiten der Nation."

„Die Lebenden kommen herauf," entgegnete der Gelehrte, „die Söhne werden sicherer und freier stehen, auch auf diesem Gebiet gehört unsere Zukunft denen, welche emsig arbeiten."

„Vieles mag verloren gehen," sagte der Obersthofmeister, „bevor die Steigerung, welche Sie erwarten, so groß wird. daß sie den Aufstrebenden Antheil an der Herrschaft verschafft, Ich bin zu alt, mich von Hoffnungen zu nähren, deßhalb vermag ich Ihre lichtvolle Auffassung unserer Lage mir nicht anzueignen. Ich wünsche unserer Nation Gutes, woher es auch komme, ich weiß, sie hat Aergeres überstanden als das gegenwärtige Hängen zwischen einer niedersteigenden und einer aufsteigenden Bildung. Aber ich fühle, daß die Luft, in der ich lebe, immer schwüler wird, die Spannung der Gegensätze gefährlicher. Wenn ich zurücksehe auf ein langes Leben, so graut mir zuweilen vor dem Siechthum, das ich geschaut. Es war keine Zeit riesiger Laster, wie Ihre Kaiserperiode, aber es war eine Zeit, in welcher nach kurzem poetischen Traum die Schwäche dürftiger Seelen herrschte und verdarb. Die Gestalten, welche in dieser Zeit verkommen sind, werden der Nachwelt nicht fürchterlich erscheinen, aber grotesk und verächtlich. Sie, Herr Professor, leben in einer neuen Periode, wo sich ein jüngeres Geschlecht unbehülflich müht heraufzukommen. Mir fehlt Empfänglichkeit für die neue Art und mir

fehlt der Muth zu hoffen, denn mir fehlt jede Fähigkeit die Jüngern bildend zu fördern."

Er war aufgestanden. Der Greis und der jugendfrische Mann, der Diplomat und der Gelehrte standen einander gegenüber, der eine Sprecher für die Welt, welche sich abwärts neigte, der andere Verkünder der Lehren, welche unablässig die alte Welt erneuen. Auf dem ruhigen Antlitz des Alten lag stille Trauer, in den geistvollen Zügen des Jüngern arbeitete kräftig die Empfindung, ein hoher Sinn und ein feiner Geist schaute aus den treuen Augen Beider.

„Was wir einander zu sagen hatten," fuhr der Obersthofmeister fort, „ist gesagt. Ich habe versucht gut zu machen, was ich gegen Sie versehen, möge Ihnen die geschwätzige Offenheit, mit der ich mich Ihrem Urtheil hingab, eine kleine Genugthuung dafür sein, daß ich zu lange gegen Sie schwieg. Es ist die beste Genugthuung, die ich einem Manne Ihrer Art zu geben weiß. Was die krankhafte Stimmung Anderer betrifft, von welcher wir ausgingen, so bedarf es darüber zwischen uns keiner Worte; beide werden wir besonnen thun, was unsere Pflicht ist, um die Menschen, welche unserer Sorge vertraut sind, vor Gefahr zu hüten, auch uns selbst zu wahren, Herr Werner. Leben Sie wohl! Möge die Thätigkeit, welche Sie gewählt haben, Ihnen das freudige Vertrauen zu Ihrer Zeit und Ihrem Geschlecht erhalten, bis in die Jahre, welche ich auf meinem Scheitel trage. Dies höchste Glück des Menschen habe ich, der unbedeutende Mann, zuweilen mit Schmerzen entbehrt, wie sie Ihr großer Römer gefühlt hat."

„Gestatten Excellenz auch mir, Ihnen eine Bitte auszusprechen," versetzte der Gelehrte mit warmer Empfindung. „Noch oft mag die ungeübte Rührigkeit der Jüngern Ihnen ein bitteres Lächeln abnöthigen, und nicht immer werden die unfertigen Werke, welche wir Pioniere der Wissenschaft aufwerfen, den Forderungen genügen, welche Sie auch an uns

stellen; denken Sie, wenn Sie uns tadeln müssen, auch nachsichtig daran, daß unser Volk die Bürgschaft schöpferischer Jugend so lange in sich trägt, als die Ehrfurcht vor jeder geistigen Arbeit und die einfache Ehrlichkeit in Liebe und Haß ihm nicht verloren sind. Solange die Nation sich selbst verjüngt, vermag sie auch ihre Fürsten und die Leiter ihrer Geschäfte mit neuem Leben zu erfüllen. Denn wir sind nicht Römer, sondern warmherzige und dauerhafte Germanen."

„Nero wagt nicht mehr die Apostel einer neuen Lehre zu verbrennen," versetzte der Obersthofmeister mit trübem Lächeln. „Darf ich dem Fürsten von Ihnen das Herkömmliche sagen, das Sie ihm aussprechen dürfen, ohne Ihrer Würde wehe zu thun?"

„Ich bitte darum, Excellenz," versetzte der Professor.

Der Professor eilte, sich bei der Prinzessin zu beurlauben, sie empfing ihn in Gegenwart ihres Fräuleins und des Hofmarschalls. Wenige Worte wurden gewechselt; während sie die Hoffnung aussprach ihn recht bald in der Residenz wiederzusehen, wollte ihr die Sprache versagen. Als er das Zimmer verlassen, flog sie hinauf in die Bibliothek und blickte hinab auf den Wagen, in welchen die Truhe geladen wurde. Sie brach einige der Blumen ab, welche der Gärtner in ihr Zimmer gesetzt und schlang sie mit einem Bande zusammen. „Sein Auge sah auf euch und seine Stimme klang in dem Raum, in dem ihr euer flüchtiges Leben verbringt. Es war ein kurzer Traum! kein Traum, ein schönes Bild war's aus neuer Welt.

„Wie sich die Frau fügt dem stärkern Geist in liebevoller Hingabe, ihr Auge auf das seine geheftet, das Glück habe ich geahnt. Nur einmal hat meine Hand die seine berührt, und doch habe ich an seinem Herzen gelegen, unsichtbar, körperlos, Niemand weiß es, er selbst nicht, ich allein empfand die Wonne. Leichtes, luftiges Band, gewebt aus den zartesten Fäden, die sich von einer Menschenseele zur andern ziehen, du sollst zer-

reißen und verwehen, nur das Gefühl bleibt, daß die Neigung, welche zwei Fremde zu einander zog, zum Segen wurde für eines der beiden.

„Du ernster Mann gehst deinen Pfad, und ich den meinen, und wenn der Zufall uns zusammenführt, dann neigen wir uns artig vor einander, und grüßen uns mit höflicher Rede. Lebe wohl, Gelehrter, so oft mir einer deiner Genossen entgegentritt, ich werde fortan wissen, daß er zu einer stillen Gemeinde gehört, in deren Vorhof auch ich demüthig mein Haupt geneigt.“

Aus den Baumgipfeln, auf die das Fürstenkind niedersah, sangen die Vögel. Der Wagen rollte davon, sie beugte sich herab und hielt den Strauß in der ausgestreckten Hand, dann warf sie die Blumen mit kräftigem Schwunge in den Wipfel eines Baumes, sie hingen unter den Blättern, ein kleiner Vogel flog auf, doch er setzte sich im nächsten Augenblick wieder vor den Strauß und sang sein Lied fort. Die Prinzessin aber legte ihr Haupt an die Mauer des Thurmes.

Der Gelehrte fuhr der Stadt zu, die Truhe, welche er gefunden, stand vor ihm. Schneller noch und stürmischer als auf der Herfahrt fuhren die wechselnden Gedanken durch seine Seele, er trieb den Kutscher zur Eile, und eine unbestimmte Angst heftete ihm den Blick an die Stelle, wo die Thürme der Residenz aufsteigen sollten. Dazwischen aber sah er immer wieder die Gestalt des Obersthofmeisters vor sich und hörte die traurigen Worte der leisen Stimme. „Unermeßlich groß ist der Unterschied zwischen den engen Verhältnissen dieses Hofes und der gewaltigen Größe des kaiserlichen Roms, unermeßlich groß auch der Unterschied zwischen dem bekümmerten Hofherrn und der düstern Gestalt eines römischen Senators. Und doch ist etwas in dem Gefüge der Seele, die sich mir heut aufgethan, was mich mahnt an ein Bild aus längst vergangener Zeit, und was er sprach, klingt in meiner

Seele wie ein schwacher Ton aus dem Herzen des Mannes, dessen Werk ich vergebens gesucht. Denn wie wir Gegenwärtiges aus dem Vergangenen zu erklären bemüht sind, so deuten wir auch Zustände und Gestalten entfernter Zeit nach dem Gemüth der Menschen, welche uns lebend umgeben. Das Alte sendet unaufhörlich seine Geister in unsere Seelen und unaufhörlich legen wir uns das Alte zurecht nach dem Bedürfniß unseres warmen Herzens."

Fünftes Buch.

1.

Des Magisters Ausgang.

Professor Raschke saß auf dem Boden seiner Wohnstube. Die Farbenpracht des türkischen Schlafrocks war vermindert, treues Beharren im Dienste wissenschaftlicher Theorie hatte ihm einen Schimmer von fahlem Grau verliehen, aber er umhüllte doch würdig die Glieder seines Herrn. Der Professor hatte sich zu seinem ältesten Sohn Marcus niedergesetzt, um diesem das Studium des ersten ABC-Buchs zu erleichtern; als der Kleine ermüdet bei den Bildern ausruhte, hatte der Vater, um diese Pause für sich zu nützen, ein Handexemplar des Aristoteles aus der Tasche gezogen. Er las und machte mit einem Bleistift Anmerkungen ohne zu beachten, daß sein Sohn Marcus längst das Bilderbuch weggeworfen hatte und mit den übrigen Kindern, unter denen auch der Pupus stolperte, um den Vater einen Kringeltanz aufführte. „Papa, nimm die Beine weg, wir können nicht drum herum,“ rief Bertha die älteste, von der man wirklich größere Klugheit hätte erwarten dürfen. Raschke zog die Beine ein, und da er seinen Sitz seitdem unbequem fand, ersuchte er die Kinder, ihm einen Stuhl zu bringen. Sie trugen den Stuhl herzu, er stützte sich mit dem Rücken dagegen. „Wir können wieder nicht herum,“ riefen die tanzenden Kinder. Raschke sah auf: „Dann also werde ich mich auf den Stuhl setzen.“ Das war den Kindern recht und der Höllenlärm ging weiter. „Komm her, Bertha,“ sagte Raschke, „du kannst mir als Pult dienen,“ er legte das Buch auf ihre Zöpfe, las und schrieb. Die Kleine

stand mäuschenstill unter dem Buch und schalt die andern, weil sie Lärm machten.

Es klopfte, der Doctor trat ein.

„Pfui, Fritz,“ rief Raschke ihm entgegen, „ich kenne Sie nicht mehr, ich muß mich wirklich auf Ihr Gesicht besinnen. Ist das recht, Ihre Freunde so hintenan zu setzen in einer Zeit, wo ein Freundesgruß Ihnen wohlthun konnte? Laura hat mir erzählt, was Ihren lieben Vater betroffen. Ein schwerer Verlust,“ fuhr er traurig fort, „wenn ich nicht irre, Zweimalhunderttausend.“

„Gerade eine Null zu viel,“ sagte Fritz.

„Es kommt wenig darauf an,“ versetzte Raschke, „wie groß die Summe war, nur auf das Leid, welches sie lieben Menschen bereitet hat. Ich war bei Ihnen, Fritz, in jenen Tagen, ich habe mich sogleich aufgemacht, es kam nur,“ fügte er bekümmert zu, „ein Umstand dazwischen. Ich bin sonst gewöhnt, des Abends auf Ihre Straße zu gehen, und, es kurz zu sagen, ich gerieth in ein falsches Haus, und kam mit Mühe für die Vorlesung zurecht.“

„Bedauern Sie mich nicht,“ versetzte der Doctor, „freuen Sie sich mit mir, ich bin ein glücklicher Mann, grade in dieser Zeit habe ich gefunden, was ich zu erreichen verzweifelte, Laura's Herz und die Einwilligung des Vaters.“

Raschke klopfte dem Doctor auf die Schulter und drückte ihm erst die eine, dann die andere Hand. „Der Vater,“ rief er, „er war das Hinderniß, ich kenne ihn etwas, und ich kenne auch seinen Hund. Wenn ich von dem Hunde auf den Mann schließen darf,“ fügte er zweifelnd hinzu, „so ist er ein Original. Ist's nicht so, Freund?“

Der Doctor lachte. „Es ist alte Feindschaft über die Straße. Meine arme Seele wird von ihm mißhandelt, wie die Psyche im Mährchen von Frau Venus. Er läßt seinen Zorn an mir aus und stellt mir unlösbare Aufgaben. Aber hinter seinem Trotze merke ich doch, daß er sich mit meiner

Neigung versöhnt. Ich ahne Frohes, in diesen Tagen begleite ich Laura nach Bielstein. Nur um des Freundes willen habe ich gewünscht, diese Reise eher anzutreten. Ich werde eine Sorge nicht los. Mich beunruhigt, daß der Magister in der Nähe Werners ist."

Raschke fuhr sich in die Haare. „Freilich!" rief er.

„Ich habe dazu bestimmte Veranlassung," fuhr der Doctor fort. „Der Händler, welcher den falschen Pergamentstreif des Struvelius in die Stadt gebracht haben sollte, wurde von der Mutter des Magisters zu mir gewiesen. Ich behandelte ihn, wie natürlich war, er aber betheuerte, von jenem Pergament nichts zu wissen, und niemals ein solches Blatt durch den Magister verkauft zu haben. Der Zorn des Mannes über die unwahre Behauptung des Magisters hat mich ängstlich gemacht. Er bestätigt einen Verdacht, den ich gegen die Echtheit eines andern Schriftstücks, das mir Werner aus der Residenz mittheilte, bereits in einem Briefe geäußert. Ich kann die Sorge nicht fern halten, daß der Magister selbst der Fälscher war, und Schrecken befällt mich bei dem Gedanken, daß er jetzt seine Kunst gegen unsern Freund zu üben versucht."

„Das ist eine sehr ernste Sache," rief Raschke unruhig auf und ab gehend. „Werner vertraut dem Magister unbedingt."

Auch der Doctor wandelte auf und ab. „Denken Sie den Fall, daß sein großartiges Vertrauen Opfer einer Gemeinheit würde. Stellen Sie sich den bittern Schmerz vor, den ihm das bereiten müßte. Mit einem peinlichen Eindruck, den wir Andern ohne großen Kampf verwischen, wird er lange selbstquälerisch und hart ringen."

„Sie haben ganz recht," rief Raschke, und fuhr sich wieder in die Haare. „Ihm ist nicht eigen, moralische Häßlichkeit ohne große Aufregung zu überwinden. Sie müssen ihn auf der Stelle warnen, und zwar Aug' in Auge."

„Leider vermag ich das erst in mehren Tagen, unterdeß

bitte ich Sie, Professor Struvelius von der Aussage des Händlers in Kenntniß zu setzen."

Der Doctor entfernte sich, Raschke vergaß den Aristoteles und bedachte ängstlich die Untreue des Magisters. Noch zürnte er mit dem kleinen Mann, als es klopfte und Struvelius mit Flaminia in der geöffneten Thür stand.

Raschke begrüßte, rief seine Frau, bat niederzusitzen und vergaß darüber, daß er im türkischen Schlafrock stand.

„Wir kommen mit einem Wunsch," begann Flaminia feierlich. „Er gilt unserm Collegen Werner. Mein Mann will Ihnen mittheilen, was uns beide tief erschüttert hat."

Raschke fuhr von seinem Stuhle in die Höhe. Der Gatte, dessen Erschütterung nur an seinem gesträubten Haar sichtbar war, erzählte: „Mir wurde gestern eine Einladung auf die Polizei. Als ein Bruder des Magister Knips nach Amerika entwich, belegte man seine Sachen auf Ansuchen kleiner Gläubiger mit Beschlag, und weil er den größten Theil seiner Effecten in der Wohnung der Mutter bewahrte, wurde auch dort weggenommen. Darunter einige Gefäße und Mappen, welche offenbar nicht dem Entwichenen gehörten, sondern dessen Bruder. Eine dieser Mappen enthielt Durchzeichnungen nach Handschriften, viele Versuche, alte Schrift nachzuahmen, und beschriebene Pergamentblätter. Den Beamten hatte dies befremdet, er forderte mich auf, unter der Hand davon Einsicht zu nehmen. Nähere Betrachtung ergab, daß der Magister selbst sich lange um die Fertigkeit bemüht hat Schriftzüge des Mittelalters nachzuahmen. Aus den Fragmenten aber, welche ich in der Mappe gefunden, ist unzweifelhaft, daß er noch andere Fälschungen im Vorrath hat, welche zum Theil jenem Pergamentstreif genau entsprechen."

„Dies genügt, Struvelius," begann die Gattin, „jetzt laß mich sprechen. Sie mögen denken, Herr College, daß uns zunächst Werner einfiel, und daß wir uns der Angst nicht entschlugen, auch der Gatte unserer Freundin werde durch den

Betrüger in eine Verlegenheit kommen. Ich forderte Struvelius auf an Professor Werner zu schreiben, er aber zog vor, die Nachricht durch Sie zu befördern. Dieser Weg schien auch mir sachgemäß."

Raschke zog, ohne ein Wort zu sagen, seinen Schlafrock aus, lief in Hemdärmeln durch das Zimmer und suchte in den Winkeln. Endlich fand er wenigstens seinen Hut, den er aufsetzte.

„Aber Raschke!" rief Frau Aurelie. „Wie so?" frug er eilig. „Hier gilt kein Säumen. Bitte sehr um Verzeihung, Frau Collega," rief er seinen Aermel betrachtend und fuhr wieder in den Schlafrock, behielt aber in der Aufregung seinen Hut und setzte sich so gerüstet den Freunden gegenüber. Bertha nahm ihm auf einen Wink der Mutter leise den Hut ab. „Hier ist ein schneller Entschluß nöthig," wiederholte er.

„Man hat keinen Grund," fuhr Struvelius fort, „die Habe des Magisters seiner Mutter vorzuenthalten, indeß würde man Ihnen bereitwillig eine Durchsicht der Schriften gestatten."

„Das wünsche ich gar nicht," rief Raschke, „es würde mir den Tag verderben; Ihr Urtheil, Struvelius, genügt."

Noch ein aufgeregter Austausch der Ansichten, und der Besuch enthob sich. Wieder ging Raschke stürmisch einher, daß die Flanken seines Schlafrocks über die Stühle flogen. „Liebe Aurelie, erschrick nicht, ich bin zu einem Entschluß gekommen, ich werde morgen verreisen."

Die Professorin schlug die Hände zusammen. „Was fällt dir ein, Raschke?"

„Es ist nothwendig," sagte er. „Ich verzweifle durch einen Brief die festen Ansichten Werners zu erschüttern. Meine Pflicht ist zu versuchen, ob geflügeltes Wort und ausführliche Darstellung größere Wirkung haben. Ich muß wissen, wie der Freund zum Magister steht, nach Andeutungen des Doctors befürchte ich von der Thätigkeit des Falsarius das Aergste. Ich habe einige freie Tage vor mir, ich kann sie nicht besser verwenden."

„Aber Raschke, du willst reisen?“ frug seine Frau vorwurfsvoll. „Wie kannst du dich auf so etwas einlassen?“

„Du verkennst mich, Aurelie, in unserer Stadt bin ich allerdings zuweilen unsicher, aber in der Fremde finde ich mich überall sehr gut zurecht.“

„Weil du noch niemals allein in der Fremde warst,“ versetzte die kluge Frau.

Raschke trat vor sie und hob warnend die Hand. „Aurelie, es gilt dem Freund, auf Kleinigkeiten darf man keine Rücksicht nehmen.“

„Du wirst nie hinkommen,“ entgegnete seine Frau mit trüben Ahnungen.

„Es ist viel leichter, auf sicherem Fahrzeug durch die halbe Welt zu fliegen, als auf zwei Beinen durch die Gasse, halbe Bekannte sind am unbequemsten.“

„Und dann das Reisegeld, Raschke,“ warnte Frau Aurelie, leise wegen der Kinder.

„Du hast in deinem Wäschschrank eine alte schwarze Sparbüchse,“ versetzte Raschke schlau, „denkst du, ich weiß nichts davon?“

„Ich habe darin für einen neuen Frack gesammelt,“ sagte die Professorin.

„Du willst mir meinen Frack nehmen?“ rief Raschke hitzig, „gut, daß ich dahinterkomme. Jetzt würde ich nach jener Residenz reisen, wenn ich auch gar keine Veranlassung hätte. Heraus mit der Büchse.“

Frau Aurelie ging langsam, brachte die Sparbüchse und legte sie ihm mit stummem Vorwurf in die Hand. Der Professor zwängte das Geld sammt der Büchse in die Tasche seiner Beinkleider, schlang den Arm um seine Frau und küßte sie sie auf die Stirn.“ „Du bist mein liebes Weib,“ rief er, „jetzt aber nicht gesäumt. Bringt mir den Plato und Spinoza.“

Plato war die seidene Mütze und Spinoza der dicke Mantel des Professors. Die Schätze des Hauses hießen so, weil

sie von dem Honorar zweier Bücher über die beiden Philosophen gekauft waren. Das Aufsehen, welches die Werke in der gelehrten Welt gemacht hatten, war sehr groß, das Honorar sehr klein gewesen. Unter den Kindern entstand eine Bewegung, denn die schönen Stücke wurden im Winter zuweilen für einen Sonntagsspaziergang herausgeholt. Der kleine Haufe lief mit der Mutter.

„Bring sie zurück, Raschke, ich habe Angst, etwas geht verloren."

„Wie ich dir sage, Aurelie, auf Reisen kannst du mir sicher vertrauen."

„Ich will doch eine Zeile an Werner schreiben, er soll darauf achten, daß du beides behältst, den Brief stecke ich dir in die Rocktasche, wenn du ihn nur abgeben wolltest."

„Warum nicht?" rief Raschke unternehmend.

Am nächsten Morgen begleitete Frau Aurelie ihren Gatten zu der Reisegelegenheit, und achtete darauf, daß er auf den richtigen Platz kam. „Wenn du nur erst wieder glücklich bei uns wärst," klagte sie. Raschke küßte ihr ritterlich die Hand und setzte sich auf seine Reisetasche. „Die Sitze haben eine merkwürdige Höhe," rief er und baumelte mit den Beinchen. Die Mitreisenden lachten, er sagte freundlich: „Ich bitte die Herren sehr um Entschuldigung."

Die Laternen brannten und der Mond schien aus weißem Dunst auf die Wand des Pavillons, als der Professor zurückkehrte. Kein Lichtstrahl fiel aus den Fenstern, düster und verlassen stand das Haus, von einem bläulichen Phosphorschein überzogen. Die Thür war verschlossen, der Lakai verschwunden. Der Gelehrte zog die Glocke, endlich kam Etwas die Treppe herab, Gabriel öffnete und stieß einen Freudenruf aus, als er seinen Herrn vor sich sah. „Wie geht es meiner Frau?" rief der Professor.

„Frau Professorin ist nicht zu Hause," entgegnete Gabriel

scheu. Er winkte seinen Herrn in das Zimmer, dort holte er den Brief Ilse's hervor. Der Professor las die Zeilen und hielt sie betäubt in der Hand. Auch dies war eine Handschrift, die er gefunden, sie meldete, daß sein Weib von ihm gegangen war; jedes Wort fuhr wie ein Messerstich in seine Seele. Als er zu Gabriel aufblickte, erkannte er, daß er noch nicht Alles wußte. Der Diener erzählte, der Gelehrte stieß den Sessel von sich, seine Glieder zitterten im Fieber. „Wir verlassen sogleich dieses Haus," sagte er tonlos, „räumen Sie zusammen."

Wie ein römischer Priester, der in geheimer Andacht zu seinem Gotte betet, hatte er sein Haupt verhüllt gegen die Klänge, welche von Außen in die Seele dringen. Ohr und Auge hatte er abgeschlossen von den Gestalten, welche ihn umwandelten, jetzt riß das Schicksal die Hüllen von seinem Haupte.

„Herr Hummel wollte nicht vor Ihrer Ankunft reisen," fuhr Gabriel fort, „ihm ist es eilig."

„Ich gehe nach seinem Gasthof, folgen Sie mir," sagte der Professor, „im Schlosse melden Sie, daß ich ausgezogen sei." Er wandte sich ab und verließ das Haus. Als er bei dem Schloß vorüberkam, warf er einen wilden Blick auf die Fensterreihe der Zimmer, welche der Fürst bewohnte. „Noch ist er nicht zurück, Geduld," murmelte er; dann ging er vor sich hinbrütend zum Gasthof. Er forderte Wohnung und frug nach seinem Hauswirth. Gleich darauf trat Herr Hummel bei ihm ein. „Gute Nachricht," begann dieser in seinem sanftesten Ton, „ein Bote des Oberamtmanns trug mir so eben die Nachricht zu, daß Alle glücklich fortgezogen sind. Es ist wohl aus Vorsicht geschehen, daß kein Brief an Sie beilag."

„Es war wohl aus Vorsicht," wiederholte der Gelehrte und sein Haupt sank ihm schwer auf die Brust.

Herr Hummel setzte sich zu ihm und sprach ihm leise in's Ohr, bei den letzten Worten fuhr der Professor entsetzt auf und ein Stöhnen klang durch den Raum. „Der Mensch ist

kein Uhu," erklärte Herr Hummel begütigend, „und es ist eine Ungerechtigkeit von ihm zu verlangen, daß er in der Finsterniß Kopf und Schwanz einer Ratte unterscheiden soll. Aber jeder Hausbesitzer weiß auch, daß es nichtswürdige Erfindungen der Architektur giebt. Diese Andeutung widme ich nur Ihnen, sonst Niemandem. Ich habe mich vor mehren Tagen bei Ihrem Herrn Schwiegervater angemeldet. Fritzchen Hahn ist in Ihrer Abwesenheit zu einem Doctor Faustus geworden, der mein armes Kind durchaus auf seinem Höllenmantel nach Bielstein tragen will. Darf ich auch Ihre Ankunft dort verkünden?"

„Sagen Sie," versetzte der Gelehrte finster, „ich werde in der ersten Stunde kommen, nachdem ich hier abgerechnet habe." Er hielt Herrn Hummel fest an der Hand, als wollte er den Vertrauten seines Weibes nicht von sich lassen und geleitete ihn so hinab in den Hausflur. Dort waren neue Reisende angekommen, ein kleiner Herr im Mantel und schöner seidener Reisemütze wandte sich, ohne unter dem großen Schirm aufzusehen, an den Professor und sagte: „Ich würde Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie mir ein Zimmer anweisen wollten. Ich bin hier doch am rechten Orte?" Er nannte den Namen der Stadt. Der Professor nahm dem Herrn die Reisetasche ab, faßte ihn ohne ein Wort zu sprechen unter den Arm und führte ihn schnell die Treppe hinauf. „Sehr artig," rief Raschke, „ich danke Ihnen aufrichtig, ich bin durchaus nicht ermüdet, mein einziger Wunsch ist Herrn Professor Werner zu sprechen. Können Sie das vermitteln?"

Werner öffnete sein Zimmer, nahm dem Andern die Mütze vom Kopf und schloß ihn in die Arme.

„Mein theurer College," rief Raschke, „ich bin der glücklichste Reisende der Welt; sonst ist ein Pilger auf der Landstraße zufrieden, wenn ihm kein Unglück begegnet, ich aber habe im Wagen bescheidene denkende Menschen gefunden, der Conducteur hat mir beim Wagenwechsel meine Mütze nachgetragen, man hat mich gütig bis vor dieses Haus begleitet, und jetzt, wo ich zum

ersten Mal auf meinen eigenen Füßen stehe, finde ich mich am Arme dessen, nach dem ich ausgefahren bin. Es ist eine Freude zu reisen, College, bei jeder Meile merkt man, wie gut und warmherzig das Volk ist, in dem wir leben. Wir sind Thoren, daß wir unsere Vorträge nicht im Wagen halten. Die Sorge unserer Frauen ist durchaus nicht gerechtfertigt; selbst ist der Mann."

So triumphirte Raschke. „Wer wohnt in diesem Zimmer," frug er, „ich oder Sie?"

„Hier oder daneben, wie Sie wollen," versetzte Werner.

„Dann neben Ihnen, denn Freund, ich wünsche Sie so wenig als möglich zu entbehren."

„Sie kommen zu einem Mann, dem warmer Zuspruch Noth thut," sagte der Gelehrte. „Meine Frau ist bei ihrem Vater, ich bin allein," setzte er mit stockendem Athem hinzu.

„Sie sehen aus wie ein Wanderer, der bei schlechtem Wetter den Mantel um sich zieht," rief Raschke, „deßhalb wird Sie, was ich zutrage, wenigstens nicht aus heiterer Ruhe stören. Denn mein Botenamt ist, eine Menschenseele in Ihren Augen zu erniedrigen, das ist hart für uns beide."

„Ich habe heut erlebt, was auch einen festeren Bau aus allen Fugen treiben kann. Wenig mag noch zurück sein, was mich erschüttert, ich bin gefaßt zu hören."

Raschke setzte sich neben ihn und begann seinen Bericht, er fuhr dabei auf dem Sopha hin und her, klopfte dem Freund auf die Kniee, streichelte ihm den Arm und bat um Fassung.

Wieder war eine Hülle von dem Haupt des Suchenden gezogen, der allein mit seinem Gott zu reden glaubte. Der Gelehrte hielt still und zuckte nicht. „Das ist furchtbar, Freund," sagte er am Ende. Damit brach er kurz ab, und den ganzen Abend gedachte er mit keinem Wort des Magisters.

Am nächsten Morgen saßen die Professoren wieder auf Werners Zimmer bei einander. Werner warf die beiden Pergamentblätter auf den Tisch. „Dies wenigstens hat mit dem

Magister nichts zu thun, ich selbst habe es aus altem Geröll hervorgeholt. Dort liegt das Meßbuch auf der Truhe, es kostet mich Ueberwindung, den theuer erkauften Erwerb anzusehen."

Raschke betrachtete das Pergament. „Sehr bedeutend," rief er, „wenn dies wirklich ist, was es scheint." Er eilte zu der Truhe, und durchsuchte das Meßbuch. „Wahrscheinlich würde auch das Missale einen Anhalt dafür gewähren, ob es in dem Mönchskloster von Rossau gebraucht worden," sagte er, „ich bedaure, daß zu dieser Prüfung meine Kenntniß der Klostergewohnheiten nicht ausreicht." Er öffnete den Kasten und hob den Inhalt heraus. Von der Zerstreuung, welche ihn sonst wohl störte, war nichts zu bemerken, mit scharfen Augen sah er umher, als ob er die dunklen Worte eines alten Philosophen zusammensuche. „Sehr merkwürdig," rief er, „nur Eines wundert mich. Ist die Kiste ausgefegt worden?"

„Nein," versetzte Werner auffahrend.

„Die drei Begleiter einer hundertjährigen Ruhe fehlen, Staub, Spinngewebe und Insektenschaalen, es müßte doch etwas im Innern des Deckels oder Bodens hängen, denn die Truhe hat Ritze, welche den Geschlechtern der Kerbthiere Zugang verstatten."

Er räumte weiter und untersuchte den Boden. „Unter dem Holzsplitter hängt etwas Papier," er zog einen winzigen Papierfetzen heraus und über die edlen Züge seines Angesichts legte sich ein tiefer Schatten. „Lieber Freund, machen Sie sich gefaßt auf eine unwillkommene Beobachtung. Auf diesem Fragment stehen nur sechs gedruckte Wörter, aber es sind Lettern unserer Zeit, es ist unser Zeitungspapier, und eines der sechs Wörter ist ein Name, der in der Politik dieser Tage oft genannt wird." Er legte das Papierstückchen auf den Tisch Werner starrte darauf ohne ein Wort zu sagen, auch sein Angesicht verwandelte sich, als ob ein Augenblick die Arbeit von zwanzig sorgenvollen Jahren gethan hätte. „Die Sachen sind von mir

ausgepackt und wieder eingelegt worden, möglich, daß das Papier dabei hineingefallen ist."

„Möglich," wiederholte Raschke.

Der Professor sprang auf und suchte in fliegender Eile sein Handexemplar des Tacitus hervor. „Hier sind die Lesarten der Florentiner Handschrift, ein Vergleich mit den Pergamentblättern wird Licht geben." Er verglich einige Sätze. „Es scheint eine genaue Copie," sagte er, „zu genau, ungeschickt genau." Er hielt die Handschrift prüfend von der Seite gegen das Licht, er goß einen Tropfen Wasser auf eine Ecke des Pergaments und wischte mit dem Tuch, im nächsten Augenblick schleuderte er Tuch und Pergament auf den Boden und schlug die Hände heftig vor sein Gesicht. Raschke ergriff die Blätter und sah auf die geschädigte Ecke. „Es ist richtig," rief er traurig, „eine Schrift, welche sechshundert Jahre auf dem Pergament gestanden hat, läßt andere Spuren in dem Stoff zurück." Heftig ging er auf und ab, die Hände in den Rocktaschen, fuhr sich mit dem weißen Tuch über das Gesicht, und warf es, den Irrthum bemerkend, weit von sich. „Ich kenne dafür nur ein Wort," rief er, „ein Wort, das der Mensch ungern über seine Lippen gehen läßt, und das Wort heißt: Schurkerei."

„Es war ein Bubenstück," rief Werner mit starker Stimme.

„Hier halten wir an, Freund," bat Raschke, „wir wissen, daß eine Täuschung beabsichtigt war, wir wissen, daß der Versuch vor Kurzem gemacht wurde; wenn wir den Ort des Fundes und Ihr Hiersein zusammenhalten, so dürfen wir, ohne gegen Jemand ungerecht zu sein, als Thatsache annehmen, daß das Unrecht verübt wurde, Sie zu hintergehen. Wer es verübt hat, darüber haben wir nur Argwohn, starkbegründeten Argwohn, keine Sicherheit."

„Die Sicherheit soll uns werden," rief Werner, „bevor der Tag um viele Stunden älter wird."

„Allerdings," versetzte Raschke, „diese Sicherheit muß ge-

wonnen werden, denn Argwohn darf in des Menschen Haupt nicht dauern, er zerfrißt alle Bilder und Gedanken, welche ihm nahe kommen. Uns ist aber die letzte Frage zurück: zu welchem Zweck ward das Unrecht verübt? War es der Muthwille eines Buben, dann wird der Frevel an Ehrwürdigem nicht geringer, aber die ärgste Schändlichkeit ist es nicht. War es überlegte Bosheit, um Sie zu schädigen, dann das härteste Urtheil. Wie stehen Sie zum Magister?"

„Es war überlegte Bosheit, einen Menschen zu schädigen an Leib und Seele," versetzte der Professor mit feierlichem Ernst, „aber der Thäter war nur das Werkzeug, den Gedanken gab ein Anderer."

„Halt," rief Raschke wieder, „nicht weiter, auch dies ist nur Argwohn."

„Es ist nur Argwohn," wiederholte der Professor, „auch dafür suche ich Sicherheit. Man hat mich hingehalten, als ich den Weg nach dem Landschloß machen wollte, von Tag zu Tag, unter kleinem Vorwand; der Magister fehlte vor kurzem einen Tag bei der Arbeit, die ihm zugewiesen war, er entschuldigte sich mit Krankheit; als er wortreiche Entschuldigung aussprach, fiel mir sein scheues Wesen auf. Man hatte den Wunsch, mich hier zu fesseln, aus Gründen, für welche Sie in dem Bereich Ihrer Empfindungen kaum ein Verständniß finden würden. Man hoffte diesen Zweck zu erreichen, wenn man den fanatischen Eifer, an dem ich erkrankt war, aufregte, ohne ihn ganz zu befriedigen. Das ist mein Argwohn, Freund, und ich fühle mich elend, so elend, wie nie in meinem Leben." Er warf sich auf das Sopha und verbarg wieder sein Gesicht.

Raschke trat zu ihm und sprach leise: „Kränkt Sie so sehr, Werner, daß man Sie getäuscht?"

„Ich habe vertraut, und getäuschtes Vertrauen thut weh, aber ich denke bei dem Jammer, den ich fühle, nicht allein an mich, auch an das Verderben eines Andern, der zu uns gehört."

Raschke nickte mit dem Haupt. Wieder ging er heftig durch die Stube und sah zornig auf die Truhe.

Werner erhob sich und schellte. „Ich wünsche Magister Knips zu sprechen," sagte er dem eintretenden Gabriel, „ich lasse ihn ersuchen, sich so bald als möglich hierher zu bemühen."

„Wie werden Sie zu ihm reden?" frug Raschke besorgt vor dem Freund anhaltend.

„Ich bedarf selbst so sehr der Nachsicht," versetzte Werner, „daß Sie meine Heftigkeit nicht zu fürchten haben. Auch ich bin ein Kranker und ich weiß, daß ich mit Einem sprechen soll, der kränker ist als ich."

„Nicht krank," rief Raschke, „nur erschreckt, wie ich. Sie werden ihm sagen, was nothwendig ist," im Uebrigen überlassen Sie ihn seinem Gewissen."

„Ich werde nur sagen, was nothwendig ist," wiederholte der Professor mechanisch.

Gabriel kehrte zurück und brachte die Nachricht, der Magister wollte gegen Abend, wenn er das Kabinet verlasse, beim Professor vorsprechen.

„Wie nahm der Magister die Botschaft auf?" frug Raschke.

„Er schien erschrocken, als ich ihm sagte, daß der Herr Professor im Gasthof wohnt."

Der Professor hatte sich in die Ecke gedrückt, aber der Philosoph ließ ihm keine Ruhe, er sprach beharrlich von Angelegenheiten der Universität und zwang ihn durch häufige Fragen zur Theilnahme. Endlich äußerte er den Wunsch, in's Freie zu gehen, ungern gab der Professor dem Drängenden nach.

Werner geleitete vor das Stadtthor, auch auf dem Wege antwortete er spärlich auf die lebhaften Reden des Freundes. Als sie zu der Herberge kamen, wo Ilse in den Wagen des Oberamtmanns gestiegen war, begann der Gelehrte mit rauher Stimme: „Dies ist der Weg, auf dem mein Weib aus der Stadt entfloh, ich bin schon heut am frühen Morgen dieselbe Straße

gegangen, und ich habe bei jedem Schritt gefühlt, was einem Mann die ärgste Demüthigung ist."

„Vor ihr war Licht und hinter ihr Finsterniß," rief Raschke. Er redete von Frau Ilse und gedachte jetzt der Aufträge, welche ihm seine Kinder an die Tante mitgegeben hatten.

So verging der Nachmittag; wieder saß Werner vor sich hinbrütend auf seiner Stube, als Gabriel die Ankunft des Magisters meldete. Bevor Raschke in das Nebenzimmer eilte, drückte er noch einmal die Hand des Andern und sah ihn bittend an: „Ruhe, Freund."

„Ich bin ruhig," versetzte dieser.

Magister Knips hatte sich dem bildenden Einfluß des Hofes nicht entzogen, sein schwarzes Kleid war von einem Schneider gefertigt, der ein fürstliches Wappen vor der Werkstatt führte, seine Haare waren frei von Federn und seine Sprache hatte neuern Ausdruck der Ehrerbietung angenommen. Jetzt sah er lauernd und trotzig aus. Werner maß den Eintretenden mit langem Blick; wenn ihm noch ein Zweifel geblieben war an der Schuld des Magisters, jetzt kannte er den Thäter. Er wandte sich einen Augenblick ab, um seinen Widerwillen zu bekämpfen. „Betrachten Sie dies," sagte er, und wies mit dem Finger auf die Pergamentblätter.

Knips nahm das Blatt in die Hand, und das Pergament zitterte, als er sein blödes Auge darüber neigte.

„Es ist wieder eine Fälschung," sagte der Professor, „die Lesarten des ersten Florentiner Codex, sogar die Eigenthümlichkeiten seiner Orthographie sind mit einer ängstlichen Genauigkeit, welche jedem alten Abschreiber unmöglich gewesen wäre, auf diese Blätter nachgezeichnet. Auch die Schrift verräth sich als neu."

Der Magister legte das Blatt nieder und versetzte unsicher: „Es scheint allerdings eine Nachahmung alter Schrift, wie bereits der Herr Professor erkannte."

„Ich fand diese Arbeit," fuhr der Gelehrte fort, „im

Thurm des Landschlosses, gepackt in jenes zerrissene Meßbuch, in jene Truhe gelegt, unter alte Möbeln versteckt. Sie aber, Herr Magister, haben dies Blatt verfertigt, Sie haben es an Ort und Stelle geborgen. Das ist nicht Alles. Sie haben schon vorher, um mich auf falsche Fährte zu bringen, das Verzeichniß der Truhen in alte Rechnungen gesteckt, Sie haben die Ziffern 1 und 2 für die Kisten erfunden. Auch die Schrift dieses Verzeichnisses ist von Ihnen gemacht, mich zu täuschen."

Der Magister stand mit gesenktem Haupt und suchte die Antwort. Er wußte nicht, auf welche Bekenntnisse Anderer sich die feste Behauptung gründete. Hatte der Kastellan ihn verrathen? hatte der Fürst selbst ihn preisgegeben? Ihn überkam die Angst, aber er entgegnete verstockt: „Ich habe es nicht gethan."

„Vergebens suchen Sie auf's Neue zu täuschen," fuhr der Gelehrte fort. „Wenn ich nicht bereits Grund hätte, Ihnen in's Gesicht zu sagen, daß Sie dies thaten, Ihr Benehmen vor diesem Blatt wäre vollgültiger Beweis. Kein Laut des Befremdens, kein Wort des Abscheues gegen solchen Versuch einer Fälschung. Welcher Gelehrte kann dergleichen ansehen und stumm bleiben, wenn ihm nicht das eigene Gewissen den Mund schließt? Was habe ich Ihnen gethan, Herr Magister, daß Sie mir diesen bittern Schmerz bereiten? Geben Sie mir eine Entschuldigung für Ihr Thun. Habe ich Sie je gekränkt? Habe ich je in Ihnen finstere Leidenschaft gegen mich aufgeregt? Jeder Grund, der mir das Widerwärtige begreiflich macht, wird mir willkommen sein. Denn mit Entsetzen sehe ich auf diese Verirrung einer Menschenseele."

„Der Herr Professor haben mir niemals Grund zur Klage gegeben," versetzte Knips gedrückt.

„Und dennoch," rief der Professor, „mit ruhigem Blut, gleichgültig, in frevelhaftem Spiel das Arge gethan, das war sehr schlecht, Herr Magister."

„Vielleicht sollte es nur ein Scherz sein," seufzte der

Magister, „vielleicht wurde so zu dem gesagt, der die Schrift gefertigt. Er hat nur gehandelt nach dem Befehl eines Andern, nicht in freier Wahl, und nicht mit eigenem Willen.“

„Welche Macht der Erde durfte Ihnen befehlen, gegen einen Andern so überlegte Tücke zu üben?“ frug der Professor traurig. „Sie selbst wußten doch sehr gut, welche Folge diese Täuschung für mich und Andere haben konnte.“

Magister Knips schwieg.

„Mit mir sind wir fertig,“ rief der Gelehrte, „kein Wort über den Plan, welchem diese Fälschung dienen sollte, und keinen weiteren Vorwurf über das Unrecht, das Sie gegen einen Mann geübt, der Ihrer Ehrlichkeit vertraute.“

Er warf das Pergament unter den Tisch, Knips ergriff schweigend seinen Hut, das Zimmer zu verlassen.

„Halt,“ rief der Professor, „nicht von der Stelle. Was Sie gegen mich persönlich versucht haben, darüber darf ich schweigen. Nicht vorzugsweise dieser Handschrift wegen habe ich Sie herbeschieden. Aber der Mann, den ich vor mir sehe, auf den ich mit einem Grauen blicke, das ich so noch nie gefühlt, ist noch etwas Anderes als ein gewissenloses Werkzeug im Dienste Fremder, er ist ein untreuer Philolog, ein Verräther an seiner Wissenschaft, Fälscher und Betrüger da, wo nur die Ehrlichkeit ein Recht hat zu leben, ein Verdammter da, wo es keine Sühne und Gnade giebt.“

Dem Magister fiel sein Hut zur Erde.

„Sie haben den Pergamentstreif des Struvelius geschrieben, jener Händler hat gegen Sie ausgesagt, Ihre Schreibübungen sind confiscirt und in Ihrer Vaterstadt unter den Händen der Polizei.“

Immer noch schwieg der Magister, er fuhr nach seinem Taschentuch und wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn.

„Jetzt wenigstens sprechen Sie,“ rief Werner. „Geben Sie mir eine Erklärung des furchtbaren Räthsels, wie Jemand, der zu uns gehört, sich muthwillig Alles zerstören kann, was

seinem Leben Halt und Adel giebt. Wie vermag ein Mann von Ihren Kenntnissen in so roher Weise gegen seine Wissenschaft untreu zu werden?"

„Ich war arm, und mein Leben voll Plage," versetzte Knips leise.

„Ja, Sie waren arm, seit Ihrer frühen Jugend haben Sie vom Morgen bis zum Abend gearbeitet, schon als Kind haben Sie auf Vieles verzichtet, was Andere gedankenlos genießen. Sie haben dafür das stille Bewußtsein erworben, daß Sie sich heraufrangen zu innerer Freiheit und zu demüthiger Freundschaft mit dem großen Geist unseres Lebens. Ja, Sie wuchsen zum Mann unter zahllosen Opfern und Entsagungen, welche Andere fürchten. Sie haben dafür gelernt und gelehrt, was der höchste Besitz des Menschen ist. Vor jeder Correctur, die Sie hülfreich für Andere lasen, vor jedem Wörterverzeichniß, das Sie zu einem Klassiker auszogen, haben Sie bei den Worten, die Sie verbesserten, bei den Zahlen, die Sie schrieben, das Bedürfniß gehabt, wahr zu sein. Grade Ihre Tagesarbeit war ein unablässiger emsiger Kampf gegen das Falsche und Unrichtige. Doch mehr als das und schlimmer als das, Sie sind kein gedankenloser Lohnarbeiter gewesen, Sie haben ganz und voll zu uns gehört, Sie waren in der That ein Gelehrter, bei dessen Wissen sich oft Anspruchsvollere Rath erholten, Sie bargen nicht nur eine Masse einzelner Kenntnisse in ihrem Geist, Sie verstanden auch sehr wohl, welche Gedanken aus solchem Wissen aufsteigen. Das Alles waren Sie, und doch ein Fälscher. Ganz treue Hingabe und Selbstverleugnung und dicht daneben frevelhafte Willkür; ein zuverlässiger und emsiger Gehülfe und dazwischen ein Betrüger, dreist und höhnend wie ein Teufel."

„Ich war ein gequälter Mann," begann Knips, „wer anders gelebt hat, weiß nicht, wie schwer es ist, immer in seiner Wissenschaft zu dienen und fremden Füßen nachzutreten. Sie haben nie für Andere, die weniger wissen als Sie, gearbeitet.

Sie verstehen nicht, welches Gefühl es giebt, wenn die Anderen hochfahrend benutzen ohne Anerkennung und ohne Dank, was man ihnen von seinem Wissen gegeben hat. Ich bin nicht unempfindlich gegen Freundlichkeit. Der Herr Professor war der erste, welcher bei dem ersten Autor, den Derselbe herausgab, in den letzten Zeilen der Einleitung meinen Namen genannt hat, weil ich Denenselben bei der Arbeit gedient. Und doch habe ich weniger für Sie gethan als für jeden andern meiner alten Gönner. Das Exemplar, welches Sie mir damals geschenkt, habe ich unter meine Bücher auf den Ehrenplatz gestellt. So oft ich müde wurde von der Nachtarbeit, habe ich diese Zeilen gelesen. Dergleichen Freundlichkeit habe ich selten erfahren. Aber ich habe die Qual gefühlt mehr zu wissen als ich bedeute, und mir hat die Gelegenheit gefehlt mich herauszuarbeiten aus meiner Enge. Da ist's gekommen." Er stockte und brach ab.

„Es war Stolz," sagte der Professor schmerzlich, „es war Neid, der aus einem bedrängten Leben heraufquoll gegen Glücklichere, die vielleicht nicht mehr wußten, es war das Gelüst nach Ueberlegenheit über Andere."

„Das war's," fuhr Knips klagend fort. „Zuerst kam der Einfall auch über Solche zu lachen, die mich benutzen und verachten, ich dachte, wenn ich will, kann ich euch in meiner Hand haben, ihr Herren Gelehrten. Dann wurde es ein Vorsatz, und es hielt mich fest. Ich habe manche Nacht gesessen und darüber gearbeitet, ehe ich so weit kam, und manchmal habe ich's wieder weggeworfen, Herr Professor, und unter meinen Büchern versteckt. Aber es lockte mich fortzufahren, es wurde mir ein Stolz, die Kunst zu gewinnen. Als ich sie endlich hatte, machte mir's Spaß sie zu gebrauchen. Es war mir weniger um den Gewinn, als um die Ueberlegenheit."

„Es ist leicht," versetzte der Professor, „Männer von unserer Art da zu täuschen, wo sie gewöhnt sind sicher zu vertrauen. Wo der Scharfsinn versagt, den wir bei unserer Ar-

beit gewinnen, da sind Viele von uns wie die Kinder, und wer kälter ist und sie hintergehen will, der mag leicht eine Weile mit ihnen spielen. Es war ein schwacher Ruhm, die Kunst eines Satans gegen Arglose zu üben."

„Ich wußte, daß es ein Teufel war, mit dem ich umging. Ich wußte es vom ersten Tage, Herr Professor, aber ich konnte mich nicht gegen ihn wehren. So war es," schloß Knips und setzte sich erschöpft auf die Truhe.

„So war es, Herr Magister," rief Werner sich aufrichtend, „aber so darf es ferner nicht bleiben. Sie waren einer von uns, Sie dürfen es nicht mehr sein. Sie haben ein Verbrechen begangen an dem höchsten Gut, welches dem Geschlecht der Menschen vergönnt ist, an der Ehrlichkeit seiner Wissenschaft. Sie selbst wissen, daß ein Todfeind unserer Seelen wird, wer diese Ehrlichkeit gefährdet. In unserm Reiche, wo der beschränkten Kraft des Einzelnen täglich der Irrthum droht, ist der Wille, wahr zu sein, eine Voraussetzung, die Keiner entbehren darf, ohne Andere in sein Verderben zu ziehen."

„Ich war nur der Handlanger," seufzte Knips, „und wenig hat man sich um mich gekümmert. Hätten mich Andere als einen Gelehrten geachtet, es wäre nicht geschehen."

„Sie selbst haben sich dafür gehalten," rief der Professor, „und Sie hatten ein Recht dazu, Sie fühlten den Stolz Ihrer Wissenschaft und Sie kannten wohl Ihren hohen Beruf. Sie wußten sehr gut, daß auch Sie, der demüthige Magister, Theil hatten an dem Priesteramt und an dem Fürstenamt in unserm Reich. Kein Purpur ist edler und keine Herrschaft ist souveräner als die unsere, wir führen die Seelen unseres Volkes aus einem Jahrhundert in das andere, unser ist die Pflicht über seinem Lernen zu wachen und über seinen Gedanken. Wir sind seine Vorkämpfer gegen die Lüge und gegen die Gespenster aus vergangener Zeit, welche noch unter uns wandeln mit dem Schein des Lebens bekleidet. Was wir zum Leben weihen, das lebt, und was wir verdammen, das vergeht. Von uns werden

jetzt die alten Tugenden der Apostel gefordert, gering zu achten, was vergänglich ist, und die Wahrheit zu verkünden. Sie waren in diesem Sinn geweiht wie Jeder von uns, Ihr Leben verpflichtet Ihrem Gott. Auf Ihnen lag, wie auf uns Allen, Verantwortung für die Seelen unserer Nation. Sie haben sich dieses Amtes unwerth gemacht und ich traure, ich traure, armer Mann, daß ich Sie davon scheiden muß."

Der Magister fuhr in die Höhe und sah flehend zu dem Gelehrten auf.

Der Professor redete nachdrücklich: „Mein ist die Pflicht, dies auszusprechen gegen Sie und gegen Andere. Was Sie damals an meinem Amtsgenossen gethan, was Sie noch von ähnlichen Versuchen bereitet haben, daß darf kein Geheimniß bleiben. Die Ehrlichen müssen gewarnt werden vor der Kunst, welche zu üben ein Dämon Sie getrieben hat. Aber in der letzten Stunde, wo Sie vor mir stehen, fühle auch ich, daß ich zu wenig gethan, Ihnen Hülfe gegen die Versuchung zu geben. Ohne bösen Willen habe vielleicht auch ich zuweilen mißachtet, was werthvoll in Ihnen war für Andere, auch ich habe wohl vergessen, wie schwer die Arbeit des Tages auf Ihnen lag. Hat meine Härte Sie je gedrückt und verbittert, so büße ich heut dafür. Denn als ich kurzsichtiger, irrender Mensch beförderte, was Sie herausheben sollte aus äußerer Bedrängniß, da lud ich eine Mitschuld auf mich, daß Sie hier der Versuchung auf's Neue verfielen. Das ängstigt mich schwer, Herr Magister, und ich fühle wie Sie die Qualen dieser Stunde."

Magister Knips saß erschöpft und zusammengekauert auf der Truhe, der Gelehrte stand über ihm und seine Worte sanken wie Schläge auf des Magisters Haupt. „Ich darf nicht verschweigen, Herr Magister, daß Sie ein Fälscher sind, Sie dürfen nie wieder in unserm Kreise sich lebendig rühren, Ihre Laufbahn als Gelehrter ist durch Ihr Verbrechen geschlossen Sie sind unserer Wissenschaft verloren, verloren für Alle, welch

an Ihren Arbeiten einen Antheil nahmen. Sie sind geschwunden für uns, auf der Stätte, wo Sie unter uns gestanden haben, ist nichts geblieben als ein schwarzer Schatten. Eine Menschenkraft, mühsam heraufgezogen, ein Geist von ungewöhnlichem Scharfsinn und Inhalt ist uns verloren und todt. Und wie über einen Todten traure ich über Sie."

Der Gelehrte weinte, Knips drückte sein Gesicht in die Hände. Werner eilte zum Schreibtisch. „Brauchen Sie Mittel Ihr zerstörtes Leben in anderer Umgebung zu erhalten, hier sind sie. Nehmen Sie, was Sie bedürfen." Er warf Geld auf den Tisch. „Versuchen Sie Ihr Haupt zu bergen, wo Ihnen Niemand aus unserer Gemeinde begegnet. Möge Ihnen jedes Gut zu Theil werden, das auf der Erde noch für Sie übrig ist. Aber fliehen Sie, Herr Magister, meiden Sie die Stellen, wo man mit Trauer Ihrer denkt, und mit dem Widerwillen, den der ehrliche Arbeiter gegen den untreuen empfindet."

Knips erhob sich, sein Gesicht war noch bleicher als gewöhnlich, er blickte verstört umher. „Ich brauche kein Geld," sagte er tonlos, „ich habe genug zu meiner Reise. Ich bitte den Herrn Professor für meine Mutter zu sorgen."

Der Gelehrte stand abgewandt und der kräftige Mann schluchzte. Magister Knips ging an die Thür, dort blieb er stehen. „Ich habe den Homer von 1488, sagen Sie meiner Mutter, daß Sie Ihnen das Buch giebt. Wenn Ihnen auch der Gedanke an mich traurig ist, behalten Sie doch das Buch. Es war mir ein Schatz."

Der Magister schloß die Thür und ging langsam aus dem Hause. Der Wind fegte durch die Straßen, er stieß an den Rücken des Magisters und beschleunigte seinen Schritt. „Er treibt," murmelte Knips wieder, „er treibt vorwärts." Auf dem freien Platz blieb er im Winde stehen und sah nach den Wolken, welche in eiligem Fluge unter dem Monde dahinfuhren, unförmliche Gebilde aus grauem Dunst schwebten und

glitten über seinem Haupte. Er dachte an die letzte Correctur welche er in seiner Vaterstadt gelesen, und sprach griechische Worte vor sich hin, es waren Verse aus den Eumeniden des Aeschylus: „Packt an, packt an, packt an, ihr Götterhunde.“ Er ging hinauf zu dem Schlosse, und blieb vor den erleuchteten Fenstern stehen, die vier Rappen, welche den Fürsten vom Thurmschloß nach der Stadt zurückführten, flogen an ihm vorüber, er ballte die hagere Hand gegen den Wagen. Dann lief er um das Schloß herum auf die Parkseite. Dort drückte er sich unter den Fenstern des Fürsten an einen Baum, sah zum Schlosse hinauf, hob wieder die Faust gegen den Schloßherrn und seufzte. Er blickte auf den dunklen Ast, der über ihm ragte, starrte auf den Himmel und die grauen flatternden Schatten, welche unter dem Mond dahinzogen, und verzweifelte Gedanken fuhren ihm durch den Sinn. „Wenn der Mond verschwindet, so soll es auch mir ein Zeichen sein.“

Er sah lange auf den Mond. Dabei zog ihm leise unter wilden Gedanken ein lateinischer Satz durch sein gequältes Hirn: „Der Mond und die Erde verhalten sich wie kleine Punkte zum Weltall, das sagt schon Ammianus Marcellinus. Ich habe die Handschriften dieses Römers verglichen, ich habe Conjecturen gemacht zu jeder Seite seines verdorbenen Textes, ich habe Jahre lang über ihm gesessen. Wenn ich hier thue, um diesen unwissenden Fürsten zu ärgern, was dem Haman gethan wurde, so geht der Apparat zu meinem Römer verloren.“ Er tauchte unter dem Baume hervor, und lief in seine Wohnung. Dort raffte er seine Habe zusammen, steckte sein Handexemplar des Ammianus in die Rocktasche und eilte mit seinem Bündel dem Thor zu.

Man sagt, er sei in dasselbe Land, das vor ihm sein Bruder gesucht, tief hinein gen West gezogen.

Er entwich und barg sein Haupt, ein untreuer Diener und ein Opfer der Wissenschaft. Sein Lebelang hatte er über geschriebenem Wort gesessen, jetzt riß ihn aus der Heimath das

lebendige Wort, welches von einer andern Seele in die seine drang. Bei Tag und Nacht hatten ihn die Buchstaben der Bücher umgeben und gelehrte Schrift, die aus dem Rohr auf das weiße Blatt geflossen war, aber ihm hatte zu rechter Zeit der Segen des Wortes gefehlt, welches aus dem Munde in das Ohr, vom Herzen zum Herzen klingt. Denn was wir als das Gemeinste gebrauchen, ist uns auch das Höchste. Geheimnißvoll ist uns noch heut, wie unsern Vorfahren, seine Gewalt. Das Geschlecht unserer Schriftzeit, geübt die Laute in ihrem Bilde zu schauen, gewöhnt, die Kräfte der Natur durch Maaß und Waage zu schätzen, denkt selten daran, wie mächtig klangvolles Wort der Menschenbrust in uns waltet. Es ist Herrin und Dienerin, es erhebt und zerstört, es macht krank und schafft Heilung. Glücklich der Lebende, dem es voll und rein in das Ohr tönt, der den weichen Laut der Liebe, den herzhaften Ruf des Freundes unablässig empfängt. Wer den Segen der Rede entbehrt, die aus warmem Herzen quillt, der wandelt schon als Lebender unter den Andern wie ein Geist, der vom Leibe gelöst ist, wie ein Buch, das man aufschlägt, benützt, von sich abthut nach Gefallen. Der Magister hat durch geschriebenes Wort gesündigt, ihn hat der Schmerzensruf einer Menschenstimme in die dämmrige Ferne gescheucht.

2.

Vor der Entscheidung.

Die Rinder brüllten und die Glöckchen der Schafheerde läuteten, in den schossenden Halmen der grünen Saat wogte der Wind. Durch Haus und Garten schritt wieder das älteste Kind des Gutes, umgeben von den Geschwistern. Wo ist der frohe Glanz deiner Augen geblieben und dein herzliches Kinderlachen, Frau Ilse? Ernst ist das Antlitz und gemessen die

Geberde, prüfend mißt dein Blick die Menschen und die Wege, auf denen du gehst, und ruhiger Befehl tönt aus deinem Munde. Die Heimath hat dir das Herz nicht leicht gemacht, und nicht wiedergegeben, was du in der Fremde verloren.

Aber eifrig übt sie ihr Recht, Liebe zu fordern und zu erweisen, vertraute Bilder sendet sie in deine Seele und alte Erinnerungen weckt sie bei jedem Schritt. Die Menschen, die dich in ihrem Herzen treu gepflegt, Thiere, die du gezogen, Bäume, die du gepflanzt, sie neigen sich grüßend vor dir und arbeiten geschäftig, mit heiteren Farben zu überdecken, was dir finster im Innern liegt.

Der erste Abend war schwer. Als Ilse in das Haus trat, geleitet von den Nachbarn, eine Flüchtige, die zu verbergen sucht, was sie quält, da warfen bei dem Schreck des Vaters, unter den neugierigen Fragen der Geschwister noch einmal Zorn und Angst schwarze Schatten über ihr Haupt. Aber an der Brust des Vaters, unter dem Dach des festen Hauses, drang mit dem Gefühl der Sicherheit wieder die alte Kraft des Bodens in die Glieder der Landfrau, und sie vermochte den Augen ihrer Liebe zu verbergen, was nicht allein ihr Geheimniß war.

Noch eine schwere Stunde kam. Ilse saß am späten Abend wie vor Jahren auf ihrem Stuhl, gegenüber dem Vater. Nach ihrem Bericht sah der starke Mann ängstlich vor sich hin, sprach ein hartes Wort über ihren Gatten, und Fluch gegen einen Andern. Als er ihr sagte, daß auch im Vaterhaus noch Gefahr drohe, als er ihr Vorsicht befahl für Schritt und Tritt, und als er erzählte, wie in ihrer Kindheit ein dunkles Gerücht gegangen, daß schon einmal ein Mädchen vom Steine, ein Kind des früheren Besitzers, das Opfer vornehmer Herren geworden sei, da rang sie noch einmal die Hände zum Himmel. Aber der Vater hatte ihre Hände gefaßt und sie zu sich in die Höhe gezogen. „Unrecht thun wir, daß wir über unsicherer Zukunft vergessen, wie gnadenvoll die Vorsehung dich

behütet hat. Ich halte dich an der Hand, du stehst auf dem Grunde deiner Heimath. Wir bestellen, was der Tag fordert, und stellen alles Andere größerer Macht anheim. Um die Reden Fremder sorgen wir nicht, schnell wechselt das Wetter. Halte still und vertraue."

Die jüngeren Kinder plaudern sorglos, sie fragen nach dem schönen Leben in der Residenz, sie wollen genau wissen, was die Schwester geschaut, und vor Allem, wie der Herr des Landes gegen Ilse war, er, den sie sich denken wie den heiligen Christ, als den unermüdlichen Spender von Freude und beglückender Gunst. Aber die älteren wehren dieser Rede, ohne selbst zu wissen warum, mit dem zarten Gefühl, das Kinder für die Lage Solcher haben, die sie lieben. Ilse begleitet die Schwester Clara durch den Oberstock, sie richtet Zimmer ein für die Gäste, welche erwartet werden, und stellt einen Riesenstrauß ihrer Gartenblumen in die Stube, welche Herr Hummel bewohnen soll. Die Brüder ziehen sie durch den Obstgarten in das enge Thal, sie zeigen ihr den hohen Steg über das Wasser, welchen der Vater weiter oben zu der Grotte gelegt hat und der eine Freude für Ilse sein soll, weil er den Zugang zu ihrem Lieblingsplatz bequem macht. Ilse geht längs dem hochgeschwollenen Bach, das Wasser zieht gelb und trübe über die Felsblöcke, es hat den schmalen Wiesenstreif an den Ufern überschwemmt und fließt in starker Strömung thalwärts auf die Stadt zu. Ilse sucht den Platz, wo sie einst unter Laub und wilden Wegpflanzen verborgen lag, als sie in den Augen ihres Felix das Bekenntniß seiner Liebe gelesen. Auch die heimliche Stelle ist überfluthet, undurchsichtig rinnt der Strom darüber hin, die Blüthendolden sind geknickt und übergossen, die Erlenbüsche bis an die obern Zweige bedeckt, Rohrhalme und mißfarbiger Schaum hängen um die Blätter; nur der weiße Stamm einer Birke ragt aus der Zerstörung hervor und um die tiefsten Aeste wirbelt die Fluth. „Der Schwall verläuft," klagt Ilse; „in wenig Tagen taucht der Boden wieder

an das Licht, und wo das Grün verdorben ist, treibt der milde Sonnenstrahl ein neues hervor. Wie aber soll es mit mir werden? Mir fehlt das Licht, solange er nicht bei mir ist, und wenn ich ihn wiedersehe, wie wird er gewandelt sein? Wie wird er, der ernste und eifrige, ertragen, was feindlich in mein Leben gedrungen ist und in das seine?"

Der Vater bewacht sorglich ihre Schritte, er spricht öfter im Hause ein als sonst, so oft er vom Felde zurückkehrt, erzählt er ihr von der Arbeit des Gutes, er denkt immer daran, daß seine Rede nicht an einen Gedanken rühre, der ihr Schmerzen macht, und die Tochter fühlt, wie zart und liebevoll die Aufmerksamkeit des Vielbeschäftigten um sie waltet. Jetzt winkt er ihr schon von weitem zu, neben ihm schreitet eine untersetzte Gestalt mit großem Kopf und wohlhäbigem Aussehen. „Herr Hummel!" ruft Ilse freudig und eilt mit beflügeltem Fuß auf ihn zu. „Wann kommt er?" fragt sie ihm erwartungsvoll entgegen.

„Sobald er frei ist," versetzt Hummel.

„Wer hält ihn noch dort?" frug die Frau traurig vor sich hin.

Herr Hummel erzählt. Bei seinem Bericht glätten sich die Falten auf Ilse's Stirn, und sie führt den lieben Gast in die alten Mauern. Herr Hummel steht erstaunt unter dem hohen Geschlecht, das auf dem Steine wächst, er sieht bewundernd auf die Mädchen und achtungsvoll auf die Köpfe der Knaben. Heut vergißt Ilse nicht, was einer guten Hausfrau gegen den willkommenen Gast ziemt. Herr Hummel aber wird fröhlich unter dem Landvolk, er freut sich über den Blumenstrauß in seiner Stube, er zwingt den drallen Buben Franz sich auf seine Kniee zu setzen, und läßt ihn aus seinem Glase trinken bis zum Uebermaaß. Dann geht er mit dem Landwirth und Ilse durch die Wirthschaft, klug ist sein Urtheil, der Wirth und er, jeder erkennt in dem andern bedächtigen Verstand. Zuletzt frägt ihn Ilse herzlich, wie ihm ihre Heimath gefalle.

„Alles großartig," sagt Hummel, „Wuchs, Kopf, Strauß, Viehstand und Häuslichkeit. Es steht zu dem Geschäft von H. Hummel wie ein Kürbis zu einer Gurke. Alles tüchtig und voll, nur für meinen Geschmack zu viel Stroh."

Der Landwirth ruft Ilse beiseit: „Der Prinz will wieder abreisen, er hat den Wunsch geäußert, dich vorher zu sprechen. Willst du ihn sehen?"

„Heut nicht. Dieser Tag gehört euch und dem Gast. Aber morgen," sagt Ilse.

Am Morgen des nächsten Tages trat Professor Raschke, zur Reise bereit, in das Zimmer des Freundes. „Der Magister soll verschwunden sein?" frug er ängstlich.

„Er hat gethan, was er mußte," versetzte Werner finster, „wie er auch lebe, wir haben ihn gestern bestattet."

Raschke sah unruhig in das gefurchte Antlitz des Andern. „Gern sähe ich Sie auf dem Wege zu Frau Ilse, am liebsten mit ihr vereint auf dem Rückwege zu uns."

„Kein Zweifel, Freund, ich werde beide Wege suchen, sobald ich Recht dazu habe."

„Frau Ilse zählt die Stunden," rief Raschke in größerer Sorge, „erst wenn sie den Geliebten bei sich fest hält, wird sie ruhig sein."

„Mein Weib hat die Ruhe lange entbehrt, während sie an meiner Seite war," sprach der Gelehrte. „Ich habe nicht verstanden, sie zu schützen, ich habe sie den Krallen wilder Thiere überlassen, bei Fremden hat sie den Trost gefunden, den ihr der eigene Mann verweigerte. Die Nichtachtung des Gatten hat sie da geschädigt, wo die Frau am schwersten verzeiht. Ich bin zu einem schwachen Träumer geworden," rief er, „unwerth der Hingabe dieses reinen Lebens, und ich fühle, was ein Mann nie fühlen sollte, ich fühle Scham, mein gutes Weib wiederzusehen." Er wandte sein Angesicht ab.

„Zu hoch gespannt ist dies Empfinden," rief Raschke,

„zu hart der Vorwurf, den Sie jetzt zürnend gegen sich selbst erheben. Sie wurden durch listige Winkelzüge Weltkluger getäuscht. Sie selbst haben ausgesprochen, daß es ruhmlos leicht ist, uns da zu hintergehen, wo wir nicht viel klüger sind als die Kinder. Werner, noch einmal bitte ich, reisen Sie mit mir zugleich ab, wenn auch auf anderem Wege."

„Nein," versetzte kurz der Gelehrte. „Ich habe mein Lebelang die Beziehungen zu anderen Menschen reinlich behandelt. Halbheit in Neigung und Abneigung ist mir unerträglich. Fühle ich Neigung, so soll mein Händedruck und das Vertrauen, das ich gebe, den Andern keinen Augenblick in Zweifel lassen, wie mir um's Herz ist. Muß ich ein Verhältniß lösen, auch da habe ich die Rechnung stets ganz und voll geschlossen. Jetzt kann ich nicht aufbrechen wie ein Flüchtling."

„Wer fordert das?" rief Raschke, „nur wie ein Mann, der die Augen abwendet von häßlichem Gewürm, das vor ihm auf dem Boden kriecht."

„Hat das Gewürm den Mann geschädigt, so ist ihm Pflicht zu verhüten, daß das Schädliche auch Andern gefährlich wird, und kann er Andere nicht behüten, er wird sich selbst genug thun, wenn er seinen Weg säubert."

„Wenn ihm aber der Versuch neue Gefahr bringt?"

„Er wird doch thun, was er vermag, sich selbst zu genügen," rief Werner. „Das Recht, welches ich erhalten habe gegen Einen, ich lasse mir's nicht rauben. Die Kränkung meines Weibes mahnt, es mahnt das verlorene Leben eines Gelehrten, um welches wir beide trauern. Sagen Sie mir nichts mehr. Freund, mein Selbstgefühl hat in diesen Tagen große Schädigung erfahren, und mit Recht. Ich fühle meine Schwäche mit einer Bitterkeit, die gerechte Strafe ist für den Stolz, mit dem ich auf das Leben Anderer gesehen. Ich habe an Struvelius geschrieben, ich habe ihn um Verzeihung gebeten, daß ich die kleine Unsicherheit, die einst ihn störte, so hochmüthig empfand. Hier ist der Brief an den Collegen; ich

bitte Sie, die Zeilen abzugeben, und ihm zu sagen, wenn wir uns wiedersehen, dann soll kein Wort über das Vergangene von unsern Lippen fallen, nur er soll wissen, wie schwer ich dafür gebüßt habe, daß ich gegen ihn hart war. Aber wie sehr ich die Geduld und Nachsicht Anderer bedarf, ich würde das Letzte verlieren, was mir den Muth giebt die Augen aufzuschlagen, wenn ich von hier gehen wollte, bevor ich mit dem Schloßherrn dort oben abgerechnet habe. Ich bin kein Weltmann, der gelernt hat seinen Zorn hinter einem höflichen Gruß zu verbergen."

„Wer solche Abrechnung sucht," rief Raschke, „muß auch die Mittel haben, den Gegner dabei festzuhalten, sonst mag eine neue Demüthigung werden, was Genugthuung sein soll."

„Diese Genugthuung gesucht zu haben bis zum Aeußersten," versetzte Werner, „auch das ist Befriedigung."

„Werner," rief der College, „ich will nicht hoffen, daß Ihr erregter Zorn Sie hinabzieht in die gedankenlose Rachsucht der Schwachen, welche ein brutales Spiel mit dem eigenen Leben und dem des Andern Genugthuung nennen."

„Er ist ein Fürst," sagte der Professor mit finsterm Lächeln, „ich trage keine Sporen, und der letzte Versuch, den ich mit meiner Kugelform anstellte, war Nüsse darin zu quetschen. Wie mögen Sie mich so verkennen? Aber es giebt Forderungen, welche deutlich ausgesprochen sein wollen, damit sie zur That werden. Noch wohnt in dem Wort eine heilende Kraft, wenn nicht für den, der die Rede hört, doch für den, der sie spricht. Ihm sagen muß ich, was ich von ihm heische. Er mag zusehen, wie er das Wort hinunterwürgt in sein freudloses Herz."

„Er wird weigern, Sie zu hören," rief Raschke.

„Ich werde suchen ihn zu sprechen."

„Er hat der Mittel viele, Sie zu hindern."

„Er gebraucht sie auf seine Gefahr, denn er nimmt sich dadurch den Vortheil, den er hätte, mich ohne Zeugen zu hören."

„Er wird das ganze Rüstzeug gegen Sie in Bewegung

setzen, das ihm seine hohe Stellung giebt, er wird seine Gewalt rücksichtslos gebrauchen, Sie zu bändigen."

„Ich bin kein schreiender Wahrsager, der den Cäsar auf offener Straße anfällt, um vor den Idus des März zu warnen. Daß ich weiß, was ihn demüthigt vor sich selbst und seinen Zeitgenossen, das ist meine Waffe. Und ich versichere Sie, er wird mir Gelegenheit geben sie zu gebrauchen, wie ich will."

„Er verreist," rief Raschke ängstlicher.

„Wohin kann er reisen, wo ich ihm nicht nachkomme?"

„Ihn wird die Besorgniß, welche Sie in ihm erregen, zu finsterer That treiben."

„Er wage sein Aergstes, ich will thun, was mir Frieden giebt."

„Werner," rief Raschke, die Hände erhebend, „ich darf Sie in dieser Lage nicht verlassen, und doch machen Sie dem Freunde fühlbar, wie ohnmächtig sein ehrlicher Rath gegen Ihren starren Willen ist."

Der Professor ging auf ihn zu und küßte ihn. „Leben Sie wohl, Raschke. So hoch als ein Mann in der Achtung eines Andern stehen kann, stehen Sie in meinem Herzen. Zürnen Sie nicht, wenn ich in diesem Fall mehr dem Impuls des eigenen Wesens folge, als der milden Weisheit des Ihren. Grüßen Sie von mir Frau Aurelie und die Kinder."

Raschke fuhr sich über die Augen, zog seinen Rock an und steckte den Brief an Struvelius in die Rocktasche. Dabei fühlte er einen andern Brief, er zog ihn heraus und las die Aufschrift. „Ein Brief meiner Frau an Sie," sagte er, „ich weiß nicht, wie er mir in die Tasche kommt."

Werner öffnete, wieder flog ein kurzes Lächeln über sein Gesicht. „Frau Aurelie bittet mich für Ihr Wohlbefinden zu sorgen. Der Auftrag kommt zu guter Stunde; ich begleite Sie zur Stelle Ihrer Abfahrt, wir wollen auch Mütze und Mantel nicht vergessen."

Der Professor führte den Freund zu der Reisegelegenheit,

die Männer sprachen in der letzten Stunde über die Vorlesungen, welche beide im nächsten Halbjahr zu halten wünschten. „Denken Sie des Briefes an Struvelius," war das letzte Wort Werners, als der Freund im Wagen saß.

„Ich denke daran, so oft ich Ihrer gedenke," rief Raschke, die Hand zum Wagen hinausstreckend.

Der Professor ging nach dem Schloß zur großen Abrechnung mit dem Mann, der ihn in seine Hauptstadt gerufen. Ihn empfing die Dienerschaft mit verlegenen Blicken. „Der Herr ist im Begriff zu verreisen und wird erst in einigen Tagen zurückkehren. Wohin er reist, weiß man nicht," sagte der Hausmeister bekümmert. Der Professor forderte, ihn doch bei dem Fürsten zu melden, sein Anliegen sei dringend; der Diener brachte die Antwort, der Fürst sei vor der Rückkehr nicht zu sprechen, der Gelehrte möge seine Wünsche einem der Adjutanten mittheilen.

Werner eilte zu dem abgelegenen Hause des Oberſthofmeisters. Er wurde in die Bücherstube geführt, sah flüchtig auf den verschossenen Teppich des Bodens, auf die alte Tapete, welche durch Kupferstiche in dunklen Rahmen verdeckt war, auf große Bücherschränke mit Glasthüren, von innen verhängt, als wollte der Eigenthümer selbst was er las fremdem Auge entziehen. Der Oberſthofmeister trat eilig herein.

„Ich suche vor der Abreise des Fürsten eine Unterredung mit ihm," begann der Professor, „ich bitte Excellenz um gütige Vermittlung für die Audienz."

„Verzeihen Sie die Frage, wozu?" frug der Oberſthofmeister. „Wollen Sie mit einem Leidenden noch einmal über seine Krankheit sprechen?"

„Der Kranke versieht ein hohes Amt und hat Gewalt und Recht eines Gesunden; er ist seinen Mitlebenden verantwortlich für sein Thun. Ich halte für Pflicht, nicht von hier zu gehen, ohne ihm auszusprechen, daß er nicht mehr in der Lage ist, die Pflichten seiner Stellung zu üben, und ich halte

für ein Gebot meiner Ehre, zu bewirken, daß er aus dieser Stellung scheidet."

Der Obersthofmeister sah den Gelehrten erstaunt an. „Und darum müssen Sie auf dieser Unterredung bestehen?"

„Die Erfahrungen, welche ich seit meiner Rückkehr vom Lande hier gemacht, zwingen mich dazu; ich muß vor Andrem die Unteredung suchen durch jedes Mittel, welches mir erlaubt ist, was auch die Folge sei."

„Auch die Folge für Sie selbst?"

„Auch diese. Der Fürst kann mir nach Allem, was geschehen, ein persönliches Zusammentreffen nicht versagen."

„Was er nicht sollte, wird er doch versuchen."

„Er thut es auf seine Gefahr," versetzte der Professor.

Der Obersthofmeister stellte sich vor den Professor und begann nachdrücklich: „Der Fürst will noch heut nach Rossau abreisen. Der Plan ist Geheimniß, ich erfuhr zufällig die Befehle, welche für den Marschall ertheilt wurden." Der Gelehrte fuhr zurück. „Ich danke Ew. Excellenz von Herzen für diese Mittheilung," sprach er mit erzwungener Fassung, „ich werde versuchen, vorher eine schnelle Warnung hinzusenden. Ich selbst reise ebenfalls dorthin, doch nicht eher, bis Excellenz meinen Versuch unterstützt haben, den Fürsten vor seiner Abreise zu sprechen."

„Wenn Sie durch mich um eine Audienz nachsuchen," sagte der Obersthofmeister überlegend, „so will ich als Beamter des Hofes und aus persönlicher Hochachtung für Sie Ihren Wunsch dem Fürsten sogleich vortragen. Aber ich verberge Ihnen nicht, daß ich eine Kritik vergangener Ereignisse durch Sie, Herr Professor, nach jeder Richtung für bedenklich erachte."

„Ich aber bin von der Ueberzeugung durchdrungen, daß in diesem Fall nicht nur die Kritik geübt, auch eine Forderung gestellt werden muß," rief der Professor.

„Nur in das Ohr des Fürsten? Oder auch vor andern Menschen?" frug der Obersthofmeister.

„Wenn mir Ohr und Sinn des Fürsten verschlossen bleibt, dann vor Jedermann. Ich erfülle damit eine ernste Pflicht gegen Alle, welche unter den finsteren Einfällen eines zerrütteten Geistes leiden könnten, eine Pflicht, der ich mich als ehrlicher Mann nicht entziehen darf. Ich werde sein Ankläger vor Fürsten und Volk, wenn stille Vorstellung ihn nicht bestimmt. Denn es ist nicht zu dulden, daß die Zustände des alten Roms in unserer Nation gespenstig aufleben."

„Das ist entscheidend," versetzte der Obersthofmeister. Er ging zu seinem Bureau, hob ein Document hervor und bot es dem Gelehrten. „Lesen Sie. Werden Sie auf eine persönliche Unterredung mit dem Fürsten verzichten, wenn dies Papier von seiner Hand unterzeichnet ist?"

Der Professor las und neigte sein Haupt gegen den Obersthofmeister. „Sobald er aufhört zu sein, was er bis jetzt war, darf ich ihn als Kranken betrachten. In diesem Fall würde meine Unterredung mit ihm zwecklos. Unterdeß wiederhole ich meine Bitte, mir vor Abreise des Fürsten die erbetene Audienz zu erwirken."

Der Obersthofmeister nahm das Document zurück. „Ich werde versuchen Ihr Anwalt zu sein. Aber vergessen Sie nicht, daß der Fürst in den nächsten Stunden nach Rossau reist. Sehen wir uns wieder, Herr Werner," schloß feierlich der alte Herr, „so sei es an einem Tage, wo unser beider Haupt frei ist von der Sorge um etwas, das man selbst zuweilen gering achtet, wie Sie in diesem Augenblick thun, das man sich aber nicht gern durch den Einfall eines Dritten rauben läßt."

Der Professor eilte zu dem Gasthof und rief seinen Diener. „Heut beweisen Sie mir Ihre Treue, Gabriel, nur ein reitender Bote kann zu rechter Zeit in Bielstein eintreffen. Versuchen Sie das Mögliche, nehmen Sie Courierpferde, schaffen Sie einen Brief in die Hände meiner Frau, bevor die Hofwagen dort ankommen."

„Zu Befehl, Herr Professor," sagte Gabriel in kriegerischer

Haltung, „es ist auch für einen gedienten Husaren ein starker Ritt; wenn der Pferdewechsel mich nicht aufhält, so traue ich mich wohl den Brief zu rechter Zeit zu besorgen.“ Der Professor schrieb in fliegender Eile und fertigte Gabriel ab; dann bestellte er sich selbst Postpferde und eilte in die Wohnung des Oberst- hofmeisters zurück.

Der Fürst lag in seinem Sessel, die Wangen bleich, die Augen erloschen, ein schwer erkrankter Mann; müde hing ihm das Haupt vom Nacken. „Ich hatte sonst doch andere Gedanken und vermochte, wenn ich auf die Tasten drückte, mehr als eine Melodie zu spielen; jetzt wandelt sich Alles in eine mißtönende Weise: sie ist fort, sie ist in der Nähe des Knaben, sie lacht des thörichten Werbers. Nichts sehe ich vor mir als das Gleis der Landstraße, welche zu ihr führt. Eine fremde Ge- walt hämmert in mir ewig dieselben Noten, ein schwarzer Schatten steht neben mir und weist mit dem Finger unabläßig auf denselben Pfad, ich vermag mich nicht zu wehren, ich höre die Worte, ich sehe den Weg, ich fühle die dunkle Hand über meinem Haupt.“

Der Kammerdiener meldete den Obersthofmeister.

„Ich will ihn nicht sehen,“ herrschte der Fürst den Die- ner an. „Sagen Sie Sr. Excellenz, ich sei im Begriff auf's Land zu reisen.“

„Excellenz bitten, es handle sich um eine dringende Unter- schrift.“

„Der alte Thor,“ murmelte der Fürst. „Führen Sie ihn herein. — Ich bin leider pressirt, Excellenz,“ rief er dem Eintretenden zu.

„Ich wünsche die Zeit meines Durchlauchtigsten Herrn nicht lange in Anspruch zu nehmen,“ begann der Hofmann, „Professor Werner bittet, daß Ew. Hoheit geruhe, ihn vor seiner Abreise zu empfangen.“

„Was soll die Zudringlichkeit?“ rief der Fürst, „er war bereits hier, ich habe ihn abweisen lassen.“

„Ich erlaube mir die ehrfurchtsvolle Bemerkung, daß nach Allem, was vorausgegangen, ihm die Ehre einer persönlichen Verabschiedung nicht wohl verweigert werden kann. Ew. Hoheit werden der Letzte sein, welcher so auffallende Verletzung schicklicher Rücksicht loben würde.“

Der Fürst sah feindselig auf den Obersthofmeister. „Gleichviel, ich will ihn nicht sprechen.“

„Außerdem aber ist nicht rathsam, demselben diese Unterredung zu verweigern,“ fuhr der alte Herr nachdrücklich fort.

„Darüber bin ich der beste Richter,“ versetzte nachlässig der Fürst.

Derselbe ist Mitwisser einiger Thatsachen geworden, deren Bekanntwerden man im Interesse fürstlicher Würde selbst mit schweren Opfern vermeiden muß, denn derselbe ist nicht verpflichtet das Geheimniß zu bewahren.“

„Niemand wird auf den einzelnen Träumer achten.“

„Desselben Aussage wird nicht nur Glauben finden, auch gegen Ew. Hoheit einen Sturm erregen.“

„Geschwätz aus den Bücherstuben reicht nicht bis zu meinem Haupt.“

„Derselbe ist ein hochgeachteter Mann von Charakter und wird seine Beobachtungen benutzen, um vor der ganzen civilisirten Welt zu fordern, daß am hiesigen Hofe die Möglichkeit ähnlicher Beobachtungen aufhöre.“

„Er thue, was er wagt,“ rief der Fürst mit ausbrechendem Grimm, „man wird sich zu hüten wissen.“

„Noch kann die Niederlage verhütet werden: es giebt dagegen aber nur ein letztes und radicales Mittel.“

„Sprechen Sie, Excellenz, ich habe Ihr Urtheil stets geachtet.“

„Was jenen Professor aufregte,“ fuhr der Hofmann bedächtig fort, „das wird, zu allgemeiner Kenntniß gebracht, allerdings Geräusch und gefährliche Nachrede hervorbringen; schwerlich mehr. Es war eine persönliche Wahrnehmung, die ihm

am Fuß des Thurms aufgenöthigt wurde, es war eine Vermuthung, die er unter dem Dach desselben Thurms hervorgeholt hat. Nach seiner Behauptung sind zwei Versuche gemacht, welche nicht zu folgenschwerer That wurden. Auf solcher Grundlage ein öffentliches Urtheil civilisirter Welt provociren ist mißlich. Wie redlich der Berichterstatter sei, er mag sich selbst getäuscht haben. Ew. Hoheit bemerkten richtig, der Eifer eines einzelnen Gelehrten würde unliebsames Geschwätz veranlassen, schwerlich mehr."

„Vortrefflich, Excellenz," unterbrach der Fürst.

„Leider tritt ein bedenklicher Umstand hinzu. Für jene persönliche Wahrnehmung am Fuß des Thurms hat derselbe Gelehrte einen Zeugen. Und dieser Zeuge bin ich. Wenn er sich auf mein Zeugniß beruft, will sagen, auf meine persönliche Wahrnehmung, so werde ich erklären müssen, er hat recht, denn ich bin nicht gewohnt, halbe Wahrheit für Wahrheit zu achten."

Der Fürst fuhr in die Höhe.

„Ich war es, der die Hand fest hielt," bemerkte der Hofmann leise. „Und weil jener Gelehrte recht hat, und weil ich desselben Ansicht über das Befinden meines gnädigen Herrn bestätigen müßte, sage ich, es giebt nur ein letztes und radicales Mittel." Der Oberſthofmeister hob das Document aus der Mappe. „Mein Mittel ist, daß Ew. Hoheit durch einen großen Entschluß dem Unwetter zuvorkomme und hochgeneigt geruhe, dies zur Willenserklärung zu machen."

Der Fürst warf einen Blick in das Papier und schleuderte es von sich. „Sind Sie unsinnig, alter Mann?"

„An mir ist diese Qualität noch nicht bemerkt worden," versetzte der Oberſthofmeister traurig. „Möge mein gnädigster Herr die Angelegenheit mit gewohntem Scharfsinn erwägen. Es ist leider unmöglich geworden, daß Ew. Hoheit die Anstrengungen eines hohen Berufes in bisheriger Weise ertragen. Selbst wenn Ew. Hoheit dazu bereit wären, hat sich die

Schwierigkeit erhoben, daß getreue Diener in der peinlichen Lage sind, diese Auffassung nicht zu theilen.

„Diese treuen Diener sind mein Obersthofmeister."

„Ich bin einer davon. Wenn Ew. Hoheit nicht geruhen wollten, jenem Entwurf Höchstihren Beifall zu geben, so würde mir die Rücksicht auf etwas, das mir theuerer sein muß als Ew. Hoheit Gnade, verbieten, ferner im Dienst zu bleiben."

„Ich wiederhole die Frage: Sind Sie kindisch geworden, Obersthofmeister?"

„Nur bewegt, ich meinte nicht, jemals wählen zu müssen zwischen meiner Ehre und meinem Dienst." Er holte ein anderes Document aus der Mappe.

„Ihre Entlassung?" rief der Fürst lesend. „Sie hätten dazusetzen können: in Gnaden." Der Fürst ergriff die Feder. „Hier, Freiherr von Ottenberg, Sie sind Ihres Amtes quitt."

„Es ist kein freudiger Dank, den ich Ew. Hoheit dafür sage. Demnach aber spreche ich, Hans von Ottenberg, die ehrfurchtsvolle Bitte aus, daß Ew. Hoheit noch in dieser Stunde auch das andere Document zu unterzeichnen geruhe. Denn falls Hochdieselben zögern wollten, die flehende Bitte eines früheren Dieners zu erfüllen, so würde dieselbe Bitte von jetzt ab mehrfach Ew. Hoheit Ohr belästigen und von Seiten, denen Hochdieselben nicht so viel Nachsicht zu beweisen pflegen, als seither mir. Bis jetzt war's einer, der bat, ein Professor, jetzt sind's zwei, er und ich, in den nächsten Stunden wird die Zahl Ew. Hoheit lästig werden."

„Ein früherer Obersthofmeister als Aufwiegler!"

„Nur als Bittender. Ew. Hoheit haben recht, daß der höchste Entschluß, welchen ich zu influiren suche, durchaus freiwillig sein muß. Aber ich flehe nochmals an, zu erwägen, daß er nicht mehr zu vermeiden ist. Ew. Hoheit Hofstaat wird in der nächsten Stunde vor derselben Alternative stehen wie ich; denn die Rücksicht auf die Ehre dieser Herren und Damen wird mich zwingen, sämmtliche Gründe, welche mich bestimmten,

auch ihnen nicht zu verschweigen. Ohne Zweifel werden die Herren des Hofes gleich mir Ew. Hoheit bittend nahen und gleich mir quittiren, falls ihr Flehen erfolglos bleibt; und ohne Zweifel werden Ew. Hoheit neue Diener finden. Die Rücksicht auf Ehre und Amt Ihrer Beamten wird mich verpflichten, Ew. Hoheit Ministern dieselbe Mittheilung zu machen. Auch diese mögen durch weniger bedenkliche Staatsdiener ersetzt werden. Ferner würde ich mich aus Pietät und Ergebenheit gegen dies Hohe Haus, aus Sorge um Leben und Wohlfahrt des Erbprinzen und seiner erlauchten Schwester, so wie aus Anhänglichkeit gegen dies Land, in welchem ich ergraut bin, genöthigt sehen, verwandte Regierungen um eine energische Wiederholung dieser meiner Bitte anzugehen. Solange ich am Hofe diente, zwang mich Eid und Pflicht zur Verschwiegenheit und zur Rücksicht auf Ew. Hoheit persönliche Interessen. Dieser Verpflichtung bin ich enthoben, und ich würde von jetzt im allgemeinen Interesse gegen Ew. Hoheit stehen. Ew. Hoheit mögen selbst ermessen, wohin das führen muß. Jene Unterschrift kann hinausgeschoben, nicht mehr vermieden werden. Jede Zögerung verschlechtert die Situation; die Unterschrift würde nicht mehr als freiwilliger Akt eines hohen Entschlusses erscheinen, sondern als abgedrungene Nothwendigkeit. Endlich erwägen Ew. Hoheit, der Professor hatte am Thurmschloß eine aufregende Beobachtung gemacht, eine andere am Leben eines gewissen Magisters; mein Schicksal ist, Mehres zu wissen, was nicht Dienstgeheimniß war."

Der Fürst lag in seinem Sessel, das Haupt abgewandt, er schlug die Hände vor das Antlitz. Es wurde eine lange unheimliche Stille.

„Sie waren mein persönlicher Feind vom ersten Tage meiner Regierung," fuhr der Fürst endlich auf.

„Ich war meines gnädigsten Herrn getreuer Diener; persönliche Freundschaft wurde mir nie zu Theil, und ich habe sie nie geheuchelt."

„Sie haben von je gegen mich intriguirt.“

„Ew. Hoheit ist wohl bewußt, daß ich als ein Mann von Ehre gedient,“ versetzte der Freiherr stolz. „Auch jetzt, wenn ich noch einmal bitte, dieses Document in der gebotenen Form zu unterzeichnen, berufe ich mich nicht auf die Rechte, welche mir Ew. Hoheit vieljähriges Vertrauen giebt; ich provocire auch nicht, um dies wiederholte Drängen zu entschuldigen, auf die Theilnahme, die ich an dem Ansehn und Wohlergehen dieses Hohen Hauses zu nehmen berechtigt bin. Ich habe noch einen andern Grund, von Ew. Hoheit Haupt die letzte Demüthigung, das heißt ein öffentliches Besprechen Höchstihrer Gesundheit fernzuhalten. Ich bin ein loyaler und monarchisch gesinnter Mann. Wer noch Ehrfurcht vor dem hohen Amt eines Fürsten in sich bewahrt, grade dem ist dringend geboten, zu verhüten, daß dies Amt in den Augen der Nation erniedrigt werde. Dies soll er verhüten, nicht dadurch, daß er Unzuträgliches verschleiert, sondern dadurch, daß er es austilgt. Deßhalb steht seit jener Scene am Thurm zwischen Ew. Hoheit und mir der Streit so, daß ich, um Ew. Hoheit erhabenes Amt zu schützen, Ew. Hoheit Person opfern muß. Ich bin dazu entschlossen, und deßhalb bleibt Ew. Hoheit nur die Wahl, ob Höchstdieselben das Unvermeidliche thun wollen: freiwillig und vor den Augen der Welt in Ehren, oder auf übermächtiges Drängen Fremder in Unehren. Die Worte sind gesprochen, ich bitte um kurzen Entscheid.“

Der alte Herr stand dicht vor dem Fürsten, fest und kalt blickte er in die unsicheren Augen seines früheren Gebieters und wies mit dem Finger unverrückt auf das Pergament. Es war der Wächter, der seinen Kranken bemeistert.

„Nicht jetzt, nicht hier!“ rief der Fürst außer sich. „In Gegenwart des Erbprinzen will ich berathen und mich entscheiden.“

„Gegenwart und Unterschrift der Minister sind für das Document nöthig, nicht die Gegenwart des Prinzen. Da

Ew. Hoheit vorziehen vor den Augen des Erbprinzen zu unterzeichnen, so werde ich mir die Ehre geben, Ew. Hoheit nach Rossau zu folgen, und einen der Minister bitten, zu diesem Zweck mich zu begleiten."

Der Fürst sah nachdenkend vor sich hin. „Noch bin ich Fürst," rief er aufspringend, ergriff die unterschriebene Entlassung des Freiherrn und zerriß sie: „Oberſthofmeister von Ottenberg, Sie werden mich in meinem Wagen nach Rossau begleiten."

„Dann wird der Minister in meinem Wagen Ew. Hoheit folgen," sagte der alte Herr ruhig; „ich eile, ihn davon zu benachrichtigen."

3.

Auf dem Weg zum Steine.

Zu der stillen Landstadt, welche einst fromme Ansiedler um die Klosterglocke betender Mönche erbaut, zu dem Steine, worauf einst die Heidenjungfrau ihrem Stamm weissagende Worte geraunt, fliegen jetzt auf verschiedenen Straßen Rosse und Räder mit lebenden Menschen, welche Entscheidung ihres Schicksals suchen, hier fröhlich aufsteigendes Hoffen, dort abwärts geneigte Kraft, hier holder Traum einer enthusiastischen Jugend, dort wüster Traum eines düstern Geistes. Im Thal und über dem Stein schweben die Geister der Landschaft, sie rüsten sich, die flüchtigen Fremden nach dem Gastrecht der Heimath zu empfangen.

Das erste Morgengrau sandte seinen bleichen Schimmer in Laura's Arbeitsstube, sie stand an ihrem Memoirentisch und warf den letzten Blick nach dem vertrauten Buch, in welches sie mit flüchtiger Hand die Schlußworte geschrieben hatte. Sie schnürte das Buch und die Gedichte des Doctors zusammen und barg sie unter dem Deckel ihres Reisekoffers. Noch einen

langen Blick warf sie auf das Heiligthum ihrer Mädchenjahre, dann flog sie die Treppe hinab in die Arme der ängstlichen Mutter.

Es war eine wundervolle Entführung, ein stiller Sonntagmorgen, geheimnißvolle Dämmerung, am Himmel düstere Regenwolken, welche schauerlich von einem dunkelrothen Morgenschein abstachen. Laura lag lange in den Armen der weinenden Mutter, bis Köchin Susanne zum Aufbruch drängte, dann schlüpfte sie aus dem Haus auf die Straße, wo der Doctor sie erwartete, und eilte neben ihm zu dem Wagen. Denn der Wagen war jenseit der Ecke an einen einsamen Platz bestellt, nicht vor das Haus, darauf hatte Laura bestanden. Es war eine wundervolle Entführung, ein bescheidener und wackerer Reisegenosse, das Haus der geliebten Freundin als Reiseziel, zuletzt eine große Ledertasche mit kaltem Braten und anderem Vorrath, welchen Frau Hahn selbst in den Wagen trug, um ihren Sohn und Laura noch einmal zu küssen und mit Thränen zu segnen.

Aber, um in der Sprache des abwesenden Herrn Hummel zu reden, wenn unser Herrgott im Kutschwagen fährt, sitzt der Teufel auf der Pechbüchse. Hier setzte sich der Teufel auf den kalten Braten. Speihahn nämlich hatte in den letzten Tagen sein vereinsamtes Dasein schwer ertragen. Seit der Abreise des gelehrten Oberstocks war er immer mißvergnügt gewesen, seit vollends der Hausherr verschwunden war, fehlte seinem Leben die Anerkennung, welche auch ein Bösewicht ungern entbehrt. Heut sah er mit kaltem Blinzen, wie Laura um die trauernde Mutter schwebte, er sah mit einem Schielblick die heftigen Bewegungen der Köchin Susanne, welche den großen Reisekoffer zum Wagen trug, dann trollte er auf die Straße, um dort seinem Haß gegen das Nachbarhaus Ausdruck zu geben. Als aber Frau Hahn mit der Ledertasche zum Wagen eilte, merkte er ein Unheil und war bei der Hand. Er schlich der Nachbarin nach, und während diese auf den Wagentritt stieg, um ihren Fritz vor der rauhen Morgenluft zu warnen und

Laura noch einmal zu küssen, benutzte Speihahn den Futtersack, welchen der Kutscher an die Vorderräder gestellt hatte, sprang hinauf und fuhr unter die Lederschürze des Kutschers, entschlossen, seine Zeit zu erwarten. Der Kutscher setzte sich, fühlte mit seinem Fuß an das zweideutige Wesen, er nahm an, daß der Hund zur Reisegesellschaft gehöre, hob unternehmend seine Peitsche und setzte den Entführungswagen in Bewegung. Noch ein Blick und Zuruf an die Mutter, und die waghalsige Fahrt begann.

Laura's Seele bebte unter dem Druck der leidenschaftlichen Gefühle, welche die langersehnte und gefürchtete Stunde hervorrief. Die Häuser der Stadt entschwanden, die Pappeln der Landstraße tanzten vorüber. Sie sah ängstlich auf ihren Fritz und faßte mit den Fingerspitzen seine Hand. Fritz lachte und drückte die Hand kräftig.

An seinem Muth richtete sie sich ein wenig auf. Sie sah ihm zärtlich in das treue Gesicht. „Der Morgen ist kühl," begann Fritz, „erlauben Sie, daß ich Ihnen den Mantel schließe."

„Mir ist sehr wohl," versetzte Laura, und fuhr mit der zitternden Hand aus dem Mantel, um sich wieder mit ihren Fingerspitzen an dem Geliebten zu halten."

So saßen sie schweigend nebeneinander, die Sonne guckte verschämt aus ihrer rothen Gardine hervor und lachte Laura an, daß diese die Augen schloß. Ihr ganzes Kinderleben flog in flüchtigen Bildern an ihr vorüber. Zuletzt die bedeutsamen Worte, welche sie bei den jüngsten Besuchen von ihren Freundinnen gehört. Die Pathe hatte zu ihr gesagt: komm bald wieder, Kind. Laura hatte bewegt gefühlt, daß das Wiedersehen in einer unabsehbaren Ferne lag. Ihre Gevatterin hatte herzlich gefragt: wann sehen wir uns wieder? In Laura klang rührend als Echo: wer weiß, wann. Rings um sie aber regte sich der junge Tag, ein Taubenschwarm flog über das Feld, ein Hase rannte längs dem Wege wie zum Wettlauf,

ein prächtiges Büschel blauer Blumen stand am Grabenrand, rund umher glänzten die rothen Dächer aus dem Kranz der Obstbäume, Alles auf der Erde hoffnungsgrün, blühend und wogend im Morgenwind. Landleute kamen ihnen entgegen, welche nach der Stadt zogen, ein Bäuerlein saß auf seinem Wagen, der Rauch aus seiner Pfeife wirbelte lustig in der Luft, er nickte zu Laura Guten Morgen, und Laura hielt ihre freie Hand hinaus, als wollte sie der ganzen Mitwelt einen Gruß senden. Mit ihrem kleinen Wagen kam die Milchfrau, welche an der Straßenecke feilbot, auch diese grüßte: „Guten Morgen, Fräulein.“ Laura fuhr zurück und sah Fritz erschrocken an: „Sie hat uns erkannt.“

„Kein Zweifel,“ versetzte der Doctor lustig.

„Sie ist geschwätzig, Fritz, sie kann's nicht verschweigen, sie erzählt's allen Dienstmädchen unserer Straße, das wir zusammen diesen Weg gefahren sind. Mir wird angst, Fritz.“

„Wir fahren spazieren,“ versetzte der Doctor triumphirend, „wir fahren zum Besuch bei irgend Jemandem, wir sollen auf dem Lande mit einander Pathen stehen, machen Sie sich um diese Kleinigkeit keine Sorge.“

„Bei dem Pathenstehen fing's an, Fritz,“ versetzte Laura beruhigt. „Die Katzenpfoten haben Alles verschuldet.“

„Ich weiß nicht,“ versetzte Fritz schlau, „ob das Unglück nicht schon weit früher anfing. Sie waren noch ein kleines Mädchen, da erhielt ich schon einen Kuß.“

„Davon weiß ich nichts,“ sagte Laura.

„Es war um einen Korb bunter Bohnen, den ich Ihnen aus unserm Garten brachte. Ich forderte den Kuß. Sie ließen sich den Preis gefallen, aber Sie fuhren sich gleich darauf mit der Hand über den Mund. Sie gefielen mir seit damals besser als alle Andern.“

„Sprechen wir nicht von solchen Dingen, Fritz,“ sagte Laura ängstlich, „meine Erinnerungen aus der Urzeit sind nicht alle so harmlos.“

„Ich bin immer kurz gehalten worden," rief Fritz trotzig, „auch heut. Es ist eine Schande. Das kann nicht so fortgehen, es wird ein ernstes Aussprechen darüber vor Allem nöthig. Wenn man zusammen reist wie wir beide, will sich nicht schicken, daß man das steife Sie gegen einander gebraucht."

Laura sah ihn vorwurfsvoll an. „Heut nicht," sagte sie leise.

„Das hilft nun nichts," rief Fritz unternehmend. „Ich lasse mich nicht länger als Fremden behandeln. Erst einmal habe ich das ehrliche Du gehört, und dann nicht wieder. Mir thut es weh."

Das war nun Laura leid. „Aber nur, wenn wir ganz allein sind," bat sie.

„Ich schlage Brüderschaft vor," fuhr Fritz ungerührt fort, „ein für allemal, man verspricht sich sonst nur und es giebt Verwirrung." Er bot ihr seine Hand, die sie ein wenig schüttelte, dabei machte sich's, daß seine Wange der ihren nah kam, und ehe sie sich's versah, fühlte sie einen Kuß auf ihren Lippen.

Sie sah ihn zärtlich an, aber gleich darauf fuhr sie zurück und drückte sich in ihre Wagenecke. Fritz war heut weit anders als sonst, er sah unternehmend und trotzig aus. Zu Hause war er immer bescheiden gewesen, Laura hatte bei sich schon mehr als einmal an die Brüderschaft gedacht; „wenn zwei Menschen so mit ganzer Seele einander gehören, sollen sie sich das auch sagen," hatte sie in ihr Buch geschrieben. Jetzt machte er wenig Umstände. Er legte sich kühn aus dem Wagen. Wenn Reisende entgegenkamen, beugte er sich gar nicht zurück wie sie seit der Milchfrau, sondern sah herausfordernd auf die Leute und grüßte zuerst. „Ich muß von den Indern anfangen," dachte sie, „damit ich ihn auf andere Gedanken bringe." Sie frug ihn nach dem Inhalt der Veda.

„Heut kann ich mich gar nicht darauf besinnen," rief

Fritz ausgelassen. „Mir ist so glücklich zu Muth, daß ich nicht an die alten Bücher denken mag. Sie haben vier Abtheilungen, in jeder finde ich nur einen Gedanken: Laura, das geliebte Mädchen, wird mein. Ich möchte im Wagen tanzen vor Freude." Und er hüpfte auf seinem Sitz in die Höhe, wie ein kleiner Junge.

Fürchterlich war Fritz verwandelt, sie kannte ihn nicht wieder, sie entzog ihm ihre Hand, wickelte sich in ihr Tuch und sah ihn mißtrauisch von der Seite an.

„Der Himmel hüllt sich in Wolken," sagte sie mit trüben Ahnungen.

„Oben drüber scheint die Sonne," versetzte Fritz behaglich, „sie kommt in wenig Augenblicken wieder hervor. Ich schlage vor, die große Ledertasche zu untersuchen, welche die Mutter mitgegeben hat, ich hoffe, es ist etwas Gutes darin."

Die Prosa der Familie Hahn verrieth sich. Laura sah mit geheimem Kummer, wie eifrig der Doctor in der Tasche kramte. Indeß auch sie hatte in der Aufregung wenig des Frühstücks gedacht, und als Fritz ihr den Inhalt bot, streckte sie doch die kleine Hand darnach aus, und beide aßen herzhaft.

Der Platz neben dem Kutscher verdunkelte sich, ein unförmlicher Kopf fuhr um das Fenster, ein mißtönendes Knurren wurde im Wagen gehört. Laura wies erschrocken auf den Kopf. „Wehe uns, da ist wieder der Hund." Auch der Doctor sah zornig auf die feindliche Gestalt. „Wir jagen ihn hinunter," rief Laura, „er mag nach Hause laufen."

„Er findet sich schwerlich nach Hause," versetzte der Doctor bedenklich, „was wird dein Vater sagen, wenn er ihm verloren geht?"

„Er war der Feind meines Lebens," rief Laura empört, „und jetzt sollen wir ihn in die Welt mitnehmen? Das ist unerträglich, das ist eine schlimme Vorbedeutung, Fritz."

„Vielleicht begegnet uns ein Wagen, der ihn zurücknimmt,"

tröstete der Doctor. „Unterdeß kann er nicht verhungern.“ Er reichte ihm trotz des Abscheues, den er ihm redlich gönnte, ein Frühstück hinaus, der Hund verschwand wieder unter der Wagendecke.

Laura aber blieb verstört. „Fritz, lieber Fritz,“ rief sie plötzlich, „lassen Sie mich allein.“

Der Doctor sah erstaunt zu ihr hinüber. „Das „Sie“ war ein orthographischer Fehler und muß gebüßt werden.“ Er näherte sich wieder ihrem Munde. Laura fuhr zurück. „Wenn Sie mich lieben, Fritz, so lassen Sie mich jetzt allein,“ rief sie händeringend.

„Wie kann ich das?“ frug Fritz, „wir fahren ja miteinander in die Welt.“

„Setze dich zum Kutscher auf den Bock,“ bat Laura flehentlich. Sie sah so ernst und gedrückt aus, daß Fritz gehorsam halten ließ, aus dem Wagen stieg und zum Kutscher hinaufkletterte. Laura holte tief Athem, sie wurde ruhiger. Ihr Wort hatte Einfluß auf ihn. Wie wild er auch war, er that doch Manches nach ihrem Gefallen. Sie saß allein, ihre Gedanken flogen wieder muthiger in das Land hinaus. Der Doctor wandte sich häufig um, klopfte an das Fenster und frug, wie es ihr gehe. Er war doch sehr zartfühlend und liebevoll um sie besorgt.

„Auf mir liegt die ganze Verantwortung für seine Gesundheit,“ dachte sie; „was bis jetzt seine liebe Mutter für ihn gethan, das wird meine Pflicht. Eine süße Pflicht, geliebter Fritz. Vor Nachtarbeiten werde ich ihn hüten, denn seine Gesundheit ist zart, und alle Tage führe ich ihn spazieren, auch bei rauhem Wetter, damit er sich daran gewöhnt.“ Sie sah zum Wagen hinaus, der Wind schüttelte die Baumblätter, sie klopfte von innen an das Fenster. „Fritz, es ist windig, Sie haben keinen Shawl um.“

„Ich soll ja keinen umhaben,“ rief der Doctor von außen, „diese Verweichlichung wird nicht mehr gestattet.“

„Ich bitte, Fritz, seien Sie kein Kind, nehmen Sie ihn um, Sie werden sich sicher erkälten.“

„Mit „Sie“ nehme ich ihn nun gar nicht.“

„Nimm ihn, Herzensfritz, ich beschwöre dich,“ flehte Laura.

„Das klingt anders,“ sagte Fritz. Das Fenster wurde geöffnet, der Shawl wanderte hinaus.

„Er ist eisenfest,“ sagte Laura, sich wieder auf ihrem Sitz zurecht rückend. „Wie gefällig er aussieht, er weiß sehr genau was er will, und er wird mir nicht nachgeben, wo seine Ueberzeugung ihm das nicht erlaubt. Das ist auch gut so, denn ich merke, ich bin immer noch ein kindisches Ding und der Vater hat recht, ich brauche einen Gatten, der ruhiger in die Welt sieht als ich.“

Es fing an zu regnen. Der Kutscher zog seinen Mantel hervor, Fritz breitete seine Decke aus und hüllte sich hinein. Ihr wurde angst um den Fritz, wieder klopfte sie an das Fenster. „Es regnet, Fritz.“ Das konnte der Doctor nicht leugnen. „Kommen Sie herein, Sie werden naß und erkälten sich.“

Der Wagen hielt, Fritz kletterte wieder gehorsam in das Innere, Laura wischte die kleinen Tropfen auf dem Haar seiner Decke mit ihrem Taschentuch ab.

„Viermal „Sie“ gesagt,“ begann Fritz strafend. „Wenn das so fortgeht, wirst du eine große Rechnung zahlen.“

„Sei ernsthaft,“ bat Laura, „mir ist feierlich zu Muth: ich denke an unsere Zukunft. Ich will darauf sinnen Tag und Nacht, Geliebter, daß du die Mutter nicht entbehrst. Deine liebe Mutter hat dir bis jetzt den Kaffee hinaufgetragen, das ist ungemüthlich, du kommst zu mir herüber und nimmst dein Frühstück mit mir ein. Diese halbe Stunde muß mir Indien abtreten. Um zehn Uhr schlage ich dir ein Ei und schicke es dir hinüber, am Mittag kommst du wieder zu mir herüber, ich sorge für gute Küche, wir leben einfach, wie wir beide gewohnt sind, aber kräftig. Dann erzählst du mir schnell etwas aus deinen Büchern, damit ich weiß, was mein

Mann treibt, denn dies ist das Recht der Frau. Am Nachmittag treffen wir uns auf der Straße."

„Wie so?" frug Fritz, „herüber, hinüber und auf der Straße, wir wohnen ja doch zusammen."

Laura sah ihn mit großen Augen an, langsam überzog die Röthe ihr Gesicht bis an die Schläfe.

„Wir können als Mann und Frau doch nicht in verschiedenen Häusern wohnen?"

Laura hielt die Hand vor die Augen und schwieg. Da sie nicht antwortete, zog ihr Fritz leise die Hand vom Gesicht, große Thränen liefen von ihrer Wange herab. „Meine Mutter," weinte sie leise. So rührend war der Ausdruck ihres Wehes, daß Fritz mitfühlend sagte: „Gräme dich nicht drum, Laura, wir wohnen, wie du willst, und wir leben ganz, wie dir's recht ist." Aber auch die freundlichen Worte vermochten das arme Herz nicht zu trösten, um welches sich die mädchenhafte Angst vor der Zukunft legte. Der bunte Nebel war zerflossen, mit welchem ihre kindliche Phantasie sich das freie Leben in der Nähe des Geliebten verhüllt hatte.

Sie saß schweigend und finster.

Der Kutscher hielt vor einer Dorfherberge, seine Pferde und sich selbst zu erquicken. Die junge Wirthin stand, ihr Kind auf dem Arm, in der Thür, sie trat an den Wagen und lud artig ein abzusteigen. Laura sah unsicher den Doctor an, er winkte, der Wagenschlag wurde geöffnet, Laura setzte sich vor der Thür auf eine Bank und that, um die Sicherheit einer Reisenden zu erweisen, Familienfragen an die junge Frau. Die Frau antwortete zutraulich: „Es ist das erste Kind, wir sind erst seit zwei Jahren verheirathet. Um Vergebung, Sie sind auch junge Eheleute?" Laura erhob sich schnell, wieder glühte ihre Wange feuriger als die aufgehende Sonne, während sie ein leises Nein erwiederte.

„Na, dann sicher Brautleute," sagte die Frau, „das sieht man auf zehn Schritt."

„Woran wollen Sie das erkennen?“ frug Laura, ohne die Augen aufzuschlagen.

„Man hat so seine Zeichen,“ versetzte die Frau, „wie Sie nach dem Herrn ausschauten, das war deutlich genug.“

„Getroffen!“ rief der Doctor glücklich, aber auch ihm war die Wange etwas geröthet. Laura wandte sich ab und kämpfte um Fassung. Das Geheimniß ihrer Reise lag offen vor Jedermanns Blick. In der Stadt wußten sie es, auf dem Dorfe sprachen sie davon. Sie war Braut geworden durch fremde Zungen. Die Eltern hatten ihr nicht die Hand in die des Geliebten gelegt, keine ihrer Freundinnen hatte ihr Glück gewünscht, jetzt kam die Fremde auf der Landstraße und sagte ihr auf den Kopf zu, was sie war. „Hätte die Frau erst Alles gewußt, daß ich von Fritz Hahn heimlich entführt bin ohne Verlobung und ohne Brautstand, welches Gesicht würde sie gemacht haben?“ Laura rang unter dem Mantel die Hände, sie stieg in den Wagen, bevor der Kutscher die Krippe wegsetzte, und wieder rannen ihr die Thränen aus den Augen. Der Doctor, welcher von dieser Stimmung nichts ahnte, wollte einsteigen. „Bitte,“ rief Laura außer sich, setzen Sie sich zum Kutscher, mir ist sehr traurig zu Muthe.“

„Weßhalb?“ frug Fritz leise.

„Ich habe ein frevelhaftes Spiel getrieben,“ rief Laura, „Fritz, ich möchte wieder umkehren. Was wird die Frau von mir denken? Sie hat recht gut gesehen, daß wir nicht verlobt sind.“

„Sind wir's denn nicht?“ frug der Doctor verwundert, „ich betrachte mich entschieden als Bräutigam, und die Freunde, zu denen wir reisen, werden die Sache genau so ansehen.“

„Ich beschwöre Sie, Fritz, lassen Sie mich nur jetzt allein; was ich fühle, kann ich keiner Menschenseele gestehen; bin ich ruhiger, so werde ich klopfen.“

Fritz kletterte wieder auf den Kutscherbock. Laura verlebte in der Einsamkeit ihres Wagens eine traurige Stunde.

Sie fühlte etwas Fremdes an ihrem Mantel, sah erschreckt auf den leeren Sitz und fuhr zurück, neben ihr saß der Dämon, der Feind ihres Lebens, der rothe Hund. Er stemmte seine Vorderbeine breit auseinander und hob seinen Schnurrbart hoch in die Luft, als wollte er sagen: Jetzt entführe ich. Der Doctor ist auf den Bock gesetzt, und ich, der alte Händelmacher, der Menschenfeind, ich, der an vielem Schmerz der Dichterseele neben mir schuld ist, der in ihrem Tagebuch durch Vers und Prosa verwünscht wurde, ich, die gemeine und unwürdige Wirklichkeit, welche vor ihren Füßen lag, ich sitze hier neben der Entführten, ein düsteres Bild ihres Schicksals, Gespenst ihrer Jugend und böses Omen für ihre künftigen Tage, ich lagere an der Stelle, wo ihre kindische Poesie lange einen Andern hinträumte und ich höhne ihre Thränen und ihre Noth. Er leckte seinen Bart und blickte unter seinen langen Haaren verächtlich auf sie. Und Laura pochte an das Fenster, um selbst den Wagen zu verlassen und sich auch auf den Bock zu setzen.

Unterdeß saßen die Mütter sorgenvoll in den feindlichen Häusern. Seit die Tochter abgereist war, zagte Frau Hummel vor dem Zorn ihres Gatten. Von Laura wußte sie, daß ihr Mann gegen die Reise nach Bielstein nichts hatte und sich nur unwissend stellte, um sein trotziges Wesen gegen die Nachbarn zu behaupten. Aber was dahinter lag, ahnte er nicht; wenn zur Entscheidung kam, was nun mit Laura und dem Doctor werden sollte, war von ihm noch Alles zu fürchten. Frau Hummel hatte die Reise befördert, um den Haustyrannen zur Einwilligung zu zwingen, jetzt wurde sie mißtrauisch gegen ihre eigene Klugheit. In ihrer Noth warf sie die Mantille über ihr Morgenkleid und eilte aus dem Hause, um bei der Nachbarin Trost zu holen.

Das Herz der Frau Hahn war durch ähnliche Sorgen bewegt, auch sie war bereit, im Morgenkleid und Mantille bei

Frau Hummel vorzusprechen. Die Frauen trafen außerhalb der Häuser zusammen, ein Austausch mütterlicher Sorgen begann. Sie benützten den neutralen Boden, der zwischen den feindlichen Gebieten lag, zu leisem Wechselverkehr und vergaßen darüber, daß sie auf der Straße standen. Die Glocken läuteten, die Kirchgänger kehrten nach Hause, immer noch standen sie bei einander und sorgten um Vergangenes und Künftiges. Da näherte sich ihnen in gewähltem Gewande der Mime. Schon von weitem machte er eine dramatische Handbewegung, welche angelegentlichen Gruß ausdrückte. Heut sah Frau Hummel mit Sorge auf den geschätzten Gast, sie fürchtete seine Vermuthungen und noch mehr die scharfe Zunge. Das Gesicht des Künstlers glänzte vor Freude, und seine Bewegungen wurden gefühlvoll. „Welche Ueberraschung," rief er im Ton eines warmherzigen Onkels, „welche anmuthige Ueberraschung! Der alte Streit ist abgethan, Blumengewinde ziehen sich von einem Hause zum andern, was der Zwist der Väter verschuldet, sühnt die Liebe der Kinder. Aus warmem Herzen bringe ich meinen Glückwunsch dar."

„Wie meinen Sie das?" frug Frau Hummel betroffen, „und was bedeuten Ihre Worte?"

„Entführung," rief der Mime und hob seine Hand zum Segen.

Die beiden Mütter sahen einander erschrocken an. „Ich muß Sie bitten, bei Ihren Ausdrücken mehr die wirklichen Verhältnisse zu berücksichtigen," versetzte Frau Hummel, sich an den letzten Trümmern ihres Stolzes aufrichtend.

„Entführung," rief der Mime wieder triumphirend. „Ganz dem Humor dieses Hauses angemessen, es ist ein Meisterstreich."

„Daß Sie uns nicht beleidigen wollen," rief Frau Hummel wieder, „nehme ich im Vertrauen auf alte Freundschaft an. Aber ich muß Sie im Ernst bitten, Ihre Ausdrücke besser zu wählen."

Der Mime erstaunte über den Widerstand seiner Gönnerin. „Ich wiederhole nur, was mir soeben die Stadtpost gemeldet hat.“ Er zog ein zierliches Billet aus seinem Rock. „Ich bitte die verehrten Damen sich selbst davon zu überzeugen.“ Er wies das Billet hin und las mit lauter Stimme auf der Straße vor: „Die Verlobung des Doctor Fritz Hahn mit meiner Tochter Laura und die heut morgen in's Werk gesetzte Entführung desselben aus seinem elterlichen Hause zeige ich ergebenst an. Hummel. — Dies entspricht ganz dem Charakter unseres launigen Freundes.“

Noch standen die Frauen fassungslos, da rauschte ein seidenes Kleid von den Granitplatten heran, eilig kam die Frau Pathe, ihr Gesangbuch in der Hand, und rief schon von weitem: „Was muß man erleben, ihr bösen Leute! Ist es recht, daß die Hausfreunde erst in der Kirche vom Prediger erfahren müssen, was hier vorgeht?“

„Was meinen Sie?“ riefen beide Frauen völlig verwirrt.

„Daß Ihre Kinder heut in der Kirche aufgeboten sind, zum ersten, zweiten und dritten Mal. Es gab ein allgemeines Erstaunen, und wie unfreundlich Sie auch gegen uns gehandelt haben, daß Sie ein Geheimniß daraus machten, es war bei allen Bekannten eine innige Freude. Jetzt ist die ganze Stadt voll davon.“

Ohne ein Wort zu reden, flogen die beiden Mütter einander in die Arme. Mitten auf dem Fahrweg der Parkstraße, welche früher Thalgasse hieß, grade zwischen den beiden Hausthüren, genau zwischen den beiden Gitterzäunen. Der Mime stand gerührt daneben und bewegte den Arm nach der Brusttasche, und die Frau Pathe faltete die Hände.

Auch denen vom Gut war es ein unruhiger Sonntag. Während der letzten Nacht war in den Bergen ein Wolkenbruch niedergestürzt, und eine wilde Fluth wälzte sich über dem Wasserpfade dahin, den sonst der Bach zwischen Wiesen durch-

lief. Die ältesten Leute erinnerten sich nicht solches Wogendrangs, der Bach war ohnedies hoch angeschwollen seit dem Regen der letzten Wochen, jetzt brauste und donnerte er durch das enge Thal zwischen dem Stein und der Berglehne und übergoß die Felder, wo ihm nicht steiles Land und Fels trotzten. Jäh und zornig schoß das Wasser durch die Enge, es sprudelte über den Felsblöcken und um die Köpfe der Weiden. Auf seiner Oberfläche trug es gemähtes Gras der Wiesen, alte Rohrstengel, abgerissene Baumäste, aber auch Trümmer von Menschenwohnungen, die weiter oben von der Fluth erreicht waren. Die Leute vom Gute standen an der Hecke des Obstgartens, sahen schweigend nach dem Strom hinab und nach den Trümmern zerstörten Lebens, die er auf seinem Rücken dahintrug. Kam etwas angeschwommen, was von Menschenhand gemacht war, ein Reisigbündel, ein Brett, eine Hausthür, dann ging ein Summen durch die Zuschauer. Aber die Kinder liefen geschäftig am Wasserrand entlang und zogen mit Stangen an sich, was sie zu erreichen vermochten. Sie erhoben lautes Geschrei, als von fern ein lebendes Thier heranschwamm, es war ein Zicklein, das auf dem Bretterdach seines Stalles stand. Als das Kleine die Menschen sah, schrie es kläglich und bat um Rettung. Hans legte einen Brunnenhaken aus und faßte das Brett, das Zicklein sprang an das Land, wurde von den Kindern im großen Zuge nach dem Hofe geführt und dort gefüttert.

Ilse stand an dem neuen Steg zu der Grotte. Vor wenig Wochen war er gebaut, jetzt drohte auch ihm die Zerstörung. Schon neigten sich die Stützen zur Seite. Die Gewalt des Wassers arbeitete an den niedrigen Enden und lockerte die Klammern. Um den vorspringenden Fuß des Felsens, welcher die Grotte wölbte, wirbelten die Wasserblasen, die Gewalt des Staues zog tiefe Furchen in der Fluth.

„Dort läuft Jemand vom Berge,“ riefen die Gutsleute. Um die Grotte kam eilig ein Mädchen, ein großes Tuch mit

frischgemähetem Berggras auf dem Rücken, ängstlich hielt sie auf der Felsplatte an und zagte über den gebogenen Steg zu gehen.

„Es ist die Anna des armen Benz," rief Ilse, „sie darf nicht drüben in der Wildniß bleiben, wirf deine Last ab, frisch Anna, schnell herüber." Das Mädchen kam flüchtig über den Steg. „Sie soll die letzte sein," befahl Ilse, „keines von euch betritt das Holz, es hält den Andrang nicht mehr lange aus."

Der Landwirth kam herzu. „Die Fluth verläuft noch diese Nacht, wenn nicht neuer Regen fällt, aber des Schadens, den sie thut, werden die Leute lange gedenken. Unten um Rossau sieht's noch ärger aus, das Wasser übergießt die Felder, Hummel ist hinabgeeilt, er sorgt um die Brücke und den Weg, den seine Tochter kommen soll. In unserm Dorf tritt das Wasser in die Stuben der letzten Häuser, die Leute schicken sich an, nach unserm Hofe zu räumen. Geht hinab zu helfen," befahl er den Gutsleuten, und halblaut fuhr er zu seiner Tochter fort: „Der Prinz ist nach dem Dorf gegangen, dort den Schaden zu betrachten, er will dich sprechen, ist dir's recht ihn jetzt zu sehen?"

„Ich bin bereit," sagte Ilse.

Sie ging mit dem Vater längs der Hecke dem Dorfe zu, dort stieg sie zu dem Friedhof hinauf. „Ich bleibe in der Nähe; wenn der Prinz zurückkommt, laß mich rufen."

Sie stand an dem Mauerrand und sah hinüber nach dem Grabe ihrer lieben Mutter und vor sich auf die Stelle, wo der alte Pfarrer neben seiner Frau ruhte. Die Aeste der beiden Bäume, welche sie daneben gepflanzt, hingen ihr über das Haupt. Sie dachte, wie gern ihr alter Freund darüber gesprochen, daß es in der großen Welt im Ganzen genau so sei, wie in seinem Dorfe, Natur und Leidenschaften der Menschen überall gleich, und daß man in dem kleinen Thal dasselbe erleben könne, wie im Getümmel der Gewaltigen.

„Hier ist mein Vater der Herr," dachte sie, „und wir

die Herrenkinder, die Leute sind gewöhnt, uns zu gehorchen, und sich ebenso freundlich um uns zu kümmern, wie wir um jene dort im Lande. Ihre Kinder könnten auch erleben, wenn ein arggesinnter Wirth auf dem Stein wohnte, was Andere erfahren mußten. Aber sie dürfen ihr Recht suchen und sie finden Schutz zu jeder Stunde.

„Wie wird er, der stolze Mann, ertragen, daß sein Weib nicht Recht findet und nicht den Schutz einer stärkeren Macht gegen die Kränkung, die man ihr angethan und ihm? — Wir sollen wohlthun unsern Beleidigern. Wenn der böse Herr aus dem Lande jetzt zu mir käme, krank und hülflos, darf ich ihn aufnehmen in meinem Hause, und darf ich mich an sein Lager setzen, obgleich solcher Liebesbeweis mir auf's Neue verderblich wird? Ich habe einen weißen Mantel getragen; den Schmutzfleck, den er darauf geworfen, sehe ich jede Stunde, und keine Thräne wäscht ihn weg. Er hat mir meinen reinen Mantel genommen, soll ich ihm, wenn er heischt, auch noch meinen Rock geben? Hohes, ehrwürdiges Gebot, das der todte Freund mich lehrte, ich stehe erschrocken vor dir. Denn es ist ein Streit der Pflichten, und der Gedanke an meinen Felix sagt mir Nein.

„Ich bin fertig auch mit dem Erbprinzen, wie schuldlos er ist. Ich weiß, er hat sich einst den Zuspruch der einfachen Frau mit warmem Herzen begehrt, und meine Eitelkeit hat mir oft gesagt, daß ich ihm werth bin als eine gute Freundin in seinem vornehmen, einsamen Leben. Furchtbar habe ich gebüßt für diesen eitlen Stolz. Auch er ist mir von jetzt ab ein Fremder. Was kann er noch von mir wollen? Ich ahne, daß er grade so denkt wie ich, er will nichts, als Abschied nehmen auf immer. Wohl, ich bin dazu gerüstet."

Den Fußpfad vom Dorfe kam der Erbprinz herauf, Ilse blieb an der Kirchhofmauer stehen und neigte sich ruhig seinem Gruß. „Nach der Residenz habe ich den Wunsch gesandt, mit meinem Vetter eine größere Reise zu machen," be-

gann der Prinz, „ich hoffe, meine Bitte wird gewährt. Darum wollte ich auch Ihnen ein Lebewohl sagen.“

„Ich habe Ew. Hoheit so beurtheilt, wie jetzt Ihre Rede Sie mir zeigt,“ antwortete Ilse.

„Mir wurde in der Stadt wenig Gelegenheit Sie zu sprechen,“ fuhr der Erbprinz schüchtern fort, „mir würde wehe thun, wenn Sie mich des Undanks oder kalter Gesinnung für fähig hielten.“

„Ich kenne jetzt den Beweggrund, der Ew. Hoheit fern gehalten hat,“ versetzte Ilse vor sich hinsehend, „und ich bin dankbar für die gute Meinung.“

„Heut will ich Ihnen zugleich für Ihren Gemahl sagen,“ fuhr der Prinz fort, „daß ich darüber arbeite für meine Zukunft nützlich zu machen, was ich in Ihrer Nähe gelernt. Ich weiß, daß dies der einzige Dank ist, den ich Ihnen noch abstatten darf. Wenn Sie einst hören, daß man mit mir zufrieden ist, dann denken Sie, gnädige Frau, in der Stille daran, daß ich vor Allem Ihrem Hause die Stärkung meines Rechtsgefühls verdanke, ein unbefangenes Urtheil über den Werth der Menschen und ein höheres Maaß für die Pflichten eines Mannes, der das Wohl Vieler besorgen soll. Ich mühe mich, der Theilnahme, die Sie mir schenkten, nicht ganz unwerth zu sein. Erfahren Sie von Andern, daß mir dies gelang, dann denken Sie an mich ohne Abneigung.“

Ilse sah ihm in das aufgeregte Gesicht, es waren die sanften ehrlichen Züge, die sie so oft mit ängstlichem Antheil geschaut; sie sah, wie tief er fühlte, daß etwas Fremdes zwischen ihn und sie getreten war, und sie sah, wie bescheiden er sie zu schonen wußte. Dennoch ermaß sie nicht die ganze Gewalt des Schmerzes, welchen der junge Mann darum in sich trug, weil ihm der Vater die Poesie seiner Jugend gestört hatte. Sie ahnte nicht, daß die Strafe, welche dem Vater Gesetz und Urtheil der Menschen nicht auflegen konnten, an der schuldlosen Seele des Sohnes vollzogen wurde. Was ihr der Vater

zu Leide gethan, das verdarb seinem Kind das glücklichste Gefühl des jungen Lebens, die zarte Freundschaft zu der Frau, an der er mit schwärmerischer Neigung hing. Aber die warmherzige Ilse erkannte den wackeren Sinn des Mannes, der ihr gegenüberstand, ihre vorsichtige Zurückhaltung schwand, und mit der alten Offenheit sagte sie zu ihm: „Man soll nicht ungerecht sein gegen Unschuldige, und in seinem Herzen nicht untreu werden gegen Solche, deren Vertrauen man gehabt hat, wie ich das Ihre. Was ich Ew. Hoheit jetzt wünsche, das ist ein Freund; ich habe wohl gesehen, daß er Ihrem Leben fehlt, und ich habe gemerkt, wie schwer man sich vor niedriger Schätzung der Menschen bewahrt, wenn man nur immer von Dienern umgeben ist."

An den freundlichen Worten Ilse's brach die mühsam behauptete Fassung des Prinzen. „Ein Freund für mich?" frug er bitter. „Mich hat das Unglück früh in die Lehre genommen, mir ist's vergällt, Freundschaft zu suchen und mich daran zu freuen. Ueber die Liebe, die ich gefühlt, ist ein Gift gegossen. Verzeihen Sie," unterbrach er sich, „ich bin so gewöhnt Ihnen zu klagen und bei Ihnen Trost zu suchen, daß ich mich selbst jetzt nicht enthalte von mir zu sprechen, obgleich ich weiß, daß ich das Recht dazu verloren."

„Arme Hoheit!" rief Ilse, „wie wollen Sie für das Wohl Anderer sorgen, wenn Ihr eigenes Leben leer ist an Licht? Wenn ich für Ew. Hoheit Zukunft ein Glück ersehne, so meine ich als Frau die Freundschaft im Hause, eine Seele, die Sie versteht, eine Gattin, welche auch eine Freundin Ihrer Gedanken ist."

Der Prinz wandte sich zur Seite, ihr das Weh zu verbergen, das er bei dieser Rede empfand. Ilse sah ihn traurig an, sie war noch einmal die gute Beratherin von sonst geworden.

Um die Mauer des Kirchhofs schlich ein Bettelweib heran. „Darf ich heut bitten?" begann eine heisere Stimme in Ilse's

Rücken, „ist's nicht der Vater, so ist's doch der Sohn." Ilse wandte sich um, wieder sah sie in die hohlen Augen der Landfahrerin und rief entsetzt: „Hinweg von hier!"

„Die Frau kann mich nicht mehr fortscheuchen," sagte die Fremde niederkauernd, „denn ich bin müde und meine Kraft ist am Ende." Man sah, daß sie Wahrheit sprach.

„Die Reiter haben mich gejagt von einem Grenzpfahl zum andern. Wenn die Uebrigen kein Mitleid haben, die Frau vom Steine sollte nicht so hartherzig sein, denn zwischen der Bettlerin und ihr ist alte Kameradschaft. Auch ich habe einmal mit den Vornehmen verkehrt, ich habe sie verlassen und doch hingen meine Träume immer über den goldenen Häusern. Wer den Zaubersaft getrunken hat, wird die Erinnerung nicht los. Sie hat mich wieder in dieses Land getrieben und wieder, ich habe meine Leute hergeführt, sie liegen eingefangen wegen der alten Gedanken, die mich verfolgten."

„Wer ist das Weib?" frug der Prinz.

Die Bettlerin hob die Hände in die Höhe. „Auf diesem Arme habe ich den Erbprinzen gehalten, da er ein Kind war und nichts von sich wußte, ich habe mit ihm gesessen auf dem Sammet, in der Stube seiner Mutter, jetzt liege ich am Kirchhof der Landstraße, und die Hand bleibt leer, die ich nach ihm ausstrecke."

„Es ist das Zigeunermädchen," sagte leise der Prinz und kehrte sich ab.

Die Bettlerin sah ihn höhnisch an und sprach zu Ilse: „Sie spielen mit uns, sie verderben uns, aber sie hassen die Erinnerung an alte Zeit und an ihr Verschulden. Lassen Sie sich warnen, junge Frau, ich kenne die Geheimnisse dieses hohen Geschlechts, und ich kann Ihnen erzählen, was sie an Ihnen versucht haben, und was sie einer Andern gethan, die vor Ihnen in dem Hause auf jener Höhe aufgeblüht war, und die sie auch hineingesetzt hatten in den vergoldeten Kerker, an dem die schwarzen Engel schweben."

Ilse stand über die Bettlerin geneigt, der Prinz trat zu ihr. „Hören Sie nicht auf das Weib," rief er.

„Sprecht weiter," sagte Ilse tonlos, „ich höre."

„Sie war jung und hochgewachsen wie du, sie war eingefangen wie du, und als die Mutter dieses Mannes mich aus ihrer Nähe entfernt hatte, weil ich dem Fürsten gefiel, da wurde ich zur Dienerin bestellt für die Fremde. An einem Morgen mußte ich mich frei bitten bei der eingesetzten Frau von meinem Dienst, weil sie allein sein sollte."

„Ich flehe, hören Sie nicht auf ihre Rede," bat der Prinz und trat abwehrend hinzu.

„Ich höre," sprach Ilse wieder über die Alte geneigt, „sprecht leise."

„Als ich am nächsten Morgen zurückkam, fand ich statt des blondhaarigen Weibes eine Verrückte im Hause und ich floh mit Schrecken aus dem Schloß. Willst du wissen, durch welche Thür der Wahnsinn bei der Frau einschlich?" Sie fuhr fort in leisem Gemurmel. Ilse neigte das Ohr an ihren Mund, aber sie sprang plötzlich zurück, stieß einen gellenden Schrei aus und schlug die Finger vor ihr Antlitz. Der Prinz lehnte sich an die Mauer und rang die Hände.

Von dem Fahrwege klang ein lauter Ruf, ein Mann stieg eilend herauf, er hielt einen Brief und winkte schon von weitem. „Gabriel!" schrie Ilse und eilte ihm entgegen, sie entriß ihm den Brief, las und stützte sich zusammenbrechend an die Steine des Friedhofs. Der Prinz sprang herzu, sie aber hielt den Brief wie zur Abwehr gegen ihn und rief: „Der Fürst kommt hierher."

Der Prinz sah erschrocken auf Gabriel. „Es ist keine Meile von hier," meldete der erschöpfte Diener, „da überholte ich die fürstlichen Wagen, erst kamen sie mir zuvor, dann wieder ich. Die Pferde arbeiten noch auf der unfertigen Straße, die Brücke aber zwischen hier und Rossau ist kaum noch für Reiter und Fuhrwerk zu passiren, ich mußte das Pferd mit

dem Postillon zurücklassen, ich glaube nicht, daß sie noch herüber kommen, wenn nicht zu Fuß.“ Der Prinz eilte, ohne ein Wort zu sagen, auf dem Wege nach Rossau hinab. Ilse flog, den Brief in der Hand, den Stein hinauf zu dem Vater, der ihr mit dem Herrn von Weidegg entgegen kam. „Gehen Sie, Ihren Fürsten zu begrüßen,“ rief sie wild dem Kammerherrn zu, „mein Felix kommt,“ rief sie dem Vater zu und warf sich ihm an die Brust.

Vor der Rothbrücke, welche nach der Flur von Rossau führte, sammelten sich die Leute. Auch Gabriel eilte an das Wasser zurück, er hatte dort Herrn Hummel getroffen, welcher am Uferrand auf und ab ging und unruhig über den Strom sah. „Die Welt ist erbärmlich klein,“ rief Herr Hummel seinem Vertrauten zu, „man trifft sich immer wieder. Wer so gejagt ist wie Sie, sollte sich pflegen, Sie sind erschöpft und sehen mir sehr verändert aus. Setzen Sie sich auf diesen Klotz und behandeln Sie sich mit Hochachtung.“ Er drückte Gabriel nieder, knöpfte ihm den Rock zu und klopfte ihm mit der großen Hand auf die Backe. „Ihnen thut eine Stärkung Noth, aber das Beste, was wir hier haben, ist ein ersoffener Kaulbarsch, und ich möchte Sie nicht als einen scheußlichen Neuseeländer behandeln, der in der Meßbude um einen Groschen Entree rohe Weißfische verzehrt. Nehmen Sie hier die letzte Hülfe eines alten Pariser Reisenden.“ Er zwang ihm eine Tafel Chocolade auf.

Wenige Schritte davon an der Brücke stand der Prinz, er sah mit verschränkten Armen in das Wasser, welches auf der Seite von Rossau den Uferrand erreicht hatte und sich schnell über den Weidegrund und die niedrigen Felder der Stadt ausbreitete, es rauschte vom Damme und spülte die Erde zur Tiefe. Schnell wurde der Riß größer, weiter dehnte sich die Wasserfläche. Auch auf der nächsten Strecke des neuen Weges, welche noch nicht gepflastert war, schimmerten Wasserlachen zwischen den Sandhäufchen und den Karren der Erd-

arbeiter, der Weg ragte als ein dunkler Streif aus der lehmigen Fluth. Noch kamen einzelne Leute von Rossau herüber, sie kneteten im Brei der Straße und hielten sich furchtsam an die glatten Stangen, welche das Brückengeländer ersetzten. Denn das Wasser stieß heftig an die Böcke, es floß dicht unter den Bohlen entlang, und der Ruf der Zuschauer auf der Bielsteiner Seite mahnte zur Eile. Von der Höhe eilte der Kammerherr herzu und sah ängstlich in das Angesicht seines schweigenden Herrn. Ihm folgte der Landwirth. „Dürfte ich thun, wie ich wollte, ich bräche diese wankenden Bretter mit meinen eigenen Händen ab," sagte er zornig zu Herrn Hummel.

„Die Wagen kommen," schrieen die Leute. Aus dem Thor von Rossau fuhren in gestrecktem Trabe vier Pferde den Wagen des Fürsten heran. Neben dem Fürsten saß der Obersthofmeister. Finster hinbrütend hatte der Fürst die lange Fahrt gemacht, einzelne wilde Worte, ein Blick voll von heißem Haß, das war sein Reiseverkehr mit dem Begleiter gewesen.

Der Hofmann hatte vergebens den Fürsten zu ruhigem Gespräch veranlaßt, sogar die Rücksicht auf die beiden Diener, welche im offenen Wagen hinter den Reisenden saßen, hatte die Stimmung des Fürsten nicht gebändigt. Erschöpft von der stillen Anstrengung dieser Fahrt saß der alte Herr, ein Wächter neben dem Kranken, aber sein scharfer Blick beobachtete jede Bewegung des Nachbars. Als sie aus der Stadt in's Freie fuhren, begann der Fürst lauernd: „Sie kannten den Reiter, der so hastig uns überholte."

„Er war mir fremd," sagte der Obersthofmeister.

„Er trug die Botschaft unserer Ankunft in die Berge, man hat sich gerüstet uns zu empfangen."

„Dann hat er Ew. Hoheit einen Dienst geleistet, denn schwerlich hatte man im Jagdhaus eine Ahnung von Ew. Hoheit gewichtigen Entschlüssen."

„Noch sind wir nicht am Ende unseres Dramas, Obersthofmeister," sagte der Fürst lächelnd, „und die Kunst das

Kommende vorauszusehen ist verloren. Auch Excellenz verstehen diese Kunst nicht."

„Ich habe mich immer begnügt vorsichtig zu deuten, was meine Gegenwart umgiebt, ich habe dadurch zuweilen verhütet, daß die Zukunft mich unangenehm überraschte. Wenn ich durch einen Zufall verhindert würde, in dem Drama, von welchem Ew. Hoheit sprachen, meine Rolle bis zur letzten Scene durchzuführen, so ist dafür gesorgt, daß Andere meine Partie übernehmen."

Der Fürst warf sich auf seinem Sitz zurück. Der Wagen fuhr in dem durchweichten Schutt. Die Pferde stampften und bäumten, der Kutscher sah unsicher zurück. „Vorwärts," rief der Fürst mit scharfer Stimme.

„Der Erbprinz erwartet Ew. Hoheit zu Fuß an der Brücke," sagte der Oberstthofmeister. Im Schritt ging es vorwärts, der Kutscher bändigte mit Mühe die Pferde, welche vor der glitzernden Wasserfläche und dem Geräusch der Fluth scheuten.

„Vorwärts," befahl der Fürst von Neuem.

„Erlauben Ew. Hoheit dem Kutscher zu halten. Der Wagen kann ohne Gefahr nicht weiter."

„Fürchten Sie die Gefahr, alter Mann?" rief der Fürst, und der Haß verzog ihm das Gesicht. „Hier sitzen wir beide im Wasser. Gleiches Schicksal, Herr Hofmeister, ein schlechter Diener, der seinen Herrn verläßt."

„Ich wünsche auch Ew. Hoheit zurückzuhalten," versetzte der Oberstthofmeister.

„Vorwärts," rief der Fürst wieder.

Der Kutscher hielt. „Es ist unmöglich, gnädigster Herr," sagte er, „wir kommen nicht mehr über die Brücke."

Der Fürst sprang im Wagen auf und hob den Stock gegen den Kutscher. Erschreckt peitschte der Mann auf die Pferde, sie bäumten und sprangen zur Seite.

„Halt!" rief der Oberstthofmeister. Die ängstlichen Lakaien sprangen bereitwillig herab und hielten die Pferde. Der

Obersthofmeister öffnete den Schlag und kletterte aus dem Wagen. „Ich flehe Ew. Hoheit an auszusteigen.“

Der Fürst sprang heraus, warf noch einen Blick auf ihn und eilte zu Fuß vorwärts. Er betrat die Brücke, um ihn rauschte die Fluth.

„Bleibe zurück, Vater,“ flehte der Erbprinz. Der Fürst lächelte und ging weiter auf den wankenden Brettern. Er hatte die Mitte der Brücke und die tiefe Strömung überschritten, noch wenige Schritte und sein Fuß betrat das Ufer von Bielstein. Da hob sich neben der Brücke eine zusammengedrückte Gestalt vom Boden und schrie ihm wild entgegen: „Willkommen in diesem Lande, durchlauchtiger Herr, Gnade für die arme Bettlerin. Ich bringe Eurer Hoheit den Gruß der blonden Frauen vom Steine.“

„Hinweg mit der Verrückten!“ rief der Kammerherr.

Der Fürst sah stier auf die wilde Gestalt, er wankte und hielt sich an die Stange des Geländers, der Erbprinz flog ihm entgegen, der Fürst trat mit Widerwillen zurück, sein Fuß verlor den Halt, er glitt an der Seite des schlüpfrigen Brettes hinab in die Fluth. Ein lauter Schrei der Umstehenden, der Sohn sprang ihm nach, im nächsten Augenblick war ein halbes Dutzend Menschen im Wasser, unter den ersten Gabriel, bedächtiger folgte Herr Hummel. Die riesige Gestalt des Landwirths ragte aus der Strömung, er hielt den Fürsten, Gabriel und Hummel faßten den jungen Herrn. „Dem Fürsten ist nichts geschehen,“ rief der Landwirth dem Prinzen zu, und setzte den Betäubten am Uferrand nieder. Der Erbprinz warf sich neben dem Vater auf den Boden. Der Fürst saß auf dem Kies der Straße, die fremde Bettlerin hielt ihm das Haupt, er sah mit verglasten Augen vor sich hin, und erkannte nicht den knieenden Sohn, und nicht das gefurchte Antlitz der Fremden, welche sich über ihn beugte. „Er lebt,“ wiederholte der Landwirth leise, „aber die Glieder versagen ihm den Dienst.“ Auf der andern Seite des Wassers stand der Obersthofmeister,

er rief dem Kammerherrn französische Worte zu, dann eilte er mit dem Wagen zurück, befahl zu wenden und nach Rossau zu fahren, um von da den nächsten sichern Uebergang zu erreichen. Mit Mühe wurden die Wagen zurückgeschafft.

Unterdeß war am Ufer von Bielstein ein Brett der halbzerstörten Brücke abgerissen und der Fürst daraufgesetzt, so gehalten und getragen wurde er dem Gute zugeführt. Die Kinder des Landwirths liefen voraus und öffneten die Thür des alten Hauses. Im Hausflur stand Ilse, farblos wie ein Bild von Stein. Der Fürst war aus dem Wasser gerettet, hatten die Brüder ihr zugerufen, er nahte dem Dach des Hauses, dem er seit zwei Geschlechtern Fluch und Entsetzen war. Sie stand im Hausflur, nicht mehr die Ilse von einst, sondern ein wildes Sachsenweib, das dem Feind ihres Stammes den Götterfluch in das Gesicht schleudert, ihre Augen glühten und die Finger ihrer Hände schlossen sich krampfhaft zusammen. Die Männer trugen den erschöpften Mann an die Stufen der Treppe. Da trat Ilse auf die Schwelle und rief: „Nicht hier herein.“ So gellend war ihr Schrei, daß die Träger anhielten. „Nicht in unser Haus,“ rief sie zum zweiten Mal, und hob die Hand drohend zur Abwehr.

Der Fürst hörte die Stimme, er lächelte und nickte gnädig mit dem Haupt.

„Es ist Christenpflicht, Ilse,“ rief der Landwirth.

„Ich bin das Weib des Gelehrten,“ rief Ilse finster gegen ihn. „Unser Dach bricht über ihm zusammen.“

„Entfernen Sie Ihre Tochter,“ sagte der Erbprinz leise, „ich fordere Einlaß für den Fürsten dieses Landes.“

Der Landwirth trat auf die Stufen und faßte Ilse's Arm. Sie riß sich los. „Du jagst deine Tochter aus dem Hause, Vater,“ rief sie außer sich. „Bist du ein Diener dieses Herrn, ich bin es nicht. Hier ist nicht Raum zugleich für ihn und meinen Gatten, er kommt, uns zu verderben, seine Nähe bringt Fluch.“ Sie riß die Thür des Gartens auf und flog

unter den Bäumen dahin, sie brach durch die Hecke und eilte hinab nach der Tiefe. Dort sprang sie auf den Steg, von dem sie vor Kurzem die Leute des Dorfes gescheucht hatte, wild brauste unter ihr die Fluth, das Holzwerk bog sich und stöhnte. Ein Riß, ein Krach, mit starkem Schwunge hob sie sich auf der andern Seite zum Felsen, hinter ihr wirbelten die Trümmer der Brücke thalab. Sie stand auf dem Felsvorsprung vor der Grotte und hob mit wildem Blick die Hände zum Himmel. Hinter ihr kam der älteste Bruder vom Garten gelaufen und schrie laut auf, als er die Trümmer der Brücke dahintreiben sah.

„Ich bin geschieden von euch," rief Ilse, „sage dem Vater, er soll nicht sorgen um mich, die Luft ist rein, ich stehe im Schutz des Herrn, dem ich diene, und mir ist leicht im Herzen."

4.

In der Höhle.

Das dunkle Wasser gurgelte und strömte zum Thale, der Wiederschein des Abendroths glänzte von den Erkerfenstern des alten Hauses, unter dem Stein der Höhle stand allein das Weib des Gelehrten. Wo einst die Frauen der alten Sachsen auf das Rauschen der Waldbäume gelauscht, wo das Weib des gejagten Räubers die Steine geschleudert auf die Verfolger, stand wieder eine flüchtige Tochter des Felsens und sah hinab auf das wilde Treiben der Gewässer und hinauf zu dem Hause, wo der Feind ihres Gatten im Lehnstuhl des Vaters lag. Noch hob sich ihre Brust in tiefen Athemzügen, aber sie blickte freundlich auf den braunen Fels, der sich über ihr zum schützenden Obdach wölbte. Unter ihr wälzte sich wilde Fluth und Zerstörung, um sie herum spielte sorglos das kleine Leben der

Natur. Die Libellen jagten einander über dem Wasser, die Bienen summten um die Kräuter der Berglehne, die Waldvögel sangen ihr Abendlied. Sie setzte sich auf die Steinbank und rang nach friedlichen Gedanken, sie legte die Hände zusammen und neigte das Haupt; das Wetter, welches durch ihr Inneres gefahren, schwand dahin in der Thräne, welche ihr aus dem Auge floß. „Ich will nicht an mich denken, nur an meine Lieben. Die Kleinen werden nach mir verlangen, wenn sie zu Bett gehen, heut hören sie nicht die Stadtgeschichten, die ich ihnen zum Einschlafen erzählen muß. Sie waren alle naß von ihrer Fischerarbeit, und in der Verwirrung wird Niemand für trockne Strümpfchen sorgen, ich habe über anderem vergessen was ihnen nöthig war. Der Jüngste besteht eigensinnig darauf, ein Professor zu werden. Mein Knabe, du weißt nicht was du willst. Was mußt du lernen und an dir ändern! denn die Arbeit, die das Leben an uns thut, ist unermeßlich. Als ich hier neben dem Vater saß, glaubte ich einfältig, daß die Menschen um so edler sind, je höher ihr Amt ist, die vornehmsten unter Allen die besten, und daß alles Gewichtige auf Erden groß und mit feinem Geiste gemacht wird. Auch da die beiden Gelehrten kamen und ich an dieser Stelle mit Felix zuerst über Bücher sprach, da wähnte ich noch, was gedruckt zu lesen ist, das müsse ungefälschte Wahrheit sein, und Jeder, der schreibt, ein grundgelehrter Mann. So kindisch denken noch Viele. Aber ich bin ein Trotzkopf geworden, der sich heftig auflehnt gegen Andere, sogar gegen die Worte meines Mannes, der bei mir am höchsten steht." Sie sah mit trübem Lächeln vor sich hin, aber gleich darauf neigte sie das Haupt und wieder rannen die Thränen in den Schooß.

Vom Garten herüber erscholl der Zuruf des Bruders. „Holla, Ilse, bist du da? Noch sind die Fremden im Hause, sie binden einen Tragsessel für den Kranken zusammen, er soll nach der Oberförsterei geschafft werden. Der Vater hat zu thun, Boten auszusenden. Auch die Brücke nach Rossau ist

mit dem Wasser davongegangen, wir können nicht nach der Stadt, und Niemand aus der Stadt zu uns. Wir ängstigen uns, wie du zu uns herüber kommen sollst."

„Sorge nicht um mich, Hans; sage den Mädchen, sie sollen unsern lieben Gast nicht vergessen über den Fremden und grüße mir die Kinder, ich will nicht, daß sie zum Gutenachtgruß an den Wasserrand kommen, denn das Ufer ist glatt."

Ilse setzte sich an den Eingang der Höhle und blickte in dem Raume umher, erst am Morgen hatte sie hier gesessen; als das hohe Wasser heranfloß, war sie über den Steg geeilt, die Geschwister zu warnen. Noch lag ihre Arbeit auf der Bank und ein Buch, das ihr einst, da sie noch Mädchen war, der Pfarrer geschenkt. Es war das Leben der heiligen Elisabeth, von einem eifrigen Geistlichen ihrer Kirche geschrieben. „Als ich zuerst von dir erfuhr," dachte sie, „Frau Ilse von der Wartburg, du vornehme Namensschwester, war mir dein Leben rührend, und Alles was du gethan, und was die Sage von dir erzählt, schien mir ein Beispiel für mich selbst. Du warst ein Weib, fromm, verstandvoll und liebenswerth und einem wackern Herrn vermählt. Da machte ihn die Sehnsucht, in seinem Ritterstand besondere Ehre und Kriegsruhm zu erwerben, blind gegen die nächste Pflicht seines Lebens, er verließ dich und die Bauern seiner Heimath und zog in die Fremde und das Land Italien. Wohl zwei Jahre ritt er umher, er kehrte müde und nüchtern zurück. Aber er fand sein liebes Weib nicht wie er sie verlassen. Du hattest dich in der Einsamkeit nach dem Manne gebangt, und in deiner Schwermuth gegrübelt über die großen Geheimnisse des Lebens. Dein eigenes Leben war voll Sehnsucht gewesen, darüber warst du zu einer frommen Büßerin geworden. Du trugst das härene Hemd und schwangst die Geißel über deinem Rücken, du beugtest Stirn und Gedanken vor einem unduldsamen Priester. Und du thatest, was nicht recht war und nicht schicklich, du legtest den Aussätzigen, um deinem Gott zu gefallen, in das Bett deines

lieben Mannes. In deiner überspannten Frömmigkeit hast du dein warmes Herz und die schamhafte Weiblichkeit verloren. Du wurdest von den Geistlichen heilig gesprochen, aber du arme Frau hattest in deinem Ringen um das, was sie die Gnade Gottes nannten, menschliches Gefühl und milde Sitte hingeopfert. Es ist nicht gut, Ilse, wenn Mann und Frau sich ohne zwingende Noth von einander scheiden.

„Wer gegen den Geliebten hart wird, der begeht dies Unrecht doch nur, weil er selbst ihm Leides gethan oder weil er sich von ihm gekränkt meint. Woher kam es doch, daß du erkrankte Fremdlinge auf dem Lager pflegtest, das dein Gatte verlassen? Ich fürchte, heilige Elisabeth, es war der Trotz gekränkter Liebe, und es war die geheime Rache über die lange vergebliche Sehnsucht nach deinem Gatten. Dein Beispiel ist für uns keine Lehre, es ist eine Warnung. Meine alte Freundin Penelope, das arme heidnische Fabelweib, war menschlicher und sie war eine bessere Frau als du. Sie weinte jede Nacht um den Geliebten, und als er endlich zu ihr zurückkam, da schlang sie ihre Arme um ihn, weil er die geheimen Zeichen des Lagers noch kannte."

Wieder klang es von der andern Seite des Wassers. „Hörst du mich, Ilse?" rief der Landwirth am Uferrand.

„Ich höre, Vater," antwortete Ilse sich erhebend.

„Die Fremden ziehen zum Hofe hinaus," sagte der Vater, „der Kranke ist so schwach, daß er Andern schwerlich zu schaden vermag; du aber bist in Wahrheit von uns geschieden. Es dunkelt und es ist keine Aussicht zur Nacht den Steg über das Wasser zu zimmern. Geh auf deiner Seite thalab über die Hügel nach Rossau, dort bleibe bis morgen bei unsren Bekannten. Es ist ein weiter Umweg, aber du kannst vor Nacht dort sein."

„Ich bleibe hier, mein Vater," rief Ilse hinüber, „der Abend ist mild, es sind nur wenige Stunden bis zum nächsten Morgen."

„Mir ist's hart, Ilse, daß mein wildes Kind unter dem Felsen ruhen soll im Angesicht ihres Hauses."

„Sorge nicht um mich. Der Mond geht über mir und die Sterne; du weißt, ich fürchte mich nicht vor den Zwergen der Höhle und auf meinen Bergen auch nicht vor Gewalt der Menschen."

Die Dämmerung des Abends sank über das tiefe Thal, aus dem Wasser hob sich der Nebel, er schwebte langsam von Baum zu Baum nach der Höhe, er wogte und ballte sich und zog zwischen Ilse und dem Vaterhaus seine dämmrigen langen Schleier. Die Stämme der Bäume, das Schieferdach des Hauses verschwanden, die Höhle schwebte in Wolken und Luft, gelöst von der übrigen Erde, unter undeutlichen Schatten, sie hingen sich an das Thor des Felsens und flatterten an Ilse's Füßen dahin, sie fuhren zusammen und zerflossen.

Ilse saß am Stein des Einganges, die Hände über das Knie gefaltet, in ihrem hellen Gewande selbst einem Fabelweibe aus alter Zeit, einer Herrin der schwebenden Schatten vergleichbar. Sie blickte auf ihrer Uferseite entlang nach dem Bergweg, der von Rossau herführte.

Da schallte dumpf durch den Nebel der ferne Schritt des Wanderers, dem eine hülfreiche Göttin seinen Pfad in dunklen Wolken verbarg. Ilse faßte an den feuchten Stein. Neben ihr am Boden bewegte sich's, undeutlich huschte etwas vorüber, vielleicht eine Nachtschwalbe oder Eule. „Er ist es," sagte Ilse leise, sie stand langsam auf, aber die kräftige Frau bebte und hielt sich an die Felsen.

Aus dem weißen Dunst trat die Gestalt eines Mannes, auch er hemmte erstaunt seinen Schritt, als er das Weib an der Felswand stehen sah. „Ilse," rief eine helle Stimme.

„Ich erwarte dich hier," sagte sie leise. „Halte dort still, Felix. Du findest dein Weib nicht, wie du sie verlassen. Ein Andrer hat sich begehrt, was dir gehört, ein giftiger Hauch hat mich getroffen, man hat gewagt, mir Worte zu sagen,

welche ein ehrliches Weib nicht hören darf, und man hat mich betrachtet, wie eine gekaufte Sclavin."

„Du hast dich dem Feinde entzogen."

„Ich habe es gethan, darum stehe ich hier. Aber ich bin in den Augen der Leute nicht mehr, wie ich einst war. Du hattest ein säuberliches Weib; die jetzt vor dir steht, ist im Gerücht wegen Vater und Sohn."

„Geräusch der Zungen verklingt wie der Wasserschwall vor deinen Füßen. Wenig gilt, was die Anderen meinen, wenn wir gethan haben, was uns selbst befriedigt."

„Mir thut wohl, daß dir die einzelnen Menschen so wenig sind gegen deine Gedanken. Aber ich bin nicht so stolz und frei. Ich berge mein Leid, aber ich fühle es immer. Ich bin erniedrigt vor mir, und ich fürchte, Felix, auch vor dir. Denn ich habe mir mein Unglück selbst bereitet, ich bin zu herzlich gewesen gegen Fremde, und ich habe ihnen ein Recht gegeben über mich."

„Du bist erzogen im Glauben an die Autorität. Wer löst sich von frommer Gläubigkeit ohne Schmerzen?"

„Ich bin erwacht, Felix. Antworte mir noch einmal," fuhr sie mit stockendem Athem fort, „wie kommst du zu mir zurück?"

„Als ein müder, irrender Mann, der das Herz und die Vergebung seines Weibes sucht."

„Was hat dir dein Weib zu vergeben, Felix?" frug sie wieder.

„Daß mir die Augen geblendet wurden bei meinem Suchen, und daß ich der nächsten Pflicht vergessen, um ein Traumbild zu jagen."

„Ist das Alles, Felix? Hast du mir dein Herz zurückgebracht, wie es sonst gegen mich war?"

„Liebe Ilse," rief der Gatte sie umschlingend.

„Ich höre den Ton deiner Liebe," rief sie leidenschaftlich und warf ihre Arme um seinen Hals. Sie zog ihn in die

Grotte, strich ihm mit den Händen die Wassertropfen aus dem feuchten Haar und küßte ihn auf den Mund. „Ich halte dich, geliebtes Leben, ich klammere mich fest an dich und keine Gewalt soll mich mehr von dir scheiden. Hier sitze, vielduldender Wanderer, ich halte deine Schultern und dein Haupt, laß mich aus deinem Munde hören allen Kummer, den du erlebt.“

Der Gelehrte hielt sein Weib im Arm. Er fühlte ihr Beben, als er von seinen Abenteuern berichtete. „Mich hetzte heißer Zorn und Angst hinter dem Fürsten her auf dem Wege nach Rossau,“ schloß er seinen Bericht, „unerträglich schien mir der Aufenthalt beim Wechsel der Pferde. Unten in der Stadt traf ich ein Wagengetümmel, ärger wie am Markttag, vor der Herberge Gewirr der Räder, Geschrei der Menschen, Landleute und Lakaien des Hofes, welche nicht über das Wasser kamen. In der Stadt erfuhr ich von Fremden, daß der Feind unseres Glückes durch die Hand des Schicksals getroffen ward, die in dem Wasser nach seinem Leben schlug. Man rief mir entgegen, daß die Brücke zu dir gebrochen sei, ich sprang aus dem Wagen, um den Fußpfad über die Berge zu suchen, und den Weg hinter dem Garten. Da fuhr mir der Hund unseres Hauswirths um die Beine, ein Kutscher unserer Stadt trat grüßend zu mir und erzählte, daß er Fritz und Laura nach der Stadt gebracht, sie aber waren hinausgegangen, weit unten stromab einen Uebergang zu finden. Du magst denken, daß ich zu warten nicht vermochte.“

„Ich wußte, daß du diesen Weg suchen würdest,“ rief Ilse. „Heut bist du zu mir gekommen, zu mir allein, nur mir gehörst du an, heut bist du mir auf's Neue geschenkt, und zum zweiten Mal gelobst du dich mir. Die Menschenwohnungen um uns sind verschwunden, wir beide stehen einsam in dem wilden Geklüft der Zwerge, du, mein Felix, dem die ganze Welt gehört, der alle Geheimnisse des Lebens kennt, Vergangenes weiß und Künftiges ahnt, du hast jetzt nichts als die Decke dieser Felskluft und das Grastuch der armen Anna, worein

ich dir die müden Glieder hülle. Noch ist der Stein warm, und ich streue dir das Gras unseres Berges zum Lager. Nichts hast du, mein Held in der Wildniß, als Fels und Kraut, und die Ilse an deiner Seite."

Jetzt ist stille Nacht, leiser rauscht die Strömung, um die Brombeerranken über der Höhle hängt sich der weiße Nebeldunst zu dichtem Vorhange. Dämmrige Schemen gleiten das Thal entlang, sie schweben in langem, weißem Gewande am Felsthor vorüber, hinab in das Freie, wo sie ein frischer Luftzug zerweht. Hoch oben spannt der Mond sein weißes schimmerndes Zelt, aus Lichtstrahlen und Wasserdunst gewebt, über das Thal, und lustig lacht der alte Gaukler herab auf die Felsgrotte. Wie das täuschende Mondlicht die Sterblichen neckt durch wesenlosen Schein, so necken sie sich selbst durch die Bilder ihrer Phantasie, in Liebe und Haß, in Laune und Zorn; ihr Leben verrinnt, indem sie ihrer Pflicht gedenken und dabei irren, die Wahrheit suchen und dabei träumen. Der Geist fliegt hoch und das Herz schlägt warm, aber der Kobold Phantasie wirthschaftet unablässig zwischen dem Ernst des Lebens, der Klügste täuscht sich selbst, und den Besten betrügt sein Eifer.

Schlummre in Frieden, Frau Ilse. Du sitzest auf der Steinbank und hältst das Haupt deines Gatten im Schooß, selbst in der Seligkeit dieser Stunde fühlst du noch das Leid, das dir und ihm geschehen, und ein leiser Seufzer schwirrt wie ein Nachtfalter an dem Gestein der Höhle. Schlummre in Frieden. Denn du hast in diesen Wochen erlebt, was dir Gewinn wird für alle Tage deiner Zukunft. Du hast gelernt, aus der Tiefe deines eigenen Lebens Urtheil zu holen und entscheidenden Entschluß. Sieh, Ilse, der leichtgebauten Erzählung von dem, was du erlittest, wollte nicht geziemen, die hohen Fragen über das Ewige, die du erhobst, den Zweifel und deine Gewissenskämpfe einzeln aufzuzählen. Das wäre zu schwere Ladung für den flüchtigen Nachen. Aber wie der

rudernde Schiffer, welcher das Auge nach unten richtet, doch die Himmelswolken im Wiederscheine der Fluth erkennt, so wird deine innere Befreiung aus dem Wiederschein deiner Gedanken sichtbar, aus Antlitz und Geberde und aus deinem Thun.

Schlummert ruhig, ihr Kinder des Lichtes, manche Hoffnung ward euch getäuscht und mancher holde Glaube ist durch rauhe Wirklichkeit zerstört. Gestalten vergangener Zeit, Gestalten die ihr mit Ehrfurcht in eurem Herzen getragen, haben lebendig auch in euer Leben gegriffen. Denn was der Mensch denkt und was der Mensch träumt, das gewinnt eine Gewalt über ihn; was einmal in die Seele gefallen, das wirkt lebendig darin fort, erhebend und treibend, herabziehend und zerstörend. Auch um euch erhob sich ein Spiel phantastischer Träume. That es euch weh in einzelnen Stunden, die Kraft eures Lebens hat es doch nicht geschädigt, denn die Wurzeln eures Glückes liegen so tief, als dem Menschen, der vergänglichen Blüthe der Erde, im Boden zu haften vergönnt ist. Schlummert friedlich unter dem Dach des wilden Felsens, Wärme haucht der Stein um euer Lager, und die uralte Wölbung der Decke spannt sich schützend über die müden Augen. Um euch ruht und träumt der Wald; am Eingange der Höhle sitzen die alten Bewohner des Felsens, weiß nicht, sind es die Erdmännchen, an welche Ilse nicht glaubt, oder sind es alte Freunde des Gelehrten, die kleinen gaisfüßigen Pane, welche ihr Waldlied auf der Rohrpfeife blasen. Sie halten ihre Finger an den Mund und hauchen zuweilen leise in ihr Rohr, daß es zu dem Rauschen des Wassers tönt, wie der sanfte Laut eines schlafenden Vogels.

5.

Tobias Bachhuber.

Ilse berührte leise das Haupt des Gatten, welches in ihrem Schooße lag. Felix schlug die Augen auf, schlang den Arm um sein Weib und sah einen Augenblick befremdet auf die wilde Umgebung. Wie ein weißer Vorhang schwebte der Nebel vor dem Bogen der Höhle, der erste Schimmer des Morgens färbte in dem dunklen Gewölbe einzelne vorspringende Zacken mit hellerem Braun, das Rothkehlchen sang und die Amsel pfiff, das holde Licht des Tages war nahe. „Hörst du nichts?“ flüsterte Ilse.

„Die Vögel singen und das Wasser rauscht.“

„Aber unter uns im Berge arbeitet eine fremde Gewalt. Es wühlt und stöhnt.“

„Es ist ein Waldthier,“ sagte der Professor, „ein Fuchs oder ein Kaninchen.“

Lauter wurde das Geräusch um den Sitz der Beiden; Etwas stieß an den Stein der Bank, arbeitete und seufzte wie ein Mann, der eine schwere Last trägt.

„Sieh,“ flüsterte Ilse, „es kommt heraus, es schleicht um unsere Füße, dort sitzt das fremde Ding, es hat glänzende Augen, es hat einen blitzenden Mantel um.“

Der Professor stützte sich auf seine Hand und schaute nach der dunklen Stelle am Boden, wo eine kleine Gestalt saß mit bärtigem Gesicht, den Leib verhüllt in steifem schimmerndem Gewande.

Die beiden Gatten sahen regungslos auf die Gestalt.

„Glaubst du jetzt an die Geister des Ortes?“ frug leise der Gatte.

„Ich fürchte mich, Felix, ich sehe deutlich das Gold des Kleides, ich sehe einen kleinen Bart und ein häßliches Gesicht.“ Sie erhob sich.

„Bist du der Zwergkönig Alberich?“ frug der Professor, „und liegt hier der Nibelungenhort?“

„Es ist der rothe Hund,“ rief Ilse, „er hat ein Röckchen an.“

Der Professor sprang auf, der Hund legte sich ihm winselnd vor die Füße; der Gelehrte beugte sich nieder, fühlte einen fremden Stoff um den Leib des Hundes und riß die Hülle ab. Er trat in den Eingang und hielt sie gegen das Dämmerlicht; es war alter vermoderter Stoff mit Goldfäden durchwirkt. Der Hund fuhr befreit von seiner Last mit Geknurr aus der Höhle. Der Professor sah lange auf das zerschlissene Gewebe, ließ den Lappen fallen und sagte ernsthaft: „Ilse, ich bin am Ziel meines Suchens. Dies sind die Ueberreste eines geistlichen Meßgewandes. Der Hund hat dies aus einem Loch gezogen, in das er spürend gekrochen war, der Schatz der Mönche liegt hier in der Höhle. Ich bin fertig mit meinen Hoffnungen. Vor wenig Tagen hätte mich diese Entdeckung schwindeln gemacht, jetzt liegt eine so finstere Erinnerung darüber, daß mir die Freude an Allem, was die Tiefe bergen mag, fast geschwunden ist.“

Am andern Ufer wurden Stimmen laut; Hans rief wieder durch den Nebel ein Holla, er grüßte die Schwester und Felix, welche auf die Platte vor der Höhle traten, mit lautem Jubelruf: „Das Wasser ist gefallen.“ Die andern Geschwister stürmten nach, traten dicht an das Wasser, jauchzten und schrieen; Franz brachte ein Butterbrot in Zeitungspapier und erklärte seine Absicht, dies Frühstück hinüberzuwerfen, damit die Leute drüben nicht verhungerten. Die Kinder bekämpften diesen Entschluß und eifrig wurde über einen Plan gehandelt, Bindfaden an einem Ball überzuwerfen und das Butterbrot daran zu befestigen. Das Tagesleben des Gutes klang wieder in gewohnter Weise.

„Ist Fritz angekommen?“ rief der Professor über den Strom.

„Sie sind noch in Rossau," rief Hans, „die Brücke ist erst gegen Morgen fertig geworden. Herr Hummel ist auf und hinab."

Auch der Vater kam, gefolgt von einem Trupp Arbeiter, welche Balken und Bretter herzutrugen. Die Männer gingen in's Wasser und trieben dort eine Unterlage in den weichen Boden, auf der sie einige schlanke Baumstämme über das Wasser legten. Der Professor zog an dem zugeworfenen Seile; nach stündiger Arbeit war ein schmaler Steg errichtet. Der Landwirth war der erste, der zu seinen Kindern herüberkam. Die Männer wechselten ernsten Gruß. „Haben die Leute am Tage eine Stunde Zeit," sagte der Professor, „so mögen sie hier noch ein letztes Werk thun: der Versteck des Mönches war in dieser Höhle."

Zu derselben Zeit stieg Herr Hummel mit schnellen Schritten zur Stadt Rossau hinab. Noch arbeiteten die Zimmerleute über der Brücke; er warf einen bedenklichen Blick auf die Stelle, wo er im Wasser die Füße des jungen Prinzen gefaßt hatte und brummte: „Er ging unter wie eine Kanonenkugel. Tüchtigkeit zur See fehlt diesem Volke oben und unten, sie haben in der ganzen Gegend nicht einmal einen Kahn. Vor zwanzig Jahren soll einer hier gewesen sein, wie das Gerücht geht; er ist zu Kaffeeholz zerschlagen. Der beste Dank an diesen Vielstein für die Unruhe, die wir ihm machen, wird sein, daß ich ihm einen Kahn unter seine Strohbündel schicke."

Mit diesem Vorsatz trat er in die Thür des Lindwurms. Dort traf er auf den verschlafenem Wirth. „Wo ist das junge Paar, das gestern Abend hier ankam?"

„Sie werden wohl noch oben sein," sagte dieser gleichgültig, „die Rechnung ist noch nicht bezahlt."

„Sie sind ein Gastwirth für reisende Faulthiere, aber nicht für Menschen," rief Herr Hummel, „ich habe längst gewünscht, ein solches monströses Fossil lebendig zu erblicken. Natürlich,

Ihr Hotel ist zu groß, als daß Sie sich um jeden gemeinen Reisenden kümmern könnten. Ihre Gäste putzen sich die Stiefeln und Sie schreiben die Rechnung. Haben Sie die Güte mir die Klingel zu Ihrem Portier nachzuweisen." Als er zum Oberstock hinaufsteigen wollte, hörte er einen Freudenschrei. „Vater, mein Vater," rief Laura die Treppe hinabstürzend; sie warf sich ihm an den Hals und hielt ihn fest mit so warmem Ausdruck ihrer Zärtlichkeit und Trauer, daß Herr Hummel gnädig wurde. „Gesindel!" rief er, „habe ich euch erwischt? Wartet, ihr sollt mir die Entführung theuer bezahlen."

Der Doctor polterte ebenfalls von oben herab und begrüßte freudig Herrn Hummel. „Euer Wagen fährt mit den Sachen nach, wir gehen voran," befahl Herr Hummel. „Wie war dein Don Juan?" frug er die Tochter leise.

„Vater, er hat wie ein Engel für mich gesorgt und die ganze Nacht auf einem Stuhl vor meiner Thür gesessen. Es war schrecklich, mein Vater."

„Und wie gefällt dir eine solche Entführung? Sie ist poetisch, sie giebt große Gefühle, man vermeidet dadurch den Baumkuchen und die ungesalzenen Scherze des Mimen."

Laura aber drückte sich an den Vater und sah ihn flehend an, bis Herr Hummel sagte: „Es war also eine Kur. Dann will ich gern die Rechnung des Lindwurms bezahlen."

Sie schritten miteinander zum Thor hinaus, Hummel zwischen den beiden Entführten. „Wie war sie unterwegs?" frug er den Doctor vertraulich.

„Sehr liebenswürdig," rief dieser, den Arm des Vaters drückend, „aber ängstlich, ich wurde viermal auf den Kutschbock geschickt, weil ihr die Reue ankam."

„Warum sind Sie als Mann hinaufgeklettert?" frug Hummel entrüstet.

„Mir war lieb, daß sie das Ungewöhnliche der Reise so tief empfand."

„Mir ist lieb, daß mein Pudel in's Wasser geht, sagte

der Floh, und ertrank," spottete Herr Hummel. „Weßhalb sahen Sie die Angst meines Wurms nicht ruhig an? Es hätte Ihnen manchen Tanz mit ihr erspart, wenn Sie gleich am ersten Tage fest gewesen wären."

„Sie war noch nicht meine Frau, Herr Hummel," sagte der Doctor.

„Also geduldige Bosheit," versetzte der Vater, „Sie mögen Ihr Schicksal abwarten."

Als sie in die Nähe des Hofes kamen, die Tochter am Arm des Vaters, den sie nicht mehr loslassen wollte, begann dieser: „Heut kein Wort über eure greuliche Entführung. Vor den Leuten hier habe ich deinen Unsinn vertuscht und einen Mantel umgehangen, damit du die Augen aufschlagen kannst. Ihr seid angemeldet und erwartet als ruhige Reisende. Wir bleiben heut hier zusammen, morgen spreche ich als Vater ein letztes Wort mit deiner Poesie."

Vor dem Thore empfing die Wanderer fröhlicher Gruß der Hausgenossen. Der Professor und der Doctor lagen einander in den Armen. „Du kommst zu guter Stunde, Fritz, das Abenteuer, welches wir vor Jahren hier begannen, heut kommt es zum Ende. Der Schatz des Frater Tobias ist entdeckt."

Nach einigen Stunden brach die ganze Gesellschaft zur Höhle auf, die Werkleute folgten mit Eisen und Hebebäumen.

Der Landwirth betrachtete den Steinblock im Hintergrunde der Höhle, unten an der Seite sah er ein Loch, dasselbe, aus welchem der Hund zur Oberwelt gestiegen war. „Diese Oeffnung ist neu," rief er, „sie war jedenfalls durch einen Stein verschlossen, der hinabgefallen ist."

Die große Steinbank wurde mit Anstrengung weggewälzt, eine Oeffnung, so weit, daß ein Mann ohne Schwierigkeit einkriechen konnte, zeigte sich dem Blick. Die Lichter wurden hineingehalten, sie erhellten eine abwärts geneigte Fortsetzung der Höhle, die noch mehre Ellen tief in den Berg hineinging.

Es war ein wüster Raum. Sicher war er in der Mönchszeit trocken gewesen, aber er war es nicht mehr. Baumwurzeln hatten den zerklüfteten Fels auseinander getrieben, oder Schichten des Gesteins hatten sich in nasser Zeit gesenkt, es war vom Berge her ein Zugang für Wasser und Thiere entstanden, Waldstreu und Knochen bildeten eine wirre Masse. Die Arbeiter fuhren mit ihren Werkzeugen hinein und räumten auf, neugierig saßen und standen die Anwesenden umher, der Professor, trotz seiner Ruhe, dicht an dem Schatze. Den Doctor aber litt es nicht lange zuzusehen, er zog seinen Rock aus und stieg in die Oeffnung. Vermoderte Stücke eines dicken Tuches wurden heraufgebracht, wahrscheinlich war der Schatz in einem großen Sack zu seinem Versteck gefahren worden. Dann kamen Altardecken und geistlicher Ornat.

Ein froher Ruf, der Doctor reichte ein Buch hinauf, das Antlitz des Professors war hoch geröthet, als er darnach griff. Es war ein Missale auf Pergament. Er gab es dem Landwirth, der jetzt mit großem Antheil auf den lange geleugneten Schatz blickte. Der Doctor reichte das zweite Buch, Alle drängten sich herzu, der Professor saß auf dem Boden und las, es war eine jämmerlich zugerichtete Handschrift des heiligen Augustinus. „Zwei," sagte er, seine Stimme klang rauh vor innerer Bewegung. Der Doctor reichte das dritte Buch, wieder geistliche lateinische Hymnen mit Noten. Das vierte ein lateinischer Psalter. Der Professor hielt die Hand hin und die Hand zitterte; „gieb her," rief er.

Dumpf klang die Stimme des Doctors aus der Höhlung: „Es ist nichts mehr darin."

„Sieh genauer nach," sagte der Professor mit stockendem Athem.

„Hier das letzte," rief der Doctor und reichte ein viereckiges Brettchen heraus, „und hier noch eins." Es waren zwei Bücherdeckel aus festem Holz, die Außenseite mit geschnitz-

tem Elfenbein überzogen. Der Professor erkannte beim ersten Blick an der gebräunten Platte, in den abgestoßenen Figuren die byzantinische Arbeit der letzten römischen Zeit, eine Kaisergestalt auf dem Throne, über ihr Engel mit der Glorie. Großes Quadrat, Arbeit des fünften oder sechsten Jahrhunderts. „Es sind die Deckel der Handschrift, Fritz, wo ist der Text?"

„Kein Text vorhanden," tönte wieder die dumpfe Stimme des Doctors.

„Nimm das Licht und leuchte." Der Doctor nahm auch die zweite Leuchte hinein, er fuhr mit Hand und Hacke an jedem Punkte des Felsens umher, er warf die letzte Nadel Waldstreu hinaus, und den letzten Ueberrest des Sackes. Es war nichts von der Handschrift zu sehen, kein Blatt, kein Fidibus. Der Professor sah auf die Deckel. „Man hat sie abgerissen," sagte er tonlos, „wahrscheinlich hielten die Mönche den römischen Kaiser in Elfenbein für einen Heiligen." Er hielt die Deckel an das Licht, auf der innern Seite des einen waren unter Staub und Moder in alter Mönchschrift die Worte zu lesen:

„Von Ausfahrt des Schweigenden."

Jetzt fuhr der Schweigende aus seiner Höhle, aber er schwieg, sein Mund blieb stumm für immer.

„Unser Traum ist zu Ende," sagte der Professor gefaßt, „die Mönche haben den unleserlichen Text aus den Deckeln gerissen und zurückgelassen, die Handschrift ging wohl nicht mehr in den gefüllten Sack. Der Schatz ist verloren für das Wissen unseres Geschlechtes. Die Hand berührt, was einst Hülle der Handschrift war, und uns wird das schwere Gefühl nicht erspart, um das Unwiederbringliche zu trauern, als wäre es vor unsern Augen untergegangen. Wir aber kehren besonnen an das Licht zurück, und thun unsere Pflicht, lebendig zu machen, was erhalten blieb, für unser Geschlecht und für die, welche nach uns sein werden."

„Bachhuber hieß dieser Genius,“ rief Herr Hummel, „er war seinem Zeichen nach ein Esel.“

Der Landwirth aber legte die Hand auf die Schulter des Sohnes. „Gegen den Landwirth habt ihr Gelehrten zuletzt doch Recht behalten,“ sagte er. „Schließt die Oeffnung wieder mit der Steinbank,“ befahl er den Arbeitern, „die Höhle soll werden wie sie war.“

Still kehrte die Gesellschaft zum alten Hause zurück, die Knaben trugen die Bücher, die Mädchen die Bündel zerschlissener Mönchsgewänder, sie machten Pläne, die Goldfäden für sich herauszuziehen, die Professor hielt die Deckel der verlorenen Handschrift.

Als sie das Haus betraten, klapperte von der andern Seite Hufschlag, der Landwirth trat in die Thür, der alte Oberförster hielt auf seinem Rappen an. „Ich reite in Eil über den Hof, Bescheid zu sagen; bei uns geht's drunter und drüber, Hofchargen, Minister, von allen Seiten werden Aerzte geholt, meine Leute sind sämmtlich fortgeschickt, ich muß selbst nach Rossau, einen Courier zu bestellen. Ich fürchte, mit dem Herrn steht's schlecht, er erkennt Niemanden. Jetzt erwartet der Erbprinz noch die Ankunft des Leibarztes, sobald dieser die Erlaubniß giebt, wird die Gesellschaft nach der Residenz aufbrechen. An allem Schrecken ist dieser unglückliche Umbau meiner stillen Wohnung schuld. Noch Eins, weil mir's grade einfällt. Ihr Schwiegersohn sucht ja alte Papiere und Bücher. Da stehen bei uns noch einige Kisten mit solchem Plunder aus uralter Zeit, wo die Oberförsterei noch fürstliches Pürschhaus war, über der Thür ist unter der Tünche ein fremdes Wort zu erkennen: Solitudini, welches „in der Einsamkeit“ bedeuten soll. Die Kisten sind morsch, beim Bau werden sie doch von der Stelle geschafft. Ist's bei uns ruhiger, dann könnte der Herr Professor vielleicht einen Blick drauf werfen.“

„Da ist auch das Lustschloß Solitude mit den ächten

Kisten des Beamten," rief der Professor. „Ich thue keinen Schritt mehr nach jenem Hause."

Der Doctor ergriff seinen Hut, sprach leise mit Laura und dem Landwirth. „Ich bitte mich für heut zu beurlauben," sagte er hinausgehend.

Erst am Abend kehrte er zurück. „In den Kisten sind Baurechnungen vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts über Reparaturen am Klostergebäude und über diesen Hof. Außerdem einige Bände Corneille. Der Candidat, welcher nach Amerika ging, ist mit dem Oberförster verwandt."

„Wir sind geneckt worden," sagte der Professor ruhig. „Es ist gut, daß jeder Zweifel geschwunden ist."

„Nun," versetzte der Doctor, „daß die alte Handschrift zerstört sei, dafür haben wir doch keinen Beweis. Es ist immer noch möglich, daß sie ganz oder in Trümmern irgendwo zum Vorschein kommt. Wer weiß, auf welchen Bücherrücken ihre Streifen kleben."

„Auf den Büchern, welche der Schwede mit Flammenschrift in Rossau geschrieben hat," versetzte der Professor mit trübem Lächeln. „Wir sind fertig mit der Handschrift, Fritz, die Quälgeister sind uns gründlich gebannt."

In der frühen Morgenstunde des nächsten Tages fuhr eine Reihe Hofwagen von der Oberförsterei ab; der erste war dicht geschlossen, in ihm lag der kranke Fürst, behütet von seinen Aerzten, ein aufgegebener Mann. Vor der Fahrt winkte der Erbprinz den Oberförster an seinen Wagen. „Giebt es einen andern Weg nach Rossau, als durch den Hof jenes Gutes?"

„Ueber die lange Höhe, durch den Wald, es ist ein Umweg," versetzte der Oberförster.

„Wir fahren den Waldweg," befahl der Erbprinz. Auf dem Wege begann er zu seinem Begleiter: „Ich erwarte von Ihrem Charakter, Weidegg, daß Sie bei jeder Gelegenheit den Menschen, welche dort wohnen, achtungsvolle Zuneigung be-

weisen werden. Ich bin der Sohn des kranken Fürsten, welchem dort von einer Stimme die Aufnahme versagt wurde. Ich werde die Schwelle jenes Hauses nicht wieder betreten, und ich wünsche, daß Sie den Namen der Frau in meiner Gegenwart niemals erwähnen."

Der traurige Zug bewegte sich nahe bei der Stelle vorüber, wo einst der Blitzstrahl die Fichte zerschlagen. Im Schritt fuhren die Wagen auf dem Holzwege des Bergrückens. „Fahren Sie voraus," sagte der Prinz, „ich gehe eine Strecke zu Fuß." Er trat auf den Gipfel des Berges, das junge Tageslicht färbte die düstern Büschel des Haidekrauts mit goldigem Grün. Von derselben Höhe, wo einst eine frohe Gesellschaft gerastet hatte, sah der Prinz hinab auf den Bielstein, welcher aus dem weißen Frühnebel ragte, auf Dach und Erker des alten Hauses. Lange stand der Prinz regungslos, von dem Thurm der Dorfkirche klang das Glöckchen in die Bergluft hinauf, er neigte sein Haupt, bis der leise Ton verhallt war, dann streckte er grüßend die Hand nach dem Steine aus, wandte sich schnell ab und schritt den Waldweg entlang.

Auf dem Hofe des Bielsteins aber krähten zu derselben Stunde die Hähne, die Sperlinge schrieen im Weinlaub, die Leute rüsteten sich zur Arbeit des Tages. Da pochte die Faust des Herrn Hummel dreimal an die Stubenthür, hinter welcher seine Tochter Laura schlief. „Steh auf, entführtes Wurm," brummte er, „wenn dir noch lohnt von deinem verlassenen Vater Abschied zu nehmen." Es fuhr im Zimmer umher und klapperte mit den Pantoffeln, Laura's Kopf guckte durch einen Thürritz.

„Vater, du willst uns doch nicht verlassen?"

„Du hast mich verlassen," versetzte Hummel, „wir wollen noch schnell die letzten Redensarten miteinander abmachen. Zieh' dich ordentlich an, du sollst mich den Berg hinab begleiten, ich warte unten im Hausflur." Er mußte eine gute

Weile seiner Tochter harren, ging ungeduldig auf und ab und sah nach der Uhr. „Glauben Sie mir, Gabriel," sagte er dem Diener, der in seinem besten Staat zu ihm trat, „vieles Unglück kommt von den langen Haaren der Weiber. Deßhalb können sie nie zu rechter Zeit fertig werden, darin liegt ihr Privilegium, womit sie uns vexiren, und darum behaupten sie das schwächere Geschlecht zu sein. Ordnung und Pünktlichkeit werden nie erreicht, wenn nicht dem ganzen Frauenvolk an einem Tage der Zopf abgeschnitten wird."

Laura schwebte die Treppe herab, hing sich an den Arm des Vaters und streichelte ihm mit der kleinen Hand die Wange.

„Komm in den Garten, Theaterprinzessin," brummte er, „ich habe mit dir noch einige Augenblicke allein zu reden. Entführt wärst du, den Scandal hast du durchgesetzt. Wie ist dir zu Muth?"

„Bangsam, lieber Vater," sagte Laura kleinlaut. „Ich weiß, daß es eine Thorheit war, und Ilse sagt es auch."

„Dann wird's schon richtig sein," versetzte Hummel trocken. „Und was soll jetzt mit dir werden?"

„Was du willst, mein Vater," sagte Laura. „Fritz und ich sind der Meinung, daß wir dir unbedingt zu folgen haben. Ich habe durch meine Thorheit jedes Recht verloren, dir einen Wunsch auszusprechen. „Wenn ich noch bitten darf," sagte sie furchtsam, „ich möchte einige Zeit hier bleiben."

„Also du willst deinen Entführer wieder los werden?"

„Er geht zu seinen Eltern zurück, und wir warten, mein Vater, bis er einen Ruf bekommt an eine Universität, er hat Aussichten."

„So?" sagte Hummel kopfschüttelnd, „das Alles wäre vor der Entführung verständig gewesen; jetzt ist es zu spät. Ihr seid bereits miteinander in der Kirche aufgeboten, einmal für dreimal." Laura trat zurück. „Das thaten die Leute nicht anders," fuhr Hummel fort. „Als bekannt wurde, daß ihr ausgerissen seid, hat sich die Geistlichkeit nicht nehmen lassen

euch aufzubieten; ihr wart noch nicht lange zum Thor hinaus, als dieses Unglück vor sich ging."

Laura stand erschrocken, ein heißes Roth fuhr ihr über die Wangen. In der Waldkirche unten läutete das Glöckchen. Herr Hummel zog ein Papier aus der Tasche. „Das sind diese verdammten alten Pathenhandschuhe, ich wünsche dies Zeug endlich los zu werden. Hier hast du deine Ausstattung, weiter kann ich dir nichts mitgeben. Zieh' sie schnell an, damit die Leute wenigstens an deinen Fingern merken, daß für dich heut ein Festtag ist. Bei der Geschichte mit dem Trauringe kannst du sie schnell wieder abziehen."

„Vater!" rief Laura, und rang die Hände.

„Du wolltest ja keinen Baumkuchen leiden," versetzte Hummel, „da muß das Hochzeitskleid und manches Andere auch entbehrt werden. Dieser Schrecken wäre passender gewesen vor der Entführung, jetzt wird unweigerlich geheirathet, entweder zur Stunde oder gar nicht. Meinst du, daß man nur zum Spaß in die Welt zieht?"

„Meine Mutter!" rief Laura, und die Thränen stürzten ihr aus den Augen.

„Du hast ja deiner Mutter entlaufen wollen, und wenn dein Vater nicht aus guter Meinung zu den fremden Leuten gekommen wäre, so hättest du das Geschäft ganz allein abgemacht. Unsern hausbackenen Bürgergefühlen wolltest du ja aus dem Wege gehen."

Laura hielt sich mit zitternder Hand an einem Baum und sah den Vater flehend an. „Du bist doch nicht so kühn, als ich dachte, jetzt kommt der Banghase bei dir zum Vorschein."

Laura warf sich an die Brust des Vaters und schluchzte an seinem Herzen, er streichelte ihr die Locken. „Kleine Hummel," sagte er herzlich, „Strafe muß sein, und es ist keine harte Strafe; mir ist recht, daß du ihn heirathest. Er ist ein braver Mann, das habe ich gemerkt, und wenn es dein Glück

ist, will ich schon mit ihm auskommen, du mußt nur nicht gleich summen und schwärmen, wenn ich einmal auf meine Art bürste. Es ist mir auch recht, daß du ihn heut heirathest, das ist jetzt für alle Theile gut, deine Brautgefühle kannst du später haben, mache nachher deine Rührung durch, wie du willst. Jetzt sei mein tapferes Kind, wir dürfen die Andern nicht warten lassen. Bist du bereit?"

Laura weinte, aber es klang leise wie ein Ja.

„Dann wollen wir den Bräutigam wecken," sagte Hummel, „ich glaube, dies Opferlamm schläft noch ohne Ahnung seines Schicksals."

Er verließ seine Tochter, eilte zur Thür des Doctors und sah in das Zimmer. Fritz lag in festem Schlummer. Hummel ergriff die Stiefeln, welche vor der Thür standen, und setzte sie hart vor das Bett.

„Guten Morgen, Don Juan," brummte er. „Haben Sie die Güte, sich sogleich in dieses Leder hineinzubemühen. Dies sind Ihre Brautstiefeln. Meine Tochter Laura läßt Sie ersuchen sich zu beeilen, der Geistliche wird ungeduldig."

Der Doctor sprang mit beiden Beinen aus dem Bett. „Ist das Ernst?" frug er.

„Greulicher Ernst," sagte Hummel.

Auf den Doctor brauchte er nicht lange zu warten. Er trat in den Garten, wo Laura noch immer allein in der Laube saß, ängstlich wie ein eingesperrter Vogel der sein Bauer nicht zu verlassen wagt. Hummel führte den Doctor zu ihr. „Da habt ihr euch," sagte er feierlich. „Es ist ein schöner Morgen, grade wie damals, wo ich als Wanderbursch auszog. Heut schicke ich mein Kind in die Welt, und das ist eine andere Sorte von Gefühlen. Ich habe nichts dagegen, wenn ihr glücklich miteinander lebt, bis zuerst eure Kinder von euch in die Welt laufen, dann die Enkel. Denn der Mensch ist wie ein Vogel, er müht sich und trägt die Halme zusammen für sein Haus, aber die junge Brut achtet das Nest der Eltern nicht. So

wird der alte Rabe jetzt allein sitzen und Wenige finden, die sich über sein Krächzen ärgern. Nehmen Sie meinen Dickkopf hin, lieber Fritz, lassen Sie ihr nicht zu viel Willen. Ich habe Sie mir einige Zeit angesehen, und ich will Ihnen jetzt etwas im Vertrauen sagen, bei der Geschichte mit den Katzenpfoten fiel mir ein, daß Sie doch am Ende kein übler Mann für diese Hummel wären. Daß Sie Hahn heißen, ist zuletzt auch nur ein Unglück." Er küßte Beide recht herzlich. „Jetzt kommt, ihr Ausreißer, denn die Andern warten." Hummel schritt vor seinen Kindern nach dem Hause, er öffnete die Thür der Wohnstube, die ganze Familie war versammelt. Laura flog zu Ilse und verbarg ihr heißes Gesicht an der Brust der Freundin. Diese nahm den Brautkranz, den die Schwestern herzutrugen, und setzte ihn auf Laura's Haupt. Gabriel öffnete die Thür. Vor Jahren hatte der Doctor den Freund von den Brombeerranken an der Mauer in die Kirche gezogen, jetzt schritt auch er, die Geliebte an der Hand, in die kleine Dorfkirche, wieder streuten die Kinder Blumen. Als der Geistliche die Hände des Brautpaars zusammengab, faßte auch Ilse die Hand ihres Gatten.

„Die Mutter fehlt," sagte Hummel zu der Neuvermählten, als diese ihm nach der Trauung um den Hals fiel. „Und des Doctors Wirthschaft auch. Ihr aber seid Bürgerkinder, und wie erhaben eure Gefühle sind, ihr werdet euch unserm Brauche fügen. Ihr reist von hier nach eurer Vaterstadt zurück. Dort werden die Mütter euch Nachhochzeit halten, und du, Landläuferin, sollst den schlechten Gedichten nicht entgehen. Ihr werdet mich entschuldigen, wenn ich an diesem Tage nicht zu Hause bin, ich mache meine Geschäftsreise, und zweimal in einer Woche sein Kind zu verheirathen, schickt sich nicht." Leise sagte er zu der Tochter: „Unter uns, ich mag nicht mit der Hühnerfamilie zusammen in den bewußten Brautkuchen picken.

„Ihr sollt nicht bei mir wohnen, und nicht in dem Hause drüben, das hat die Freundin hier gerathen, und es ist mir

ganz recht. Nach dem Hochzeitessen mögt ihr einige Wochen reisen, dann aber kehrt ihr in die Heimath zurück."

„Die Brautreise macht ihr allein," sagte der Professor, „nicht mit uns. Ilse und ich sind entschlossen, nach kurzer Rast zur Stadt zurückzukehren. Ich habe noch einige Monate dieses Sommers vor mir, ich will sie wenigstens für einen engern Kreis von Zuhörern nützlich machen. Unter den Büchern finden wir wieder, was uns in der Fremde entschwand, Frieden im Innern, und Frieden mit unserer Umgebung."

Es war um die Osterzeit des folgenden Jahres, da standen Herr Hummel und Gabriel beide in festliches Schwarz gekleidet vor der Thür des Hauses Nr. 1 in der Parkstraße.

„Ich war bei ihr," begann Herr Hummel vertraulich zu Gabriel, „ich habe ihr diesmal das Geld selbst gebracht, weil Sie das wollten. Bei den Wirthsleuten und Nachbarn habe ich mich nach ihr erkundigt. Sie hält sich ordentlich und das Wesen ist verändert. Viel Wasser, Gabriel," er wies auf die Augen.

„Sie waren doch freundlich zu ihr?" frug Gabriel finster.

„Wie ein Lamm," versetzte Hummel, „und sie gleichfalls. Die Stube war dürftig, ein einziges Bild hing darin ohne Rahmen, Gabriel, als eine Erinnerung an ihren glücklichen Stand in jenem Hause. Es war ein Hahn mit goldenen Federn."

Gabriel wandte sich ab.

„Zuletzt wurde der Aufenthalt für meine trockene Constitution zu feucht. Aber es wird für sie gesorgt. Sie soll in ein anständiges Geschäft als Verkäuferin, und für den illegitimen Knips werden die Frauen sorgen. Ich habe mit Madame Hummel gesprochen und diese mit der Hahnfrau drüben, die beiden werden ihren wohlthätigen Kohl zurecht kochen.

Denn was Sie betrifft, Gabriel allen Respect, aber was zu viel ist, das ist zu viel."

Herr Hummel faßte achtungsvoll einen Westenknopf Gabriels und drehte das abgewandte Antlitz mit dem Knopf wie durch eine Schraube auf sich zu. Dann sah er eine Weile in die trüben Augen, ohne ein Wort zu sprechen. Aber die beiden verstanden einander. „Es war eine schwere Zeit, es war eine tolle Zeit, Gabriel, in jeder Hinsicht," begann Herr Hummel endlich kopfschüttelnd, „was wir mit Souveränen ausgeführt haben, war keine Kleinigkeit."

„Er hatte wenig Gewicht," sagte Gabriel, „und trug sich wie eine Feder."

„Darauf kommt's gar nicht an," sagte Herr Hummel, „die Sache war verdienstlich. Denken Sie, was das heißt, einen jungen Souverän retten, das machen uns Wenige nach. Und mir kamen einen Augenblick ehrgeizige Gedanken. Nämlich der Kammerherr, kein übler Mann, und ein alter Bekannter von uns, rührte mich auf, als er neulich vorsprach."

„Er hat auch mich rufen lassen," unterbrach ihn Gabriel mit Selbstgefühl. „Der Prinz Victor hatte ihm aufgetragen, er sollte mir seine Grüße ausrichten und sagen, der Prinz würde jetzt die Prinzessin heirathen."

„Auch diese Art von Hofbesitzern wird häuslich," sagte Herr Hummel, „das ist doch wenigstens ein Anfang. Also der Kammerherr versicherte mich höchster Dankbarkeit, machte so seine Redensarten und stichelte endlich auf ein Prädikat, wissen Sie, was das ist?"

„Hm," sagte Gabriel, „wenn es etwas ist, was man bei diesem Hofe verschenkt, so wird es sich wohl mit einer bunten Schweinsblase vergleichen, in welcher kein Taback ist, es wird wohl ein Titel sein."

„Getroffen," sagte Herr Hummel. „Was meinen Sie zu Herr Hofhutfabrikant und Hausbesitzer Heinrich Hummel?"

„Schwindel," versetzte Gabriel.

„Richtig, es war eine Schwäche, aber ich kam noch zu rechter Zeit dahinter. Denn ich fragte diesen Kammerherrn: welche Zumuthung würden Sie dafür an mich richten? Gar keine, sagte er, als daß Sie ein ansehnliches Geschäft darstellen. Das ist mein Fall, sagte ich. Aber was für Hüte wird man bei mir suchen? Denn wer Erfahrungen gemacht hat wie ich,
: Sie, Gabriel, da kam der
war seine Ansicht und Zu-
zen ein Mann, bei dem auch
ich für die Ehre und drehte

diesem Stoff muß eine Mil-
jetzt gute Freunde mit Den
ochter dem Hause verwilligt
Artikel in das Geschäft?"
Dinge durcheinander," sagte
schlimm genug, daß ich als
Nachbar meinen alten Zorn
sich jetzt noch ärgern, wenn
dort unter der verdammten
d? Nein, ich war ein schwa-
ein unverantwortlich leicht-
auch der Wurm, welcher ge-
Stachel. Und mein Stachel
: Feindschaft. Jedes Früh-
Winterkälte mein Triumph.
nein Geld habe ich diesen
ch bin immer noch Manns
ven aufzunehmen." Er sah
wo sonst sein Hund Spei-
t mir," fuhr Herr Hummel

enschheit ausgewischt," sagte

Denn was Sie betrifft, Gabriel allen Respect, aber was zu viel ist, das ist zu viel."

Herr Hummel faßte achtungsvoll einen Westenknopf Gabriels und drehte das abgewandte Antlitz mit dem Knopf wie durch eine Schraube auf sich zu. Dann sah er eine Weile in die trüben Augen, ohne ein Wort zu sprechen. Aber die beiden verstanden einander. „Es war eine schwere Zeit, es war eine tolle Zeit, Gabriel, in jeder Hinsicht," begann Herr Hummel endlich kopfschüttelnd, „was wir mit Souveränen ausgeführt haben, war keine Kleinigkeit."

„Er hatte wenig Gewicht," sagte Gabriel, „und trug sich wie eine Feder."

„Darauf kommt's gar nicht an," sagte Herr Hummel, „die Sache war verdienstlich. Denken Sie, was das heißt, einen jungen Souverän retten, das machen uns Wenige nach. Und mir kamen einen Augenblick ehrgeizige Gedanken. Nämlich der Kammerherr, kein übler Mann, und ein alter Bekannter von uns, rührte mich auf, als er neulich vorsprach."

„Er hat auch mich rufen lassen," unterbrach ihn Gabriel mit Selbstgefühl. „Der Prinz Victor hatte ihm aufgetragen, er sollte mir seine Grüße ausrichten und sagen, der Prinz würde jetzt die Prinzessin heirathen."

„Auch diese Art von Hofbesitzern wird häuslich," sagte Herr Hummel, „das ist doch wenigstens ein Anfang. Also der Kammerherr versicherte mich höchster Dankbarkeit, machte so seine Redensarten und stichelte endlich auf ein Prädikat, wissen Sie, was das ist?"

„Hm," sagte Gabriel, „wenn es etwas ist, was man bei diesem Hofe verschenkt, so wird es sich wohl mit einer bunten Schweinsblase vergleichen, in welcher kein Taback ist, es wird wohl ein Titel sein."

„Getroffen," sagte Herr Hummel. „Was meinen Sie zu Herr Hofhutfabrikant und Hausbesitzer Heinrich Hummel?"

„Schwindel," versetzte Gabriel.

„Richtig, es war eine Schwäche, aber ich kam noch zu rechter Zeit dahinter. Denn ich fragte diesen Kammerherrn: welche Zumuthung würden Sie dafür an mich richten? Gar keine, sagte er, als daß Sie ein ansehnliches Geschäft darstellen. Das ist mein Fall, sagte ich. Aber was für Hüte wird man bei mir suchen? Denn wer Erfahrungen gemacht hat wie ich, der wird mißtrauisch. Und sehen Sie, Gabriel, da kam der Schwindel heraus. Denn was war seine Ansicht und Zumuthung? Ich war in seinen Augen ein Mann, bei dem auch Strohhüte umgingen. Da dankte ich für die Ehre und drehte ihm den Rücken."

„Nun," sagte Gabriel, „bei diesem Stoff muß eine Milderung eintreten. Wir sind ja jetzt gute Freunde mit Den drüben, und wenn Sie Ihre Tochter dem Hause verwilligt haben, warum nicht auch einen Artikel in das Geschäft?"

„Mengen Sie mir nicht diese Dinge durcheinander," sagte Herr Hummel ärgerlich. „Es ist schlimm genug, daß ich als Vater und gewissermaßen auch als Nachbar meinen alten Zorn verloren habe. Worüber soll man sich jetzt noch ärgern, wenn hier die Hand gedrückt wird und dort unter der verdammten Muse Familienpunsch getrunken wird? Nein, ich war ein schwacher Vater, ich war als Nachbar ein unverantwortlich leichtsinniger Mann. Aber, Gabriel, auch der Wurm, welcher getreten wird, behält noch seinen Stachel. Und mein Stachel ist das Geschäft. Darin bleibt die Feindschaft. Jedes Frühjahr die Rachsucht, und bei der Winterkälte mein Triumph. Mein Kind habe ich verloren, mein Geld habe ich diesen Phantasten hinübergetragen, aber ich bin immer noch Manns genug, um es mit Dem da drüben aufzunehmen." Er sah auf die leere Stelle der Freitreppe, wo sonst sein Hund Speihahn zu sitzen pflegte. „Dieser fehlt mir," fuhr Herr Hummel fort, nach der Tiefe zeigend.

„Er ist dahin und aus der Menschheit ausgewischt," sagte Gabriel.

„Er war ein Hund nach meinem Herzen," fuhr Hummel zögernd fort, „und ich habe daran gedacht, was meinen Sie, Gabriel, wenn ich ihm im Garten ein Denkmal setzte? Hier an der Straße, nur ein niedriger Stein, und darauf nur das eine Wort Speihahn. Wenn die Pforte offen steht, würde man's über die Straße lesen können. Es wäre ein Gedächtniß für das arme Thier, und außerdem an die gute Zeit, wo man einem Hahn noch die Federn rupfen konnte, ohne wegen Kindesmord angeschrieen zu werden."

„Es geht nicht," versetzte Gabriel, „was würden die Schwägersleute drüben dazu sagen?"

„Pfui Teufel!" rief Herr Hummel und wandte sich ab.

Ja, Speihahn war der Menschheit entwischt. Seit jener Stunde, wo er im dämmerigen Morgengrau den goldenen Chorrock des seligen Bachhuber als Halskrause um sich geschlagen hatte, war er verschwunden. Keine Forschung, kein Geldgebot des Herrn Hummel vermochten seine Spur zu ermitteln, vergebens wurden die Schäfer und Gutsarbeiter der Umgegend, sogar die Behörden von Rossau in Bewegung gesetzt, er war entwischt wie ein Geist. Die Stelle an der Freitreppe blieb leer. Die Lücke, welche er in der bürgerlichen Gesellschaft zurückließ, wurde durch jüngeres Hundegeschlecht der Parkstraße ausgefüllt; die Nachbarschaft fühlte bei jedem Gange auf der Straße ein Behagen, welches sie lange entbehrt hatte, der Cigarrenhändler stellte seine Bank wieder an Herrn Hummels Garten, und die weißgekleideten Fräulein, welche nach dem Stadtpark zogen, entsagten allmälig der Gewohnheit, vor dem Hause des Herrn Hummel abzubiegen und auf die Strohseite hinüberzuflüchten. Speihahn wurde von Vielen ohne Bedauern vergessen, nur bei alten Insassen der Straße blieb die Erinnerung an ihn als finstere Sage. Gabriel allein dachte jeden Abend an den Verlorenen, wenn er die kleinen Knochen für gleichgültige Nachbarhunde zurückstellte. Aber er wunderte sich über das Verschwinden des Hundes nicht. Er hatte längst

gewußt, daß es mit dieser Kreatur so oder so kommen müsse.

Dieser Ansicht war eine Bestätigung geworden, an welche Gabriel sein ganzes Leben hindurch dachte. Denn als er im Herbst mit seiner Herrschaft wieder den Bielstein besuchte, hatte er sich einmal einen freien Nachmittag erbeten und war, wie er jetzt öfter that, allein mit seinen Gedanken dahingeschritten. Er ging im Wald weit über die Oberförsterei hinaus, zwischen dicken bemoosten Buchenstämmen, zwischen Farrnkraut und Heidelbeeren. Es wurde Abend, graue Dämmerung legte sich um den Wanderer, er war über seine Richtung unsicher geworden und suchte unruhig den Weg nach Hause. Ganz in der Ferne rollte der Donner, und zuweilen fuhr ein gelber Schein über den Himmel und erhellte für einen Augenblick die Baumstämme und den Moosgrund. Bei solchem hellen Schein sah er sich plötzlich an einem Kreuzweg; er fuhr zurück, denn wenige Schritte von ihm schritt quer über den Pfad eine große dunkle Gestalt, eine breitkrempigen Filzhut auf dem Haupt, ein Gewehr auf der Schulter, ohne Gruß und lautlos glitt sie vorüber. Gabriel stand und staunte. Wieder ein Schein, und denselben Weg liefen zwei Hunde, ein schwarzer und ein röthlicher Köter mit dickem Kopf und gesträubtem Haar; plötzlich blieb der rothe stehen, wandte sich gegen Gabriel, und dieser sah deutlich an dem Ende des Hundes eine Quaste, welche sich wedelnd regte. Im nächsten Augenblick tiefe Finsterniß, Gabriel hörte vor seinen Füßen ein leises Winseln und ihm war, als ob etwas seine Stiefeln lecke. Noch ein leises Rauschen, dann war Alles still.

Die auf dem Gute behaupteten, es sei ein Wilddieb, oder der große Waldbelaufer jenseit der Grenze gewesen; Gabriel aber wußte, wer der Nachtjäger war und wer der Hund war. Der den Hund einst in Hummels Haus geschickt, ohne Geld und ohne Namen, der hatte ihn auch abgerufen. Der Hund bellte jetzt wieder durch die Nacht, wenn der Sturm wie ein Hifthorn

blies, wenn die Wolken unter dem Monde dahinflogen und die Bäume ihre Gipfel ächzend zur Erde neigten. Dann lief er über die Berge von Ressau, durch die Gründe des Bielsteins, er heulte und der Mond lachte fröhlich auf die Stelle herab, an welcher Tobias Bachhuber seinen Schatz deponirt hatte, darunter die Deckel der verlorenen Handschrift.

Aber wenn keinem Beobachter zweifelhaft sein konnte, was es mit diesem Hunde für ein Ende nehmen mußte, weit unsicherer ist das Urtheil der Gegenwart über eine andere Schattengestalt, welche um die Höhle schwebt.

Was kann dein Schicksal sein, unseliger Frater Tobias Bachhuber? Dein Benehmen gegen die Handschrift war so, daß es Alles übersteigt, was man von einem Tobias erwarten konnte. Es stand sehr zu befürchten, daß dein Leichtsinn gegen die höchsten Interessen der Menschheit auch deiner socialen Stellung im Jenseits geschadet habe. Gegen deine Seligkeit, Bachhuber, mußten schwere Zweifel entstehen. Denn das Unrecht, das du an uns begangen, war so groß, daß es auch einem Engel Thränen auspressen mußte. Uns Sterblichen ist unmöglich, deiner noch mit dem Vertrauen zu denken, zu dem uns deine treuherzigen Worte verführten: „haec omnia deposui, dies Alles habe ich niedergelegt.“ Das war eine Unwahrheit, Bachhuber, und die Wunde getäuschter Zuversicht wird stets auf's Neue brennen.

Antworte auf die Frage, Tobias, was waren deine Ansichten über den Zusammenhang des Menschengeschlechts? über die Verbindung der vergangenen und lebenden Geister? oder über das große Netz der Menschheit, in welchem du eine Masche warst? Deine Ansichten waren erbärmlich, du stopftest die große Handschrift, die Sehnsucht unserer Tage, in einen Sack, und da der Sack zu voll wurde, rissest du den Text heraus und bewahrtest für spätere Geschlechter die Deckel! Dreimal pfui!

Und dennoch schwebtest du ruhelos um die Höhle, und dennoch poltertest du seit der Schwedenzeit in den Kammern

des alten Hauses umher! Wozu diese Geschäftigkeit, thörichter Mönch? Solltest du vielleicht doch etwas bedacht und behütet haben, was zum Wohle der Enkel gereicht und dem erwähnten Zusammenhange des Menschengeschlechtes dient?

In der That, es wurde ein Schatz gehoben. Er sieht freilich anders aus, als die Forscher vermutheten, da ihr Auge zuerst auf den undeutlichen Buchstaben deines Verzeichnisses ruhte. Der Schatz, den die beiden Gelehrten gehoben, hat kleine geballte Fäuste, runde Wänglein und liebe Augen. Er ist lebendig geworden, aber er verhält sich keineswegs schweigsam. Bachhuber, solltest du deine Ordensregel leichtsinnig behandelt haben? hast du diesen Schatz in zwei Wohnungen an der hohlen und trocknen Stelle deponirt, welche in unserer Laiensprache Wiege heißt?

Heut ist große Taufe in der Wohnung des Professors, es ist eine Doppeltaufe. Des Professors Sohn heißt Felix und des Doctors junge Tochter Cornelia. Die Kinder haben fast zu gleicher Zeit den Entschluß gefaßt, durch ihr Erscheinen diese überfüllte Welt zu verengen. Die Pathen des Knaben sind Raschke und Frau Struvelius, die Pathen des Mädchens Struvelius und Frau Raschke, Herr Hummel aber ist Doppelpathe und steht in der Mitte, er schwenkt bald den einen, bald den andern Täufling.

„Es ist mir lieb, daß Ihres ein Sohn ist," sagt er zum Professor, „er wird blond und er wird lustig. Denn das weibliche Geschlecht nimmt überhand und wird uns zu kräftig, wir müssen uns durch Zuwachs stärken, sonst findet ein völliges Unterbuttern statt. Es ist mir lieb, daß deines ein Mädchen ist," sagte er zu seiner Tochter, „das Ding ist schwarz und borstig, es wird kein Hahn, sondern eine Hummel."

Die Taufe ist vorüber und Professor Raschke erhebt das Glas: „Zwei neue Menschenseelen im Reich der Bücher, zwei Gelehrtenkinder mehr in unserer doctrinären, wunderlichen, pedantischen, grilligen Zunft. Ihr Kinder werdet eure ersten

Reitübungen auf Folianten anstellen, euren ersten Helm und eure erste Schürze werdet ihr aus Correcturbogen eurer Väter anfertigen, früher als Andere werdet ihr mit heimlichem Bangen auf die Bücher schauen, die eure rosige Jugend umstehen. Wir aber wünschen, daß auch ihr dazu helft, einem späteren Geschlecht den stolzen Sinn zu bewahren, mit welchem eure Väter das eigene Leben hingeben als Suchende, Denkende, Gestaltende. Auch ihr, ob Mann, ob Weib, sollt treue Bewahrer der idealen Habe unseres Volkes sein. Ihr werdet ein Volksthum finden, das stärker die Flügel regt und höhere Forderungen an seine geistigen Führer stellt. Wie die Gegenwart uns, wird auch euch eure Zeit zuweilen mit einem Lächeln betrachten; sorgt dafür, daß es ein herzliches Lächeln sei. Und sorgt dafür, daß dem Volke dies Amt werth bleibe, das ihr von euren Vätern überkommt, und das auch ihr verwalten sollt als ehrliche Arbeiter im Reiche der Wissenschaft, treu im Glauben an den guten Geist unseres Lebens."

Raschke sprach's und schwenkte das Glas. „Bitte, es ist mein Glas," rief die Struvelius, „trinken Sie meine Handschuhe nicht, sie liegen darin."

„Richtig," entschuldigte sich Raschke, „es ist Leder." Er goß bedächtig den Wein aus seiner Flasche über die Handschuhe und rief sein Hoch!

Aber in der dämmrigen Ecke am Bücherschrank, wo das kleine Notizbuch des Fraters lag, erschien, von Jedermann unbeachtet, die demüthige Gestalt Bachhubers, einer Kindermuhme ähnlich, sie grüßte und verneigte sich dankend.

Als die Freunde geschieden waren, saß Ilse am Lager, das Kind vor sich auf dem Schooß; Felix kniete an ihrer Seite und beide sahen herab auf das junge Leben, das zwischen ihnen lag. „Es ist so klein, Felix," sagte Ilse, „und doch macht Alles was war, und Alles was ist, die Mutter nicht so glücklich, als der leise Herzschlag in seiner Brust."

„Ruhelos ringt der denkende Geist nach dem Ewigen,"

rief der Gelehrte, „wer aber Weib und Kind am Herzen hält, der fühlt sich der hohen Gewalt unseres Lebens einig verbunden in seligem Frieden.“

Die Wiege schaukelte, wie von Geisterhand berührt. — So also sieht der Schatz aus, verewigter Bachhuber, den du einem spätern Geschlecht durch hülfreiche Thätigkeit vermittelt hast? Es ist wahr, du hast an uns Uebles gethan. Jedoch, wenn man wieder erwägt, wie sorglich du in dem alten Hause und anderswo bedacht warst, als Ehestifter späteren Menschen gutherzige Dienste zu leisten, so kann man dir am heutigen Tauftage auch nicht böse sein. Eins in's Andere gerechnet, darf man wohl sagen: du warst ein Unglücksspilz, aber dein Herz war nicht schlecht. Und am Ende, Tobias Bachhuber, bist du doch nach vielen Bedenken aus alter Barmherzigkeit unter die Seligen aufgenommen, aber allerdings mit einem Fragezeichen: du trägst am Rücken deiner himmlischen Kutte als Nota für ewige Zeiten ein höllisches Schwänzchen — wegen der verlorenen Handschrift des Tacitus.

Ende.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.